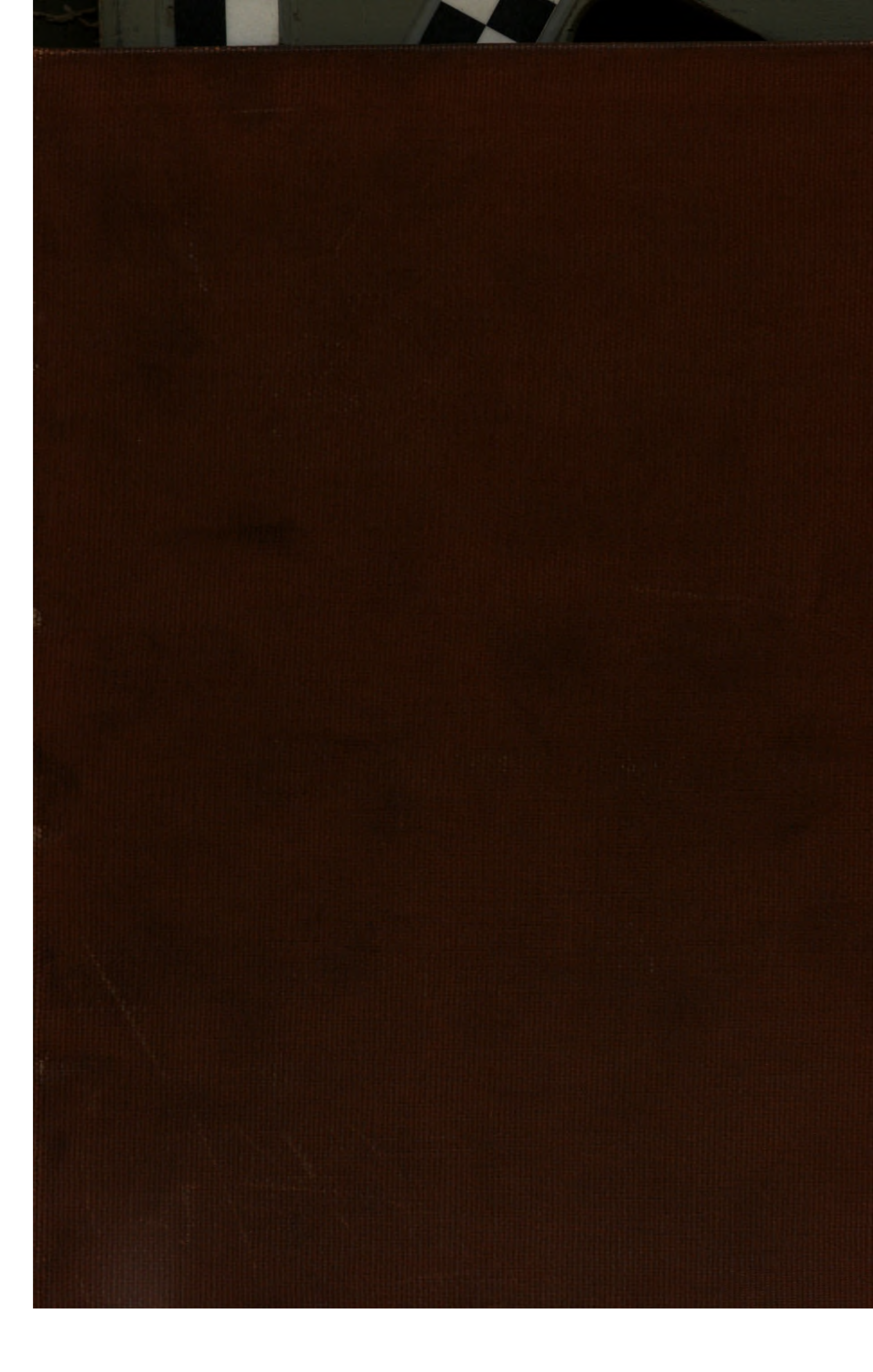
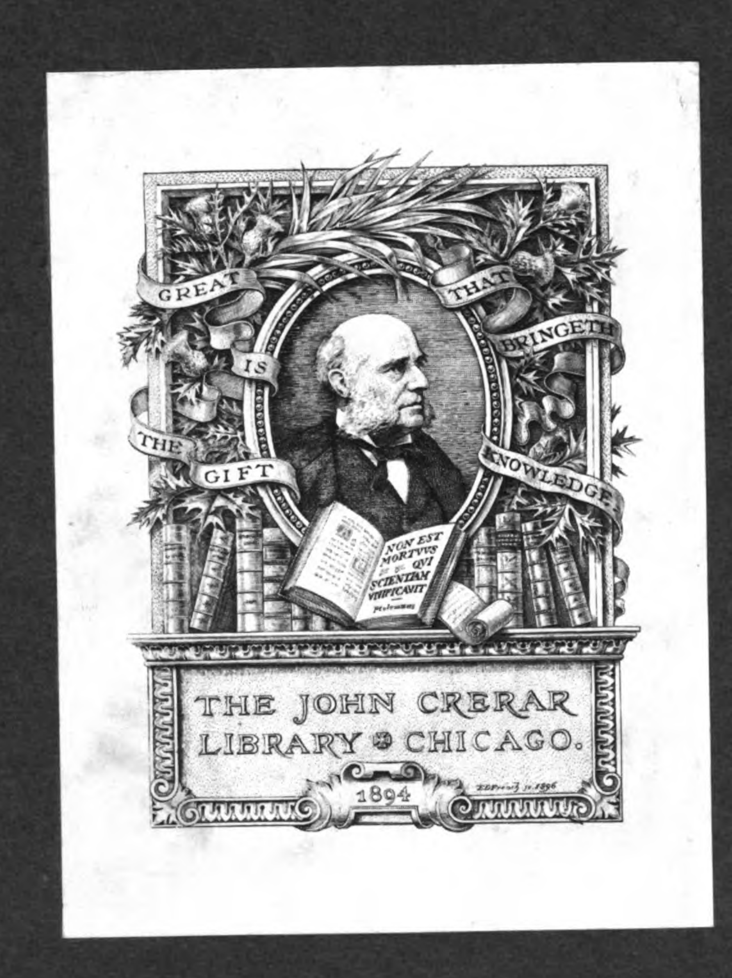
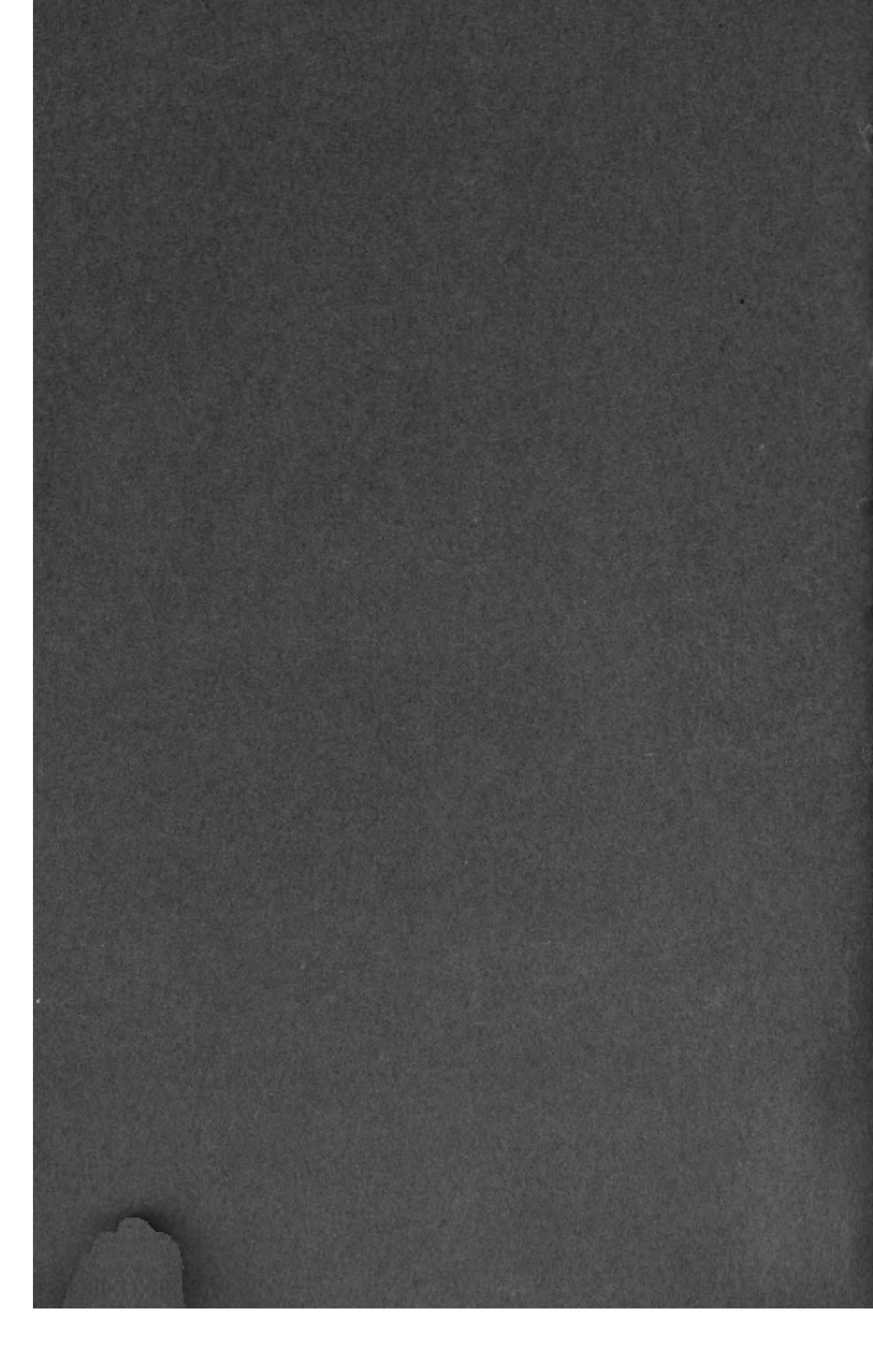



GREAT
IS
THE
GIFT
THAT
BRINGETH
KNOWLEDGE
NON EST
MORTUUS
QUI
SCIENTIAM
VIVIFICAVIT
THE JOHN CRERAR
LIBRARY CHICAGO.
1894





ABHANDLUNGEN
AUS DEM GEBIETE DER
SEXUALFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrage der

Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung von

Redigiert von **Dr. MAX MARCUSE, Berlin**

Band III

Jahrgang 1920/21



A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG, BONN

Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Inhalt.



Einzelpreis M. 10.— Vorzugspreis: M. 7.50

ABHANDLUNGEN
AUS DEM GEBIETE DER
SEXUALFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrage der

Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung von

Redigiert von Dr. MAX MARCUSE, Berlin

Band III Jahrgang 1920/21 Heft 1

Das Liebesleben des deutschen Studenten im Wandel der Zeiten

von

Dr. Oskar F. Scheuer

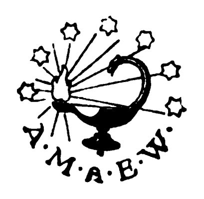


A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG, BONN

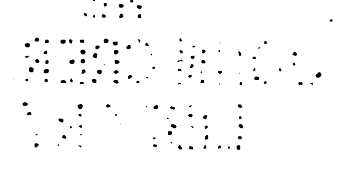
Das Liebesleben des deutschen Studenten im Wandel der Zeiten

Von

Dr. Oskar F. Scheuer



BONN 1920
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn)



Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Das Liebesleben des deutschen Studenten im Wandel der Zeiten.

„Das jeweilige sittliche Gebaren und die jeweiligen sittlichen Anschauungen und Satzungen, die die geschlechtlichen Betätigungsformen der Menschen innerhalb einer bestimmten Epoche regeln oder sanktionieren, sind die bedeutsamsten und bezeichnendsten Erscheinungen dieser Entwicklungsepoche. Die Wesensart jeder Zeit, jedes Volkes und jeder einzelnen Klasse offenbart sich gerade darin am ausgesprochensten." — Diese Worte, mit denen Eduard Fuchs seine illustrierte Sittengeschichte einleitet, ließen in mir den Gedanken entstehen, ein Bild der Wandlungen in den Anschauungen und Forderungen der geschlechtlichen Moral innerhalb der deutschen Studentenschaft in Vergangenheit und Gegenwart zu entwerfen und zu begründen.

Ich ging hierbei einerseits vom sexualpsychologischen Standpunkte aus, um so vielleicht einen Baustein für eine biologisch-soziologische Sexualwissenschaft zu liefern, andererseits, und dies im besonderen Maße, bediente ich mich der geschichtlichen Betrachtungsweise, ohne die es eine volkstümliche Untersuchung nicht gibt[1]). Denn immer und überall, in jeder Zeit, in jeder Periode findet sich eine Wechselwirkung zwischen Studenten- und Volksleben, und gerade diese ist es, welche die Geschichte des Studentenlebens zu einer bedeutsamen und reichen Fundgrube der deutschen Kulturgeschichte überhaupt macht.

Das deutsche Studententum ist seiner Organisation, seiner Tracht und seiner Sitte nach ursprünglich mit dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben seiner Zeit eng verwachsen gewesen. Insbesondere spiegelten sich die Phasen des Sittlichkeitsstandes der Zeit im großen auch in der engen Sphäre des Universitätslebens wieder. Wohl haben die Studenten von jeher im bürgerlichen Leben

---

[1]) Reuschel, Karl, Der Student und die Volkskunde. (Dresdner stud. Taschenbuch 1912/13. 10 ff.): „‚Volk' in dem Worte ‚Volkskunde' bedeutet nichts Politisches, sondern einen sozialen Begriff. — Der natürlich empfindende Mensch ist Gegenstand der Volkskunde. Darum erscheint es verkehrt, Volkskunde als Kunde von dem „vulgus in populo" zu bezeichnen. Was aus dem Fühlen und Denken des natürlich empfindenden Menschen hervorgeht, gehört in das Bereich volkskundlicher Wissenschaft. Nicht das Individuum entscheidet, sondern der Gesamtgeist. Darum können auch die gebildeten Stände, selbst der Adel, Beiträge zur Volkskunde liefern. Der Student, der sich mit seinen Kommilitonen eins weiß und sich als Angehöriger eines Standes fühlt, erheischt als Objekt der Volkskunde den lebhaftesten Anteil."

eine Ausnahmestellung eingenommen und gewissermaßen einen Staat im Staate gebildet. Nach und nach jedoch hat der nivellierende Geist der Zeit dem deutschen Studententume ein charakteristisches Merkmal nach dem andern genommen[2]), so insbesondere die akademische Gerichtsbarkeit, die den Sonderinteressen und Standesanschauungen der Studenten auch in sexualibus Rechnung trug. Unterstanden ihr ja in früherer Zeit unter anderem auch die Liebeshändel und sexuellen Vergehen der akademischen Bürger, und zwar bis zu dem Augenblick, wo im Jahre 1879 das Gerichtsverfassungsgesetz für das Deutsche Reich dieselbe gänzlich aufhob. In Österreich wurde diese Ausnahmsstellung schon 100 Jahre früher unter Kaiser Josef II. beseitigt[3]).

Das Liebesleben des deutschen Studenten war naturgemäß in den langen Jahrhunderten seines Bestehens mannigfachen Wandlungen unterworfen. Doch dürfen wir den Studenten mit all seinen Fehlern und Leidenschaften nicht von der übrigen Welt getrennt betrachten. Er ist und war immer das Erzeugnis seiner Zeit, nicht besser und nicht schlechter als sie.

Das Fleisch bleibt sich zu allen Zeiten gleich; wir werden es kennen lernen durch eine Beschreibung seiner wilderen und zahmeren Ausbrüche, ebenso auch die verschiedenen Arten, in denen es gezähmt wurde. Das ergibt eine Geschichte des sittlichen Urteils, bei derem Studium der rein objektiv Denkende zu dem Ergebnis kommen muß, daß jede Zeit ihre Mängel und Schwächen, jede aber auch ihre Vorzüge hat, daß jedoch im allgemeinen der Vergleich der Gegenwart mit der Vergangenheit umsomehr zugunsten der ersteren ausfällt, je weiter man dabei zurückgreift, und daß das Seufzen nach jener alten guten Zeit also nur bedingt gerechtfertigt erscheint[4]). Dies meint auch schon Seifart[5]), wenn er sagt, „wir dagegen halten

[2]) Schon 1857 sagt Ludwig Bechstein in seinen „Fahrten eines Musikanten": „Das deutsche Studentenleben war eine wichtige beachtenswerte Zeiterscheinung, auf welche die Nachwelt einst blicken wird wie auf ein zweites Mittelalter, dessen Ritterlichkeit es ebenso zu bewahren suchte, wie dessen Roheiten. Wir haben es versinken gesehen, und nun sammelt man in Bücher, was von seinen Sitten, Gewohnheiten und üblichen Bräuchen übrig blieb, zur Kunde für die spätere Nachwelt."

[3]) Akademische Gerichtsbarkeit bedeutete im Mittelalter nicht nur das Recht, die Mitglieder vor ein Gericht der Genossenschaft zu stellen, meist verbunden mit der Exemtion, d. h. der Unzulässigkeit einer Aburteilung durch andere Gerichte. Sie war vielmehr die volle Autonomie, d. h. das Recht, ohne fremde Einmischung selbst die Gesetze für die Lebensordnung der Mitglieder aufzustellen, das eigene Vermögen selbst zu verwalten, sich selbst zu regieren als Staat im Staate. (Stein, Friedrich, Die akad. Gerichtsbarkeit in Deutschland. Tübingen 1907. 11.)

[4]) Als ein solcher laudator temporis acti erscheint Arnold Ruge in seinem Buche: „Kritische Betrachtung und Darstellung des deutschen Studentenlebens in seinen Grundlagen" (Tübingen 1906), wenn er S. 130 von den heutigen Studenten sagt: „Die Poesie im Verkehre mit dem Weibe ist zum guten Teil verschwunden. Aus dem feinen, geistig-sinnlichen Genuß ist sinnliche Brutalität geworden. Einst war die Studentenliebe etwas Heiliges und etwas Typisches. ‚Küssen ist keine Sünde' hat man in dem goldenen Zeitalter der Universitäten aus frischem Herzen gesungen und es darnach gehalten."

[5]) Seifart, Karl, Altdeutscher Studentenspiegel. Bremen 1856. 34. Dortselbst auch: „Wo in aller Welt hätte man jetzt zum Beispiel nötig, bei Abfassung von akademischen Gesetzen Bestimmungen gegen das Rauben und Stehlen der Studenten aufzunehmen? Eine Zeit aber, welche sich bei den gebildetsten jungen Leuten solcher Verbrechen versehen konnte, mußte notwendig an sittlichem Werte unter einer Zeit stehen, welche von Verboten solcher Verbrechen Studenten gegenüber ganz absehen kann."

gerade im Interesse der Wahrheit und richtiger historischer Anschauung jede sentimentale und aus einem ganz unberechtigten Pietätsgefühl entspringende Beschönigung der guten alten Zeit für unstatthaft; denn wenn auch zugegeben ist, daß es unter allen Ständen und zu allen Zeiten neben vielen schlechten Individuen auch viele gute gegeben hat, so wird uns doch jeder Kenner vergangener Zeiten, sobald ihm nicht Parteisucht oder Reaktionswut den Blick beschränkt, zugeben, daß im Verhältnis zu unserer Zeit das Barbarische, Unmenschliche und somit Schlechte die Spuren des Menschlichen und Guten bei weitem überwog."

Übrigens kann man die Klagen einer Zeit über zunehmende Unsittlichkeit nicht immer nur als Beweis für die wirkliche Verschlechterung der Sitten anführen, sondern auch für die Veredlung des sittlichen Bewußtseins derer, die jene Klagen erheben. Und es muß ferner bei manchen uns in Erstaunen setzenden Erscheinungen im Verkehr der Geschlechter untereinander der Maßstab genauer betrachtet werden, der von den früheren Beurteilern der sittlichen Verfehlungen angelegt wurde. Ich habe hier die „epistulae obscurorum virorum" im Auge, die um 1516 aus dem Erfurter Kreise junger Poeten hervorgingen, welche in leidenschaftlicher Weise die Sittenlosigkeit der gelehrten Mönche und Lehrer der Scholastik geißelten. Ihre Schreibart ist von einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt. Sie legten jedoch bei ihrer Beurteilung den Maßstab der vita religiosa an, ein Maßstab, dessen Anlegung, wie Paulsen[6]) meint, die damalige Gelehrtenwelt ohne Zweifel so wenig als die Welt- und Klostergeistlichkeit ertrug; denn das erzwungene Zölibat war eine fleischlich gesinnten Menschen, die durch Aussicht auf Versorgung zu den Studien und ins Amt gelockt wurden, durchaus unangemessene Lebensform und hat sicherlich häßliche Dinge im Gefolge gehabt.

Die Literatur über das Sexualleben des deutschen Studenten ist nicht umfangreich. Sie behandelt fast nur das Liebesleben des modernen Studenten, und zwar ausschließlich vom medizinisch-hygienischen und ethischen Standpunkte. Ich habe mich nun im folgenden bemüht, zu zeigen, wie die Dinge einstmals gewesen sind, ich habe Vergangenheit und Gegenwart zu einer Kette gereiht und durch Zusammenfügen der jeweilig charakteristischen Tatsachen zu zeigen versucht, daß die Jetztzeit in der Vergangenheit wurzelt, und daß alle Dinge des Lebens im ewigen Rhythmus wiederkehren.

Wir müssen weit zurückblättern in der Geschichte des deutschen Volkes, wollen wir das Leben des deutschen Studenten in seinen Urkeimen kennen lernen.

---

[6]) Paulsen, Friedrich, Geschichte des gelehrten Unterrichts . . . 3. erweiterte Aufl. Leipzig 1919. 91. Dortselbst auch: „Ob übrigens die gegenwärtige akademische Welt, unsere Studenten und Kandidaten, unsere Referendare und jungen Ärzte, unsere jungen Gelehrten und Beamten, wenn sie vor das gleiche Gericht gestellt würden, im ganzen ein günstigeres Urteil erlangen würden? Ich wage die Frage nicht zu entscheiden; aber diejenigen, die so zuversichtlich von der gänzlichen sittlichen Verkommenheit des mittelalterlichen Klerus sprechen, sollten sie sich vorlegen. Vielleicht besteht der Vorteil derselben Klassen der gegenwärtigen Gesellschaft wesentlich darin, daß von ihnen Heiligkeit niemand erwartet und verlangt."

Nachdem Bonifacius, der Apostel der deutschen Lande, anfangs des 8. Jahrhunderts mit segnendem Stabe durch Deutschlands Gauen geschritten war, erwuchsen als Früchte seines Lebens und seiner Lehre überall im weiten Reiche zahlreiche Klöster und Kirchen [7]). Mit Schulen war Deutschland in jenen Tagen noch nicht überstreut. Daher kam es, daß Leute um Tonsur und Weihe baten, die weder des Lesens noch des Schreibens kundig waren, geschweige denn, daß sie der lateinischen Sprache, die ja für jeden Geistlichen notwendig war, mächtig gewesen wären. So waren an den neu erstandenen Klöstern Schulen notwendig geworden, die — es waren die sogenannten Kloster- und Domschulen — den Keim der deutschen Universitäten bargen, wie denn einzelne dieser Anstalten rasch zur Bedeutung „hoher Schulen" ihrer Zeit emporstiegen [8]).

Diese Klosterschulen bildeten bis ins 12. Jahrhundert hinauf die einzigen Pflanzstätten der Wissenschaft und Bildung, die sich eines zahlreichen Zulaufs erfreuten. Ihre Hauptaufgabe war die Unterweisung des Nachwuchses für den klerikalen Beruf.

Mit dem 13. Jahrhundert begann eine neue Epoche in der Entwicklung des mittelalterlichen Schulwesens [9]). Es kamen die Stadt- oder Ratsschulen dazu, Schulen, die in allen größeren Städten bei den Pfarrkirchen errichtet wurden. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts kam es zur Gründung der Universitäten. Sie waren zum Teil aus den Klosterschulen hervorgegangen, zum Teil selbständig entstanden, als der damalige lebhafte Aufschwung der Wissenschaften, insbesondere das Emporkommen der „scholastischen" Theologie neue und bessere Lehranstalten notwendig machte. Je mehr sich die Universitäten ausbreiteten, desto mehr verloren die Klosterschulen ihre Anziehungskraft. Dagegen erstarkten die Stadtschulen, da sie als Vorbereitung zum Eintritt in die Universitätsstudien benutzt werden mußten.

Werfen wir nun einen Blick auf die Vorläufer der Universitäten, auf die Kloster- und Stadtschulen und ihre Schüler.

Die Schüler der Klosterschulen, unsere ersten deutschen Studenten, zerfielen in solche der äußeren und solche der inneren Schule. In die erstere wurden namentlich auch arme Knaben aufgenommen, um sie zum Weltpriesterdienst zu erziehen. Zu den Schülern der inneren Schule zählten insbesondere jene Zöglinge, die von Kindheit auf im Kloster erzogen worden waren. Diese wurden oft schon mit dem 10. oder 12. Lebensjahre von ihren Eltern dem Gott geweihten Leben übergeben, weshalb man sie „pueri oblati" nannte. Der Eintritt der Novizen geschah also sehr früh [10]). Sebastian Brant sagt darüber in seinem Narrenschiff:

> Man stoßt manch Kind jetzt in ein Orden
> eh' es zu ein Mensch worden
> und es verstand, ob das ihm sei
> gut oder schad, steckt es im Brei.

---

7) Ebenhoch, A., Elf Jahrhunderte deutsches Studentum. Innsbruck 1886. 1 ff.

8) Pernwerth v. Bärnstein, A., Beiträge zur Geschichte und Literatur des deutschen Studententums. Würzburg 1882. 1 ff.

9) Nach Paulsen, a. a. O. 14 ff.

10) Nach Paulsen, a. a. O. 14 ff.

begann aber seine Schulzeit gewöhnlich mit 6—8 Jahren. Als Schulzeit bis zur Univer-

14 bis 15 Jahre verbrachte nun der Novize in der Klosterschule und trug Mönchskleider, während der Laienschüler in weltlichem Gewande einherging. Wir finden also hier Knaben und Jünglinge bis ins mannbare Alter hinein gemeinsam in Klostermauern eingepfercht. Innerhalb dieser dunklen Mauern der Askese und Wissenschaft ging es gar streng her. Die Zucht war dem allgemeinen Charakter der Zeit und dem besonderen Charakter der kirchlichen Disziplin entsprechend herb und hart. Die Rute war das große Zuchtmittel wie im Hause, so in der Schule; sie war das ständige Attribut des mittelalterlichen Lehrers. Daß sie auch als regelmäßige Nachhilfe der Didaktik verwendet wurde, zeigen ominöse Benennungen in Schulbüchern, wie sparadorsum, Rückenschoner [11]). In den Klöstern, in welchen die Zöglinge der inneren Schule, wie schon erwähnt, das Ordenskleid trugen, mußten sie stets das Habit ablegen, ehe sie gezüchtigt wurden. Dann empfingen sie die verdienten Streiche über das Hemd. Niemals durfte mit bloßen Händen geschlagen werden [12]). Der Orden der Cluniacenser verbot sogar dem Lehrer, der einen Schüler mit der Rute züchtigte, in allzu nahe Berührung mit dem Knaben zu kommen [13]). Wie es denn überhaupt aufs strengste untersagt war, einen Knaben zu betasten oder ihm so nahe zu kommen, daß die Kleidungsstücke sich berührten. Wenn ich noch anführe, daß die Schläge nur auf die Hände oder auf den Rücken gegeben werden durften [14]), so genügt das wohl zum Beweise, daß in der Art, wie die Rute gehandhabt werden durfte, ein gewisses System lag. Auch möchte ich noch die höchst sonderbare Sitte erwähnen, die in manchem Kloster herrschte und die, wie Specht [15]) meint, an die spartanische Knabengeißelung erinnert. Es wurden nämlich die Schüler zu bestimmten Zeiten, und zwar nicht wegen bestimmter Vergehen, geschlagen, gleichsam als gelte es, eine Art Generalabgleichung für alle begangenen Sünden während eines gewissen Zeitraumes zu vollziehen. Ob diese Züchtigung mit einem altgermanischen Brauche, wie Specht (a. a. O.) meint, zusammenhing oder in christlicher Umdeutung vielleicht an das Martyrium der unschuldigen Kinder erinnern sollte, soll hier nicht entschieden werden. Naheliegend ist der Gedanke, daß es sich bei dieser Generalzüchtigung

sität galt das 8. bis 16. Lebensjahr. Tatsächlich war das Alter mancher Schüler viel höher. Thomas Platter saß noch mit 18 Jahren auf der Schulbank mitten „unter den kleinen Kind, wie ein Gugglerin unter den Hünelin" (Selbstbiographie, 32), während auf der andern Seite z. B. Melanchthon und Eck schon mit dem 12. Jahre in die Heidelberger, Wimpheling schon mit dem 14. Jahre, Geiler, Reuchlin mit dem 15. Jahre in die Freiburger Matrikel eingetragen waren. (H. Meyer, Mitteilungen aus den Matrikelbüchern der Universität Freiburg 1897. 51 ff.)

11) Auf bildlichen Darstellungen erscheint die Rute als ein regelrechtes Attribut des Lehrers, wie denn im Elsaß „Besemer" (scoparius) geradezu als Amtsbezeichnung des Lehrers vorkommt. Vgl. Knepper, Das Schul- und Unterichtswesen im Elsaß bis 1530. Straßburg 1905. 211.

12) Specht, F. A., Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland. Stuttgart 1885. 205.

13) Bernardi ordo Cluniac. 1, 14. ap. Hergott 163 nach Specht, a. a. O. 169.

14) Die Darstellungen mittelalterlicher Kunst zeigen als Tummelplatz der Rute nur diesen. Vgl. Zappert, Über Stab und Rute im Mittelalter. Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien 1852. IX. 215. Anm. 66.

15) Specht, a. a. O. 210.

um eine Bestrafung der sexuellen Vergehen (Onanie u. a.) der Schüler gehandelt habe, wenn es auch nirgends deutlich ausgesprochen ist. Daß aber jene damaligen Lehrer-Mönche[16]) sich über die möglichen üblen Folgen der Prügelstrafe in sexualpsychologischer Hinsicht klar waren, zeigen die oben angeführten Gebote, daß Schläge nur auf die Hände oder den Rücken gegeben werden durften und daß die Knaben dabei nicht betastet werden sollten. Es besteht wohl kein Zweifel, daß bei der Prügelstrafe seitens des Lehrers sexuelle Motive in Frage kommen können, und daß bei Kindern sexuelle Anomalien durch die körperliche Züchtigung hervorgerufen werden können[17]). Wenn Paulsen[18]) meint, „daß das Nervensystem in jenen Tagen bei Kindern und Eltern und so auch bei den Schulmeistern noch härter war, als in dem ‚Jahrhundert des Kindes'", so hat er damit noch nicht bewiesen, ob die seelische Erschütterung, die mit der körperlichen Züchtigung unzweifelhaft verbunden ist, nicht auch damals eine Schädigung der geistigen Gesundheit der Schüler hervorgerufen hat[19]).

Wie dem immer auch sei, eines ist sicher, daß die Schüler, was bei dem fortwährenden Zittern unter der Rute nicht wundernehmen kann, auf allerlei sannen, um die drohenden Streiche von sich ferne zu halten. Vermochten Bitten und Tränen das Herz des Lehrers nicht zu erweichen, so suchten sie sich wohl durch irgendeine besonders gute Leistung in einzelnen Unterrichtsfächern von der Strafe loszukaufen. Viele Knaben entliefen auch ihren Lehrern und verbargen sich in Wäldern und Höhlen (Specht a. a. O. 208) oder wie Scheffel seinen Juniperus, einen sangeslustigen Klosterschüler, singen läßt:

„Theurer Lehrer, Gott befohlen
Durch den Rhein schwimm ich verstohlen
Und verlaß' Euch Klosterherrn."

Die Ruten- und Stockstreiche, Fasten und Arrest behagten ihm nicht, er flieht und wird „Goliarde":

„Stärker als der Wogen Strandung
Reißt der Minne wilde Brandung
Uns in Strom und Strudel fort."

womit Scheffel seines minneseligen Klosterschülers erwachenden Geschlechtstrieb[20]) dichterisch umschreibt.

Die Scholaren, die die Flucht nicht wagten und weiter in Klostermauern eingezwängt blieben, hatten zahlreiche religiöse

---

[16]) Auch in den Stadtschulen war das Züchtigen mit der Rute auf der Tagesordnung, und auch von Privatlehrern wurde hierin viel gesündigt.

[17]) Bekannt ist auch, daß die Prügelstrafe bei Kindern, die der Züchtigung anderer beiwohnen, leicht Anreiz zur Onanie werden kann.

[18]) F. Paulsen, a. a. O. 25.

[19]) Über die Schäden der Prügelstrafe in geistiger und sexualpsychologischer Hinsicht, vgl. J. Hampe, Sexualprobleme V. 1909. 252 ff.; G. Majer, ebenda 690; O. Kiefer, Zeitschr. f. Sexualwissensch. I. 1908. 478 ff. u. a.

[20]) Der Geschlechtstrieb mit seinem höchst differenzierten Erscheinungskomplex bildet „den Angelpunkt, um welchen sich die Gestaltung des ganzen Menschen während der Pubertätsjahre dreht." (Közle in Reins Encyclop. Handbuch d. Pädagogik II. 267.) Vgl. A. Kohl, Pubertät und Sexualität, Untersuchungen zur Psychologie der Entwicklungsjahre. Würzburg 1911.

und asketische Übungen zu machen, und es herrschte im Kloster ängstliche Aufsicht und strenge Regel für alle, auch die unbedeutendsten Handlungen. Eigene Wächter, die Cirkatoren, so lesen wir bei Kaufmann[21]), hatten die Scholaren beständig zu bewachen, und ein Schüler mußte sogar die Übertretungen des andern anmelden, die dem Auge des Cirkatoren entgangen waren. Selbst beim Spiele in den kurz bemessenen Erholungspausen fehlte ihnen das unentbehrliche Maß der Freiheit. In der Regel hatte jeder Schüler einen besonderen Aufseher, und dieser sollte es vermeiden, „propter bonum testimonium", mit seinem Zögling allein zu sein oder heimlich zu reden, um nicht bösen Verdacht zu erregen. In den Klöstern der Cluniacenser war es daher Sitte, einem Knaben zwei Kustoden an die Seite zu geben. Nicht bloß auf die kleineren Schüler erstreckte sich hier diese strenge Beaufsichtigung, sondern auch auf Jünglinge, die bereits die Schule verlassen und schon die Weihe des Subdiakonats oder Diakonats empfangen hatten[22]). Wenn Specht meint, daß dieses ängstliche Überwachen „nicht so fast um sittlichen Verirrungen vorzubeugen" verordnet worden war, als vielmehr um jedes „Sichgehenlassen" der Zöglinge in ihrem äußeren Verhalten in jedem Augenblicke ferne zu halten, so möchte ich doch fragen, warum im Schullokale die Knaben jeder auf einem eigenen Stühlchen, voneinander soweit entfernt sitzen mußten, daß einer den andern nicht leicht berühren konnte, und warum jeder Knabe, wenn er sich eines natürlichen Bedürfnisses wegen nachts vom Bette erheben mußte, stets seinen Aufseher zu wecken hatte, warum dieser noch einen andern Lehrer oder einen anderen Schüler wecken und beide dann den Knaben auf den Abort begleiten mußten.

Mit Recht betont Kaufmann[23]), daß klösterliche Askese allzeit leicht ins Gegenteil umgeschlagen ist und bereits bei den ältesten Mönchen der thebaischen Wüste der Spruch entstand: „Einen Mönch umlauert eine Legion Teufel und den Einsiedler umlauern zehn Legionen." In gleicher Erwägung geboten die Cluniacenser, daß die Zöglinge, welche von Kindheit auf im Kloster erzogen seien, strenger überwacht werden mußten, als andere[24]). Die Versuche, jedes sinnliche Wohlgefallen als Sünde anzusehen und zu unterdrücken, steigerte die Reizbarkeit und ließ sie oft im Alter nicht schwinden[25]). Wenn die Askese den Körper schwächte, so schwächte sie auch die Nerven, die überdies durch die beständige Beschäftigung mit übersinnlichen Dingen und Wiederholung von Erzählungen visionärer Zustände in unnatürliche Erregung versetzt wurden. So war der Boden bereitet für natürliche und unnatürliche Gelüste, und Onanie war an der Tages- und Nachtord-

[21]) Kaufmann, G., Die Geschichte der deutschen Universitäten. Stuttgart I. 140.
[22]) Specht, a. a. O. 160, 167.
[23]) Kaufmann, a. a. O. 140 ff.
[24]) Über geschlechtliche Verirrungen in Internaten auch heute noch: L. Gurlitt, Die Gefahren der Internate. In: Sexualprobleme V. 1909. 356 ff.
[25]) Vgl. hierzu: J. Leute, Das Sexualproblem und die katholische Kirche. Frankfurt a. M. 1908.

nung. Zu diesem sozusagen „natürlichen“ Laster kamen in ebenso großem Umfange die sogenannten „unnatürlichen“, die Verbrechen „wider die Natur“. Die Päderastie war aber auch unter dem höheren Klerus gang und gäbe, so daß man im Volke überall davon nur sprach als von „Wälsche Hochzeit machen“ [26]).

Abt Wibald, einer der hervorragendsten Männer der deutschen Geistlichkeit im 12. Jahrhundert, sah sich offenbar durch die Vergehungen der ihm Unterstellten genötigt, in feierlicher Weise einen anderen Abt um Auskunft zu bitten über die Frage: „Si virginitatis amittat palmam qui vel quae propiis aut alicuis manibus vel qualibet alia arte praeter naturalem coitum sibi semen elicuerit“ [27]).

Und auch die Goliardenlieder enthalten Andeutungen über das illos facit illas, effeminare, equus fit equa usw., und jene vorerwähnten Bestimmungen sind, wie Kaufmann ganz richtig sagt, noch ein traurigerer Beweis dafür, wessen man sich glaubte vorsehen zu müssen. Derartige Sorgen waren es, welche jene ängstliche Aufsicht durch die „Cirkas“ erklären, ebenso wie den bösen Grundsatz, daß die Schüler jede Übertretung eines Genossen zur Anzeige zu bringen hatten, die etwa den Cirkatoren entgangen war.

Man wird sich wohl vorstellen können, was für eine Welt sich in der akademischen Freiheit (sit venia verbo) der früher erwähnten Goliarden im Gegensatz zur gebundenen Zeit der Klosterschule entfaltet haben mag. Gewinnt heute schon die Freiheit des Studenten durch die straffe Disziplin der vorausgehenden Schule einen besonderen Reiz, so war der Gegensatz damals noch ungleich stärker.

Im Leben der deutschen Studenten bilden die Goliarden oder clerici vagantes und deren Lieder eine hervorragende Rolle. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts war es immer mehr und mehr Sitte geworden, daß junge Geistliche ihre höhere Bildung sich im Auslande holten und namentlich den berühmten Lehranstalten Frankreichs zuströmten, wo die theologischen Studien eine weitaus größere Pflege fanden als in Deutschland. Diese immer mehr sich verbreitende Mode, im Auslande den höheren Studien zu obliegen, trug nicht wenig dazu bei, daß gegen Ende des 11. Jahrhunderts die Kloster und Domschulen von ihrer früheren Bedeutung herabsanken oder auch gänzlich verfielen. Sie wurden von den blühenden Schulen des 12. Jahrhunderts, aus denen die Universitäten hervorgingen, beiseite geschoben. Mit dem erhöhten Wissensdrange setzte gleichzeitig ein Wandertrieb der weitesten Kreise ein, der sich am mächtigsten in den Kreuzzügen entlud.

Als manche Schulen besonderes Ansehen erlangten und auch die ältesten Universitäten sich bildeten, begannen denn auch die Studenten einzeln oder gruppenweise von Schule zu Schule zu ziehen. So entstand das Treiben der sogenannten Vaganten oder

---

[26]) Bischof Damiani brachte die Methoden dieser mann-männlichen Geschlechtsbefriedigung in seinem Buche „liber gomorrhianus“ in ein förmliches System. (Fuchs, Sittengeschichte III. 369.)

[27]) Jaffé, Monumenta Corbejensia (Bd. I. d. Bibliotheca Rerum Germanicorum). Berol. 1864—76, bei Kaufmann, a. a. O. 141.

Goliarden[28]), hauptsächlich studierender Kleriker und fahrender Magister. Diese reisenden Kleriker nannte man insgesamt Scholaren (Scolaren).

Je mehr der Drang zu lernen und zu wissen stieg, um so mehr nahm die Zahl der Studierenden zu, es wuchs in entsprechendem Maße ein geistiges und geistliches Proletariat heran, darunter auch Männer, die durch das Studium nicht zu einer Lebensstellung und zu den höheren geistlichen Weihen gelangen konnten. Seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts ist uns bezeugt, daß die Vaganten Scharen für sich bildeten, Oberhäupter wählten, die sich Primas, Archiprimas, Archipoeta, Episcopus und ähnlich nannten, daß sie in Scharen und einzeln bettelnd das Land durchzogen, von den Priestern zumal als ihresgleichen Unterstützung verlangten, ihnen zum Entgelt wohl auch bei ihren geistlichen Funktionen Hilfsdienste leisteten, im ganzen aber ein liederliches Leben im Wirtshaus und mit Dirnen führten und je länger, desto mehr in einzelnen Gegenden, am Rhein und in Österreich zu einer Landplage wurden[29]). Durch ihr schamloses Benehmen, durch die Pasquille, die sie auf den Klerus, den Papst und die Kurie dichteten, erregten sie selbst in diesen derben Zeiten mehr als oft öffentliches Ärgernis[30]). Ihre sittliche Verkommenheit gab endlich Anlaß zu ihrer Unterdrückung durch strenge kirchliche Verfügungen, und um 1300 verschwinden die Goliarden in Deutschland.

Das Gebaren dieser Vorläufer der freien deutschen Studenten war also ein höchst ungebundenes, anstößiges und frivoles. Ihre Lieder, die Scholarenpoesie, bieten genügend Belege für diese Tatsache. Wir finden sie in den Carmina burana selecta von Adolf Pernwerth von Bärnstein[31]) trefflich übersetzt. Sie handeln vom „Kneiptage", vom „Sauf- und Spielkomment"[32]) und besonders über die Minne in jeglicher Form geben uns die Goliarden Aufschluß. Weit über die Hälfte aller Vagantenlieder, sagt Süßmilch[33]), gehören der erotischen Poesie an. Sie lehren uns, daß das Ideal der Keuschheit vom Vaganten am allerwenigsten erfüllt worden ist. Wohl ist auch für ihn die Liebe lediglich ein Naturtrieb,

---

[28]) Der Name „Goliarden" scheint erst um 1200 aufgekommen zu sein. Das Wort Golias stammt entweder vom provenzal. galiador (deceptor), d. h. Betrüger, Spitzbub, oder es bedeutet den Riesen Goliath. Laistner leitet ihn vom italienischen Gola, Schlund ab, also Schlemmer (Laistner, L., Golias, Studentenlieder des Mittelalters. Stuttgart 1879. XXI).

[29]) Schmeidler, B., Die Gedichte des Archipoeta. Leipzig 1911. Einleitung I. 15 f.

[30]) „Possenreißer, Schandmäuler, Lästerzungen und zudringliche Schmeichler", nennt sie eine Salzburger Synode, die ihnen den Vorwurf macht, daß sie „vor aller Augen nackt einherlaufen, in die Backöfen sich legten, in den Wirtshäusern sich herumtrieben und dem Spiel und den Buhldirnen nachgingen". (Conc. Salisburg. a. 1291. cap. 3. de secta vagorum scholarium, bei Dalham, Conc. Salisburg. Augsburg 1788. 140.)

[31]) Carmina burana selecta. Ausgewählte lateinische Studenten-, Trink- und Liebeslieder des 12. und 13. Jahrhunderts. Würzburg 1879. — Siehe auch:. Die Gedichte des Archipoeta. Hrsg. v. Max Manitius. München 1913.

[32]) Spiegel, N., (Die Vaganten und ihr „Orden". Speyer 1892. 48 f.) spricht direkt von einem „Vagantenorden" mit eigenen Statuten und eigenem Komment.

[33]) Holm Süßmilch, Die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung. Leipzig 1918. Kap. 5: Die erotische Poesie der Vaganten 26 ff.

der sein Recht verlangt, der ganz elementar in Wirkung tritt, aber dieser Naturtrieb ist nichts Sündhaftes, sondern „de natura coelestium“ [34]). Die Liebe erscheint dem Vaganten — insbesondere im Frühling — als die allbezwingende Macht, sie vertritt Trauer, Angst und Schmerz. Der Prostitution ist der Vagant im allgemeinen wenig geneigt; dies erklärt sich hauptsächlich daraus, daß die Sache Geld kostet, welches ihm ständig fehlt. Daher sind die Klagen über die Käuflichkeit der Liebe ein beliebtes Thema in seiner Poesie. All die überschwenglichen Hymnen der Vaganten auf das Glück der Liebe und die Schönheit der Geliebten sind nicht der Ausfluß der Hochschätzung des Weibes an sich, sondern leidenschaftlicher Sinnlichkeit. Daneben stehen bewegliche Klagen über die Bosheit des Weibes, wie überhaupt in den Liedern der Studenten des Mittelalters vor der Reformation das Weib als der Inbegriff von Trug und Treulosigkeit hingestellt wird. Feifalik [35]), der ein solches lateinisches Lied einer Prager Handschrift des 15. Jahrhunderts entnommen hat, das gleichfalls von der Treulosigkeit der Frauen handelt, begleitet dieses Gedicht mit nachfolgender Bemerkung, welche die Stellung der damaligen Studenten zum weiblichen Geschlecht in prägnanter Weise beleuchtet: „Die Studenten waren geistlichen Standes und mußten hiernach ehelos bleiben. Echte Frauenliebe war ihnen somit fremd, und nur der Abschaum des weiblichen Geschlechtes war es, der sich ihnen hingab. Hieraus läßt sich der Ekel erklären, womit sie — allerdings mit ungerechtfertigtem Hinübergreifen auf das ganze Geschlecht — stets der Weiber gedachten“ [36]).

Die Goliarden liebten es (gerade so wie die heutigen Studenten), die Frage im poetischen Gewande zu behandeln, wer „aptior ad amorem?“ — sie selbst oder die milites, wobei natürlich die Entscheidung zu ihren, der clerici Gunsten ausfiel. So insbesondere in dem bekannten Streitgedicht „Phyllis und Flora“:

„Flora war Studenten gut
Phyllis Kavalieren.“

Beide begeben sich zu Amors Paradies, tragen ihm die Sache vor, Amor beruft seine Richter, denn:

„Amor habet judices, Amor habet jura
Sunt amoris judices: usus et natura.“

und die Richter entscheiden, daß der Student „zur Liebe geschickter sei“ [37]).

Der Scholar war aber ein ungetreuer Liebhaber, denn ohne viele Umstände verschwand er. So klagt (Carm. burana, 171) die

---

[34]) Dies und das folgende nach Süßmilch, a. a. O.

[35]) Feifalik, Studien zur Geschichte der altböhmischen Literatur usw. nebst Beiträgen zur Geschichte der Vagantenpoesie in Österreich. In: Sitzungsber. der k. k. Akad. d. Wissenschaften zu Wien. Phil.-hist. Klasse Bd. XXXIII. Wien 1861. 163 f.

[36]) Auch Jaffé ist dieser Meinung: „. . . meist sind sie [ihre Lieder] etwas derb, manchmal pikant. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Vaganten in der Wahl ihrer Geliebten auf die untersten Schichten angewiesen waren.“ (Jaffé, S., Die Vaganten und ihre Lieder. Berlin 1908. 9.)

[37]) Vgl. in Joh. G. Schochs Comoedia vom Studenten 1658. Hrsg. v. W. Fabricius. München 1892. 31: Käthe: „Alex ist wol ein großer Narre, daß ers Mädgen

Verlassene, daß ihr Geliebter in Franciam recessit, und sie könne ihre Schande nicht mehr verbergen, sie wage nicht auszugehen, man zeige mit den Fingern auf sie:

Cum vident hunc uterum
Alter pulsat alterum.

Der treulose Vagant kümmert sich natürlich um diese „Folgen" seiner Liebe gar nicht. Nur einmal hören wir, wie er dem Tag zwar flucht, der ihn nach dem Gesetze der Natur zum Vater gemacht hat, der Kleinen aber doch ein versöhnliches „cresce tamen, puellula!" zuruft.

So bilden denn die Liebeslieder der Vaganten „zarte, graziöse Tändeleien und grobsinnliche Erotica" (Schmeidler, a. a. O. 14), eine reiche Fundgrube für das Liebesleben der Vorläufer der eigentlichen cives academici.

Während Italien und Frankreich schon seit mehr denn drei Jahrhunderten Universitäten besaßen, trat Deutschland erst im 14. Jahrhundert in die Reihe derjenigen Länder ein, welche durch Gründung von Universitäten Mittelpunkte des geistigen und künstlerischen Lebens der Nation schufen. Diese deutschen Gründungen trugen jedoch in bezug auf Einrichtung und Bestimmung kein eigenartiges, selbständiges Gepräge, sondern schlossen sich mehr oder weniger den Vorbildern der in den oben erwähnten Ländern bestehenden Hochschulen an, von denen die ältesten die italienischen zu Palermo und Bologna und die französische zu Paris waren. Maßgebend als Vorbild für die deutschen Universitäten war in erster Linie die Universität Paris, nach deren Muster 1348 zu Prag die erste deutsche Universität errichtet wurde. Einige Jahre später entstanden die Universitäten zu Wien (1365), zu Heidelberg (1386), zu Köln (1388) und zu Erfurt (1392).

Bis dahin waren die Deutschen, die sich den Wissenschaften widmen wollten, nach den italienischen Universitäten oder nach Paris gegangen. Hier waren die Sitten nicht weniger, eher noch mehr verdorben als in den anderen Städten. Um 1400 nahm, so

---

nicht lieber einem Staudenten giebt, wenn sie Lust darzu hat, als einem Schäfer. Was ist es denn wol? ein Staudente ist jo ein bißgen besser, und ist einem doch jo auch, mein Treu, eine bessere Ehre, es sag mir auch einer was er will."

Für die spätere Zeit: Hoffmann von Fallersleben, Die deutschen Gesellschaftslieder des 16. und 17. Jahrhunderts. Leipzig 1860. Lied Nr. 294, darin die Mutter mahnt:

„Was soll Dir ein Studente?
Ich will Dir einen Kaufmann gebn
Mit dem kannst Du in Freuden lebn:
Studenten sind ohne Rente."

Worauf die Tochter erwidert:

„Ich acht kein Reichthum oder Geld,
Der Student mir viel baß gefällt,
Niemand soll mich abwenden
Von der ehrlichen Brüderschaft
Die allenthalb wird groß geacht
In allen Land und Städten."

Vgl. auch Jeanettens Lied in Bierbaum, Studentenbeichten I. 125.

lesen wir bei Hügel[38]), die Prostitution in Paris so zu, daß es schien, die Gesellschaft werde einer allgemeinen Auflösung entgegengehen. Mit dem Zusammenfluß der studierenden Jugend hatte dortselbst die Zahl der öffentlichen Dirnen — es war dies in allen Hochschulstädten der Fall — selbstredend stark zugenommen, da die Studenten als „Zölibatäre“ die Hauptklientel der Prostitution darstellten[39]). Die Besuchsziffer der Studenten an den damaligen Universitäten war keine geringe, wenn auch die Zahl 30 000 für Prag[40]) im Jahre 1350 und 7000 für Wien[41]) zwischen den Jahren 1450—1460 (unter 60 000 erwachsenen Einwohnern) als stark übertrieben angesehen werden muß.

Eulenburg[42]) gibt folgende Durchschnittsfrequenzen der Universitäten von 1386—1540 an:

1. Leipzig	504	7. Heidelberg	219
2. Erfurt	427	8. Tübingen	161
3. Wittenberg	420	9. Frankfurt	154
4. Köln	390	10. Marburg	140
5. Ingolstadt	296	11. Freiburg	137
6. Rostock	222	12. Greifswald	84

Für Prag nimmt Luschin von Ebengreuth[43]) die Durchschnittszahl 500 an.

Größer als die Frequenz der deutschen Universitäten war die der Hochschulen zu Bologna, Pavia, Padua und Paris. Sie betrug 2—3000 Studenten[44]). Kein Wunder also, wenn auch die Menge der Dirnen dortselbst eine sehr große war. Ihre Überzahl wurde ebenso geduldet wie ihre Unverschämtheit. Ein Pariser Handwörterbuch des 13. Jahrhunderts stellte Dirnen und Studenten so zusammen, daß ersichtlich ist, daß die öffentliche Meinung in dem Urteil über die gewohnheitsmäßige Liederlichkeit der damaligen Scholaren einig war; Jakob von Vitry[45]) schildert in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts schon das Treiben der Dirnen in Paris in kaum glaublichen Zügen: Meretrices publicae ubique per vicos et plateas civitatis passim ad lupanaria sua clericos transeuntes quasi per violentiam pertrahebant. Quod si forte ingredi recusarent, confestim eos Sodomitos post ipsos conclamantes dicebant. In una et eadem domo scholae erant superius, prostibula inferius. Ex una parte meretrices inter se et cum cenonibus litigabant, ex alia parte disputantes et contentione agentes clerici proclamabant, d. h. die

38) Hügel, Fr. S., Zur Geschichte, Statistik und Regelung der Prostitution. Wien 1885. 33.

39) Bloch, J., Die Prostitution. Berlin 1912. I. 696 f.

40) Haeser, H., Lehrbuch der Geschichte der Medizin. Jena 1875. I. 658.

41) Schrank, J., Die Prostitution in Wien. Wien 1886. I. 91.

42) Eulenburg, F., Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart. Leipzig 1904. 53.

43) Luschin v. Ebengreuth, A., Quellen zur Geschichte deutscher Rechtshörer in Italien. Wien 1889. II. 25. Anm.

44) Luschin v. Ebengreuth, a. a. O. 31. Er hält die auch noch von Kaufmann (a. a. O. I. 183) festgehaltene Zahl von 10—12 000 Studenten für Bologna für übertrieben.

45) Bulaeus, Historia Universitatis Parisiensis. Paris 1666—1670; Meiners, C., Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen. Göttingen 1802. I. 106, 107.

Dirnen standen auf der Straße herum und riefen die Scholaren zu sich; wollten diese nicht mitziehen, dann verhöhnten sie dieselben als Sodomiter. Ja, die Dirnen mieteten sich Wohnungen in denselben Häusern, in denen Magister Hörsäle gemietet hatten, und während dann in dem einen Zimmer Vorlesungen und Disputationen gehalten wurden, trieben in dem andern die Dirnen Unfug, und ihr Geschrei schallte zwischen die Worte der Magister hinein.

Auch auf den italienischen Universitäten wurde „die Lust des Weines und der Liebe recht eifrig gepflegt", doch versank der italienische Student nicht leicht in rohe Völlerei. Ihn lockte Venus mehr als Bacchus, der Wein diente ihm nur zur Erhöhung und Würze der Liebesfreuden[46]. Das genußsüchtige und wollüstige Studentenleben wurde nun durch die „einheimischen Einwanderer" auch an die neuen Pflanzstätten deutscher Kultur verpflanzt, und ein gutes Teil der Leichtlebigkeit der Pariser Studenten ging sofort auf die neugegründeten deutschen Universitäten über.

Doch da das Leben der Studenten im engsten Zusammenhang mit der Gesamtentwicklung des Volkes steht, dem sie angehören und unter welchem sie leben, so muß bei der Schilderung des Sexuallebens der Studenten an die Entwicklung des Geschlechtslebens im allgemeinen angeknüpft werden. Dieses wurde während des ganzen Mittelalters immer unverhüllter, bis es von der Naivität zur Gemeinheit gesunken war. Dem Grundsatze „naturalia non sunt turpia" huldigte das Mittelalter in einer der Neuzeit unbegreiflichen Weise. Die intimsten Verrichtungen scheuten die breiteste Öffentlichkeit nicht; in Wort und Bild durften die widerhaarigsten Zoten ungescheut verkündet werden. Die Vorurteilslosigkeit in geschlechtlichen Dingen sah in dem Vorhandensein öffentlicher Dirnen und ihrer Benutzung etwas ganz Selbstverständliches[47]. Der auffallende Unterschied in der Stellung der Prostitution während der Renaissance im Vergleiche zu anderen Zeiten charakterisiert sich durch zwei Momente: durch den Umfang der Prostitution, die große Zahl der Dirnen und durch die einzigartige Rolle, die die Dirnen damals im öffentlichen Leben spielen durften und auch spielten[48]. Wir greifen einzelne Züge heraus. Bei öffentlichen Gastmählern und Tänzen durften die „gemeinen Frauen" erscheinen, noch im 16. Jahrhundert namentlich bei Hochzeiten von Patriziern. Sie empfingen dabei wie andere Arme oder niedere Beamte ein Geldgeschenk oder Speise und Trank. Bei öffentlichen Festlichkeiten spielten die blumenbekränzten „freien Töchter" eine Hauptrolle. Bei dem bürgerlichen Wettrennen in Wien sah man sie einen Wettlauf anstellen; bis zum Jahre 1524 tanzten am Johannisfeste daselbst Handwerksgesellen mit öffentlichen Dirnen um das Johannisfeuer, nachdem Bürgermeister und Rat dasselbe umritten hatten. Beim

---

[46]) Voigt, G., Enea Silvio de' Piccolomini als Pabst Pius II. und sein Zeitalter. Berlin 1856. I. 13. Zit. nach Bloch, a. a. O. 697.

[47]) Bauer, M., Das Geschlechtsleben in der deutschen Vergangenheit. 2. Aufl. Leipzig 1902. 134 ff.

[48]) Dieser Umstand und noch ein zweiter, von dem später die Rede sein soll, nahm entschiedenen Einfluß auf die Betätigung der Studenten in bezug auf das Geschlechtsleben vor und nach der Reformation.

jährlichen Hirschessen des Rates in Frankfurt überreichten bis 1529 die Dirnen des Frauenhauses Blumensträuße und wurden dafür bewirtet. Auch einziehenden Fürsten durften damals die öffentlichen Dirnen Blumen und Kränze zum Empfang darbieten. Im Jahre 1512 zog eine ganze Koppel ausgewiesener liederlicher Weibspersonen mit Kaiser Maximilian in Regensburg ein, indem sie sich am Schweife seines Rosses oder am Saume seines Kleides hielten. Eine Art Freiung war ihnen dadurch gesichert. Den hohen Herrschaften zu Ehren wurden sogar die Frauenhäuser festlich beleuchtet und die Dirnen prachtvoll, selbst in Samt, auf städtische Kosten gekleidet [49]). Wenn ich noch die Offenheit erwähne, mit der die Kosten für Benutzung der Bordelle städtische Abgesandte in ihre Reisekostenrechnung aufnahmen, mit der Kaiser Sigismund, als er 1414 zum Konzil nach Konstanz zog, für sich und sein Gefolge der Stadt Bern Dank sagte für die dreitägige Freihaltung in den „Frauenhäusern", so mag dies zum Beweis für die damalige Naivität in sexualibus oder besser für den gänzlichen Mangel an sittlichem Gefühl genügen.

Kein Wunder also, wenn die Studenten, wie damals Aeneas Sylvius [50]) über die Wiener Akademiker sagte, „der Wollust, dem Essen und Trinken ergeben" waren. Jeder Angehörige der Wiener Universität wurde mit Strafe bedroht, „qui tempore vindemiali transivisset velata faciei et qui velatus visitavit spectaculum scarlaci cum clava". Es war dies das obenerwähnte bürgerliche Wettrennen, „Scharlachrennen" genannt, ein zur damaligen Zeit beliebtes Wiener Volksfest [51]). Auch in Köln bestand ein inniger Zusammenhang zwischen Studenten und Prostituierten, da letztere ähnlich wie in Paris in nächster Nähe der „Bursen" wohnten. Wiederholt von dort verwiesen, kehrten die Dirnen immer wieder dahin zurück [52]).

Die eben erwähnte Einrichtung der Bursen war zugleich mit der Institution der Nationen von Paris mit auf die deutschen Universitäten übernommen worden. Das System der Nationen bestand ursprünglich darin, daß unter den Tausenden von Mitgliedern der einzelnen Universitäten die Angehörigen eines und desselben Heimatlandes — lediglich dem Verbande der Landsmannschaft folgend und ohne Rücksicht darauf, welches Spezialstudium der einzelne Landsmann betrieb — sich zu privilegierten großen Körperschaften, „Nationen" genannt, vereinigten. Jede Nation zerfiel wieder in „Provinzen"; an der Spitze der ersteren stand jeweils ein „Prokurator", an jener der letzteren ein „Dekan", sämtliche nach freier Wahl der Nation [53]).

---

[49]) Stursberg, H., Zur Geschichte der Prostitution in Deutschland. In: Zur Prostitutionsfrage. Düsseldorf 1884. 56.

[50]) Schrank, a. a. O. I. 96.

[51]) Vgl. O. Scheuer, Die geschichtliche Entwicklung des deutschen Studententums in Österreich. Wien 1910. 52 f.; „Scharlachrennen", weil bei dem dabei stattfindenden Pferdewettlaufen ein Scharlachtuch der erste Preis für das schnellste Pferd war. Die Preise für die wettlaufenden Männer und öffentlichen Dirnen bestanden in zwei Stück Barchent.

[52]) Ennen, L., Geschichte der Stadt Köln 1875. IV. 45.

[53]) Pernwerth v. Bärnstein, a. a. O. 9.

Unter „Bursen“ verstand man ursprünglich Stiftungskassen zum gemeinsamen Unterhalt der Scholaren an den französischen Hochschulen. Die Freiplätze wurden dann „bursae“ und endlich auch die Konviktshäuser selbst so genannt. Ein Stipendiat hieß danach „bursarius“. In Deutschland veränderte sich der Charakter der Bursen. Hier wurden sie — man nannte sie auch Kollegien — gestiftet, nicht allein, um armen Studenten billige Quartiere zu verschaffen, sondern auch deshalb, um die Tugend der Scholaren zu fördern und zu hüten. Doch nicht alle Studenten mußten in den Bursen wohnen, die „extra bursam stantes“, so nannte man sie in Wien, konnten wohnen, wo es ihnen beliebte, mußten sich aber einen Präzeptor halten. Es waren dies die Vornehmen und Reichen, von denen die meisten, der väterlichen Zucht entrückt, nur ihrem Vergnügen und ihren Neigungen lebten. Sie brachten die meiste Zeit bei Schmausereien und Trinkgelagen zu und bekümmerten sich wenig um die Disziplinargesetze der Universität[54]). Sie scherten sich auch nicht um die Gebote, die von Paris eingeführte klerikale Tracht zu tragen. Diese bestand in einem langen braunen oder schwarzen Rocke mit Ärmeln, in der Mitte durch einen Gürtel gebunden. Das Haupt bedeckte eine braune Gugel (Kaputze). Diese Tracht war den Studenten nicht genehm, sie waren dadurch als clerici kenntlich und konnten daher nicht unerkannt „gemeine verrufene Häuser“ aufsuchen. Weshalb der Eifer gegen die Übertreter dieses Gebotes immer wieder betont, daß jede weltliche Tracht vermieden werden sollte. Wahrlich erbaulich ist der heilige Ernst, mit welchem sich nicht bloß die Statuten der einzelnen Fakultäten, sondern auch die allgemeinen Statuten z. B. der Wiener Universität über Religiosität und Sittlichkeit der Studenten aussprechen. Es lag ernsten, gewissenhaften Männern zu allen Zeiten daran, daß die Jugend auf den Universitäten sittlich lebe und vor Verführung bewahrt würde. Man griff deshalb zu den verschiedensten Mitteln, meist aber ohne Erfolg. Eines dieser Mittel war, wie schon früher erwähnt, die Einrichtung der Bursen, Anstalten, in denen eine Anzahl Studierender unter strenger Aufsicht eines Konventors oder Bursenrektors zusammenleben mußte. Die Bursen waren teils Privatunternehmen älterer Universitätsangehöriger und unterstanden der Aufsicht des Rektors, teils waren sie Einrichtungen von unbescholtenen Bürgern, die von den Universitätsbehörden die Erlaubnis hierzu erhalten hatten[55]).

Will man das Leben der Studenten in den Bursen nach den für sie erlassenen Vorschriften (Hausordnungen) beurteilen, so müßte man es als ein fast klösterliches bezeichnen. Nach diesen Vorschriften wurde um 5 Uhr früh aufgestanden, der Tag verlief in fester Einteilung zwischen Gebet und Studien, und die Tore wurden abends um 8 oder 9 Uhr geschlossen. Ferner war für die Bursenrektoren vorgeschrieben, daß sie die Zimmer ihrer Bursalen, so oft es ihnen nötig schien, besuchten, um „Ausschweifungen“ und sich

[54]) Schmal, Joh. Ad., Bürger und Studenten. Ein Wiener Roman aus dem 15. Jahrhundert. Leipzig o. J. 179 S. Darin eine vortreffliche Schilderung des Lebens und Treibens eines solchen flotten Scholaren.

[55]) Meiners, C., Geschichte der hohen Schulen. Göttingen 1802. Bd. I. 150 ff.

vorfindende Mißbräuche abzustellen. Es erinnert dies lebhaft an die Zirkatoren der alten Klosterschulen, und auch den bösen Grundsatz, daß die Schüler jede Übertretung eines Genossen zur Anzeige zu bringen hatten, finden wir in den Bursen wieder [56]).

Doch die Bursalen blieben nicht bei den „unnatürlichen“ Lastern. Lebten sie ja in Universitätsstädten, wo die venus vulgivaga in Scharen hauste. Und so finden wir in den Universitätsgesetzen und Hausordnungen der Bursen des 14. und 15. Jahrhunderts Verbote gegen das Besuchen „verrufener Häuser“, das „Einschleppen lüderlicher Personen in die Bursen“ und den „Jungfernraub“. Die beiden letzteren Verbote fehlen in den Universitätsgesetzen des 16. und 17. Jahrhunderts; diese hatten sich mit ganz anderen sexuellen Vergehen der Studenten zu befassen. Doch davon später.

Die Studenten des 14. und 15. Jahrhunderts waren Kleriker — Halbpfaffen nannte sie das Volk — und waren so zur Ehelosigkeit gezwungen. Die Ehelosigkeit brachte es mit sich, daß nicht nur von den Studenten, sondern auch von ihren zum Zölibat verpflichteten Lehrern die Prostitution, wollten sie nicht unnatürlichen Lastern zum Opfer fallen, in vollem Maße ausgenützt wurde [57]). In den Statuten fast aller damaligen Universitäten finden wir daher Verbote entweder des Besuches von Bordellen (was aber seltener vorkam), oder des Einschleppens liederlicher Frauenzimmer in die Bursen und deren Beherbergung daselbst. Man vergleiche nur die Wiener Universitätsgesetze 1365, die Kölner von 1392, die Heidelberger von 1400, die Leipziger von 1410 und 1445, die Erfurter von 1447, die Greifswalder von 1456, die Ingolstädter von 1472, die Tübinger von 1477, 1498, 1518, die Wittenberger von 1508, die von Dillingen von 1554 usf.

In den Wiener allgemeinen Statuten vom Jahre 1365 hieß es § 2: Die Scholaren sollen nicht soviel die Gemeinhäuser oder Fechtschulen besuchen; in den Statuten der Theologischen Fakultät vom Jahre 1389: caveant loca suspecta, non currant passim ad vana spectacula; in den Statuten der juridischen Fakultät II. Teil § 1: vitent malas societates et praesertim infamium personarum . . . loco turpia et suspecta [58]). In der Hausordnung der Rosenburse [59]): „Niemand darf bei Strafe der Ausschließung eine verdächtige Frauensperson in seine Kammer führen oder offenkundig Unzucht treiben. Trifft ein Bursale einen andern mit einer verdächtigen Frauensperson an, so verschweige er es das erstemal, ermahne beim zweiten Male den Übeltäter und zeige ihn erst beim drittenmale an. Niemand darf außer dem Hause, ja nicht einmal außerhalb seiner Kammer, übernachten.“

---

56) Vgl. K. Schrauf. Zur Geschichte der Studentenhäuser an der Wiener Universität während des ersten Jahrhunderts ihres Bestehens. Wien 1895. 81 S.

57) Wir dürfen uns die Kuttenträger, und zwar Magister wie Scholaren, nicht gerade als Heilige vorstellen. „In Wahrheit ist das Mittelalter gar nicht weltflüchtig und lebenssatt, sondern voll Freude und Verlangen . . . Der Inhalt seiner Lieder ist Liebeslust und Liebesleid.“ (Paulsen, a. a. O. 8.)

58) Diplomata, bullae, privilegia, libertates, immunitates, constitutiones et statuta celeb. et antiq. universitatis Vindobonensis. Viennae MDCCXCI. Edit. III.

59) Schrauf, a. a. O. 65.

Nach den Kölner Universitätsstatuten von 1392 war allen Magistern und Scholaren das „nächtliche Umherschweifen", die „Unzucht", der häufige Besuch von Schenken und „anderen verbotenen Orten" bei Strafe untersagt [60]).

In Heidelberg [61]) finden wir ein eigenes Verbot, Nachschlüssel zu führen (!): Ne dampnabilis usus clavium adulterinarum vulgare sermone dietherich apellatarum in nostre jurisdictioni subjectis ulterius propagetur . . . In den Greifswalder Statuten [62]) lesen wir: § 107. Item si quis mulierem suspectam introducat, vel domum tempore nocturno aperiat, aut non per hortium sed per fenestras!! post clausuram domus introeat, . . . de bursa expellatur. So und ähnlich lauteten auch die Bestimmungen der anderen Universitäten.

Für Leipzig enthüllt uns der sittengeschichtlich sehr fesselnde „Libellus formularis universitatis Lipcziensis" [63]) aus dem Jahre 1495 die vielfachen Beziehungen der Studenten zur Prostitution. Wir lesen darin von wiederholten Verboten des nächtlichen Herumtreibens (mandata de non vagando nocturno tempore), der nächtlichen Raufereien und des Umgangs mit Dirnen. In Haselbergks „Von den welschen Purppeln" (d. h. Syphilis) werden Meßreisende und Studenten als besonders häufige Besucher der „Frauenhäuser" hervorgehoben:

„Der studenten sindt alzu vil
Die schiessent auch gar woll zum zil"

heißt es dort von „Leyptzig eyn Kauffstat in Meysen" [64]).

In Ingolstadt mußte dem Schaffner des „Collegium Georgianum" 1565 von der Regierung verboten werden, die Küche oder Küchenstube zu verschiedenen Stelldichein oder gar zu Tänzen benutzen zu lassen. In Reformvorschlägen vom Jahre 1587 wurde unter anderem vorgeschrieben: irgendwelche Weibspersonen dürften in Zukunft das Kollegium nicht mehr besuchen. In ein grelles Licht traten die Zustände, als im Jahre 1601 eine im Kollegium dienende Magd ihr dort außerehelich geborenes Kind ums Leben brachte [65]).

Die Statuten der Universität Dillingen legten großes Gewicht auf die honestas morum und zählen die verschiedenen Tugenden auf, welche ein Student haben soll, besonders pudicitia, sobrietas. Doch fehlte es auch hier nicht an Sittlichkeitsdelikten. Die Statuten für externe Studenten vom Jahre 1554 bestimmten: De pudicitia. Quare praecipimus, ne cuiquam permittatur domum inhabitare, in qua fe-

---

[60]) F. J. von Bianco, Die alte Universität Köln und die späteren Gelehrten-Schulen dieser Stadt. Köln 1855. I. Tl. 96 ff.

[61]) Bei Winkelmann, Urkundenbuch der Universität Heidelberg. Heidelberg 1886. I. 143.

[62]) Kosegarten, Geschichte der Universität Greifswald. Greifswald 1875. Bd. II.

[63]) Abgedruckt bei F. Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter. I. Beitrag. Leipzig 1857. 155 ff. Der Libellus formularis ist eine Sammlung von Formularen für Mandate, Zeugnisse und Briefe aller Art, die ein lebendiges Bild vom Leben und Treiben der Leipziger Studenten in jener Zeit aufrollt.

[64]) Haselbergk, Joh., Von den welschen Purppeln. 1533. Zit. nach Fuchs, C. H., Die ältesten Schriftsteller über die Lustseuche in Deutschland. Göttingen 1843. 363 ff.

[65]) Prantl, C., Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. München 1872. I. 341 f., 393.

mina sit suspectae pudicitiae, aut domum ingredi, ubi constet feminam esse aliquam, quae publice male audiat. Multo autem minus ferri volumus, ut eius modi quis feminam in suam domum introducat. Qui deprehensus in his criminibus fuerit, si admonibus semel atque iterum non resipuerit, exigatur ex nostra urbe; nam enim in schola pudicitiae impudicus ullus tolerandus est[66]).

Interessant sind die Strafen, mit denen die Studenten für ihre sexuellen Vergehen belegt wurden. So mußte z. B. in Ingolstadt ein Bursale, wenn er das erstemal in einem Bordell ertappt wurde, eine Strafe von drei Groschen, das zweitemal eine solche von sechs Groschen zahlen, im weiteren Wiederholungsfalle wurde er aus der Burse verjagt. In Heidelberg kostete das Kneipen oder auch nur ein kurzes Verweilen in einem Freudenhause die Strafe von 1 fl., wenn nicht der Übeltäter gar als leno publicus behandelt wurde[67]). Diese Geldstrafen erinnern an den Ablaß, jenen famosen Sündenvergebungspreiskurant, den das Papsttum seit dem 12. Jahrhundert herausgab.

Was nun den verbotenen Jungfernraub betrifft, so folgten die clerici scholares nur den Beispielen ihrer Lehrer[68]). Als im 14. Jahrhundert der Kampf um die Priesterehe von neuem tobte, und diese auch von vielen Priestern energisch gefordert wurde, gab der berühmte französische Kirchenlehrer Gerson folgende Rechtfertigung des unkeuschen Lebens der Mönche: „Verletzt ein Priester das Gelübde der Keuschheit, wenn er eine unzüchtige Handlung begeht? — Nein! das Gelübde der Keuschheit bezieht sich bloß auf das Nichteingehen einer Ehe.“ Nur diese Einschränkung macht Gerson den Priestern: „Die Werke der Unzucht nur im geheimen zu üben, nicht an Sonntagen, nicht an heiligen Orten, und nur mit Unverheirateten.“

In Ingolstadt beklagte sich 1497 der Theologe Zingel über die Schlaffheit der von den Rektoren geübten Disziplin. Das käme daher, weil „die doctores haben vasst alle weyber und achten der ler nit[69]).“ In Leipzig nahmen die Lehrer ihre Konkubinen ins Haus, ja sogar zu Tisch, wo gemeinsam gegessen wurde. Man kümmerte sich aber nicht darum, und es erfolgte auch keine Strafe, „denn es wil keyner der katzen dye schellen anhengenn“[70]).

Wie die Kleriker, so dachte man damals im allgemeinen über die in das sexuelle Gebiet fallenden Ausschweifungen milder. So antwortet die Leipziger Universität 1475[71]) gelegentlich einer Klage des Rates, daß Studenten versucht hätten, ein aus dem Kollegien-

---

66) Specht, Th., Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen (1549—1804). Freiburg 1902. 618.

67) Winkelmann, a. a. O. I. 145. (Statut von 1442).

68) Wiederholt versagten die Studenten unter Berufung auf das Betragen der Vorsteher der Bursen geradezu den Gehorsam der Statuten. So z. B. in Freiburg i. B.: „. . . quod et ipsi choreas vitent, noctu et ipsi vicatim ambulent, vociferent et discurrant per oppidum . . .“ (Schreiber, H., Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg i. B. 1868. [Neue Ausgabe] II. 69.)

69) Prantl, a. a. O. II. 134. Urk. No. 28.

70) Stübel, B., Urkundenbuch der Universität Leipzig von 1409 bis 1555. Leipzig 1879. 312.

71) Bruchmüller, Der Leipziger Student 1409—1909. Leipzig 1909. 18.

keller Bier holendes Bürgermädchen gewaltsam in die Kollegien zu entführen und zu mißbrauchen, kühl genug, es sei ihr nicht bewußt, daß die Ausschreitungen, über die der Rat klage, von Studenten unternommen seien, sei dies aber wirklich geschehen, so trage allein der Rat die Schuld daran, da er gestattet habe, Stuben in den Weinkellern zu errichten, „dorynne sich solliche büffen unnd unczüchtige dyrnen zeu samen fynden". In Leipzig scheint es besonders arg getrieben worden zu sein. So gab es dort häufig Exzesse, wie der im Jahre 1472, wo Studenten im Bordell mit anderen Besuchern in Streit gerieten und sogar von ihren Waffen Gebrauch machten [72]). Ein Leipziger Bordell um 1500 — „impudicarum mulierum colluvis, quae in ganeis extra portam Hallensem una habitabant sub antistita" — erhielt von dem häufigen Studentenbesuch den Namen quintum collegium. Doch kann man hier nicht gut von besonders eklatanten Beispielen reden, wenn man die Motivierung liest, welche der Jurist Baldus dem Privilegium: locans domum suam scholarem juveni non poterit eum expellere, quod meretrices in eam induxerit, quasi in re locata male versatus esset, gibt: quia hoc — er setzt nämlich den Kommentar hinzu — praesumere debuit a communiter accidentibus. Bekannt ist, wie leichtfertig selbst in der Theorie das Urteil über Hurerei war. Accessus ad meretrices est licitus et de jure impunibilis, verteidigte Christ v. Straßen, der Rechtslehrer zu Frankfurt a. O., um 1500 öffentlich, und so sehr war dies noch allgemein Grundsatz, daß der Churfürst dem Theologen Aloisius verwehrte, gegen seinen Liebling aufzutreten [73]).

An Zuchtgesetzen fehlte es an den ältesten deutschen Universitäten nicht; nicht nur der Fleiß, auch die Sitten sollten unter Kontrolle stehen — und nicht bloß jene der Schüler, sondern auch die der Bursenrektoren. Die Universität selbst hatte diese Kontrolle auf sich genommen. Die Sittengesetze waren keineswegs lax, doch lähmte die Sittenlosigkeit, wie sie im Volke herrschte, ihre Handhabung. Auch die Bursen hatten das nicht halten können, was sich ihre Gründer von ihnen versprochen hatten. Ihre Geschichte zeigt, „daß sie nicht immer die rettende Arche waren für die, welche sie beherbergten" [74]). Doch nicht in ihrer Idee, sondern in einem leichtsinnigen und pflichtvergessenen Handeln der Bursenrektoren ist die Ursache des Verfalls dieser Anstalten zu suchen. Die Vorsteher bemühten sich nämlich des Gewinnes halber, durch alle erdenklichen erlaubten und unerlaubten Mittel die Zahl ihrer Hausgenossen zu vermehren, beseitigten deshalb alle Strenge und Zucht, ignorierten die bösen Streiche der Bursarien, suchten ihre Vergehen zu unterdrücken und zu beschönigen, um auf solche Weise ihre Anhänglichkeit zu gewinnen; wie Pernwerth von Bärnstein sich gut studentisch ausdrückt, „die Bursenrektoren verstunden das Keilen und fürchteten den Verruf". Die einreißende Sittenlosigkeit der Bursenrektoren selbst teilte sich selbstredend den Bursarien in er-

---

[72]) von Posern-Klett, Frauenhäuser und freie Frauen in Sachsen. In: Archiv f. d. sächs. Geschichte. Leipzig 1873. Bd. XII. 73.

[73]) Janssen, J., Geschichte des deutschen Volkes. Freiburg 1893. Bd. VII. 194.

[74]) G[eorg] H[elm], Über deutsche Hohe Schulen im Mittelalter. Salzburg 1885. 16.

heblichem Maße mit. Die „epistulae obscurorum virorum“ der Humanisten aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts und die „quaestiones fabulosae“ aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, die Lieder und Sprüche der Studenten und Professoren dieses Zeitraumes geben darüber deutlichen Aufschluß. Sie bestätigen, wenn auch vielfach übertrieben, die trüben Bilder, die uns die Universitätsakten vorführen, aus denen sich viele Belege gewinnen lassen, die beweisen, daß es der Karikatur der epistolae nicht an einem tatsächlichen Untergrund mangelte. Die „Briefe von Dunkelmännern“ entstammen dem hitzigen Kampfe, der zwischen den Scholastikern und den Humanisten geführt wurde. Die nächste Veranlassung zum Erscheinen der Briefe war der Streit Johannes Reuchlins, welcher neben Erasmus von Rotterdam anerkannt den Prinzipat der Gelehrsamkeit behauptete, mit den Dominikanern in Köln, wo dieser Orden damals seinen Hauptsitz hatte und das letzte Bollwerk gegen das eben erst entzündete Licht der Aufklärung bildete. Die Briefe sind schlagend, treffend, vernichtend und decken uns — freilich mit den gröbsten Waffen fechtend — das geheime Treiben der Obskuranten in seiner ganzen Blöße auf[75]). Die Universitätslehrer werden darin dargestellt „als verliebte, lüsterne Gesellen, die (natürlich sind sie unverheiratet) den Mägden und Weibern nachgehen, lieber alten als jungen, aus bewegenden Gründen“[76]). Was immer man von den Epistolae halten mag, auf jeden Fall bilden sie ein historisches Zeugnis, wie die damalige Universitätswelt und der Klerus über geschlechtliche Dinge dachten[77]). Die „Quaestiones fabulosae“ waren scherzhafte studentische Disputationen, mit denen es folgende Bewandtnis hatte: Auf den Universitäten pflegte alle Jahre, hie und da nur alle vier Jahre, ein großartiges Disputationsturnier, ein scholastisches Schauturnen vorgenommen zu werden, die disputatio de quodlibet[78]), die mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde. Diese „seltsame Disputationsschlacht nahm sich wie eine große Parade aus, in der alles Rüstzeug des Wissens und der Dialektik aufgeführt und ein Einblick in den ganzen Umfang der geistigen Kräfte, welche die grundlegende Fakultät [der Artisten] besaß, und in die logische Schulung, welche die Universität überhaupt pflegte, eröffnet werden sollte“[79]). Diese Disputationen dauerten oft mehrere Tage. Um durch die lange Dauer die Zuhörer nicht zu ermüden, ward es gestattet (wenigstens in Wien,

---

[75]) Briefe von Dunkelmännern (Epistolae obscurorum virorum). Übersetzt von Dr. W. Binder. Köstritz 1904. Einleitung VII u. IX.

[76]) Paulsen, a. a. O. 89.

[77]) Im Anfang der Briefe steht das berüchtigte Lied, das auch viel von Studenten gesungen wurde:

„Pertransivit clericus
Durch einen grünen Waldt,
Invenit ibi stantem
Ein Mägdlein wol gestalt.“

ferner:

„Disce bene, clerice, virgines amare
Quia sciunt dulcia oscula praestare.“

[78]) Zarncke, F., Kleine Schriften. Leipzig 1898. II. Bd. 16.

[79]) Thorbecke, A., Die älteste Geschichte der Universität Heidelberg 1386 bis 1449. Heidelberg 1886. 72.

Köln, Heidelberg und Erfurt), während der Pausen und am Ende scherzhafte Themata humoristisch zu behandeln; man nannte sie quaestiones minus principales, auch accessoriae fabulosae facetosae [80]). Von der Unflätigkeit und Zotenjägerei dieser akademischen Scherzreden kann sich nur der einen Begriff machen, der die von Zarncke wieder herausgegebenen Quaestiones fabulosae gelesen hat. Schon die Titel sind vielverheißend: De fide meretricum, De fide concubinarum, Monopolium der Schweinezunft, De generibus ebriosorum et ebrietate vitanda [81]). Uns interessieren hier die beiden um das Jahr 1500 in Heidelberg unter dem Vorsitz des Johannes Hilt gehaltenen Reden: De fide meretricum von Jacob Hartlieb und De fide concubinarum von Paul Olearius. Darin werden die gemeinsten und obszönsten Geschichten von verlotterten Dirnen, liederlichen Klerikern und berufsmäßigen Trunkenbolden mit einer Ungeniertheit vorgetragen, daß man wahrlich staunen muß. Die Scherzrede des Magisters Hartlieb, deren genauer Titel lautet: „De fide meretricum in suos amatores. Quaestio minus principalis urbanitatis et facetiae causa in fine quodlibeti Heidelbergensis determinata a magistro Jacobs Hartlieb Landoiensi" enthält eine Warnung vor den Ränken und Listen der Dirnen mit vielen Stellen aus römischen Dichtern, besonders Ovid und Virgil, sowie mit Zitaten aus dem römischen und kanonischen Recht belegt und mit allerhand deutschen Redensarten und Übersetzungen durchzogen, und vor allem wichtig dadurch, daß sie die innigen Beziehungen zwischen Studententum und Prostitution in der Ausbildung eines gemeinsamen Jargons zeigt [82]), eine Tatsache, auf die beiläufig auch W. Uhl [83]) hinweist.

So geben uns diese scherzhaften Reden ein schmutziges, leider zumeist der Wahrheit entsprechendes Bild des damaligen Universitätslebens, ebenso wie die Epistolae obscurorum virorum beißende Satyren auf die bestehenden Bursen und des daselbst eingerissenen Unwesens enthielten. Die Studenten ließen sich in diesen Zwangsanstalten nicht länger mehr halten, sie traten massenweise aus und „liefen den Poeten nach". Die Bursen verödeten, zerfielen.

Inzwischen vollzog sich, ausgehend vom Wittenberger Professor Dr. Martin Luther, das folgenschwere Ereignis der Kirchenreformation. Man kann es, schreibt Hügel [84]), der Reformation nicht absprechen, daß sie der damals so sehr gesunkenen Sittlichkeit und Moral nebst anderem auch durch die Aufhebung des Zölibates wieder aufgeholfen hat. Was letztere anlangt, so hatte, sagt Scherr [85]), „diese Tat nicht etwa nur die Bedeutung einer Rache der beleidigten Natur an den Mönchsgelübden, sie war viel-

---

[80]) Zarncke, a. a. O.

[81]) Zarncke, F., Die deutschen Universitäten im Mittelalter. Leipzig 1857. I. Beitrag. 49 ff.

[82]) Bloch. a. a. O. 700.

[83]) Wilhelm Uhl, Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung. Leipzig 1897. 27. Uhl hält die quaestiones fabulosae für die Vorläufer der heutigen akademischen „Bierzeitungen".

[84]) a. a. O. 47.

[85]) Scherr, Johannes, Geschichte der deutschen Frauenwelt. 5. Aufl. Leipzig 1898. II. 14.

mehr der feierliche Widerruf jener Entwürdigung des weiblichen Geschlechts, welche kirchenväterlicher Afterwitz und päpstliche Herrschsucht herbeigeführt hatten; sie war eine neue Weihe der Ehe, eine neue Heiligung des Familienlebens, eine Wiedereinführung des Priesters in die Gesellschaft . . . Es war seine beste Tat."

Luther ging auch dem schwierigen Problem: Student und Studentenliebe nicht aus dem Wege. Er wahrte die Ehre der jungen Bürgermädchen vor studentischer Zügellosigkeit. In Wittenberg wie anderweitig lauerte auch hier Gefahr genug[86]): „Die Studenten pflegten der Heiligen Feste, Burchardi, Ivonis und Panthaleonis zu halten, tranken und waren fröhlich und baten die Bürgertöchter zum Tanze. Bisweilen boten die Jungfrauen und setzten den Gesellen die Kränze auf und sie setzten wiederum der Studenten Barette auf. Dagegen predigte Doktor Martinus so hart und scharf, daß danach die Eltern ihre Töchter, die mannbar waren, in ihren Häusern behielten. Und dadurch kriegte Luther bei den vornehmsten Bürgern Anhang, Lob, Ehre und Preis"[87]). Daß Luther mit besonderer Heftigkeit gegen Bordelle und öffentliche Dirnen eiferte, braucht nicht erst recht betont zu werden[88]). In der Nähe von Wittenberg befand sich ein Wäldchen, welches besonders wegen der darin ihr Unwesen treibenden Buhldirnen berüchtigt war und von jungen Leuten, insbesondere von Studenten, gerne besucht wurde. Luther, der davon Kunde erhielt, schlug darauf am 13. Mai 1543 an die Kirche zu Wittenberg eine längere, ziemlich derbe „Ernste Vermahnung und Warnschrift an die Studenten zu Wittenberg", in welcher er vor den „französichten Dirnen" warnte[89]). Leider vergebens. Die Studenten und ihr zügelloses Treiben verbittern Luthers Lebensabend. Ihre Trinksitten und Liebesabenteuer erzeugen in ihm den Glauben, daß er vergebens gearbeitet habe[90]).

Noch ausschweifender und roher wurde das Studentenleben während des dreißigjährigen Krieges, der die sittlichen Errungenschaften der Reformation wieder zerstörte. Die Unzucht brach in erhöhtem Maße über Deutschland herein, da alle Bande des Gesetzes und der Religion durch ihn zertrümmert wurden. Und kaum hatte sich Deutschland von den unglückseligen moralischen Folgen

---

86) Koehler, Walter, Die deutsche Reformation und die Studenten. Tübingen 1917. 30.

87) Chronik des Johan Oldecop (1500—1571). hrsg. v. K. Euling. Tübingen 1891. 45.

88) Vgl. hierzu H. Stursberg, Zur Geschichte der Prostitution in Deutschland. Düsseldorf 1884. 49 f.

89) „Ihr wollet ja gewißlich gläuben, daß der böse Feind solche Huren hieher sendet, die da grätzig, schäbig, garstig, stinkend und französicht sind, wie sich leider täglich in der Erfahrung befindet. Daß doch ein gut Gesell den andern warne, dann eine solche französichte Hure 10, 20, 30, 100 guter Leute Kinder verderben kann. Wer nicht ohne Huren leben will, der mag heimziehen und wo er hin will; hie ist ein christlich Kirch und Schule, da man soll lernen Gottes Wort, Tugend und Zucht. Wer ein Hurentreiber sein will, der kann's wohl anderswo thun. Unser gnädiger Herr hat diese Universität nicht gestiftet für Hurenjäger und Hurenhäuser, da wisset euch nach zu richten." (Luther's Briefe, Sendschreiben und Bedenken, hrsg. von de Wette. Berlin 1828. Bd. V. 561.)

90) Koehler, W., a. a. O. 24.

dieses Krieges wieder etwas erholt, so wurde durch das Zeitalter Ludwigs XIV. in den deutschen Gauen neuerdings ein Zustand der Unsittlichkeit wachgerufen, der sich von jenem Frankreichs kaum unterschied. Die Winkelprostitution und das Konkubinat nahmen in so außerordentlichen Dimensionen zu, daß der eigentliche Zweck der Bordelle darüber beinahe verloren ging. Dadurch gewann das Sexualleben der deutschen Studenten nach der Reformation eine ganz andere Richtung. Verbote über Besuche öffentlicher Häuser fehlen zumeist in den Universitätsprotokollen, dafür finden wir Verordnungen gegen geschlechtliche Ausschweifungen, gegen unanständiges Verhalten bei Tänzen (das Verbot des sogenannten „Verdrehens" und „Abstoßens" beim Tanze), gegen den Umgang mit verdächtigen Frauenzimmern und die Verführung der Bürgerstöchter. Daß alle diese Verbote wenig Erfolg hatten, zeigt deren oftmalige Wiederholung [91]), und was das Verbot gegen die Verführung der Bürgerstöchter betrifft, so legen die Kirchenbücher und die noch vorhandenen Listen der in Jena und anderen Universitätsstädten erfolgten außerehelichen Geburten aus diesem Zeitabschnitt ein beredtes Zeugnis ab. Daß es damals zu so vielen außerehelichen „Schwängerungsfällen" kam, lag gewiß nicht allein in der Schuld der Studenten. Wohl werden in vielen Fällen leichtgläubige Mädchen von leichtsinnigen Studenten durch Eheversprechungen getäuscht und ins Unglück gebracht worden sein, doch ob die Mädchen selbst von aller Schuld freizusprechen waren, oder gar die Eltern der Mädchen? Schon 1549 läßt Stymmel [92]) in seinem Lustspiel „Die Studenten" (V. Akt, 4. Szene) den Eubulus ausrufen:

„Hat zu Hause so
dann Einer reife Töchter, und ist Keiner, dem er sie
sonst aufzudringen weiß, so lockt die unerfahrenen
Jünglinge er ins Netz, die dann zu eh'lichen gezwungen sind
die Dirnen. Ja, in allen Ehren macht den Kuppler gar er so,
begiebt hinweg sich um zu bieten bessere Gelegenheit.
Als wenn man nicht die Mädchen halten müßte stets in strenger Hut
und von dem häufigen Verkehr mit jungen Männern weit entfern."

Und die Mädchen selbst? Die Zeugnisse über sie sind nicht die besten. So heißt es in einem Briefe [93]) 1778: „Nach den Mädchen an Universitäten muß man ja die andern nicht beurtheilen" ... Jene „glauben, das größte Glück eines Mädchens sey, viel Eroberungen zu machen, nicht aber einen einzigen zu gewinnen, mit dem man sich aufs ganze Leben durch verbinde. Durch die vielen Versprechungen, die ihnen die Studenten thun und nicht halten, bekommen sie vom ganzen männlichen Geschlecht eine üble Meynung.

[91]) „Es scheint übrigens, der Senat [der Universität Tübingen] habe solchen Geschichten mit besonderer Vorliebe seine Aufmerksamkeit gewidmet. Geht in der Stadt irgend ein Gerücht von einem verdächtigen Wandel oder Verhältniss, alsbald wird es im Senat zur Sprache gebracht und amtliche Notiz davon genommen." (Klüpfel, K., Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen 1849. 123.)

[92]) Stymmel, Christoph, Studentes, Comoedia de vita studiosum. Frankfurt a. O. 1549. Die Übersetzung nach F. H. Meyer, Studentica. Leipzig 1857. 98. Vgl. auch Schmidt, E., Komödien vom Studentenleben aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Leipzig 1880. 9.

[93]) Briefwechsel dreyer Akademischer Freunde. Ulm 1778. 2. Aufl. 1. Sammlg. 130.

und daher ist's ihnen gleichviel, welchem sie gefallen. Geht heut der Eine ab, so kommt morgen wieder ein anderer." Schnabel[94]) urteilt ähnlich: „So sind nun einmal die Mädchen, sie lieben das Abenteuerliche, Leichtsinnige und Auffallende, so sind sie besonders in Universitätsstädten."

Die Gesetzgeber der Universitäten, ja selbst die Kirchenbehörden teilten scheinbar das böse Urteil über das schwache Geschlecht, denn sonst wären die damaligen Universitätsgesetze[95]) und Bestimmungen der kirchlichen Behörden nicht zu begreifen, nach welchen schwangeren Mädchen gegen Studenten keinerlei Ansprüche, selbst nicht in Betreff der Alimente für die außerehelichen Kinder zustanden, die betreffenden Studenten vielmehr, wie z. B. noch 1777 in Jena, nur eine Geldstrafe für einen gemeinnützigen Zweck (12 Thlr. Conv. an die Bibliothekskasse) zu erlegen verpflichtet waren[96]). In Göttingen bestimmten die Universitätsgesetze, daß der Beweis der Verführung der Klägerin auf das strengste geführt werden müsse, und wurden die in solchen Angelegenheiten außergerichtlich, d. h. nicht vor dem akademischen Gerichte eingegangenen Vergleiche für ungültig erklärt. (Verordnung vom 29ten Junius 1793)[97]). Später wurde zu dieser Verordnung durch eine am 15. Nov. 1805 ergangene „Deklaration" noch bestimmt: „Wenn Geschwächte, nach gerichtlich geschlossenem Vergleiche mit dem Vater ihres Kindes noch etwas von demselben zu erpressen, oder ihn irgend zu beunruhigen suchen, so sollen sie in jedem Contraventionsfalle, mit achttägigem Gefängnisse, und von den Personen, welche ihnen dabey behülflich gewesen sind, die Advokaten und Notarien mit Verbot ihrer Praxis, die Copisten und Briefschreiber aber mit viertägigem Gefängnisse bestraft werden"[98]).

Derlei einseitig gehaltene Gesetze zogen jedoch üble Folgen nach sich. Was blieb den geschwängerten Mädchen übrig, wenn sie vor Gericht keinen Schutz fanden? Darüber schweigt die Ge-

---

[94]) Felix Schnabels Universitätsjahre. 1835. Neudruck 1907. 370.

[95]) Das lag allerdings auch darin, daß von der Mitte des 16. Jahrhunderts an die akademische Gerichtsbarkeit ihren alten Charakter verlor. Während bis dahin der Universität die Gerichtsbarkeit über alle Universitätsangehörige zustand, ward jetzt daraus das Recht der Dozenten über die Studenten, die Disziplinargewalt von Rektor und Senat. Das war von Übel. Denn während die Universitäten alle Zivil- und Strafklagen bewußt einseitig nach dem Gesichtspunkte ihrer Disziplin, nach dem Schaden für ihre innere Ordnung beurteilten, gab es keine Instanz, welche dieselben Handlungen nach ihrer allgemeinen Bedeutung für das bürgerliche Leben gewürdigt hätte. Dadurch gewöhnte man sich daran, daß der Student für Dinge, welche jeden seiner Altersgenossen aus anderen Lebenskreisen ins Gefängnis oder zu noch schlimmeren Strafen gebracht hätten, mit einem Verweise, mit einigen Tagen Karzer oder einer geringen Geldbuße, schlimmstenfalls mit der Relegation belegt wurde. (Stein, a. a. O. 113.)

[96]) Richard und Robert Keil, Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. Leipzig 1858. 130. Vgl. Felix Schnabels Universitätsjahre, 404: „In Jena kostete dem Musensohn ein junger Sproß keuscher Triebe nur 14 Thaler und 8 gute Groschen sächsisch."

[97]) „Ein sehr heilsames Gesetz, das von sehr guten Folgen gewesen, und dem Mitgliede der Universität, das den Vorschlag dazu besonders betrieben, stets Ehre machen wird." (E. Brandes. Über den gegenwärtigen Zustand der Universität Göttingen 1802. 305.)

[98]) Gesetze für die Studierenden der G.-A.-Universität zu Göttingen vom 16. Sept. 1814. Cap. V. § 19. Unzucht.

schichte. Doch schon damals griffen die unglücklichen Mädchen zu den heute leider noch nicht abgekommenen Mitteln: zum Selbstmord und zum Kindesmord. Ein „Verzeichnis aller seit 1531 bis August 1804 [in Jena] durch einen widernatürlichen Tod ums Leben gekommenen Personen", das ich im Buche von Faselius[99]) vorfand, gibt deutliche Kunde davon. Fast auf jeder Seite findet sich ein Selbstmord oder die „Hinrichtung mit dem Schwerte" eines Mädchens wegen Kindesmordes verzeichnet.

Außerdem erklärten die Gesetze fast aller Universitäten die „gesetzwidrigen oder wenigstens nachteiligen Verbindungen von Studierenden mit Personen des anderen Geschlechtes" für null und nichtig. Diese Verbote bestanden bis ins 18. Jahrhundert hinein. So hieß es z. B. in dem von der Tübinger Universität gemeinsam mit der Stadt erlassenen Statut vom Jahre 1575 u. a.: „Nachdem es sich etzlichemale zugetragen, daß junge Studenten sich ohne Vorwissen ihrer Eltern verehelicht, so wird dieses verboten. Niemand solle sich auch bei Strafe, vor das Ehegericht geschickt zu werden, in heimliche, von Gott ernstlich verbotene Eheverhältnisse einlassen." 1610 wird vom Basler Rat beschlossen, wegen der häufigen frühzeitigen Ehen der Alumnen, den Schuldigen das Stipendium zu entziehen[100]). Im § 12 der akademischen Gesetze der Universität Göttingen[101]) hieß es: „In Ansehung der Eheverlöbnisse der Studierenden findet dasjenige, was in der Ehe-Verlobungs-Konsulution vom 16. Januar 1733 als gemeines Landrecht bestimmt ist, seine volle Anwendung; und sind folglich alle Verlöbnisse, welche von akademischen Bürgern ohne ihrer Eltern und Vormünder Einwilligung geschlossen worden, wenn sie auch eidlich geschehen, und der Beischlaf hiezu gekommen wäre, so ungültig, daß darauf keine Klage auf Vollziehung der Ehe in den Gerichten angenommen wird. Wie es aber wegen der den Geschwängerten allenfalls zustehenden Satisfaktion und Alimentations-Klage gegen Studierende zu halten sey, ist durch eine besondere Verordnung festgesetzt, welche in den Beylagen dieser Gesetze befindlich ist, und in vorkommenden Fällen genau befolgt werden soll. Wer übrigens der Unzucht geständig ist, oder derselben überführt wird, muß die in den Landesgesetzen vorgeschriebenen Hurenbrüche zahlen." 1752 beschloß der Senat der Universität Freiburg i. B.[102]), daß, „wenn sich ein Student hinfür verheirate, solches aber ohne spezielle Erlaubnis geschehe, derselbe ipso facto von dem Forum der Universität ausgeschlossen sei". In den Würzburger allgemeinen Statuten von 1785[103]) lesen wir folgende schwülstigen Auslassungen über

---

[99]) Joh. Adolph Leop. Faselius, Neueste Beschreibung der Herzogl. Sächs. Residenz- und Universitätsstadt Jena. Jena 1805. 159 ff.

[100]) Tholuck, A., Das akademische Leben des 17. Jahrhunderts. Halle 1858. I. Th. 219.

[101]) Meiners, Über die Verfassung und Verwaltung deutscher Universitäten. Göttingen 1802. Bd. II. 261.

[102]) Klotz, E., Die akademische Gerichtsbarkeit in alter und neuerer Zeit. In: Festblatt zur Einweihung des neuen Kollegienhauses der Alb.-Ludwigs-Universität Freiburg. 1911. 44.

[103]) Wegele, F. X. von, Geschichte der Universität Würzburg. Würzburg 1882. II. Th. 486.

das Eheverbot der Studenten: „Um hierinn den schlimmen Folgen, welche allzufrühzeitig und aus angemaßter übelverstandener Freyheit eingegangenen Sponsalien nach sich ziehen können, nach allen Kräften zu steuern, so werden alle Eheverlöbnisse, welche von den Akademikern, sowohl einheimischen als fremden, wenn sie auch mit Vorwissen der Eltern und Vormünder und unter den in der Verordnung vom 28. Jänner 1764 vorgeschriebenen Erfordernissen abgeschlossen worden sind oder eine Schwängerung der verlobten Person erfolgen sollte, durch eine vom 5. November 1785 ergangene gnädigste Verordnung für beyderlei Geschlecht für gänzlich unkräftig und unverbindlich erklärt, daß unter keynerlei Vorwand einige Klage weder auf die zu vollziehende Eheverbindung, noch auf einen allenfalls zu erstattenden Abtrag Platz haben soll. Im Gegentheil aber sollen Verbrecher und Verführer unschuldiger und schwacher Personen nicht nur zur Kindes-Nahrung und Erstattung der geschändeten Ehre gemessenst angehalten werden, sondern man wird auch gegen solche Vergehungen mit scharfer Ahndung, auch mit Kerkerstrafe und Verweisung von der Universität nach obwaltenden Umständen gebührend und nachdrucksamst verfahren." Und aus dem Jahre 1776 besteht ein Edikt der Universität Kiel, daß „die Ehegelübde der Studierenden zu Kiel, bey ermangelnder Einwilligung ihrer Eltern und Vormünder, ungültig seyn sollen. Christiansburg, den 28sten Märtz, 1776."

In Jena hieß es im Oberkonsistorialreskript vom 13. Juli 1773[104]) noch merkwürdiger, daß „künftig keine jenaische Weibsperson, weß' Standes sie auch sei, bei Vermeidung empfindlicher Leibes- und nach Befinden anderer harter Strafe sich mit einem Studenten in eheliche Verbindung einlassen solle". Hier wurde also dem weiblichen Teile mit der Strafe gedroht[105]). Und wenn die Behörden nicht eingriffen, war die akademische Jugend mit rascher Selbsthilfe zur Hand. So stürmte sie 1776 in Jena das Haus einer Dirne, welche das schriftliche Eheversprechen eines Studenten besaß, und zwang sie, dasselbe herauszugeben.

Daß es für die Universitätsbehörden nicht immer leicht war, die rechte Entscheidung zu treffen, und mancher Rektor in eine Zwangslage kam, zeigt der Vorgang, der sich in Freiburg i. B. abspielte: Einem Paar, das sich vor dem Rektor auf die Knie warf, erwiderte er: „Verehelicht Ihr Euch, so wird der Student der Stadt überwiesen, verehelicht Ihr Euch nicht, so kommt er auf 8 Tage in die Keusche." Schließlich wurde an den Bischof von Konstanz das Ersuchen gerichtet, „daß er nach dem Beispiel der Universitäten Mainz, Würzburg und Ingolstadt die Sponsalien für null und nichtig erklären wolle"[106]).

Aber nicht nur von Amts wegen, sondern auch von privater Seite erhoben sich fortwährend Stimmen, die die Studentenehen ver-

---

[104]) Keil, a. a. O. 205.

[105]) Die Bürgermädchen kamen meist mit einer Kirchenstrafe davon. Sie mußten während der Predigt im Chor auf den Knien liegen; dann nahm der Pastor die Reuigen wieder in die Gemeinde auf und reichte ihnen das Abendmahl. Ob derlei Strafen von Nutzen waren, ist eine andere Frage.

[106]) Klotz, a. a. O.

urteilten. So ruft schon in Schoch's „Comoedia vom Studentenleben" (1638) Pickelhäring den Jungfern zu: „Trauet bey Leibe jo keinem Studenten, wenn er gleich schwüre, daß ihm die Augen bluteten!" Reinwald warnt in seinem Studentenspiegel[107]), „daß es wider die Klugheit sey, eine Kuh zu kaufen oder kaufen zu wollen, und noch keinen Stall dazu zu wissen". Gottsched[108]) beschreibt in seinen „Vernünftigen Tadlerinnen" (1726) das Leben eines reichen Studenten, der nur cavallièrement studiert und dessen Beschäftigung in Genießen, Schmeicheln und Flirten besteht. Er verurteilt dabei auch die Sitte, sich an der Hochschule in Ehebande schlagen zu lassen. Schmeizel[109]) in seinem Rechtschaffener Academicus (1738) rechnet es unter die „unglücklichen Zufälle" eines Studenten, wenn er „so weit sich verleiten läßt, daß er die Thorheit begeht, sich mit dieser oder jener Gretha verkuppeln oder gar sich am Halse trauen zu lassen", mithin „sein völliges Glücke in der Welt, gleichsam mit Füßen von sich stößet"[110]). Heun[111]) warnt (1794) in seinen „Vertrauten Briefen" einer „bestimmten" Geliebten sein Herz auf ewig zu schenken. „Die traurigen Folgen einer solchen Unbesonnenheit äußern sich bis in das späteste Alter." Heydenreich[112]) (1804) nennt das Eheversprechen eines Studenten „leichtsinnig", „höchst ungerecht", „höchst lächerlich" und meint, wenn man dem Studenten in dieser Beziehung etwas gestatten wolle, „so wäre es dieß, daß er ein solches mit Recht achtungswürdiges Frauenzimmer sich im Stillen für die Zeit, wo er eheliche Verbindungen eingehen kann und will, gleichsam anmerkte". Ein Gedanke, der auch in der Schrift: „Über Studenten- und Candidaten-Liebschaften", Altenburg 1802, ausgesprochen ist.

1833 meint ein Wiener Autor, Ebersberg[113]), daß „selbst in dem seltenen Falle, daß unerfahrene Jünglinge mit ihrer ersten Neigung an ein reines und edleres Wesen sich ketten, für ihre

---

107) G. E. Reinwalds Academien- Und Studenten-Spiegel, In Welchem Das heutige Leben auf Universitäten gezeiget, geprüfet und beklaget wird. Berlin 1720. 176.

108) Gottsched, J. C., Die vernünftigen Tadlerinnen. Leipzig u. Hamburg 1726. 80 ff.

109) M. Schmeizels Rechtschaffener Academicus, oder Gründliche Anleitung, Wie ein Akademischer Student Seine Studien und Leben gehörig einzurichten habe. Halle 1738. 640.

110) Hieher gehört auch eine in meinem Besitze befindliche Flugschrift aus dem 18. Jahrhundert in zusammenlegbarer Briefform mit entsprechenden Bildern. Die Adresse lautet: „An Diese abzugeben die so auff hohen Schulen leben a Freyheit-Statt, die kein Gesetz und Ordnung hat." Zum Schlusse des in Versen abgefaßten Briefes heißt es: „Ja was das ärgste ist, so kommt offt eine Fliegen / die fordert selbst den Sohn da gilt es Kunst und Rath / da sieht der Vatter dann, mit gram im Kuffer liegen / was sein verlohrner Sohn zum pfandt versetzet hat / dann ist der kürtzte Schluß, zahl oder hab am Halsse / ein Kreutz das dir sehr offt die größte wollust war / und schmecke mit Geduld des Ehstands bittre Salse / so ziert der Docters huth vielleicht die grauen har."

111) Heun, Carl, Vertraute Briefe an alle edelgesinnte Jünglinge die auf Universitäten gehen wollen. 2. Aufl. Leipzig 1794. (1. Aufl. 1792.) 84.

112) Heydenreich, F. E. A., Über die zweckmäßige Anwendung der Universitätsjahre. Leipzig 1804. 298 f.

113) Ebersberg, J. S., Der Studierende auf gutem Weg zum Ziel. Wien 1833. 88.

Laufbahn kein Gewinn erwachse". Wolff[114]) (1842) vergleicht „eine Studentenbraut einem Wechsel, der am jüngsten Tage erst zur Verfallszeit kommt und selbst dann noch protestiert werden kann". Außer diesen in sogenannten paränetischen Werken angeführten Argumenten gegen die Studentenehe gibt es noch eine Reihe von Schriften, die sich geradezu nur mit der Frage der Studentenehe befassen. Die meisten Autoren sprechen sich ebenfalls gegen die Frühehe der Studenten aus. So erschien schon 1702 eine Dissertation von Johann Nagel, worin dieser die Frage stellt, „utrum studiosus theologiae quamdiu in academiis aut alibi vivit, neque publico admotus et officio matrimonium utiliter contrahere possit seu" Ob ein Studiosus Theologiae mit Nutzen heyraten könne. Das Büchlein scheint weite Verbreitung gefunden zu haben, da es 1711 und 1729 im Neudruck erschien. 1709 veröffentlichte C. F. Paulini[115]) eine ähnliche Schrift. Er meint zwar darin, daß es für den Studenten besser sei zu heiraten, als zu brennen, verfehlt aber nicht, darauf hinzuweisen, daß die Studenten dadurch vom Studieren abgezogen werden können, „in dem sie ihren Gedancken auf die Hauß-Sorgen kehren müssen". 1801 veröffentlichte ein ungenannt sein wollender Verfasser[116]) einen Aufsatz: „Über die Liebschaften und Eheversprechungen der Studenten und Kandidaten", der sich ebenso gegen die Liebschaften und frühen Eheversprechungen der Studenten und insbesondere der Theologen wendet, wie dies im Jahre 1832 ein ungenannt sein wollender Pastor — —n in seinen Ausführungen über „Das frühe Eheversprechen; oder: warum es zu widerraten sei, daß Studirende sich in ein Eheversprechen einlassen" tut[117]).

Der „Heiratstrieb" der Studenten scheint also im Mittelalter kein geringer gewesen zu sein. Daß man demselben manchenorts, z. B. in Jena, weniger streng entgegentrat, bezeugt uns eine Rede Wolfgang Heider's, der von 1587—1626 Professor in Jena war. In derselben führt er unter anderen Vorteilen einer Universitätsstadt auch den an, wie prächtig doch die Eltern ihre Töchter an den Mann bringen könnten, „wie denn seit der Errichtung der hiesigen Akademie fast keine Provinz in Deutschland sei, wohin nicht Jenenserinnen entweder mitgenommen oder abgeholt und verheiratet worden". Auch in Tübingen gab es trotz aller Verbote, wie uns Mohl[118]) berichtet, verheiratete Studenten. Dort kam es gar nicht selten vor, daß das Weib des Studenten sogar eine kurze Karzerstrafe mit ihm teilte. Im Tübinger Senatsbeschluß vom 15. Nov. 1556 wird uns von einem Thalheimer erzählt, der im Karzer gewesen, aber auf Fürbitten seiner Frau wieder freigelassen

---

[114]) Naturgeschichte des deutschen Studenten. Von Plinius dem Jüngsten (O. L. B. Wolff). 3. vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig 1850. (1. Aufl. 1842). 29.

[115]) Paullini, C. F., Ob ein Studiosus Theol., der auff Universitäten, oder sonst wo, außer Dienst lebt, auch wohl heyraten dörffe? in dessen: Philosoph. Lust-Stunden. Frankfurt 1709. 434 f.

[116]) In: Sächs. Provinzialblätter. Bd. IX. 1801. 158 ff.

[117]) In: Neue Schleswig-Holst.-Lauenburg. Prov.-Berichte. XXI. Jgg. 1832. 579 ff.

[118]) R. v. Mohl, Geschichtliche Nachweisungen über die Sitten und das Betragen der Tübinger Studierenden während des 16. Jahrhunderts. Tübingen 1840.

wird. Weiters vernehmen wir, daß Joh. Küpferlin d. J. 4 Wochen Karzer bekommt, weil er sein Weib geschlagen, ein schlechtes Leben geführt und keine Vorlesungen besucht habe. Ein anderer Student, der sich ähnliches zu Schulden kommen ließ, wird in Anbetracht seiner braven Frau und Kinder nicht härter gestraft, als mit einer Ermahnung zur Besserung. Ein Student, der ein Mädchen ins Unglück gebracht, wird veranlaßt, es zu heiraten. Er tut es, und nun werden ihm 30 fl. Geld und 14 Tage Karzer und seiner Frau 20 fl. und 4wöchentlicher Hausarrest als Strafe angesetzt. Keine schlechte Heiratspolitik!

So mag wohl schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts der Spruch entstanden sein:

„Von Jen und Leipzig ohne Weib
Von Wittenberg mit gsundem Leib,
Von Helmstatt ungeschlagen
Weiß wol von Glück zu sagen."

Denn auch in Leipzig waren manche Musensöhne so „galant", daß sie mit einer „Frau Studentin" nach Hause zurückkehrten[119]).

Auch in Göttingen befanden sich fast ständig verheiratete Studenten: Ausländer, die mit ihren Frauen reisten und hier einige Zeit studierten, oder Deutsche, anderwärts als Anwälte, Chirurgen, Apotheker u. dgl. beschäftigt, um hier zu promovieren oder noch einige Vorlesungen zu hören. Eine Ehe schließen durfte jedoch auch in Göttingen kein Student. Er verlor dadurch das bisherige „forum", weil man, wie Meiners[120]) sagt, mit Recht annehmen konnte, daß derjenige, der sich in der Universitätsstadt verheiratet, nicht mehr weiter studieren wolle.

Kaum verderblich genug kann man sich die Wirkungen des dreißigjährigen Krieges auf Wohlstand und Bildung, vor allem aber auf die Sittlichkeit des deutschen Volkes vorstellen. Während Dutzende von ganzen Dörfern und Städten unter den entsetzlichen Schlägen dieser Kriegsfurie von deutscher Erde verschwanden, trat zugleich unter Hoch und Niedrig eine moralische Verwilderung, eine Erschlaffung des Nationalbewußtseins und eine Zersetzung der sozialen Verhältnisse ein, zu deren Schilderung sich schwer die rechten Farben finden lassen. Ganz besonders war es auch das Leben an den Universitäten, das von dem schlimmsten Einflusse des durch ein volles Menschenalter währenden furchtbaren Glaubenskrieges betroffen wurde. Nach den unglückseligen Friedensschlüssen zu Münster und Osnabrück sehen wir die Universitäten zu Stätten landsknechtlicher Zucht- und Ruchlosigkeiten herabgesunken, von wissenschaftlichem Streben und geistigem Interesse war keine Spur mehr vorhanden, dagegen erreichten Rohheit und Liederlichkeit, Schamlosigkeit und Renommisterei einen Höhepunkt, den man kaum für möglich halten würde, wäre das greuliche Unwesen nicht durch zahlreiche unanfechtbare Zeugnisse beglaubigt. Ich nenne nur den Erfurter Professor Mey-

---

119) R. u. R. Keil, Die deutschen Stammbücher des 10.—19. Jahrhunderts. Berlin 1893. 146 Anm.

120) Meiners, Verfassung und Verwaltung. 219.

fart[121]), seinen Lehrer, den Jenaer Professor Heider[122]) und Christian Thomasius[123]), der in Leipzig und Halle dozierte. Meyfart meint selbst, die deutsche Zunge sei „viel zu arm, die damaligen akademischen Harpyen nach Würden zu beschreiben". Immerhin sind die Expectorationen der Entrüstung Heiders recht anschaulich, wenn auch nicht immer salonfähig. Er klagt: Der Student „gedenket nicht an Weißheit / nicht an Geschicklichkeit / nicht an ehrliche Studien in dem menschlichen Leben / nicht an die Wolfahrt der Kirchen / der Policey; sondern durchaus / durchaus trachtet er nach Schalckspossen / Müssiggang / Faulheit / Zechen / Üppigkeit / Trunkenheit / Büberey / Hurerey / Balgen / Verwunden / Morden". „Wenn du die Schlafkammer auffmachest / vnd heimlich vmbherlawrest / wirstu bissweilen antreffen / daß eine hübsche Nymphe ihre Pantoffel darinnen gelassen / der Gesell aber aus Unachtsamkeit nicht beyseits gestoßen" usw.

Nicht viel anders spricht Thomasius „vom elenden Zustand der Studenten": „Ein wollüstiger Studente schläffet des Morgens gerne lange, und verdirbet die beste Zeit, die er zu seinem Studiren anwenden solte, mit Faullentzen, oder doch zum wenigsten liederlichen und unzüchtigen Gedancken; Seine Verrichtung des Tages über ist entweder Spielen, oder Fressen und Sauffen, oder Huren . . . und da gehet er nun, und bringet bald der Jungfer, bald der Magd, bald einer noch gemeinern liederlichen Vettel Ständgen . . . und wenn er verliebet ist, verschweret er sich, und sucht alle Beredungen hervor, ein Weibs-Volk aufzuhetzen; sobald er aber seinen Zweck erreichet, ist er nicht alleine unbeständig, sondern auch indiscret, wie er denn auch nicht eiffersüchtig ist, sondern ein Vergnügen daran hat, wenn er einen anderen seiner eingebildeten Lust kan theilhaftig machen."

Zwei Erscheinungen waren es hauptsächlich, die bei Beginn des 17. Jahrhunderts in der deutschen Studentenschaft zutage traten, dieselbe mehr und mehr beherrschten und allmählich zu gänzlicher Verwilderung trieben: der Nationalismus und der damit im engsten Zusammenhange stehende Pennalismus. Als die zwangsweise Vereinigung der Studenten in den Bursen zu Anfang des 16. Jahrhunderts aufhörte, fanden sich dieselben, dem deutschen gesellschaftlichen Drange folgend, in freiwilligen Verbindungen, den „neuen Nationen" zusammen[124]). Der Pennalismus erwuchs aus einer amtlich durch die Universitätsbehörden gebilligten Einrichtung, der sogenannten Deposition. Das Deponieren, ursprünglich einfach und ernst, artete später zu einer ungeheuren Unsitte aus.

---

121) Christliche Erinnerung Von der Aus den Evangelischen Hochen Schulen in Teutschlandt an manchem ort entwichenen ordnungen und Erbaren Sitten, und bey diesen Elenden Zeiten einschlichenen Barbareyen vor etzlichen Jahren aufgesetzt durch Joh. Matth. Meyfartum. Schleussingen 1636.

122) Heider, Wolfgang, Oration zum Angang seines Rectorats darinnen die Sew Studenten artlich beschrieben 1607; aus dem Latein in die deutsche Zunge versetzt durch Joh. Matth. Meyfart in des letzteren: Christl. Erinnerung. 213 ff.

123) Christian Thomasens Kleine Teutsche Schriften. 3. Ed. Halle 1721. 518 ff. „Vom elenden Zustand der Studenten" (1693).

124) Pernwerth von Bärnstein, a. a. O. 17 f.

Es bestand darin, daß mit den neuen Studenten mehrere Zeremonien vorgenommen wurden, durch die sie in das akademische Leben eingeweiht wurden. So zog man ihnen z. B. ein eigenes, dazu verfertigtes Kleid an, setzte ihnen eine Kappe mit großen Hörnern auf oder suchte sie von ihren Schulsitten durch Schlagen, Stoßen, Saufen usw. zu reinigen. Und diese Sitte wurde nicht etwa heimlich ausgeübt, nein, sie war öffentlich autorisiert. Es wurde ein eigener Depositor gehalten, der aus der Zahl der älteren Studenten gewählt wurde. Er mußte sich durch Raufen und Duellieren ausgezeichnet haben. Das Ende, oft der Hauptzweck des Deponierens war ein Schmaus, den natürlich der neu kreierte Student bezahlen mußte. Daran schlossen sich Orgien und Gelage in den Bordellen, deren Kosten ebenfalls der „Pennal" zu tragen hatte [125]).

So begeht man gewiß keinen Irrtum, wenn man das 17. Jahrhundert als die Zeit des tiefsten Tiefstandes studentischer Sittlichkeit überhaupt betrachtet. Mit besonderer Vorliebe hat man deshalb auch zu jeder Zeit gerade aus diesem Jahrhundert Schilderungen studentischen Lebens herausgegriffen und die überscharfe Kritik zeitgenössischer Autoren auf sich, den Leser und Hörer wirken lassen. Ein solches Verfahren fördert aber unsere kulturgeschichtliche Erkenntnis nicht, ja es führt sie am Ende irre und verwirrt sie, wenn nicht zugleich auch die tieferen treibenden Kräfte aufgedeckt werden. Darum ist, wie Tholuck [126]) sehr richtig bemerkt, daran zu erinnern, daß ein großer Teil der Studentenroheit der Roheit der damaligen Zeit angehört, daß insbesondere bei dem Mangel an den feineren Freuden der Geselligkeit der Student darauf angewiesen war, sich an die derberen Genüsse der Sinnlichkeit zu halten. Auch wurden gewiß die Sittengesetze, wie R. und R. Keil [127]) bezüglich Jenas sagten, an anderen Universitäten schon aus Rücksicht auf ihre Frequenz, welcher nicht Eintrag geschehen sollte, ebenfalls etwas lax gehandhabt, und nicht weniger schädlich waren die angewandten Strafmittel. Man belegte viele Vergehen der Studenten mit Geldstrafen, welche mindestens eine nachdrückliche Gefängnisstrafe, wenn nicht Verweisung von der Universität verdient hätten. Dazu kam noch [128]), daß sich der Student den Bürgern der Universitätsstädte gegenüber als Herr der Lage fühlte, da ja diese in kleinen Städten geradezu von den Studenten lebten. Die Philister duldeten nicht bloß den Übermut, sie begünstigten sogar die Zuchtlosigkeit und hielten sich schadlos, indem sie den Burschen nach Möglichkeit schröpften. In „Verruf" mochte kein Hauswirt kommen. Und die Professoren? Sie mußten als Hauswirte, die Studenten in Pension hatten, gar oft beide Augen zudrücken. Sodann rechneten aber die Professoren auch seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf Kollegiengelder, um deretwillen sie sehr nachsichtig waren. Auf diese Weise nahm die Zuchtlosigkeit der Studenten immer mehr überhand, und es konnte

---

[125]) Vgl. Ennen, E., Zur Sittengeschichte der Kölner Universität. In: Ztschr. f. deutsche Kulturgeschichte. Hannover 1873. N. F. Bd. II. 756 ff.

[126]) a. a. O. Bd. I. 257.

[127]) a. a. O. 50. Vgl. Stein, Akad. Gerichtsbarkeit. 111 f.

[128]) Horn, E., „Akademische Freiheit". Berlin 1905. 7.

daher von einem freundschaftlichen Verhältnisse, durch welches den Studenten der Zutritt zum Familienleben der Bürger geöffnet worden wäre, keine Rede sein. Man dachte damals auch nicht an das Bedürfnis eines gemischten gesellschaftlichen Verkehrs, noch viel weniger wurde dessen Mangel beklagt. So ist es denn kein Wunder, wenn selbst Bürgermädchen, sogar solche aus Professorenkreisen, in das Lotterleben mit hineingerissen wurden. So beklagt es Krause[129]) 1696, „daß auch vornehme Professoren, die mit ihrer Doktrin und Leben Anderen ein gutes Exempel geben sollten, deren Töchter täglich bei den Studenten auf den Stuben wären und von ihnen beschenkt würden“[130]). Ja selbst die Frauen der Universitätslehrer nehmen es mit ihrem guten Rufe nicht genau. Tholuck (I. 145 f.) führt einige krasse Fälle an, und noch aus dem Jahre 1769 stammt die Jenaer Stammbucheintragung: Regula: Communia sunt, die sich reimen auf in: als Aufwärterin, Wäscherin, excipe die Frau Doctorin und Professorin; observatio: Doch lassen sich auch diese nach obiger Regel gebrauchen. Und ein Stammbuchvers aus demselben Jahre besagt:

„Wenn alles knacken sollte, wenn man in Jena Ehe bricht,
Hörte man vor lauter Geprassel seine eigenen Worte nicht!“ (Jena 1769.)

Wo eben, so lesen wir bei R. u. R. Keil[131]), das Verhältnis der jenaischen Studenten jener Zeit zu dem andern Geschlecht nicht in förmliche Unzucht ausartete, da war es doch in der Regel immer noch leichtfertig genug. Wenn man dem Jenenser auch nicht die den Wittenberger Studenten jenes Zeitraumes zugedachte harte Anschuldigung machen kann, daß sie aus Lüsternheit nur den starken Viehmägden aufgewartet hätten, so ist doch so viel gewiß, daß die Studenten Jenas die Bürger- und Professorentöchter nicht allzu platonisch liebten und auch die Dörfer in der Nähe der Stadt nicht allein des Zechens halber, sondern oft in der freundlichen Absicht besuchten, mit den schönen „Bauernjungfern“, bei denen die „Staudenten“, wie man sie nannte, in hohem Ansehen standen, ihr Spiel zu treiben. Gewiß ließe sich von den Jenenser Studenten dasselbe sagen, was J. G. Schoch in seiner „Comoedia vom Studentenleben“ (1657) zunächst mit Rücksicht auf das Leipziger Leben anführt: „Ihr wißt ja der Studenten Lieben wohl; heute diese, morgen eine andere. — Das ist eben die beste Kunst, damit man die Jungfern am meisten berückt; so lange wir ihrer genießen können, so lange lieben wir sie; haben wir, was wir von ihnen begehrt, erlanget, so lacht man es ins Fäustchen, daß sie so meisterlich angegangen.“

Zur Illustrierung der damaligen sexuellen „Gepflogenheiten“ der Studenten mögen hier einige Fälle angeführt werden. So lesen wir bei Mohl: 1613 gesteht ein Präceptor, „daß er etlichemal in

---

129) Nach Tholuck, a. a. O. I. 272.

130) So erzählt auch Laukhardt (Leben und Schicksale) an einer Stelle: „Des Gießner Universitätskanzlers Koch Hannchen habe ich damals in Jena zwar nicht gesehen, wol aber viel von ihr gehört; sie fing um diese Zeit schon an, gemeinnützig zu werden.“

131) Keil, a. a. O. 327.

der Greppenbachin Kammer gewesen so Tages so Nachts, daß sie auch in seine Stube gekommen; er wolle sich bedenken, aus was Ursache es geschehen, er könne es jetzt nicht wissen, sie habe es auch bei seinen Vorfahren getan. Gesteht, daß sie ihn geküßt; Studiosi wollten auch ihre oblectamenta haben". Des weiteren 1616: „Frau Anagryphius beklagt sich, der Rektor habe gesagt, Georg Blech habe im Hemde mit ihr getanzt. Rektor negiert: er habe nur gesagt, Blech sei im Hemde umhergelaufen und ihre Tochter dabei gewesen." „Viele junge Leute zechen dort bis 1, 2 Uhr, tanzen und springen. Studenten gestehen, daß sie betrunken in eine Kammer geschafft wurden, in der die Töchter und die Magd gelegen. Einer gibt an, die Frau habe von ihrer Magd verlangt, daß sie einen Hofmeister aus dem Kollegium bei sich schlafen lasse und dafür 7 Dukaten geboten." 1617: „Einige Studenten machen einer Magd den Antrag, den folgenden Tag zu ihnen zu kommen und geben ihr Wamms und Hosen mit, um am folgenden Tage unerkannt zu bleiben." Der Sohn des Frankfurter Professor Cornerus wird 1594 hingerichtet, weil er ein Hurenkind gezeugt und mit demselben, einem zehnjährigen Mädchen, nachher Unzucht getrieben. (Tholuck, I. 272.) — Amstorp aus Rostock klagt, daß man die Studenten nicht zu Lehrern von Mägdlein brauchen könne, weil sie dieselben verführten. (Tholuck ebenda.) Die Berichte der Universität Dillingen lauten nicht besser. Auch hier mangelt es nicht an Verfehlungen und Sittlichkeitsdelikten der Studenten. Dazu gehörten: vertrauter Umgang mit verrufenen weiblichen Personen (1695), ein Attentat mehrerer Logiker auf ein junges Mädchen (1662), der Besuch verdächtiger Häuser oder Orte (1650, 1674, 1695) und Schwängerung von Bürgermädchen (1674, 1688)[132]. In Jena bekennt 1644 Slevogt, „es sei mehr als zu wahr, was man den Studenten von Unzucht nachsage". Er spricht von einer Person, von der er sagt, es sei horrendum, was diese für Händel treibe, daß einem die Haare zu Berge stünden. Sie soll an 300 Burschen verführt haben. 1689 wurde ferner aus Jena berichtet (Keil, 92): „Hurenhändel gingen mehr als zu viel vor und wäre höchst zu beklagen, daß es öffentlich geschähe, und es für keine Sünde und Schande mehr wolle gehalten werden; es wären Weibspersonen hier. so die Pursche ohne Scheu am hellen Tage zu sich zögen."

Doch blieb es nicht dabei allein. Um 1500 war ja die Syphilis mit verheerender Macht in Deutschland aufgetreten. Dieselbe schonte „keines Geschlechtes, keines Alters, keines Standes; Geistliche wie Weltliche, Vornehme wie Niedere wurden befallen"[133]. Ungeheuer groß war die Zahl der Erkrankungen, besonders in den Universitätsstädten, und der Student schied von der Universität „fast allzeit schattengelb, mager, halbäugig, hinkend, zahnlos, mit Narben und Hefften durch und durch zerpflüket". (Aus Prof. Heiders Rede 1626.) 1669 bekennt ein Bericht der Jenaer Universität: „Das Hurenleben hat bisher in etwas einreißen wollen, sollen auch etliche Studiosi unfläthige Krankheiten davongetragen haben. Es

[132]) Specht, a. a. O. 368.
[133]) Fuchs, a. a. O. 433.

mögen solche Dirnen sich in naheliegenden Örtern und Schenken aufhalten." Und 1696 berichtet Krause von den Jenaer Studenten, „daß so viele von den Studiosis, auch etliche Studentenjungen, an der Gonorrhoea, scabie maligna, auch wol an bubonibus bisher laboriret, so ohne Zweifel von den Huren, desgleichen zu Zwethen, Löbstedt, Lichtenhahn (Dörfer um Jena) aufhielten" [134]). Wenig helfen die ernsten Worte der Geistlichkeit, die den Kreuzzug gegen diese Hölle auf Erden, gegen diesen Sündenpfuhl predigten, nichts die Belehrungen der Ärzte. „Der andere Todenträger heist Unzucht und Geilheit", so ruft 1701 Heinrich Caspar Abel [135]) in seinem „Leib-Medicus" den Studenten zu, „die ist ja ein Feuer in den Beinen. Wie das Feuer am Stroh und Holz / so frist die geile Lust am Coerper / biß sie ihn gantz verzehret." „Man soll der Wollust und Geilheit nicht nach dem Angesicht sondern nach den Füßen sehen / so wird sich finden / daß sie / wie die Gespenste / einen Tollfuß nachschleppe / und einen unglückseligen Ausgang trage / ihre Stirne ist Jungfraeulich / das Gesäß gleich einem Otter-Schwantz / wer ihre endliche Wirckung betrachtet / der trifft das bewertheste Mittel wider dise Seuche." Noch 1778 heißt es im „Briefwechsel dreyer akademischer Freunde", S. 178: Ich weiß, daß einmal in Göttingen fast ein Drittel der Studenten angesteckt war." Und Schnabel [136]) erzählt von Leipzig, daß man dort „sinnlich angezogen, methodisch verführt und — wenigstens sehr oft — so angeführt wurde, daß eine methodische Kur [gegen Syphilis], sei es nach Dzondi oder Zittelmann, nötig wurde."

Was Burckhardt [137]) über die damalige Zeit im allgemeinen anführt: „Vor der gewöhnlichen Hurerei scheute sich bekanntlich das Mittelalter überhaupt nicht, bis die Syphilis kam", trifft leider auf die damalige Studentenschaft nicht zu. Auch die Syphilis konnte ihr keine Scheu einflößen, und so paßte auf sie das damals aufgekommene Sprichwort, wie Lehmann in seinem „Florilegium politicum" (1630) darlegt, besser: „Wer einen Fuß im Frauenhaus hat, der hat den andern im Spital." Besonders arg scheint es diesbezüglich in Wittenberg gewesen zu sein. Damals entstand der Spruch [138]):

„Wer kommt von Tübingen ohn ein Weib,
Von Wittenberg mit gesundem Leib,
Von Rostock ungeschlagen,
Der mög von Glück wol sagen."

Die zweite Verszeile wurde selbstverständlich im Laufe der Zeiten in betreff der verschiedenen Universitätsstädte unzählige Male verändert, scheint jedoch bezüglich Wittenbergs zum ersten

---

134) Keil, a. a. O. 92 f.

135) D. Henrici Casparis Abelii Wohlerfahrner Leib-Medicus der Studenten . . . Leipzig 1701. Cap. III. Von der Hurerey und Geilheit. 16 f. und Cap. IV. Von Frantzosen. 82 f.

136) a. a. O. 79.

137) Burckhardt, J., „Die Kultur der Renaissance in Italien". 5. Aufl. Leipzig 1896. Bd. II. 183.

138) Zum ersten Male in dem Liederbuch: „Musicalischer Studentenmuht": durch Erasmus Widmannum Halensem. Nürnberg 1622. Vgl. Hoffmann von Fallersleben, a. a. O. No. 302.

Mal entstanden zu sein. Ich schließe dies aus einer Schrift, die mir vorliegt, und in der gegen oben zitierten Vers Protest erhoben wird. Die Schrift führt den Titel: Praesidia sanitatis quibus Vitemberga abundat contra tritum sermone proverbium: „Wer von Wittenberg kommt mit gesundem Leib", munus professoris pathologiae clementissime sibi demandatum auspicaturus defendit Christianus Godofr. Stentzel[139]).

Von Wittenberg ging auch ein anderer vielsagender Spruch von Mund zu Mund:

„Geht man zu Wittenberg durchs Thor,
Begegnet einem ein Schwein, Student oder Hur" [140]).

Um das Jahr 1704 wurde auf das damalige Studentenleben sogar eine Münze geschlagen, auf welcher das Charakteristische desselben folgendermaßen dargestellt ist: Drei Studenten, der Leipziger in der Mitte mit entflammtem Herzen in der Hand, der Wittenberger zur Rechten mit siecher Miene und dem Bierglas, doch das Buch unter dem Arme, und der Jenenser mit entblößtem Degen und einer großen Schmarre auf der rechten Wange. Die Überschrift lautete: „Trahit sua quemque voluptas" [141]). In ähnlicher Weise suchte man auch im 18. Jahrhundert Abweichungen im Studentenleben der einzelnen Universitäten in ganz bestimmten Merkversen und Formeln auszudrücken. So hieß es z. B.:

„In Leipzig sucht der Bursch die Mädgen zu betrügen,
In Halle muckert er und seufzet ach! und weh!
In Jena will er stets vor blanker Klinge liegen.
Der Wittenberger bringt ein à bonne Amitié!

Möge auch bei diesen Versuchen, den Charakter einer Hochschule hinsichtlich ihrer Studentenschaft auf eine einzige kurze Formel zu bringen, vieles Unrichtige mit unterlaufen sein, denn wie wir später nach Laukhards Berichten lesen werden, blieben sich die Studenten auf allen Universitäten gleich, bezüglich Jena und Leipzig erscheinen die Urteile aus der damaligen Zeit am meisten feststehend. Doch davon später.

Düster ist das Bild, das sich dem Forscherauge in der Kulturgeschichte des deutschen Studenten in der Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege darbietet. Doch muß nochmals betont werden, daß das Studentenleben dasselbe unsittliche Gepräge an sich trug, das auch sonst im Volke bei Hoch und Niedrig üblich war. Die geistige Atmosphäre, in welcher die akademische Jugend bis zu ihrem Abgange zur Hochschule, sodann auf der Universität selbst atmete, war keine andere als die ihrer Eltern und ihrer sonstigen Umgebung. Kaum waren die Leiden der schweren Kriegszeit aus dem Gedächtnis des Volkes entschwunden, als eine gewisse genußfrohe Stimmung in allen Gesellschaftskreisen Platz griff. Dazu kamen noch die unmittelbaren traurigen Folgen des Einflusses, der vom Hofe Lud-

---

[139]) Stentzel war Professor der Chirurgie und Pathologie in Wittenberg. Die Schrift stammt aus dem Jahre 1737 (nach Erman und Horn. Bibliographie der deutschen Universitäten. II. No. 19363).

[140]) „Antiquarius des Elbstroms." Frankfurt a. M. 1741. 422.

[141]) Grohmann, J. Ch. A., Annalen der Universität zu Wittenberg. Meißen 1802. III. Tl. 253.

wig XIV. und seiner verderbten Nachfolger ausging. Bald beherrschte französisches Wesen und nicht zum wenigsten französische Genußsucht und Ausschweifung die deutschen Lande. Was nicht ausländisch, à la mode, war, galt für unfein, pedantisch, altfränkisch. Wohl blieb der französische Einfluß nicht unwidersprochen, — über tausend Flugschriften wurden damals über die Französisierung in Deutschland verbreitet —, doch das Gift der Sittenlosigkeit war nur zu schnell von Fürsten und Adel ausgehend in das Blut des deutschen Volkes gedrungen. Daß da die Studentenschaft nicht davon verschont bleiben konnte, ist klar. Auch sie ward von der Sucht der Nachahmung von französischer Tracht. Sitte und „Galanterie" ergriffen. Moscherosch [142]) hatte vergebens gegen die Nachäffung der ausländischen Mode geeifert, bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts herrschte die „Gallomanie". Ganz besonders die französische „Galanterie" hatte es den Studenten angetan. Daher fanden sie auch Wohlgefallen an schlüpfriger, verführerischer Literatur. Es waren dies schwülstige akademische Romane, „in denen von Studium meist sehr wenig, desto mehr von den galanten Stunden die Rede ist, die die jungen Amanten in den Armen ihrer Sirenen mit allerhand zärtlichen Handgreiflichkeiten verbringen. Die Herrinnen und ihre Mägde buhlen wetteifernd um die Liebesgunst des Jünglings. Früher hieß er Cornelius, Susio, Sorgius und seine Geliebte Trullulallula, jetzt klingen die Namen feiner, Floretto und Cleophis, Rosander und Bellandra, Infortunio und Dorinde" [143]). Aus diesen Romanen lernen die Studenten, wie man elegant konversieren könne.

Zu welch sonderbaren Lächerlichkeiten und Übertreibungen es dabei kam, erzählt uns Thomasius (1687) in seiner an die Leipziger Studenten gehaltenen Rede „Von Nachahmung der Frantzosen" [144]): „Bald, wenn man studiren oder was nöthigers thun soll, verliebt man sich sterblich, und zwar zum öfftern in ein gut einfältig Buttes-Mägdgen, aus deren Augen man gleich sehen kan, daß eine Seele ohne Geist den Leib bewohne. Was gehen nun da für galanterien vor? Wie zutrampelt man sich vor dem Fenster, ob man die Ehre haben könne, die Jungfer, oder doch an deren statt die Magd oder die Katze zu grüßen? Wie viel verliebte Briefe, die man aus zehen Romans zusammen gesuchet hat, und die mit vielen flammenden und mit Pfeilen durchschossenen Hertzen bemahlet sind, werden da abgeschicket, gleich als ob man des guten Kindes affection damit bombardieren wolte? Wie läßt man sichs sauer werden, eine galante Nacht-Musik zu bringen? Wie spielet man mit denen verliebten Minen überall auch wohl in dem Gottes-Hause?" Mit dieser Darstellung hat uns Thomasius ein getreues Abbild des Liebes-

---

[142]) Grunderliche und wahrhaftige Geschichte Philanders von Sittenwald, d. i. Strafschriften Hans Michael Moscherosch. Straßburg 1650. Neu hrsg. v. Felix Bobertag. Berlin o. J. 111 ff.

[143]) Borkowsky, E., Das alte Jena und seine Universität. Jena 1908. 98. Vgl. hierzu K. Konrad, Studentische Liebesgeschichten des 18. Jahrhunderts. In: Akad. Monatshefte. XXV. 1909. 6 ff.

[144]) Christian Thomas, Kleine deutsche Schriften. Hrsg. von J. O. Oppel. Festschrift zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg. Halle 1894. 117.

lebens des à la mode-Studenten entworfen, als dessen zeitgemäßer Nachfolger der Leipziger Stutzer, der „petit maître", gilt. Wie schon oben erwähnt, unterschied man um 1800 verschiedene Studententypen, je nach dem Charakter der Universitätsstadt. Der genius loci wirkte auf die Studenten bestimmend ein. So galt der Jenenser als der Typus des Raufbolden, des „Burschen von echtem Schrot und Korn", der Leipziger als „petit maître", als Schürzenjäger. In der Tat herrschte im 18. Jahrhundert in Leipzig unter der Studentenschaft ein stärkerer Zug zum Petitmaîtretum als etwa in Jena, Halle oder Wittenberg. Die Beweise dafür finden wir bei Goethe und vor allem in Zachariäs Renommisten. Goethe sagt darüber im sechsten Buche von „Dichtung und Wahrheit" in Erinnerung an seine Leipziger Studentenjahre: „In Jena und Halle war die Roheit aufs Höchste gestiegen; körperliche Stärke und Fechtergewandtheit, die wildeste Selbsthilfe war dort an der Tagesordnung . . . Dagegen konnte in Leipzig ein Student kaum anders als galant sein, sobald er mit reichen, wohl und genau gesitteten Einwohnern in einigem Bezug stehen wollte" [145]).

Die Handlung in Zachariäs Renommisten ist kurz folgende: Ein aus Jena relegierter Student geht nach Leipzig. Er begegnet hier drei alten Freunden und vollführt mit diesen eine Reihe von Streichen, die die ganze Stadt in Aufregung versetzen. Alles vereinigt sich, ihn zu den feinen Leipziger Sitten zu bekehren; vorübergehend scheint die Liebe zu der schönen Selinde eine günstige Wirkung in diesem Sinne ausüben zu sollen, allein nach einem Zweikampf mit Selindens Liebhaber Sylvan verläßt er Leipzig roh und wild, wie er gekommen, und reitet mit seinen Genossen nach Halle [146]). Sylvan repräsentiert hier den Stutzer, „der nach Pomade und Parfum duftet", in punkto des Duells sehr friedfertigen Anschauungen huldigt und seine „Scharmante" umtänzelt. Diesem stellt Zachariä in bewußter Form den Renommisten gegenüber, der besonders in Jena, Halle und Wittenberg vertreten war. Ins Kolleg kam der Renommist selten oder nie, aber auf der Schenke

> Bei Bier, Tabak und Branntewein
> Da wollte er stets lustig sein.

Er wählte sich ein Mädchen aus niederem Stande zur „Scharmante", d. h. zur eingebildeten Geliebten, indem er nie mit ihr sprach, aber jeden mit dem Degen angriff, der ihr irgend nahen wollte. Indessen war er auch der materiellen Liebe nicht unzugänglich, denn er sang:

> „Die Friquette
> Und Brunette
> Sind bei jedem Burschenschmaus"

145) Goethe fand Gefallen daran. Vgl. den Brief des Studenten Horn an Wilhelm Karl Ludwig (1766): „Von unserm Goethe zu reden! — Wenn Du ihn nur sähst, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden, oder vor Lachen bersten müssen . . . Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, von so einem närrischen Gout, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet . . . Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur seiner (!) gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen . . . Er hat sich (bloß weil es die Fräulein gern sieht) solche porte-mains und Gebehrden angewöhnt, bei welchen man unmöglich sich das Lachen verbeißen kann. Einen Gang hat er angenommen, der ganz unerträglich ist. Wenn Du es nur sähest!" (Goethe in Leipzig von Otto Jahn. 2. Aufl. Leipzig 1909. 77 f.)

146) Zimmer, H., Zachariae und sein Renommist. Leipzig 1892. 47.

und sank zu dessen Schlusse

„Bezecht in Doris Arme."

Das Institut der „Scharmante" ist ein notwendiges Requisit des Burschen dieser Zeit [147]). In ihm spiegelt sich so recht das Liebesleben der damaligen Studenten. Man findet wenig Stammbuchblätter, die nicht das Signum v. m. M. (Vivat mein Mädchen) oder v. N. N. (Anfangsbuchstaben ihres Namens) trugen, ja ein Jenenser Blatt bildet sogar die Scharmanten unter den „Studentenmöbeln" ab, freilich unter den „gefährlichen". Doch unterschied man streng zwischen „wahrhaftigen" und „Spaßscharmanten". „Trampelscharmanten" sind solche, welche der Bursch par distance, durch Fensterpromenaden oder „Pflastertrampeln" verehrt.

Laukhard [148]) schreibt darüber folgendes: „In Jena hat jeder Bursch seine sogenannte Scharmante; das ist ein gemeines Mädchen, mit welcher er so lange umgeht, als er da ist, und das er dann, wenn er abzieht, einem andern überläßt." — —

Etwas idealer ist das Verhältnis zwischen der Scharmante und dem Studenten bei Zachariä geschildert:

Bei den Jenensern ist ein alt Gesetz in Ehren,
Das alle Burschen stets die junge Nachwelt lehren,
Das man mit Ehrfurcht sagt und unverbrüchlich hält,
So lang in Jena noch die Freiheit sich erhält.
Dies ist's: So oft man sich vor volle Gläser setzet,
Wählt sich der nasse Bursch ein Mädchen, das er schätzet.
Zu der Scharmante wird sie festlich deklariert.
Und den Amanten nie mit andrer Art entführt,
Als sich auf offnem Markt den Hals mit ihm zu brechen,
Und, wenn es Freunde sind, in Bier sie abzuzechen.
Man säuft sich von Verstand blos auf ihr Wohlergehen;
Man kennt die Schöne nicht, als daß man sie gesehen:
Doch ist's genug deshalb die Schnurbartei zu stürmen
Und sie mit Bier und Blut herkulisch zu beschirmen.
Die Renommisten sind's, die das Gesetz erhöht,
Durch deren Heldenstahl es immer noch besteht.

Näheres über dieses Gesetz lesen wir bei Fabricius [149]), der über eine seltene Schrift vom Jahre 1747 berichtet, die den Titel „Hospitium" führt, und in welcher der ungenannte Verfasser die zu jener Zeit bei Studentengelagen üblichen Rechte und Gewohnheiten launig darstellt. Bezüglich des Gesetzes über die Scharmanten heißt es dort: Nachdem sich die Landsleute im Zimmer eines der Ihrigen versammelt, bringt zu Beginn der Hospes „allerseits Wohlsein" aus, von den übrigen mit „fiducit" und einem Ganzen erwidert. Später folgen weiter „Gesundheiten": eines jeden Gastes „Wohlsein in specie", „allerseits Scharmanten", dann die „Scharmanten in specie, nämlich in loco, in patria (daheim), in loco tertio". Die Einheimischen (Qwarks genannt) trinken die Scharmanten statt in patria die Scharmanten extra patriam. Verheiratete Frauen oder Mädchen unzweifelhaften Rufes dürfen beim Hospiz nicht als Schar-

[147]) Fabricius, Die deutschen Corps. Berlin 1898. 109 ff.
[148]) Magister Laukhards Leben und Schicksale. 2 Bde. Stuttgart (Neuausgabe) 1908. I. 130.
[149]) Fabricius, a. a. O.

manten genannt werden; dagegen ist jeder verpflichtet, eine nach dem Brauch zulässige Scharmante anzugeben. Wenn sich über Qualität oder über die reale Existenz der Genannten Zweifel erheben, so muß der Anzweifler zwei Zeugen haben, die ihre Aussagen mit je einem Ganzen „beschwören". Hat aber der Betreffende ebenfalls zwei Zeugen, und schwört er überdies mit einem Ganzen das „suppletorium", so passiert die Dame, wenn nicht schon vorher der Hospes durch seine unanfechtbare Parteinahme die Frage entschieden hat.

Ehe der Hospes eine Scharmante „ausbringt", fragt er nämlich unter Nennung ihres Namens, ob jemand etwas dagegen einzuwenden habe. Außer einem Widerspruch der eben genannten Art kann es nun auch vorkommen, daß einer die betreffende Scharmante für sich reklamiert. Dieses gibt Anlaß zu einem „Prozeß", der in folgender Weise ausgemacht wird: A. „schwört" dem B. 1 bis 3 Ganze vor. B. „holt sich nach" und schwört dem A. wieder ebensoviel vor usw., bis einer sich besiegt erklärt. Das heißt man „einem seine Scharmante abschwören". Der unterliegende Teil kann sich dadurch rächen, daß er ihm sogar „pro affectione seiner Scharmanten" soviel vorschwört, bis er ihn zur Übergebung zwingt. Solche Prozesse wurden nicht nur um wahrhaftige, sondern auch um Spaßscharmanten geführt, ja es kam vor, daß zwei um ein Frauenzimmer stritten, mit dem noch keiner der Rivalen ein Wort gesprochen hatte. Aus diesem Brauche, sagt Fabricius, der doch offenbar nur scherzhaft gemeint und auf Steigerung der Trunklust berechnet war, haben manche Autoren Ernst machen wollen und behauptet, die Burschen des 18. Jahrhunderts hätten sich in Wahrheit ihre Geliebten „in Bier abgesoffen" und das Resultat des Wettstreites auch corporaliter in die Praxis übersetzt. Daß das ein Unsinn ist, meint Fabricius, liegt auf der Hand, abgesehen davon, daß das fragliche Mädchen doch auch eine Stimme hatte. Liest man, was Laukhard darüber berichtet, so wäre man geneigt, ebenfalls den Brauch als ernst aufzufassen.

Eine Hauptdomäne des Leipziger galanten Studenten war das Theater, ein Gebiet, das für unser Interesse an der Sittlichkeit der Studenten von Bedeutung ist. Das Theater befand sich damals auf keiner hohen Stufe, und das sittliche Verhalten des Schauspielerstandes war auch nicht danach angetan, die öffentliche Achtung zu gewinnen. Die ersten Versuche zur Hebung des Standes der „Komödianten" fallen gerade in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie gingen von Karoline Neuber aus, die damals mit ihrer Gesellschaft an verschiedenen Orten Deutschlands Gastspiele gab, um vom Jahre 1727 an durch zehn Jahre hindurch in Leipzig ihr Standquartier aufzuschlagen [150]). Mit der Truppe der Neuberin zeigte sich nun die sächsische, vor allem die Leipziger Studentenschaft eng verwachsen [151]). Doch war die Anziehungskraft, die das Theater ausübt, auch in anderen Universitätsstädten eine sehr starke. „Daß in jener Zeit der galanten Abenteuer und der allgemeinen ge-

[150]) Devrient, E., Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Neuausgabe. Berlin 1905. Bd. II. 266.

[151]) Konrad, K., Die deutsche Studentenschaft in ihrem Verhältnis zu Bühne und Drama. Berlin 1912. 128.

schlechtlichen Ausschweifungen am Theater Zucht und Keuschheit nicht zu suchen war, ist sehr begreiflich. „Unter den verbuhlten Weibern waren die Schauspielerinnen nicht die letzten“, sagt Devrient. Dies bestätigt uns auch Schnabel[152]), der uns von einer wandernden Schauspielertruppe erzählt, mit der zwei seiner Kommilitonen auf einer Fahrt von Jena nach Koburg zusammentrafen. „Keine Heldinnen, aber Holdinnen entdeckten sie unter dem lustigen freien Theatervölkchen, besonders schienen ihnen einige Choristinnen und Statistinnen.“ Auf die Frage: „Ob mit diesen Prinzessinnen[153]) etwas zu machen sei“, wurde ihnen die Antwort, daß dies für Geld und gute Worte nicht schwer halten möchte, da jene Geschöpfe unmöglich von ihrem Monatlichen, d. h. von zwanzig Gulden Gage leben können, sie also auf einen Nebenerwerb dieser oder jener Art bedacht sein müßten. Diese Zustände muß man im Auge behalten, um den Widerspruch der Universitätsbehörden gegen das Theater und die Bekämpfung der schauspielerischen Neigungen der Studenten von seiten der Professoren zu verstehen[154]), kam es doch oft „wegen eines unter der Komödiantenbande befindlichen Weibesmenschens“ zu Stänkereien und Zänkereien unter den Studenten, wobei die Eifersucht keine geringe Rolle spielte. Auch rissen die oft reichen Geschenke, die die Studenten den Jüngerinnen Thaliens machten, ein großes Loch in den Sack des galanten Stutzers.

Jedoch die Leipziger Studenten hielten es nicht allein mit den Schauspielerinnen. Sie „machten auch Küchenmädchen, Aufwärterinnen und Bürgerdirnen den Hof und führten sich sogar mit Menschern aus den Parduzlöchern, mit Etceteras (Prostituierten) auf den Straßen und Promenaden herum“[155]). Goethe konnte mit Recht das „verfluchte Leipzig“ beschuldigen, junge Männer „so schnell wegbrennen zu lassen wie eine Pechfackel“. „Die Sittenverderbnis war in punkto Veneris in Leipzig wirklich arg“, sagt noch 1835 Schnabel[156]): „Öffentliche Häuser, hübsche Dienstmägde und lüsterne Frauen stürmten auf die Moralität des armen, zweifelnden, endlich zugreifenden und immer tiefer in das Verderben rennenden Bruder Studio vereint los — die Verführung war zu mächtig, der Widerstand selten von Erfolg.“ Den Abhub der Leipziger Studenten bildeten die sogenannten Cicisbeos[157]), Gesellen, „denen Zufall oder körperliche Vorzüge Zugang bei älteren oder jüngeren Damen geöffnet haben, welche Witwen oder mit den Fähigkeiten ihrer Ehekonsorten unzufrieden sind“. „Schwanzdukaten“[158]) nannte man den Sündenlohn, den diese Cicisbeos für ihre Leistungen erhielten, auch „Schürzenstipendium“, „eine Unterstützung, welche ihnen von einem verheyrateten oder unverheyrateten Frauenzimmer gereicht wird“[159]).

[152]) a. a. O. 231 f.

[153]) „Prinzessin“: Ausdruck für „ein gefälliges Kind“, eine „Theaterdirne“, eine „Bühnenschnalle“. (Vollmann, J., Burschikoses Wörterbuch. Ragaz 1846. 376.)

[154]) Näheres darüber bei Konrad, a. a. O. 114 ff. u. 186 ff.

[155]) Laukhard I. 205.

[156]) a. a. O. 427.

[157]) Der Leipziger Student vor hundert Jahren (1796). Neudruck. Leipzig 1897. 55.

[158]) Kluge, F., Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895. 124.

[159]) Kindleben, Ch. W., Studentenlexikon. Halle 1781. 176.

Auch über das Sexualleben der Erlanger Studenten der damaligen Zeit sind wir gut unterrichtet. In den „Briefen über Erlangen“ (Frankfurt u. Leipzig 1792) finden wir viele Stellen, die für das Verhältnis der Studenten zum weiblichen Geschlechte bezeichnend sind. „Stipendien Schürzen“, sagt der anonyme Verfasser, S. 98, „sind zwar hier nicht zu holen, weil es hier wenig junge und reiche Weiber gibt, welche ihre Cicisbeos gegen baare Bezahlung unterhalten könnten, aber an Weibern, die um schnöden Gewinnstes oder um schnöder Wollust willen ihre eheliche Treue brechen, und an Männern, die ihren Kopfschmuck geduldig tragen, ist demohngeachtet kein Mangel.“ Die besseren Familien hüteten sich, die Studenten ihren Töchtern allzu nahe kommen zu lassen, oder wie sich Michaelis in Göttingen ausdrückte, „ihre Töchter zu Schleifsteinen gebrauchen zu lassen“, und man kann sich denken, daß gesellschaftlicher Anstand und gute Sitten bei den meisten Studenten vergeblich gesucht wurden, da ihnen der Verkehr mit der besseren Gesellschaft fast unmöglich gemacht war. Die meisten Liebschaften hatten die Erlanger Studenten mit Bürgerstöchtern niederen Standes, „hübsche Kinder, die warme Anhänglichkeit und Herzensgüte besitzen, für die es schade ist, daß sie mißleitet werden“. „Ich weiß Fälle,“ berichtet der Verfasser der oben erwähnten Briefe, „wo Mädchen ihren Liebhabern, wenn sie in Noth kamen, 100—200 Gulden vorstreckten, und durchaus keine Geschenke von ihnen annahmen.“

Prostituierte gab’s in Erlangen in großer Menge, selbstredend die meisten geschlechtskrank, so daß oft 30—40 Studenten zugleich infiziert wurden, was von damaligen Ärzten bestätigt wird[160]. „Wer weiß,“ heißt es in den Briefen über Erlangen (S. 110), „ob es nicht besser wäre, wenn auf Academien Bordelle mit der nöthigen Vorsorge für Reinlichkeit und Gesundheit angelegt würden?“ „Denn von so vielen jungen Leuten“, heißt es dort weiter, „läßt sich zumal bei der jetzt herrschenden Immoralität nichts anderes erwarten, als daß sie ihren Naturtrieb auf jede mögliche Art zu befriedigen suchen; der eine verführt die Unschuld, und der andere saugt schleichendes Gift in der Umarmung einer öffentlichen Dirne ein. Das letztere wenigstens würde unterbleiben, wenn Gelegenheit da wäre, der Venus ohne Gefahr zu opfern“, eine Meinung, der auch Cella[161] in seinen „Freymüthigen Aufsätzen“ beipflichtet und dies auch ausführlich begründet: „Ich weiß zuverlässig, und mehrere, die es beobachten wollen, werden es bezeugen können, daß auf den meisten Universitäten zu Anfang der halben Jahre, wenn neuangehende Studenten eintreffen, gemeiniglich ein Drittel der ganzen Schaar von Musensöhnen unter den Händen der Doktoren und Feldscheerer liegt, um sich von Galanterie-Krankheiten oft

---

[160]) Ebenso in Göttingen. Vgl. Karl v. Raumers Leben von ihm selbst erzählt. Stuttgart 1861. 24: „Am Spieltische lernte ich nebenbei das entsetzlich liederliche Leben dieser Menschen kennen, welche meist ekelhaft syphilitisch waren.“ (Raumer studierte von 1801—1803 in Göttingen.)

[161]) Cella, Joh. Jak., Von Errichtung öffentlicher Bordelle oder Hurenwirtschaften in großen Städten und auf Universitäten. In dessen: Freymüthige Aufsätze (Bd. 1). Anspach 1784. 37 ff.

schlecht genug heilen zu lassen; daß nicht nur ausgemacht liederliche ausschweifende Jünglinge dies Loos trifft, sondern daß manche schon die ersten Fehltritte von der Art ihre noch sehr seltenen Ausschweifungen so traurig büßen müssen. Sollte es mithin nicht besser seyn, wenn in solchen Städten Häuser unter obrigkeitlicher Aufsicht wären, wo Jünglinge, die aus Mangel an guten Grundsätzen — aus Unerfahrenheit in der Kunst, jedem unordentlichen Ausbruch der Leidenschaften vorzubeugen — die Stillung des Begattungs-Triebs nicht bis in den ehelichen Stand versparen könnten und wollten: es wenigstens auf die, für ihr eigenes und dem Staats-Wohl unschädlichste Art bewerkstelligen, und ihre Neigung, ohne Gefahr ihrer Gesundheit, ohne sich öffentlicher Schande bloß zu stellen, ohne in liederliche Bekanntschaften — die sie zu allen Geschäften untüchtig machen, oder gar ihr ganzes künftiges Glück durch voreilige, gezwungene oder freiwillige Verbindungen vernichten — zu gerathen, befriedigen könnten? — Da einmal die meisten Ehegattinnen darauf verzichten müssen, ihre Männer als unbefleckte Jünglinge das Ehebett besteigen zu sehen, so ist es — so fürchterlich es auch für manches Ohr, das an gewisse, an sich rühmliche Vorurtheile gewöhnt ist, lauten mag, — doch immer besser, wenn der junge Mann seine Ungeduld mit einer Bordell-Schwester verbuhlt, als wenn er bei irgend einer Gassen-Hure mit seiner Unschuld zugleich seine Gesundheit verlohren, oder um sein Bedürfnis mit mehrerer Sicherheit zu befriedigen, ein braves Mädchen verführt, ein ehrliches Weib ehrlos gemacht hat."

Auch für Halle stimmen nach Schrader[162]) leider alle Zeugnisse darin überein, daß die Unzucht unter der akademischen Jugend in betrübender Ausdehnung gewaltet und ihre verwüstende Wirkung auf Körper und Geist geübt habe (I. 595). Schon 1725 mußte der Magistrat auf wiederholte Beschwerde der Universität durch Erlaß vom 10. Mai angehalten werden, liederliche Dirnen in Halle nicht zu dulden (I. 252). Wie arg es um letztere bestellt war, lesen wir bei Laukhard (I. 200): „Es gibt zwar keine Bordelle öffentlich in Halle, aber es gibt doch Löcher, in denen der Auswurf des weiblichen Geschlechts dem tierischen Wollüstling mit ihren halbfaulen Fleischmassen für ein geringes Geld zu Gebote steht." Kein Wunder, daß, wie die „Bemerkungen eines Akademikers" [163]) 1795 behaupten, ein Drittel der Studenten geschlechtlich erkrankt gewesen sei, eine Behauptung, die in einem amtlichen Berichte von 1805 durch ein Zeugnis Prof. Reils bestätigt wird, nach welchem die Ansteckung ein Viertel der Studentenschaft ergriffen und sich selbst in manche Familien fortgesetzt habe[164]). Laukhard (I. 197) erzählt auch, daß das Saufen und Raufen in Halle weniger im Schwange war, daß man aber häufig auf die Dörfer zog, um mit den Mädchen zu tanzen, oder „des Sommers irgend einer Kornnymphe nachzuwittern". Eine besondere Gefahr drohte den Halli-

---

[162]) Schrader, W., Geschichte der Friedrichs-Universität in Halle. Berlin 1894. 2 Bde.

[163]) Bemerkungen eines Akademikers über Halle und dessen Bewohner, in Briefen . . . Germanien 1795. 184.

[164]) Schrader, a. a. O. I. 637, Anm. 14.

schen Studenten von seiten der „Hefe des Weibervolks", den „Studentenaufwärterinnen". „Wahrlich," so heißt es in den „Briefen zur näheren Kenntnis von Halle" [165]), „zehn förmliche Freudenhäuser können den hiesigen Jünglingen nicht so gefährlich sein, als es fünf wollüstige Aufwärterinnen sind, und deren giebt es leider eine ungeheure Zahl. So viel Liebe zur Tugend, so viel Reinheit der Sitten bringt noch immer bei weitem mehr als die Hälfte der junge Leute, wenigstens von denen, die aus kleinen Provinzialstädtischen Schulen kommen, mit auf die Akademie, daß sie einen natürlichen Abscheu vor dergleichen Häusern haben, und den ersten Besuch derselben gewiß vermeiden. Aber wie viele Hunderte dieser unschuldigen Jünglinge mögen wohl schon das Opfer der Wollust und des Eigennutzes einer Schlange von Aufwärterin geworden sein. Nur sie sind die Wekkerinnen der schlummernden Triebe, nur sie die Verführerinnen der unschuldigsten Jünglinge." Ein Urteil, das sich nicht bloß auf die „Aufwärterinnen", sondern auch auf die „Wäscherinnen" [166]) und „Näherinnen" bezog. „Dahero," meint Martin Schmeizel [167]), „diejenigen, welche sich um den Schaden des Academischen Josephs hertzlich bekümmert, schon längsten gewünschet, daß diese Bedienung und Verrichtungen, entweder durch feine ältliche Weibes- oder auch Mans-Personen geschehen möchte." Nicht immer der Reiz dieser oft schon verblichenen Mädchen, ruft Heun [168]) den Studenten zu, sondern hauptsächlich die öftere Gelegenheit mit ihnen allein zu sein, kann Eure Unschuld und Unbefleckteit gefangen nehmen. Wie denn auch Meiners [169]) unter den Aufwärterinnen als Verführerinnen im schlimmsten Sinne des Wortes nicht die jungen und hübschen bezeichnet, sondern gerade die verblühenden, „die in ihrer schönen Zeit ein oder einige Male zu Falle gekomen sind". „Diese locken am liebsten stille und bescheidene Jünglinge an sich, nicht aus Eigennutz, oder brünstiger Üppigkeit, sondern weil ihnen Liebes-Verständnisse oder eine geheime Ehe zur Gewohnheit geworden sind." Und was die „Wäscherinnen" anlangt, so verboten schon 1704 die Statuten der Stadt Jena den Bürgern, durch ihre Töchter und sonstigen weiblichen Angehörigen den bei ihnen wohnenden Studenten, wie zeither üblich gewesen, die Wäsche auf die Stuben bringen und von dort wieder abholen zu lassen, mit der Begründung: „Da daraus öfters Unheil und Ungelegenheit zu entstehen pfleget, und jedweder zur Erhaltung seiner und seiner Kinder Ehre und guten Leumuths zu verhüten geflissen, wie auch Schimpf, Schaden und erstliche Besserung (d. h. Strafe) von sich und den Seinigen abzuwenden bedacht sein wird" [170]).

---

[165]) Briefe zur näheren Kenntniss von Halle. Von einem unpartheiischen Beobachter. o. O. 1794. S. 96 f.

[166]) „Lotrix" ist freylich sonst generis foeminini, aber daß es auf Academien sehr offt generis communis sey ist bekannt" (Lober, a. a. O. 1723, 256).

[167]) a. a. O. Anm. 37.

[168]) a. a. O. 87.

[169]) a. a. O. II. 263 f.

[170]) Keil, a. a. O. 138.

Auch in Göttingen gehörten die Wäscherinnen und deren Gehilfinnen zur gefährlichsten Klasse der Frauenzimmer. Die einen und die anderen ließen sich häufig mit ihren Kunden in verbotenen Umgang ein und entwendeten ihnen dabei auch den besten Teil ihrer Wäsche[171]). Doch gab es dort auch „Mädchen genug, an denen man sich nicht sehr versündigen kann", wie es im „Briefwechsel dreyer Akademischer Freunde" 1778 (159) heißt. Es waren dies die „Nymphen, die für einige Groschen, und die Madamen und Mamsellen, die für einige Thaler nach advenant feil" waren (Laukhard I. 130). Dazu kam noch, daß es damals in Göttingen einen angesehenen Arzt gab (Briefwechsel, S. 159), der den „Purschen, die sich bey ihm Raths erholten", anriet, „der Gesundheit wegen Ausschweifungen beym Frauenzimmer zu begehen"[172]). „Da Göttingen aber eine Universität des feineren Tons war, suchte der Student, der's zwingen konnte, d. h. Geld hatte, bei einem feineren Frauenzimmer anzukommen, und machte dem seinen Hof. Gemeiniglich blieb es beim Hofmachen und hatte keine weiteren Folgen, als daß dem Galan der Beutel tüchtig ausgeleert wurde. Manchesmal freilich ging das Ding weiter, und es folgten ‚lebendige Zeugen der Vertraulichkeit'."

Über das Liebesleben der damaligen Gießner Studenten gibt uns Laukhard (I. 53—55) ebenfalls Kunde. „Wer den Gießener Studenten Petitmâterei schuld gibt," meint er, „tut ihnen wahrlich unrecht." Die meisten traten einher — nach dem Liedchen — wie Schweine. Nur sehr wenige Studenten „machten Knöpfe"[173]), das wurde für petitmâterisch und unburschikos gehalten. Bordelle gab es auch in Gießen nicht, aber doch „unzüchtige Menscher" und folglich auch, „wie leider jetzt auf jeder Universität venerische Krankheiten". Laukhard bedauert, daß infolge irrigen Ehrgefühls der angesteckte Jüngling Pfuschern in die Hände fällt, erklärt, „daß Theologen, Lehrer- und Predigersöhne, die man zu Hause oder in Pädagogien kurz gehalten, hauptsächlich infiziert wurden" und berichtet dann, daß Stipendiaten, die geschlechtskrank wurden, ihr Stipendium verloren. Die rohesten Streiche spielten die Studenten einem Ex-Theologen, der damals in Gießen das Amt eines Leichenbitters und Mädchenschullehrers bekleidete, weil er „wegen eines illegalen Beitrags zur Bevölkerung, der durch seines Vaters Magd zum Vorschein gekommen, die Hoffnung verlor, ein geistliches Amt zu bekleiden"[174]).

---

[171]) Bekannt ist auch, daß selbst die sogenannten Studentenmütter, d. h. jene Frauen, die an Studenten Zimmer vermieteten, ihren studentischen Mietern fast ausnahmslos „auch im Bette gefällig waren". Manche hatten jahraus, jahrein „soviel ständige Beischläfer, als sie jeweils Studenten in ihrem Hause hatten". Aber auch bei andern Bürgersfrauen ist in Universitätsstädten der Student „als willkommener Bettgast" sprichwörtlich in der Zeit. Es heißt: „Wer sein Ehbette will behalten keusch und rein, der lade nur nicht viel Studenten zu sich ein." (Fuchs' Sittengeschichte „Die galante Zeit". München 1910. 283.)

[172]) Es gab also schon damals Ärzte, welche die sexuelle Abstinenz für schädlich hielten.

[173]) Knöpfmachen — die Cour machen (Kluge, 101).

[174]) „Theologen, qui culpam graviditatis feminae contraxerunt, sollen nicht zum Examen zugelassen werden", hieß es in einer Verordnung vom 18. März 1797. (Die Universität Gießen von 1607—1907. Festschrift. Gießen 1907. I. 389.)

„Da in Gießen keine Bordelle, die Burschen daselbst den Stachel der Sinnlichkeit aber ebenso gut fühlen wie an andern Orten, so ziehen die meisten", sagt Laukhard (I. 74) „nach Wetzlar, um das Vergnügen zu genießen, sich mit dem Auswurf des weiblichen Geschlechtes zu unterhalten." Auch diese „gefälligen Menscher" und „Wetzlarer Nymphen" bezeichnet Laukhard als meistens „französisch", d. h. geschlechtskrank.

Auch in Jena war es damals nicht anders. Auch dort gab es auf den Dörfern „einige unsaubere Nymphen", die den Beutel, die Gesundheit und die Sitten der Jünglinge schändlich verwüsteten. Und bei Keil (138) lesen wir einen Bericht aus den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts: „Die gemeinen Mädchen sind ihrer Väter im Durchschnitt würdig. Sie sind teils unterhaltene Maitressen, teils für Geld und gute Worte zu beliebigem Gebrauche zu erhalten. Unter jedem Mantel, einem bei den gemeinen Weibspersonen hier gewöhnlichen Kleidungsstücke, sieht eine Kraftäußerung irgendeines Studierenden hervor, und jeder Pferdejunge gibt auf die Frage: Wer ist Dein Vater? gewöhnlich die Antwort: Een Bursche!", und ein Stammbuchvers (1767) lautete:

Kein Degen, kein Pedell, kein Wetter, Sturm und Wind
Erschreckt den Purschen so, als wie ein Jungfer-Kind."

Einblick in das Sexualleben der deutschen Studentenwelt gaben und geben uns allezeit die Lieder, die die Studenten sangen. Besonders reichlich können wir aus jenen der eben besprochenen Zeit schöpfen. Damals erklangen jene Lieder, von denen die beiden Keils[175]) sagen, daß sie sie nur in Bruchstücken geben könnten, da hie und da der unmittelbarste Ausdruck von Laszivität und Obszönität die Aufnahme gewisser einzelner Strophen untauglich mache.

Damals ließen die Studenten im flotten Kommersliede „omnes virgines faciles accessu et mulieres faciles agressu" unter obszöner Übersetzung der betreffenden Strophe hochleben. Da stand mancher, wie es in einem der Lieder heißt:

Auf alle Gassen,
Wo Verliebte stehen,
Wo verliebte Hasen passen,
Die verhurt aussehn —,

da ging man „in aller Still zu seinem Mädchen" oder „kaufte" sich auf den Mühlen der Umgegend „Vergnügen". Ja man begnügte sich aber nicht einmal mit den geheimen geschlechtlichen Ausschweifungen, man nahm die Mädchen mit zum Burschenschmause:

„Die Friquette,
Die Brunette
Saß bei jedem Burschenschmauß.
Pereat, wer sie touschieret
Und sich über sie moqieret,
Pereat sein ganzes Haus! — "

sang in ihrer Gegenwart Studentenlieder voll Zotenreißerei und gemeinster Obszönität; man wurde ungeniert vor aller Augen handgreiflich, denn

[175]) Keil, R. u. R., Deutsche Studentenlieder des 17. und 18. Jahrhunderts. Lahr o. J.

„Mit schönen Kindern artig spielen,
den Vorrath ihrer Brust durchwühlen,
das ging wohl an“,

ja man brachte sogar dem,

„der Wein wie Wasser säuft
und nach des Mädchens Busen greift“

ein Hoch und sank zuletzt „bezecht in Doris Arme“. Die Folgen solchen Treibens konnten nicht ausbleiben, und wohl keiner sang mit Überzeugung die Strophe:

Es lebe auch mein Mädchen hoch!
Sie blüh drei Vierteljahr,
Und nach der Zeit so bring' sie mir
Mein Bild im Kleinen dar! —

Weit richtiger drückt gewiß folgende Strophe die wahre Stimmung des Studenten in dieser eigentümlichen Situation aus:

O weh! mir armen Choriden, o weh!
Man bringt mir einen jungen Sohn, o weh!
Dazu soll ich der Vater sein,
So schlage das Donner und Wetter drein!
o weh! o weh! o weh!

Dazu kamen noch die venerischen Krankheiten; und so ist es erklärlich, daß im Gegensatz zu anderen epikuräischen Liederstellen der Fluch über die „Otternzucht“ ausgesprochen wird.

Und du verfluchte Otternzucht,
Euch Huren treffe auch der Fluch.
So Blitz als Strahl,
So oft einmal
Der Himmel Feuer speit.

Die Neigung der Studenten zu sexuellen Exzessen machte sich auch in ihren sonstigen privatlichen Beziehungen bemerkbar, namentlich auf der Kneipe bei der oft vorkommenden gegenseitigen Widmung von Erinnerungszeichen. Es war damals und auch schon früher üblich, daß jeder patente Student ein Stammbuch besaß, in das er von Professoren und Studenten Gedenksprüche eintragen ließ. Zu dem Texte fügte man mehr oder weniger künstlerische Zeichnungen und farbige Bilder, die meist von Kunstmalern angefertigt waren. Wir haben, so berichteten nun R. und R. Keil[176]), Stammbuchdevisen aus jener Zeit gelesen, welche damals in den Studentenkreisen Jenas sehr beliebt waren, von denen sich aber gewiß die meisten Studenten unserer Tage mit Abscheu wegwenden würden. Denn dieselben zeugen von einem auch in Jena während dieses Zeitraums in dem Studentenleben herrschenden schlechten Ton, welcher sich in Frivolität, Zotenreißerei und Obszönitäten der gemeinsten Art gefiel. So bilden denn diese Stammbücher[177]) für die Sittengeschichte jener Zeit einen dankenswerten Beitrag von besonderer psychologischer und kulturgeschichtlicher Bedeutung. Wir lassen nun eine kleine Auswahl solcher Stammbuchverse folgen, in denen

176) Geschichte des Jenaischen Studentenlebens. 139.
177) Keil, R. u. R., Die deutschen Stammbücher des 16. bis 19. Jahrhunderts. Berlin 1893.

das Thema „Mädchen und Liebe“ in den verschiedensten Abwechslungen stets wiederkehrt. Bald heißt es:

„Hübsche Mädchen sind erschaffen
Nur vor Pursche nicht vor Pfaffen,
D'rum so lob' ich diesen Orden,
Sonst wär ich kein Pursche worden —

Ein Bursche gesteht ganz ungeniert:

Pursche, die in Jena sind, sind verliebet,
Reiten auf den Dörfern 'rum, wo's was giebet —

Dann heißt es wieder:

Est bonus is ludus,
Cum virgine ludere nudus.

ein anderer hat seine Erfahrung dahin geäußert:

Virgines et pisces in medio sunt meliores.

In einem Stammbuch des Altdorfer Studenten Pfund stehen die kecken Verse [178]):

Mein allerschönstes Kind, mein innigstes Vergnügen,
Ich seh den weißen Schnee auf Deinen Bergen liegen
Und wo er sich geballt, da ist er guter Art:
Erlaube meiner Hand nur eine Schlittenfahrt! (1792)

Auch in Gießen ging der Student auf galante Abenteuer aus, und C. W. Schmidt [179]) weiß von der Kostspieligkeit dieser Vergnügungen ein Lied zu singen:

Soll ein galantes Kind uns zu Gefallen lachen,
So muß der Beutel erst die Komplimenten machen.
Drum ist ein schöner Mund ein kostbarer Magnet,
Nach dem mit manchem Kuß auch mancher Thaler geht.

Neben den Liedern und Stammbüchern bildet die Studentensprache, die Burschensprache, wie sie im 18. Jahrhundert hieß, eine wichtige Fundgrube für die Erforschung der studentischen Kulturgeschichte. So selbstbewußt und unbekümmert wie der Bursche im öffentlichen Leben auftrat, so selbstherrlich behandelte er auch die Sprache. Er schuf sich eine eigene Kastensprache, die sein Stolz und sein Vorrecht war, und in treuer Überlieferung hat sich der Anspruch darauf bis heute erhalten. Für alle Erscheinungen, die in sein Leben treten, fand und findet der Student Benennungen, die ihm in ihrer Eigenart angemessen sind, und die verschiedensten Gebiete müssen ihm Beiträge liefern bei seinem sprachgewaltigen Schaffen [180]). Das hauptsächlichste und wichtigste Gebiet hiefür war das Sexualleben. Schon Uhl [181]) (1897) weist auf die diesbezüglichen lexikographischen Übungen in der Rede des Jacob Hartlieb: De fide meretricum hin, und auch Bloch sagt in

---

178) Höhn, H., Alte Stammbücher im Besitz des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. In: Zeitschr. für Bücherfreunde. V. 1913. 37.

179) Preuschen, E., Aus alten Gießener Stammbüchern. In: Beiträge zur Geschichte der Universitäten Mainz und Gießen. Darmstadt 1907. 398. Vgl. hierzu auch: Kurz, F., Das Ewig-Weibliche in studentischen Stammbüchern. In: Akad. Monatsh. XXIV 1907/08. 374 u. 413.

180) Lucke, W., Studentensprache und Gaunersprache. In: Westermanns Monatsh. LV. 1911. 35.

181) a. a. O. 27.

seinem großangelegten Werke „Die Prostitution“ (1912, S. 700), „daß sie die innigen Beziehungen zwischen Studententum und Prostitution in der Ausbildung eines gemeinsamen Jargons zeigt“. Avé-Lallemant[182]) faßt ihn irrtümlich als Produkt eines geistlichen Milieus auf, während er tatsächlich dem akademischen Milieu seinen Ursprung verdankt, dem allerdings mehr Kleriker als Laien angehörten. Gibt uns Hartliebs Wörterverzeichnis ein getreues Abbild der Beziehungen der Dirnen zu den geistlichen Studenten des 15. Jahrhunderts, so leisten uns das in Halle 1781 erschienene „Studenten-Lexikon“ von Christian Wilhelm Kindleben[183]) und das von J. Vollmann 1846 herausgegebene „Burschikose Wörterbuch“ um so mehr für unseren Zweck, als diese beiden Publikationen außer dem 17. Jahrhundert auch das 18. und 19. Jahrhundert berücksichtigen. Wir sehen in beiden einen eigentümlichen Bordelljargon rein studentischen Ursprungs entwickelt[184]). Vollmanns Wörterbuch betrachtet W. Fabricius[185]) allerdings als eine sehr verdächtige Quelle. Nach wiederholten Unterredungen mit zuverlässigen Leuten, die um 1846 studiert haben, kommt er zu dem Schlusse, daß die deutschen Studenten jener Zeit nicht so — derb gesagt — schweinemäßig gesprochen haben.

Hingegen betont Schrader[186]) mit Recht, daß, wenn auch die akademischen Behörden Halles den Druck des Studentenlexikons von Kindleben wegen seines anstößigen Inhaltes untersagten, der Verfasser doch wohl auf Leser in Studentenkreisen gerechnet und nur die unter ihnen beliebten Anschauungen und Ausdrücke wiedergegeben haben muß. In dieser Auffassung wird man bestärkt, wenn man in Laukhards Selbstbiographie aus jener Zeit folgendes liest: „Da man es für Pedanterie hielt, von gelehrten Sachen zu sprechen, so wurde von Burschenaffären diskutiert, und größtenteils wurden Zoten gerissen. Ja, ich weiß noch recht gut, daß man in Eberhards Busch-Kneipe ordentliche Vorlesungen über die Zotologie hielt, worüber ein Kompendium im Manuskript da war.“ Und in Gießen ließ sich Laukhard selbst zum Professor Zotologiae ernennen und las über ein selbstgeschriebenes Buch: „Elementa zotologiae sive Aeschrologiae tam theoreticae quam practicae“, das damals häufig abgeschrieben wurde[187]).

---

[182]) Avé-Lallement, Das deutsche Gaunertum. Leipzig 1899.

[183]) Neudruck von Adolf Weigel. Leipzig 1899.

[184]) Stern, B., führt in seiner „Illustr. Geschichte der erotischen Literatur aller Zeiten und Völker“. Wien 1908, I, 145, neben einer großen Anzahl erotischer Wörterbücher, die in französischer Sprache erschienen sind, nur diese beiden studentischen Bücher als die einzigen erotischen Lexika an, die in deutscher Sprache veröffentlicht wurden.

[185]) Fabricius, W., Zur Studentensprache. In: Zeitschr. f. deutsche Wortforschung. III. 1902. 91 ff.

[186]) a. a. O. 595.

[187]) „Ich machte einen Aufsatz, dem ich den Titel gab: „Deutsche Synonymen“. Da brachte ich alle mir bekannten Wörter zusammen, welche die Besoffenheit und den unflätigen Umgang mit Frauenzimmern auf deutsch bezeichnen. Das war nun so ein Stück Arbeit aus der lieben Zotologie. Ich machte den Aufsatz gemeinnützig, indem ich erlaubte, daß jeder Student, der nur wollte, ihn abschrieb; ich war sogar willens, ihn drucken zu lassen, und Herr Adelung hätte alsdann einen derben Beitrag zu seinem Wörterbuch gefunden.“ (Laukhard a. a. O. 110.)

Zahllos sind die Worte in der Sprache des Studenten, welche sein Verhältnis zum schönen Geschlecht ausdrücken, unerschöpflich ist die Burschensprache in der Bezeichnung der käuflichen Dirnen. Kluge (a. a. O. S. 19) führt als erstes Wort „Backfisch" an, ein Wort, das aus der Burschensprache in unseren allgemeinen Sprachschatz übergegangen ist. Es ist schon für das 17. Jahrhundert als studentisch bezeugt, und noch die neueren studentischen Wörterbücher buchen es so. Seit 1799 kam der studentische Ausdruck „Besen" für Frauenzimmer auf. Es liegt darin, heißt es in der „Naturgeschichte des deutschen Studenten", ein gar tiefer Sinn. Wo wären ohne das weibliche Geschlecht die Städtegründerin Ordnung und die Freundin deutscher Gelehrsamkeit Reinlichkeit auf Erden geblieben? Nur durch zarter Frauen Hand sind sie uns erhalten worden. Das weiß der Student sehr wohl, und darum ist diese pars pro toto in seinem Munde eine durchaus ehrende Benennung. In Göttingen unterschied man 1813 schon Florbesen, Kattunbesen, Waschbesen und Küchenbesen (Kluge, S. 19). Und zur Zeit Schnabels (a. a. O. S. 445) teilten die Musensöhne dortselbst die Frauenzimmer in Flor- und Kattunbesen; erstere waren die Töchter der Honoratioren, diese geringerer Leute und zerfielen wieder in Unterabteilungen, in: Dienstbesen und Zobel. Letztere Klasse, sagt Schnabel, die niedlichen Pelztierchen sind vorzugsweise da, wo der Zapfenstreich geht, am zahlreichsten zu treffen und etwas epikuräischer Natur.

Daß man im Zeitalter des Renommisten die Frauen und Mädchen als „Scharmante" bezeichnete und sie in „wahrhaftige" und „Spaßscharmanten" und „Trampelscharmanten" unterschied, wissen wir aus dem entsprechenden Abschnitt dieses Buches. Wäre noch der Ausdruck „Flor" zu nennen, der sich seit 1813 als studentischer Ehrentitel für das schöne Geschlecht findet[188]).

Kluge vermeidet es in seinem grundlegenden Werke über die deutsche Studentensprache, „die weitere Nomenklatur in allen Unterschieden vorzuführen, um nicht das Gebiet der Venus vulgivaga betreten zu müssen". Wenn ich es hier dennoch tue, so will ich damit nicht etwa auf frivole Effekthascherei ausgehen, ich fühle mich vielmehr vom wissenschaftlichen Standpunkte aus dazu verpflichtet. So bedeutungsvoll es auch in diesem Hinblicke sowohl in sprachlicher als auch in kulturgeschichtlicher Beziehung wäre, hier überhaupt ein sexuell-skatologisches Glossar der Studentensprache in seinem ganzen Umfange zu verarbeiten, muß ich doch davon, da es zu weit führen würde, absehen, will aber aus der Fülle des Stoffes nur einen einzelnen Abschnitt herausheben und mich nur auf die studentischen Bezeichnungen der Prostituierten beschränken, deren nahe Beziehungen zu den Studenten uns schon aus der oben erwähnten Rede Hartlieb's bekannt sind. Als Quellen benutzte ich außer den früher genannten Wörterbüchern von Kindleben (K.) und Vollmann (V.) noch:

---

[188]) Vgl. Pabst, K. R., Theodor Müllers Jugendleben (um 1815). Aarau 1861. 92: „Die Tänzerinnen gehörten höchstens zum ‚Halbflor', d. h. zu den Mädchen aus dem bürgerlichen Mittelstande, nicht zum ‚Flor' im eminenten Sinne, d. h. zu den gebildeteren Mädchen und Frauen aus den höheren Kreisen der Gesellschaft."

1. Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren. Neudruck des „Idiotikon der Studentensprache von 1795“ und der „Studentenlieder von 1781“. Hrsgg. von K. Burdach. Halle 1894. (B.)
2. Das Leben auf Universitäten . . . nebst einem Verzeichnis aller burschikosen Ausdrücke. Sondershausen 1822. (L.)
3. Der flotte Bursch oder Neueste durchaus vollständige Sammlung von sämmtlichen jetzt gebräuchlichen burschikosen Redensarten und Wörtern von C. B. v. Rag— y. Leipzig 1831. (R.)
4. J. Meier. Hallische Studentensprache. Halle 1894. (M.)
5. F. Kluge, Deutsche Studentensprache. Straßburg 1895. (Kl.)
6. W. Fabricius, Zur Studentensprache. In: Zeitschrift f. Wortforschung. III. 1902. 91 ff. (F.)
7. K. Konrad, Ergänzungen zu Friedrich Kluges „Deutscher Studentensprache“. Ebenda XII. 1910. 271 ff. (Kd.)

Die Ausdrücke sind alphabetisch geordnet ohne Rücksicht auf die Zeit ihres Entstehens.

Blechtude (Blechtute), (Kl. 84; 8, 74; L. 210).
Bleivogel (Kl. 55, 84; M. 50, 511; K. 36; B. 31).
Buttervogel (K. 49; M. 50).
Dohle (M. 50; Kl. 55).
Donna (V. 131).
Etcetera (M. 55; Kl. 89; Kd. 277).
Etui (V. 162).
Geige (Kl. 92; V. 199); dazu Nachtgeige (Kl. 92; V. 333).
Grasmücke (Kl. 93; B. 51; M. 50, 92); auch Grasnymphe (Kl. 20).
Hase (M. 50). Nach F. 98. ist Hase — verliebter Student.
Hallendame (V. 211).
Helena (Kl. 33). Vgl. Lena — Bordellmutter, Leno — Hurenwirt, Lenocinium — das Bordell (V. 33).
Knallnymphe (Kl. 20). Vgl. auch „Knallhütte“ — Bordell (Kl. 100; Kd. 281); ferner „Knalliade, „Knallhengst“, „Knallsystem“ (V. 263, 264).
Krammetsvogel (Kl. 55, 103).
Lerche (M. 50, 513). Nach V. 303: Lerche — Harfenmensch.
Mensch (neutr.) K. 131; V. 320; R. 57); auch „die Mensche (Kl. 283); vgl. auch Meßmensch — fahrende Dirne (V. 321).
Metze (K. 90, 132; B. 78).
Miez (Kl. 107; K. 133; B. 78).
Möbel (meuble) (Kl. 107; Kd. 284); auch Lagermeuble (Kl. 107).
Nachtvogel (Kl. 109; Mo. 50, 508).
Nickel (Kl. 132; F. 99).
Prinzessin (V. 376).
Privatdozentin (R. 67; M. 54, 95; Kl. 12, 116).
Sau (Saumensch) (V. 405; M. 50).
Schnalle (V. 518).
Schnepe (Schneppe) (K. 55; M. 50).
Schüler ex collegio quinto (Kl. 33, Anm. 1). Vgl. „Fünfte Fakultät — Bordell (in Leipzig und Breslau gebräuchlich um 1700).
Barmherzige Schwester, auch mitleidige Schwester (M. 55, 95; Kl. 20, 107, 125; Kd. 273), auch gefällige Schwester (Kd. 279), notdürftigste Schwester (Kd. 284).
Spritzbüchse (Kl. 127), auch Spritzleder (V. 430).
Straßenklepper (K. 99; M. 50).
Strichvogel (M. 50; Kl. 128, 136).
Zobel, Zobelchen (Kl. 55, 135; M. 50; V. 518; F. 101).
Zuchtstute (V. 518).
Zugvogel (Kl. 136; M. 50, 509; R. 108; V. 518).
Zusteherin (K. 225).

Viele dieser Bezeichnungen sind heute nicht mehr gebräuchlich, sie sind in Vergessenheit geraten; einige davon haben sich jedoch bis zum heutigen Tage erhalten, und es sind auch neue dafür

aufgekommen, da die Prostitution, auf die sie sich beziehen, im großen und ganzen sich gleichgeblieben ist[189]).

Werfen wir nun einen kurzen Rückblick auf das 17. und 18. Jahrhundert. Was Schrader von den Hallischen Studenten sagt, daß ihr Sinn „nicht frei von Flecken" gewesen sei, gilt für die damalige Studentenschaft an allen Universitäten. „Der tiefe sittliche Schatten jener Zeit" fiel auch auf das akademische Leben. Aber schon gegen das Ende des 18. Jahrhunderts finden wir unter dem Einflusse der klassischen Literaturperiode und des Kant-Schiller-Fichteschen Idealismus Ansätze zur Besserung der sexuellen Moral unter den Studenten. Schon schrieb der Reichsanzeiger von 1795 „Über zunehmende Sittlichkeit auf Universitäten": „Die Sitten haben sich zu ihrem Vorteil verändert. Äußere Kultur und Verfeinerung zeigt sich überall, in der Art, wie der Student sich kleidet, in der Wahl seiner Vergnügungen, im gesellschaftlichen Ton, im ganzen äußeren Betragen. Ein großer Teil der Studentenschaft will jetzt lieber als Student von gesitteten Menschen geehrt sein, als daß mehrere sich sonst beflissen, sich durch Purschenstreiche zu berüchthigen und von allen gesitteten Menschen möglichst auszuzeichnen." Diese Wandlung der sittlichen Anschauungen der Studentenschaft blieb selbstverständlich nicht ohne Einfluß auf die Auffassung über die Beziehungen der akademischen Jugend zum andern Geschlecht. „Am meisten", sagt Ernst Münch[190]) in seinen Erinnerungen, „erbitterte mich . . . die Todtfeindschaft (der Studenten) gegen feinere Lebensart und Sitte; die krude Manier mit dem andern Geschlecht und die Ausrottung aller zarten Gefühle; die Beschmutzung der weiblichen Würde durch das Prädikat „Besen", die zynischen Lieder, die Apologie der Liederlichkeit und die Gemeinschaft mit verworfenen Menschenklassen." Und mit freudigem Erstaunen liest man, daß nach § 32 des um 1812 entstandenen „Jenaischen Comment" derjenige mit „widerruflichem Verschiß" belegt wurde, „wer mit einer venerischen auch noch so unbedeutenden Krankheit den Beischlaf vollzieht" oder „wer sich, wenn er mit einer venerischen Krankheit behaftet ist, schlägt"[191]). In Achim von Arnims Studentenspiel „Halle und Jerusalem"[192]), in dem neben vielen anderen studentischen Unsitten zwar noch genügend geschlechtliche Vergehen der Studenten breit und behaglich erzählt werden, findet sich auch schon ein „Sittlichkeitsparagraph" des Ordens[193]), dem der Held des Stückes „Cardenio" angehört. Er sagt dort (I. Aufzug, 2. Auftritt) zu einem Studenten, der ein Liebesverhältnis mit einer verheirateten Frau unterhält: „Sieh, Bruder, das muß auch anders werden, ich sag es Dir im Namen unseres

[189]) Vgl. Günther, L., Die Bezeichnungen für die Freudenmädchen im Rotwelsch und in den verwandten Geheimsprachen. In: Anthropophyteia IX. 1912. 1 ff.

[190]) Münch, Ernst, Erinnerungen, Lebensbilder und Studien. Karlsruhe 1836. I. 298. (Münch studierte 1815—1818 in Freiburg i. B. War erst Mitglied der Schweizerischen Verbindung „Helvetia", dann Burschenschafter).

[191]) Fabricius, W., Die deutschen Corps. 199. Die erste Bestimmung findet sich sogar schon 1805 im Hallischen Comment. (Arch. f. Kulturgesch. III. 1909. 218.)

[192]) Erschienen 1811. Neu hrsg. v. F. Lemmermayer o. J.

[193]) Wohl der in Halle bestandene Orden der „Unitisten". Vgl. W. Fabricius, Die Studentenorden des 18. Jahrhunderts. Jena 1891. 88.

Ordens, ich gebe Dir acht Tage Zeit; Liebschaften dulden wir, doch gegen den Ehestand, wo er noch treu gehalten wird, bewahren wir die Achtung; ich sage in acht Tagen mußt Du ganz von ihr entfremdet sein, sieh' oder Du bist ausgestoßen."

So erfreulich und wohltuend diese Ansätze zu einer sittlichen Lebensführung der Studenten sind, erst die Freiheitskriege und mit ihnen die Entstehung der Deutschen Burschenschaft (1815) zeigten der akademischen Jugend die Bahn, welche zur Veredelung des Geistes führen mußte [194]). „Nun begann", heißt es bei Keil (S. 366), „ein schönes, edles Streben sich in dem Jenaischen Burschenleben Bahn zu brechen. Sitte und Zucht begannen zu den Ehren der Jünglinge zu gehören." — — Ein Leben, welches diesen Gang genommen, mußte sich bald über Gebrechen erheben, welche Geselligkeit, Frohsinn und Ehre in Gefahr zu bringen geeignet waren. Sehr frühzeitig wurde deshalb auf die Bewahrung der Keuschheit als einer volkstümlichen, echt deutschen Tugend Gewicht gelegt. „Nicht mehr galt es", so berichtet uns Wesselhöft [195]), „für Witz, die Unschuld und Dummheit zum Spiel der Wollust zu machen, und nicht minder gereichte es zur Schande, privilegierte Häuser [196]) zu besuchen. Wer seinen Mangel an Enthaltsamkeit auf Grundsätze der Diät zurückführen wollte, brachte sich leicht um den guten Ruf. Die Turnplätze waren eröffnet; auf diese verwies man die Philosophen, und Beweise waren vorhanden, daß arge Lust durch Reck und Barren gekühlt wurde."

Obwohl die Bewahrung der Keuschheit in der Verfassungsurkunde der deutschen Burschenschaft vom 12. Juni 1815 [197]) nicht ausdrücklich zum Gesetz erhoben wurde, waren die Anschauungen hierüber seit Anbeginn sehr ernste und wurden immer strenger. Schließlich wurde noch vor Auflösung der Burschenschaft 1819 jede Verletzung des Keuschheitsprinzipes mit der Ausstoßung be

---

[194]) Vgl. Karl Raumer a. a. O. S. 25: „Man kann denken, welche Freude ich hatte, als später die Burschenschaft ernst und kräftig gegen jene Gräuel (des sittlichen Verderbens) auftrat, und wie ich mich als Professor amtlich verpflichtet fühlen mußte, ihr überall das Wort zu reden."

[195]) Rob. v. Wesselhöft, Deutsche Jugend in weiland Burschenschaften und Turngemeinden. Magdeburg 1828. 33 ff.

[196]) „Man wollte keine Lasterhöhlen, keine Verführungsstätten." „Als einst in einer Nebengasse (in Jena) ein schlechtes Haus eingerichtet werden sollte, wurde dasselbe an Fenstern und Möbeln von den Studenten demoliert, weshalb dann allerdings eine Anzahl meiner Kommilitonen zum Schadenersatz und zum Karzer verurteilt wurden. Es war aber diese Tat eine grimmige Kundgebung sittlicher Entrüstung", so schreibt E. W. Krummacher in seinen Lebenserinnerungen. (Lebenserinnerungen eines geistlichen Veteranen. Aus den nachgel. Aufzeichnungen des Dr. E. W. Krummacher, hrsg. v. H. Krummacher. Essen 1889. 19; E. W. Kr. war 1817—19 Burschenschafter in Jena.) In einem Konvente der Breslauer Burschenschaft (1818) wurde die Frage erörtert, ob nicht sämtliche Häuser, in denen der Venus vulgivaga geopfert wurde, in Verruf zu erklären seien. Auch sollten die an Venerie Erkrankten nur in Ausnahmsfällen die sonst übliche Unterstützung aus der Studentenkrankenkasse erhalten. (Gründung und Entwicklung der Breslauer Burschenschaft. Breslau 1867. 43.)

[197]) Man hatte in die erste Verfassung (§ 218) die Bestimmungen des § 32 des Jenaischen Landsmannschafter-Comments von 1812 wörtlich übernommen, die der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten entgegenwirken sollten. Sie finden sich auch noch in den Vorschriften des burschenschaftlichen Brauchs von 1819 (§ 51, 143 und 148).

straft[198]). Und daß der von der Burschenschaft zur Geltung gebrachte Geist einer streng sittlichen und keuschen Lebensführung eine Wohltat für die gesamte Studentenschaft wurde, hat auch keiner der Gegner der Burschenschaft geleugnet. Deren gab es und gibt es noch heute genug. So wollten schon zu Leos Zeiten[199]) manche Burschen „nicht leiden, daß man aus deutschen Studentengesellschaften, wie sie meinten, fromme Leinewebercliquen mache". Wer sich jedoch unter den damaligen Burschenschaftern vergrämte, lebensfremde Studenten vorstellt, irrt sich. Wohl mag es vorgekommen sein, daß die strenge Selbstbeobachtung vielen einen Anstrich finsteren Ernstes verlieh, der „mit der Frische ihrer Wangen und der Jugend ihrer Jahre im Widerspuch zu stehen schien", aber bei aller sittlich-ernsten Haltung war der heiterste Humor nicht ausgeschlossen. So ließ sich selbst Maßmann, einer der eifrigsten Verfechter des Keuschheitsprinzips, lächelnd den Ulk gefallen, auf dem Hoftage der Lichtenhainer[200]) im Jahre 1816 von Herzog Thus VIII. zum Ober-Höf-Hurkinder-Schulmeister ernannt zu werden, was nicht ohne ironische Nebenbeziehung auf sein schulmeisterliches Predigen über die ernste Auffassung des Verhältnisses zum anderen Geschlecht geschah[201]).

Die Verspotter des Keuschheitsprinzips redeten z. B. der Burschenschaft „Germania" in Jena eine sogenannte „Bannmeile" nach[202]), d. h. es ward die Ansicht verbreitet, für die Germanen höre ringsum um Jena die Verpflichtung der Keuschheit auf. Schneider bezeichnet diese Ansicht als ins Reich der Fabel gehörig. Schärfer tritt Fabricius in seinem Buche „Die deutschen Corps" (S. 287 ff.) gegen das Keuschheitsprinzip der Burschenschaften auf, bezeichnet die damaligen Burschenschaften von dem „Hochmut der Sittlichkeit" beseelt, einer Sittlichkeit, die nicht um ihrer selbst willen betont wurde, sondern auf dem Gedanken beruhte, daß die Regeneratoren des Vaterlandes sich nicht durch Sinnenreize besiegen lassen dürften; „nicht die Liebe zur Tugend, sondern der Haß gegen die Landsmannschaften, die man in solchen Dingen versunken wähnte, war das Motiv dieser prahlerischen Sittlichkeit, die somit gar keine Sittlichkeit war"[203]). Fabricius begründet diese seine Worte mit einer Stelle aus einem Briefe des Burschenschafters Dürre: „Zur Besorgung seiner Wohnung in der Mäderei hatte Mäder zwei Mägde, welche alle möglichen Geschäfte zu verrichten

[198]) Bender, H., Die Burschenschaft und der Burgkeller in Jena. In: Bursch. Blätter IX. S. 1895. 118. Anm. 29 (unter Berufung auf Fromanns Bericht).

[199]) Leo, Heinrich, Meine Jugendzeit. Gotha 1880. 149 (Leo war 1817—1819 Burschenschafter in Jena.)

[200]) In Lichtenhain bei Jena hatten Burschenschafter einen burlesken „Bierstaat", das Herzogtum Lichtenhain, errichtet, wo nach einem eigenen „Bierbrauch" gekneipt wurde und dessen monarchischen Formen — Herzog Thus hieß der Herrscher ad infinitum — die Bierrepublik Ziegenhain republikanische Einrichtungen zur Seite stellte. Diese Bierstaaten sollten die deutschen staatlichen Zustände persiflieren.

[201]) Leo a. a. O. 150.

[202]) Schneider, Geschichte der B. Germania zu Jena. Jena 1897. 458.

[203]) Dieser Auffassung widerspricht vor allem die Tatsache, daß in die erste Verfassung der Burschenschaft von 1815, wie früher erwähnt, jener Paragraph aus dem Landsmannschafter-Comment herübergenommen wurde, der die Verbreitung der Geschlechtskrankheiten unter den Studenten verhindern sollte.

hatten und, wie das in Jena häufig zu sein pflegte, auch gegen einzelne Studenten zu Liebesdiensten bereit waren." Das, meint Fabricius, kann nicht gerade als ein Beweis für die allgemein herrschende Keuschheit gelten. Gewiß, auch unter den Burschenschaftern wird es nicht lauter Engel gegeben haben [204]), doch wenn man jene kleine Erzählung Gustav Freytags über den Heidelberger Burschenschafter K. Mathy liest, wird man wohl zu einer Fabricius entgegengesetzten Auffassung kommen. Freytag erzählt: „Als 1827 K. Mathy Paris besuchte, hatten sich die Bekannten verabredet, die spröde Tugend des B. zu brechen, für ihn adlige Damen zum Champagner geladen und alles klug eingefädelt, er habe aber, als Deutscher unter dem fremden Völkchen sein Wesen kräftig behauptet." An anderer Stelle berichtet Freytag: „Derselbe Mann, der sonst so geharnischt unter den Leuten einherschritt, war gegen die Braut von einer rührenden Weichheit und in seiner Art von hochsinniger Ritterlichkeit, und das war er nicht nur darum, weil er sie liebte, sondern, was dem Weibe vielleicht noch mehr gilt, er hielt sich in Haltung und Rede ehrfurchtsvoll gegen ihr ganzes Geschlecht."

Hielten schon die andern Burschenschaften, z. B. die Arminia in Jena, zu einer Zeit, da die Emanzipation des Fleisches auf die Tagesordnung gesetzt war, an der strengen Forderung der geschlechtlichen Enthaltsamkeit fest, so waren die sittlichen Grundsätze der Gießener Burschenschaften noch um vieles strenger. Die zahlreichen aus ihrem Kreise erhaltenen Stammbuchblätter, sagt Haupt [205]), sind von einem geradezu puritanischen Geiste sittlicher Reinheit und idealistischen Schwunges erfüllt. Besonders charakteristisch für den Kreis der „Schwarzen" (so nannte man die Gießener B.) ist es, daß man in den Gedenkversen ihrer Stammbücher kaum einer auf Frauenliebe bezughabenden Stelle begegnet. Man forderte eben von den Mitgliedern nicht nur Keuschheit, sondern geradezu Verzicht auf Frauenliebe, um sich ganz und ungeteilt dem Vaterlande hinzugeben und zu opfern. Dies verlangte auch Arndt [206]) von seinen Studenten, denen er sogar den gesellschaftlichen Umgang mit wohlgesitteten Frauen als eine Ablenkung von der wahren studentischen Männlichkeit versagte: „Gerade diese herrlichen Jahre sind die Jahre, wo der Jüngling in der höchsten Freiheit, die ihm nachher nie wieder so wird, seinem Gemüthe den Stahl des Charakters versetzen soll. Dies kann nur geschehen durch Umgang mit tüchtigen Männern und weidlichen Jünglingen. Am meisten wird dies gehindert durch Umgang mit Weibern, auch mit den besten Weibern. Die heilige Schrift spricht viel von Hurereien, die nicht bloß leiblich sind; es gibt auch manche geistige Hurereien, ärger als alle leiblichen."

[204]) So brüstete sich Schnabel (a. a. O. 179), — allerdings kein unverdächtiger Zeuge —, daß ihn „zwei deutsche langhaarige Jünglinge" bei allem, was ihnen heilig, bei dem alten, einigen Deutschland, bei Vater Jahn und ihrer Ehre beschworen hatten, die Szene zu vergessen und nie etwas davon der Mit- und Nachwelt zu verraten, als er sie (in Weimar) schwach und des geschworenen Keuschheitsgelübdes uneingedenk betroffen habe".

[205]) Haupt, H., Karl Follen und die Gießener Schwarzen. Gießen 1907. 15 f.

[206]) Arndt, E. M., Über den deutschen Studentenstaat. Zuerst erschienen in der Zeitschr. „Der Wächter". Köln 1815. Neudruck, hrsg. v. E. Müsebeck o. J. 28 ff.

Er verhöhnt die studentischen Klubs vom „guten Ton“ und empfiehlt dafür das Turnen und Fechten, die da züchtiger sind als das züchtigste Weib[207]). Er lobt den deutschen Renommisten, bei dem der Ausdruck „Jungfernknecht“, „Weiberkerl“, „Damenpudel“ noch einen Schimpf bedeutet. Dies ist, meint er, eine wohltätige Seite des Studententums, daß sie die Frischesten aus der gefährlichen Genossenschaft der Weiber fast bloß in die Gemeinschaft der Männer und Jünglinge lockt[208]).

Ebenso dachten auch die Gießener Schwarzen um Karl Follen:

„Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei
Hermanns Geschlecht . . .“ (Karl Follen.)

Die Lösung der Aufgabe, die den Studenten in Deutschland nach seiner Ansicht zugefallen war, war so gewaltig, daß eine Ablenkung durch sinnliche Befriedigung vermieden werden mußte: „Uns, als dem Tode geweihten Opfern, muß Frauenliebe fremd bleiben“[209]). In diesem Kreise stand auch Karl Ludwig Sand. „Was dem alten Römer der Staat,“ sagt Jarcke[210]), „dem berufenen Künstler seine Kunst, dem feurig liebenden Jünglinge die Geliebte zu sein pflegt, war ihm die allgemeine deutsche Burschenschaft; sie war ihm sein Eines und Alles, sein Staat, seine Kirche, seine Geliebte geworden.“ Follen war es, der den tiefsten Einfluß auf Sand nahm. Er war „wie ein Prophet unter seinen Jüngern, über die er nicht sich selbst stellte, sondern die ihn ehrten wie einen älteren Bruder und ihm vertrauten fast wie einem, der nicht irren kann“[211]). Der geheimnisvolle Zauber, der von ihm ausging, wirkte so stark und mächtig, „daß kein einziger, auf den er sein Auge geworfen, nicht eine Zeitlang ihm zu eigen wurde“[212]). War es nun wirklich nur „die Verbindung schwärmerischen Wesens mit der ruhigen Besonnenheit“ Karl Follens, die, wie einer seiner Gießener In-

---

207) Vgl. Leo in den Jahrb. f. wissenschaftl. Kritik 1829. 555: „Die Freuden der feineren geselligen Zirkel, z. B. wie sie durch Professorenfrauen und Professorentöchter eben schlecht und recht repräsentiert und mit dem Afterleben des Gewäsches über Predigt und Kunst übertüncht werden, sind ein elender Ersatz für das frische, wahre, innere Leben der korporativen Vereinigungen der Scholaren und Dozenten auf den Universitäten des Mittelalters, die sich bloß auf Universitätsangelegenheiten bezogen . . .“

208) Vgl. Arndts Gedicht: „Wider die Damenpudelei.“ (Jenaische Blätter, hrsg. v. K. H. Scheidler. 1. Heft. Jena 1859. 138.)

„Wer der Wahrheit treu will bleiben,
Muß als Jüngling sich entweiben:
Denn die süßen Weiberkreise
Schleppen langsam, leise, leise
Mit ihren zarten Taubenflügen
Wie mit seidnen Fadenzügen
Auf das Feld der Schmeicheleien,
Machen leicht zum Knecht den Freien!“

209) Braun, Karl, Mordgeschichten. Bd. I. Hannover 1875. 272.

210) Jarcke, C. E., Carl Ludwig Sand und sein an Kotzebue verübter Mord. Berlin 1831. 17.

211) Münch, Friedrich, Das Leben von Dr. Karl Follen. (Gesammelte Schriften.) St. Louis 1902. 45.

212) Wit, Johannes, Fragmente aus meinem Leben und meiner Zeit. 1827—30. Bd. III. 1. 206.

timen sagte, die Jüngeren, besonders aber Sand an ihn fesselte? Spielten da nicht auch noch andere, tieferliegende Momente mit?

Diese Frage wurde in neuester Zeit durch Hans Blüher[213]) in ein besonderes Licht gerückt. In seinem zweibändigen Werke „Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft" entwickelt er den großen Gedanken, daß die letzte Begründung für die Staatsbildung des Menschen in seinem Eros zu suchen sei, in jener nur ihm eigentümlichen Fähigkeit, einem anderen Menschen seelisch und sinnlich zu „verfallen". Nicht der Geist (Logos) sei die Ursache des Staats, nicht die Ökonomie des Menschen schuf ihn, sondern der Eros ist der letzte Grund für die Staatlichkeit. Außer dem Gesellungsprinzip der Familie, das aus der Quelle des mann-weiblichen Eros gespeist wird, wirkt im Menschengeschlecht noch ein zweites, die „männliche Gesellschaft", die ihr Dasein dem mann-männlichen Eros verdankt und sich in Männerbünden auswirkt. Das zwanghafte Gegeneinanderwirken beider bringt den Menschen zum Staat. In einem eigenen Kapitel des zweiten Bandes behandelt Blüher die „Erotik der studentischen Verbindungen". Darin kommt er auch auf Karl Follen und seine Jünger zu sprechen und zieht aus der Tatsache, daß die Gießener Schwarzen nicht nur die Keuschheit predigten, sondern auch auf jedwede Frauenliebe verzichteten, einen sehr tiefen Schluß auf das wahre Innere dieser Gemeinschaft. Er rechnet den Gießener Kreis um Karl Follen zum Typus inversus, d. h. der dem Mann verfallene Mann. Der Typus inversus ist nach Blüher eine ursprüngliche Erscheinung, keine abgeleitete, gebrochene, also nicht die pathologische der Homosexualität, sondern er umfaßt auch das gesunde Verlangen nach geistiger Vereinigung, Kameradschaft und Zusammenschluß, um durch Vereinigung „Geist" zu gewinnen. Männer, so schließt nun Blüher, die den Frauen verfallen sind, können die Verpflichtung des Verzichtes auf Frauenliebe gar nicht übernehmen, es sei denn, daß sie ihr ganzes Inneres verleugnen. Es kommt niemand auf den Gedanken, der Frauenliebe zu entsagen und sich — in Gemeinschaft mit dem wahrhaft geliebten männlichen Geschlecht — ganz dem Vaterlande zu widmen, dem es nicht eben im Grunde leicht fällt, von den Frauen Abschied zu nehmen. Solche Gedanken entstehen immer nur dort, wo sie Boden finden. Blüher begnügt sich, seine hier entwickelten Ideen auf indirekte Beweise zu stützen, indem er auf die oben zitierten Sätze in Haupts Monographie über „Karl Follen und die Gießener Schwarzen" hinweist. Bei näherem Studium der einschlägigen Literatur wurde es mir immer klarer, daß die Gedanken Blühers richtig seien, wenn er sagt: „Der Typus inversus kann in die Lage kommen, sein ganzes Leben lang nicht eine einzige sexuelle Handlung mit dem eigenen Geschlecht zu begehen, sie kann ihm innerlich, auch in der Phantasie unmöglich sein, und doch bleibt er dem eigenen Geschlechte verfallen, und die Verfallenheit prägt sich unweigerlich in seinem Charakter und in seinen typischen Handlungen aus. Die Sexualität solcher Menschen ist zersprengt, sie sind ruhelos und zeigen einen tiefen Zug nach Mystik." All dies paßt vollwörtlich

[213]) Blüher, Hans, Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. 2 Bde. Jena 1918 und 1919.

auf Karl Ludwig Sand, den Hauptjünger Karl Follens. Damit ist das bei ihm „vorwaltende phantastische und unklare Wesen“, wie Jarcke[214]) es in seiner „psychologisch-criminalistischen Erörterung“ über Sand nennt, genügend geklärt. Jarcke weist nämlich auf einen Umstand bei Sand hin, dessen „nähere Bewandtnis“ ihm ganz unklar ist: „Vor seiner Abreise von Tübingen will Sand von einem Freunde ein kleines Band geschenkt erhalten haben, welches er den ganzen Feldzug hindurch trug und das sich bei seiner Arretierung noch an seinem Halse befand.“ Uns wird der tiefere Sinn dieser Tatsache um so klarer, wenn wir die charakteristische Erzählung eines Jugendfreundes Sands lesen: „Ich stand damals in einem zarten Verhältnis, woraus mein eheliches wurde. Als ich fortgehen wollte, nahm mich Sand auf den Schoß und bat mich innig: „Ich weiß, wohin Du willst; ach! binde Dich doch nicht! um des Vaterlandes willen!“ Und ich war in der That geneigt, diese Bitte zu erfüllen“[215]). Oder wenn wir in den Tagebuchblättern[216]) Sands folgende Stellen finden, wo er über seinen „innig und heißgeliebten“ Freund Ditmar schreibt: „Wir liebten und herzten einander“, oder: „An des Frühlings letztem Abende gingen wir, nachdem wir vorher auf Dittmars Zimmer noch gemeinschaftlich gearbeitet und uns am Ende gegen alle Stürme des Lebens für unser Streben und für unsere Liebe und Treue noch feierlich verbunden und umarmt hatten, selig und sorglos um halb 7 Uhr zum Bade nach der Rednitz“, so genügen diese Hinweise, um uns über das Triebleben Karl Sands ein klares Bild zu schaffen[217]).

Kehren wir nun nach dieser kurzen Abschweifung zu den anderen Burschenschaften zurück. Selbstredend gab es von den Gießener Schwarzen herab bis zur „progressistischen“ „Burschenschaft auf dem Bären“ in Jena unter den verschiedenen Burschenschaften verschiedene Auffassungen des „Sittlichkeitsprinzipes“. Bei den einen „involvierte das Sittlichkeitsprinzip (für den Studenten) die Keuschheit“ (z. B. bei den Burschenschaften des süddeutschen Kartells 1861)[218]), bei den andern mußten sich sogar Verkehrsgäste daran halten, die Burschenschaften des norddeutschen Kartells (1855) stellten den Grundsatz der Sittlichkeit in das freie Ermessen der einzelnen Verbindungen, während die progressistischen Burschenschaften „die Sittlichkeit von dem engherzigen

---

[214]) a. a. O. 14. Anm.

[215]) Schmid, Ulr. Rud. (Das Wesen der Burschenschaft. Jena 1875. 35), der diese Erzählung anführt, meint hierzu: „So rein und groß, aber auch so verwirrt war damals unter Jenas Burschenschaftern die Liebe zum Vaterland.“

[216]) Dumas, A., Karl Sand. Historische Skizze. Leipzig 1847. 43.

[217]) Auffallend ist auch die folgende Stelle in einer Novelle von Adolph Görling: „Deutsche Burschen“ (erschienen im Illustrierten Familien-Journal für Unterhaltung und Belehrung. Leipzig 1862. 3): „Es präsidierte der Bursch mit dem Kranze von Cypressen und Eichenlaub auf dem Haupte — Karl Sand. Neben ihm saß auf der einen Seite der flachsbärtige Fellin, den vor ihm liegenden Todtenkranz mit starrem Blicke betrachtend. Auf der andern Seite prangte ein blutjunger Bursch, seines mädchenhaften Gesichts wegen Puella oder die Jungfer genannt — freund-brüderlich den Arm um Sands Nacken geschlungen.“

[218]) Zur Geschichte des süddeutschen Kartells. In: Burschenschaftl. Blätter W. S. 1889/1890. 167.

Begriff der Keuschheit losgelöst in der Konformität des Handelns mit dem Denken“ erblickten. Die Burschenschaften Germania-Tübingen und Brunsviga-Göttingen verpflichteten auch ihre Philister auf das Keuschheitsprinzip. In den Statuten der Germania[219]) vom Jahre 1837 besagt Kap. I, § 2 darüber: „Die Grundlage des Vereins ist Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Wissenschaftlichkeit. Durch die erstere ist insbesondere jede Verfehlung in geschlechtlicher Beziehung streng ausgeschlossen.“ In den Grundsätzen von 1856 wurde dieser Paragraph verschärft. Er lautete: „Die Burschenschaft ist eine Lebensverbindung, d. h. alle ihre Prinzipien sind für den Philister ebenso bindend wie für den Studenten. Das Prinzip der Sittlichkeit involviert für die aktiven Studenten und Studentenphilister auch das Keuschheitsprinzip. Die Philister sind dadurch ebenfalls moralisch verpflichtet; vergeht sich einer dagegen, so steht es der Verbindung frei, zu entscheiden, ob sein Vergehen entschuldbar ist oder nicht.“

Auch im sogenannten Tendenzkapitel der B. Brunsviga-Göttingen[220]) war das Keuschheitsprinzip als Verpflichtung fürs Leben verzeichnet. Ein Vorfall, der die Burschenschaft im Jahre 1864 zwang, ein Ehrenmitglied zu dimittieren, veranlaßte die Beschränkung des Prinzips auf die Studentenzeit. Im Jahre 1866 wurde eine weitere Modifikation des Paragraphen beschlossen. Hieß es 1864: Die Mitglieder sind verpflichtet, auf Keuschheit „für ihre Studentenzeit“, so setzte man jetzt: „Von ihrem Eintritte bis zum Augenblicke, wo sie nach beschlossenen Studien die Universität verlassen“. Eine Anmerkung setzte erläuternd hinzu: „Hiernach sind speziell auf Keuschheit auch diejenigen Mitglieder verpflichtet, die auf ein oder mehrere Semester eingeheimst sind, sowie diejenigen, welche innerhalb der Studentenzeit, ohne immatrikuliert zu sein, ihre Dienstpflicht im Landesheere absolvieren.“

In den Verfassungsurkunden der B. Germania-Jena[221]), Teutonia-Jena[222]), Alemannia-Bonn[223]) u. a., die am Keuschheitsprinzipe festhielten, ist im Tendenzparagraph nicht ausdrücklich von Keuschheit die Rede, sondern nur von „Sittlichkeit“, „sittlicher Grundlage“ u. ä. Doch findet sich in den meisten Verfassungen ein erklärender Passus hierzu, wie z. B. in der der B. Germania-Jena, wo dem Sittlichkeitsparagraphen folgende Stelle aus dem Protokolle des Jahres 1872/73 in Druck beigefügt ist: „Die Kommission spricht zunächst ihre Meinung dahin aus, daß unter das Sittlichkeitsprinzip, vorzüglich unter das Ideal der Sittlichkeit, dessen Erreichung von jedem Verbindungsmitglied nach der Konstitution erstrebt werden soll, das Keuschheitsprinzip unbedingt und zweifellos zu subsummieren ist. Ein besonderes Hervorheben der Keuschheit in der

[219]) Camerer, J. W., Geschichte der B. Germania zu Tübingen 1816–1906. Tübingen 1909. 131. 168.

[220]) Geschichte der B. Brunsviga zu Göttingen v. S.-S. 1848 bis zum S.-S. 1873. Göttingen 1874. 34/35.

[221]) Schneider, G. H., Die Burschenschaft Germania zu Jena. Eine Festschrift. Jena 1897. 458.

[222]) Festschrift zum 50jährigen Stiftungsfeste der B. Teutonia zu Jena 1895. Jena 1895.

[223]) Geschichte der B. Alemannia zu Bonn. 1844—1894. Bonn 1894. 27.

Konstitution hält die Kommission aber nicht für richtig, da sie der Keuschheit unter den übrigen sittlichen Forderungen keinen Vorzug zuerkennen kann."

Bemerkenswert ist die Begründung, mit der der Antrag des Keuschheitsprinzipes vom norddeutschen Kartell[224]) abgelehnt wurde. In der schriftlichen Niederlegung der Tendenzen (1861) hieß es: 1. Die lokalen Verhältnisse stehen der Durchführung des Sittlichkeitsprinzips oft entgegen. 2. Die Furcht vor der betreffenden Strafe kann leicht zur Heuchelei führen. 3. Es hat keinen Einfluß auf die sonstige politische Tätigkeit. 4. Es läßt sich nicht praktisch durchführen, falls man nicht ein Denunziantenwesen großzieht.

Der im Jahre 1881 gegründete A. D. C. der reichsdeutschen Burschenschaften bestimmte im § 5 seiner Statuten, „alle andern Prinzipien (also auch das Keuschheitsprinzip) sind Privatsache jeder einzelnen Verbindung". Mit ganz geringen Ausnahmen[225]) haben sämtliche heutigen Burschenschaften das Keuschheitsprinzip als undurchführbar aufgegeben. Sie fordern von ihren Mitgliedern „einen ehrenhaften und sittlichen Lebenswandel"; „die Mitglieder sollen die Gebote der Sittlichkeit befolgen, die ihnen die Erhaltung und Pflege der körperlichen und geistigen Kräfte, die Erhaltung der Reinheit und Aufrichtigkeit ihres Charakters zur Pflicht machen".

So viel über das Keuschheitsprinzip der deutschen Burschenschaft, über das auch heute noch die wunderlichsten, tendenziös gefärbten Nachrichten verbreitet werden[226]). Mag auch so manchem der „Keuschheitsparagraph" in den Statuten einer Studentenverbindung ein Lächeln entlocken[227]), sicher ist, daß es sich bei diesem Prinzip keineswegs um eine Farce handelte, sondern daß das Keuschheitsgelübde im ganzen sehr ernst[228]) genommen wurde und ehrlich gehalten worden ist zum Wohl und Segen des einzelnen sowie zu Nutz und Frommen der Burschenschaftsbewegung im allgemeinen[229]).

---

[224]) Norddeutsches oder Germanisches Kartell der Burschenschaften. Gegründet 1858. Demselben gehörten an: Germania-Gießen, Teutonia-Freiburg, Germania-Jena, Rugia-Greifswald, Raczeks-Breslau, Brandenburgia-Berlin, Wartburg-Leipzig. (Satori-Neumann, Bruno Th., Die Berliner Burschenschaft Germania 1862—1912. Berlin 1912. 44 f.)

[225]) Bubenruthia-Erlangen, Arminia-Bonn. Auch die Schwarzburgbundverbindung Uttenruthia und der Wingolf vertreten das Keuschheitsprinzip.

[226]) So weist 1903 der Anonymus Ernst Amicus noch immer auf den Unterschied hin, der sich in dem bekannten „intra muros" und dem weit schärferen „intra et extra muros" bemerkbar mache, auf Grund dessen er die Burschenschaften in Temperenzler und Abstinenzler einteilt. (Ernst Amicus, Die sittlichen Gefahren der Universitätsstadt für den Akademischen Bürger. Erlangen 1903. 24.)

[227]) Vgl. Schüller, Otto, Studentenehen. In: Kultur und Kirche. V. 1911. 117.

[228]) Wohl führte dieser Ernst manchmal zu komischen Übertreibungen. So erzählt Kombst (Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1848. 42) im Anschluß an seinen Bericht über eine Opposition innerhalb der Jenaischen Burschenschaft gegen die im Jahre 1827 in ihr geltenden Keuschheitsvorschriften folgendes: „In Erlangen ging die Ängstlichkeit, sich geschlechtlich äußerlich keusch zu erhalten, ins Lächerliche. Bei den Vereinen war es zur Sprache gekommen, alles Schäkern mit Mädchen in den Wirtshäusern zu untersagen, und um dieses so viel als möglich zu erschweren, war es sogar im Werk gewesen, vorzuschreiben, daß die Studenten in Zukunft das Geld für empfangene Speisen und Getränke nicht mehr in die Hand geben, sondern es bloß zur Annahme auf einen Tisch legen sollten."

[229]) Marcuse, Max, Das Liebesleben des deutschen Studenten. In: Sexual-Probleme. V. 1908. 697 u. 698.

Und nun zum Sexualleben des „modernen" Studenten. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich, daß, wie Fuchs von der Menschheit im allgemeinen sagt, die Unsittlichkeit gegen früher im Wesen nicht anders und an positivem Umfang nicht geringer geworden ist, und weiter: wenn das „Laster" auch nicht zugenommen hat, daß es zum mindesten sich noch der gleichen Beliebtheit erfreut wie ehedem. Und dennoch wage ich zu behaupten, daß die öffentliche und private Sittlichkeit der heutigen Studenten eine ungleich höhere und freiere ist, als zu allen früheren Zeiten. Ein Blick in die Zeitschriften der heutigen Studentenschaft zeigt uns, daß sie gewillt ist, „sich auf den Boden sittlicher Reinheit zu stellen und dem aus hygienischen, ethischen, religiösen oder nationalen Denken geborenen geschlechtlich-sittlichen Imperativ zu gehorchen: den an sich berechtigten Geschlechtstrieb zwar nicht völlig zu unterdrücken oder zu töten, wohl aber durch die Vernunft zu zähmen und zu leiten".

Die Verhältnisse des deutschen Studenten haben sich in den letzten Jahrzehnten gründlich geändert. Viel ist allerdings, wie Gurlitt[230]) mit Recht betont, von der alten Poesie des — meist kleinstädtischen — Studentenlebens geschwunden, damit aber auch viel von dem alten gedankenlosen Schlendrian, dem fast jeder Student wie einem Naturgesetz verfiel. Und dennoch zeigt es sich, wie ich schon an einer früheren Stelle betonte, daß die Jetztzeit in der Vergangenheit wurzelt, und daß alle Dinge des Lebens im ewigen Rhythmus wiederkehren. Alle die Fragen, die sich um das Sexualleben des deutschen Studenten der vergangenen Jahrhunderte rankten, wie die Prostitution und die Geschlechtskrankheiten, das „Verhältnis" und die Studentenehe, sie treten uns auch im Leben des modernen Studenten entgegen, und wie ehedem, so läßt trotz allem auch jetzt das Verhältnis des Studenten zum weiblichen Geschlecht noch viel zu wünschen übrig.

Es läßt sich nicht leugnen, daß gerade in den letzten Jahrzehnten mit der Zunahme der Zahl der Großstädte, mit dem Aufblühen des Verkehrs, der Wohlhabenheit und des Luxus die Unsittlichkeit einerseits und die Geschlechtskrankheiten andererseits erheblich zugenommen haben. Auch die Studenten blieben naturgemäß davon nicht verschont. Professor Blaschko[231]) konnte in der über 600 Mitglieder umfassenden Studentenkrankenkasse der Berliner tierärztlichen und landwirtschaftlichen Hochschule konstatieren, daß die Erkrankungsziffer in den Jahren 1891 und 1892 sich daselbst auf 25% belief. Und das, obwohl bekanntlich die Studenten einen großen Teil des Jahres nicht in Berlin zubringen und sich außerdem ein erheblicher Bruchteil selbst zu kurieren versucht oder einen Verbindungsfreund, einen befreundeten Mediziner usw. zu konsultieren pflegt. Das beweist, daß in vier Studienjahren jeder Student mindestens einmal an einer Geschlechtskrankheit erkranken würde[232]).

[230]) Gurlitt, Ludwig, Der Student und sein Verhältnis zum Alkohol und zur Prostitution. In: Vom Studium und vom Studenten. Berlin 1910. 282 ff.

[231]) Blaschko, A., Hygiene der Prostitution und der venerischen Krankheiten. Jena 1900. 32.

[232]) Diese Statistik, so schrieb ich schon 1911, dürfte annähernd auch auf die Wiener Verhältnisse anwendbar sein. (Scheuer, Oskar, Studentenleben und Geschlechtskrankheiten. In: Deutsche Hochschule. I. 1910/11. 74 ff.)

Eine ähnliche Zusammenstellung machte Meirowsky[233]) über das Material der Studentenkrankenkasse der Breslauer Hautklinik. Dort lesen wir: „Von 127 Studenten, die den geschlechtlichen Verkehr ausübten, wurden 93 = 73 % infiziert. Unter den Infektionskrankheiten spielt die Gonorrhöe die größte Rolle. 94,6 % aller Infizierten hatten eine Gonorrhöe durchgemacht, 8,6 % entweder eine Lues allein oder eine mit Gonorrhöe komplizierte. 6 % hatten Ulcus molle mit oder ohne Gonorrhöe davongetragen."

Auch für Leipzig liegt eine Statistik von Sieblist[234]) vor. Sie erschien 1915 und umfaßt die Jahre 1901—1913. Aus ihr geht hervor, daß der Prozentsatz der geschlechtlichen Erkrankungen der Leipziger Studenten sich durchschnittlich im Jahre etwas günstiger stellt als in Berlin. Dies nahm Blaschko auch selbst an, da es sich dort um junge Leute handelt mit „durchschnittlich großen Wechseln". Und in den kleineren Universitätsstädten werden die Verhältnisse sicherlich noch bessere sein. Für Leipzig fand Sieblist eine jährliche Durchschnittszahl von 18 % geschlechtlicher Erkrankungen unter den Studenten. Mit anderen Worten besagt diese Zahl, daß in vier Jahren — so lange dauert mindestens im Durchschnitt das Studium — in Leipzig 72 % der Studenten geschlechtskrank geworden sind.

Betrachten wir nun die Ursachen der geschlechtlichen Erkrankungen. Amicus (44) sagt richtig: Sobald der Abiturient einer Mittelschule die Hochschule bezogen hat, hat er in vielen Fällen selbst die Auswahl zwischen Gut und Böse zu treffen. Daß sich das Gute in mancherlei Form dem trunkenen Blick dessen, der sich einer vollen Freiheit erfreut, mehr verbirgt als das Böse, das sich im gleißenden Gewande, in verführerischen, sinnenerregenden Plakaten dem Opfer nähert, ist erwiesen. So ist denn auch an d e n Stätten, die Kultur und Geistesleben eines Volkes widerspiegeln und vertreten, dafür gesorgt, daß bei dem Guten, das dort Tafel hält, das Böse sich zu Gaste lädt. Und so treten an den flügge gewordenen Jüngling die Gefahren der Prostitution und des Alkohols, die Gefahren der Verführung und Verlockung heran. Meirowsky hat diesbezüglich eine interessante Zusammenstellung gemacht. Zum ersten geschlechtlichen Verkehr spielten bei 129 Studenten in 38 Fällen = 29,4 % die Kameraden, auch die Dienstmädchen und andere Personen, in 23,6 % der Alkohol die Verführer. In 41 von 102 Fällen = 40,1 % wurde der erste Verkehr mit einer Vertreterin der öffentlichen Prostitution, in 55 Fällen = 53,9 % mit einer der heimlichen Prostitution vollzogen. Zur letzteren Klasse zählt Meirowsky Dienstmädchen, Kellnerinnen und Geschäftsmädchen.

So bilden denn der Alkohol und die Geschlechtskrankheiten, die Geschlechtskrankheiten und die Prostitution, die Prostitution und der Alkohol einen „Reigen", der für viele Studenten tragisch

[233]) M e i r o w s k y , E., Über das sexuelle Leben unserer höheren Schüler. In: Zeitschr. f. Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. XI. 1911. 41 ff.

[234]) S i e b l i s t , O t t o , Krankheitsverhältnisse in der allg. stud. Krankenkasse zu Leipzig. Inaug.-Diss. Leipzig 1915.

endet. Aber nicht die Betrunkenheit, sagt Hecht[235]), bildet das Stadium der größten Gefahr, sondern das Angeheitertsein, wie sich ihm bei einer Umfrage ergab. Und wir können ihm nur voll beistimmen; denn daß der Alkohol auf die Dauer unsere Unterhaltung herabdrückt, den Geist des Ernstes in unseren Gesprächen verscheucht, ist nicht bloß bekannt, sondern es ist gerade die meistens gewünschte, die am frohesten begrüßte Wirkung. Damit wird zugleich das Gefallen am Niedrigen erregt, die Zote geweckt. Dies umso sicherer, als der Alkohol im selben Maße die erotische Begierde unmittelbar reizt und ebenso prompt die hunderterlei Hemmungen aus dem Wege räumt, die sich ihr sonst entgegenstellen würden. Und nun die Konsequenzen! Sehr gut schildert sie uns Hayn[236]): Der Jüngling kommt vom Gelage im Kreise froher Zecher! Noch ist er frei von Schuld und Fehle; denn Scham und Scheu und Angst haben ihn bisher von jedem Geschlechtsverkehr ferngehalten; — da trifft er auf seinem Heimwege tief in der Nacht eine jener lockenden Sirenen, die von der Erfüllung ihres Berufes bereits zurückkehrt! Jetzt kann er ihren Lockungen nicht mehr widerstehen wie bisher, fort ist alle Scham und Scheu und Angst vor den Folgen, er ist auch nicht mehr wählerisch[237]); denn

„Mit seinem Trank im Leibe
sieht er Helenen bald in jedem Weibe",

bald sind sie einig und — bald ist auch sein erstes Opfer auf dem Altar der Venus vulgivaga gebracht. — Zu diesen Worten Hayns möchte ich noch die Statistik von Notthafft[238]) hinzufügen, der fand, daß unter 198 Studenteninfektionen (in München) 69 = 35 % sicher oder mit Wahrscheinlichkeit, und mit Hinzuziehung der Möglichkeit (!) 92 = 46.4 % in alkoholischem Zustande geschehen sind. Er vergleicht diese Zahlen mit denen anderer Stände und kommt zu dem traurigen Schlusse, daß die Prozentzahlen der studierenden Jugend erschreckend hoch sind: „Die alkoholischen Infektionen der Stu-

---

[235]) Hecht, Hugo, Student und Alkohol. Deutsche Hochschule. II. 1911/12. 125 ff. Hecht hatte Gelegenheit, bei vielen Studenten die Größe des Alkoholgenusses vor dem — gelegentlichen! — Geschlechtsverkehr zu erfahren, der eine Geschlechtskrankheit zur Folge hatte. Er bekam folgende Tabelle auf die Frage nach dem Tage der Infektion:

Sonn- und Feiertage	32,7 %
Montag	8,5 „
Dienstag	10,8 „
Mittwoch	8,5 „
Donnerstag	8,5 „
Freitag	11,2 „
Samstag	19,8 „

An Samstagen und an Sonn- und Feiertagen ist der Alkoholgenuß bei den Studenten am größten, daher der hohe Prozentsatz der geschlechtlichen Erkrankungen an diesen Tagen.

[236]) Hayn, Alkohol und Geschlechtsleben. In: Mitteilungen der Deutsch. Gesellsch. zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten. VI. 1908. 136.

[237]) Einige besonders krasse Beispiele von alkoholbedingter Gleichgültigkeit gegenüber Infektion und Mißgestalt der Partnerin berichtet v. Notthafft (Zeitschr. f. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. XII. 1912) und M. v. Gruber (Hygiene des Geschlechtslebens. Stuttgart 1909).

[238]) v. Notthafft, Alkohol und Geschlechtskrankheiten. In: Zeitschr. f. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. XII. 1911. 117 ff.

denten nehmen die weitaus höchste Stufe ein, mag man das Material so oder so sichten[239]). Dieses Verhältnis findet auch noch darin seinen Ausdruck, daß es gerade die studentische Vergangenheit der Gebildeten ist, welche ihre Gruppe so bedeutend über die der gewiß alkohollustigen Kaufleute erhebt. Bei oberflächlicher Betrachtung der Zahlen könnte man vielleicht meinen, die Studenten ständen zwar an der Spitze, aber der Unterschied von etwa 7 % gegenüber der nächst höheren Klasse sei nicht sehr bedeutend. Aber man bedenke, daß hier die Statistik bloß die vier bis fünf Universitätsjahre des Studenten umfaßt, also nur eine kurze Spanne Zeit für die Möglichkeit der Infektion angenommen wird, während bei den anderen Klassen sämtliche Lebensalter inbegriffen sind. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, sind die alkoholischen Infektionen der Studenten exorbitant hoch! Auch in München sehen wir die Studenten als bevorzugte Kunden der Prostitution. v. Notthafft fand, daß von 242 Studenten 101 = 41,3 % ihren ersten Geschlechtsverkehr mit Prostituierten ausführten. Als Gründe für diese bedenkliche Stellung der Studenten gibt er dieselben an, welche er für die hohen Infektionsziffern bei den Studierenden angeführt hat. „Sie würde", meint v. Notthafft, „noch ungünstiger sein, wenn nicht ein großer Teil der Studierenden bereits defloriert auf die Hochschule käme und wenn das aus moralischen Gründen so bedauerliche Verhältniswesen weniger in Mode wäre." Tatsache ist, daß in den meisten Fällen das Geschlechtsleben mit dem Eingehen eines festen Verhältnisses in etwas anständigere und geregeltere Bahnen gelenkt wird. Es hält, wie auch Spier[240]) betont, von der Frequentierung der gemeinsten Prostitution in den meisten Fällen ab, weil ja keine Notwendigkeit mehr dafür vorhanden ist. Damit fallen auch die vielen Schädigungen dieses Verkehrs mit dem Abschaum der Weiblichkeit weg, was nicht hoch genug bewertet werden kann. „Denn neben den Proletarierinnen", sagt Grotjahn[241]), „sehen wir heute in immer steigender Zahl Töchter aus bürgerlichen Familien als Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, Stenotypistinnen in freien Berufen tätig; und es kann nicht ausbleiben, daß die bei den Arbeitertöchtern herrschenden freieren Begriffe von geschlechtlicher Sittlichkeit sich allmählich auch der Bürgerstochter mitteilen. Sie sieht nicht ein, warum ihr verboten sein soll, was ihrer Kollegin und ihrem Bruder ohne irgendwelche moralische Einbuße gestattet ist." So breitet sich das freie Verhältnis[242]) immer höher in allen sozialen Schichten aus, und da hier die Gefahr der Infektion immer noch sehr günstig, d. h.

---

239) v. Notthafft betrachtet als Studenten nicht nur diejenigen, welche zur Zeit, als sie befragt wurden, studierten, sondern alle, welche einmal studiert haben, soweit eben die Infektion vor dem 26. Lebensjahre stattgefunden hatte.

240) Spier, Die Sexualnot unserer Zeit. München 1914. 166 f.

241) Grotjahn, Soziale Pathologie. 2. Aufl. Berlin 1915.

242) Ein getreues Bild des „Verhältnis"-Wesens der modernen Studenten gibt Otto Julius Bierbaum in seinen „Studentenbeichten". Von Romanen, die das Liebesleben des heutigen Studenten getreulich schildern, wären zu nennen: Walloth, „Dämon des Neides"; Conradi, „Phrasen"; Mora, „Überreif"; Bloem, „Der krasse Fuchs" und „Komödiantinnen"; Rosner, „Das Kind" und Westkirch, „Eine Studentenehe". (Westkirch behandelt darin allerdings nicht das Geschick eines Studenten, sondern eines ehemaligen Studenten.)

gering gestellt ist, hat das Verhältniswesen des Studenten warme Fürsprecher gefunden. So u. a. F. Siebert-München[243]), der in einem den deutschen Hochschülern und Hochschülerinnen gewidmeten Buche einen begeisterten Lobeshymnus auf das „Verhältnis“ des Studenten singt. In bestrickenden Farben schildert er dessen Vorzüge gegenüber der Prostitution. Er will mit der Empfehlung eines monogamen Verhältnisses, dem man unbedingt die Treue wahren müsse, den Besuch der Prostitution vereiteln. Das einzige Mittel gegen geschlechtliche Erkrankung biete eigentlich nur das Eingehen eines festen Verhältnisses mit einem gesunden Mädchen, vorausgesetzt, daß man ihm treu bleibe.

Einen Schritt weiter geht Wilker[244]). Er will diesem „Verhältnis“ eine gewisse Legalität sichern. Und zwar durch Eingehen einer formalen „freien“ Ehe. Das studentische „Verhältnis“ beruhe nicht bloß auf rein körperlicher Attraktion, es habe auch seelische Mitklänge. „Es liegt nicht nur der Wille zum bloß sinnlichen Genuß darin, schon etwas von der Sehnsucht nach dem ganzen Hauch des Weiblichen.“ Daher wenden auch manche Studenten recht beträchtliche Mittel auf, um die Mädchen einem höheren Bildungsniveau zuzuführen.

Etwas anderes sei es freilich, meint Wilker, ob es ethisch zu rechtfertigen sei, daß der Student „sein Mädel“ in dessen schönsten Jahren genießt, um es dann früher oder später im Verblühen dem zu überlassen, der es sein Weib nennen will. Denn richtig geheiratet werde das Mädchen nur in den allerseltensten Fällen. Über alle diese Bedenken helfe einstweilen immer noch jugendliche Sorglosigkeit hinweg. Man mache sich darüber keine Gedanken, wenn man wohl auch allenthalben beginne, diese Frage zu diskutieren.

Dies ist alles recht schön und gut! Doch was geschieht mit dem „verlassenen“ Mädchen, wenn es ihm nicht gelingt, von irgend jemand geheiratet zu werden? „Oft genug“, sagt Temming[245]) mit Recht, „wird ein junges Mädchen durch ein solches Verhältnis in seinem Charakter verdorben. Aus einer gehorsamen Tochter wird es ein widerspenstiges, eigensinniges Kind, bisher die Freude der Eltern, nun ihr Kummer, ihre Sorge, ihre Schande. Zur Eitelkeit und Putzsucht und Genußsucht und im Zusammenhang damit so leicht zur Untreue in ihrer Stellung verleitet. So manches Mädchen ist dadurch um seine Stellung und um seinen ehrlichen Namen gekommen. Schließlich gewöhnt es sich an ein träges Leben, flieht die Arbeit, und damit ist der erste Schritt zur Prostitution geschehen.“ Ein Schicksal, das auch Wilker solchen Mädchen verheißt. Da wäre es nun — meint er — im Interesse des weiblichen Geschlechtes gelegen, dafür zu sorgen, daß die Aussichten solcher „Verhältnisse“ etwas bessere würden. Hier abzuhelfen wurde unter anderem auch der Vorschlag gemacht, der Student solle sich frühzeitig verloben.

---

[243]) Siebert, F., Sexuelle Moral und sexuelle Hygiene. Ein Wegweiser. Deutschen Hochschülern und Hochschülerinnen gewidmet. Frankfurt a. M. 1901.

[244]) Wilker, Karl, Studentenschaft und sexuelle Frage. In: Die neue Generation. V. 1909. 511 ff.

[245]) Temming, Theodor, Sturmfreie Buden. Essen [1913] 39.

Doch scheitert dieser Plan meist an dem Widerstande der Eltern des Studenten. Groß ist die Zahl der Väter und Mütter, so schreibt Marcuse [246]), die den geschlechtlichen Umgang ihres Sohnes am liebsten dauernd in der Gosse sehen, damit er sich nicht etwa an eine „verplempere“. Nur nie öfter als ein- oder zweimal mit derselben — und niemals mit Liebe! Dann ist es ihnen schon ganz recht — im geheimen! Gesprochen dürfte darüber nicht werden! — Marcuse ist die Mahnung eines Vaters bekannt, der — ein Arzt!! — selbst einst das akademische Bürgerrecht genossen und jetzt eine bevorzugte Stellung im gesellschaftlichen Leben bekleidet, die er seinem Sohne auf den Weg in die Universitätsstadt als Geleit mitgab: „Zehnmal besser eine Syphilis als ein Verhältnis.“ Jedoch nicht nur die Furcht vor dem „Heiratenmüssen“ spielt hierbei eine Rolle, sondern auch die vor etwa zu bezahlenden „Alimenten“. Gibt es ja — sowohl in großen als auch in kleinen Universitätsstädten — unendlich viele Mädchen, wie Dienstmädchen, Köchinnen und andere weibliche Bedienstete, die vor allem als Hausangestellte, trotzdem sie sich über die Folgen zumeist ganz klar sind, einer einmaligen oder auch wiederholten Hingabe für Geld und gute Worte durchaus nicht abgeneigt sind [247]). Dementsprechend haben auch die Universitätsstädte den größten Prozentsatz an unehelichen Geburten in Deutschland. Es wurden 1906 geboren [248]) in: Berlin 17,3 %, Bonn 21,7 %, Breslau 18,1 %, Erlangen 16,1 %, Gießen 32,7 %, Göttingen 23,7 %, Greifswald 31,1 %, Halle 15,1 %, Heidelberg 25,4 %, Jena 24,4 %, Kiel 15,1 %, Königsberg 16,4 %, Leipzig 18,8 %, Marburg 37,7 %, München 26,7 %, Rostock 17,4 %, Tübingen 32,2 %, Würzburg 20,4 %.

Wilker will nun den Studenten verheiratet sehen. Dann werde er auf Alkohol und Prostitution verzichten. Allerdings verheiratet nur insoweit, daß der Student ein standesgemäßes Verhältnis mit einer passenden Dame eingeht und willens ist, bei gegenseitiger Übereinstimmung das Zusammenleben zur Dauerehe umzugestalten [249]). Bis dorthin mögen die Kosten für jeden Beteiligten von den Eltern getragen werden.

Über das Problem der Studentenehen kann man, wie Schüler (a. a. O. S. 121) mit Recht betont, verschiedener Meinung sein. Er warnt vor diesem gefährlichen Experiment ganz entschieden. Es sei ein Unterschied, ob ein Verheirateter studiert oder ob ein Student heiratet. Der Verheiratete studiert, das Studium ist ihm die Hauptsache, und der Student, der heiratet, dem ist eben dann seine junge Ehe die Hauptsache. Man mache, ruft er aus, nur einmal die Probe aufs Exempel und gebe einem zwanzigjährigen Musensohne ein achtzehnjähriges Weibchen zur Frau. Ob der wohl jemals sein Examen bestünde? Das hieße wahrhaftig den Teufel durch den

[246]) Marcuse, Max, Die sexuelle Aufklärung der Jugend. Leipzig 1905.

[247]) Wilker, a. a. O. 514. Wilker identifiziert diesen Verkehr mit Nichtprostituierten nicht mit dem eigentlichen studentischen „Verhältnis“, faßt ihn auch nicht unter den Begriff Prostitution, sondern hält ihn für eine Übergangsform.

[248]) Zeitschr. f. Bekämpfung d. Geschlechtskrankheiten. VIII. 1908. 191.

[249]) Für den Erfolg seiner Methode beruft sich Wilker auf das Beispiel russischer Studenten, die oft an deutschen Universitäten in glücklichstem Einvernehmen als Mann und Frau ihren Studien obliegen.

Beelzebub austreiben. Auch Marcuse[250]) hält die Studentenehen nicht für etwas Erfreuliches. Er betrachtet die Heirat in einem Alter, in dem ein Mensch sich noch mitten in der Entwicklung seiner Persönlichkeit befindet, als einen tragischen Mißgriff, zum Unterschied von Gurlitt[251]), der da meint, je später die Ehen geschlossen werden, umso bedrohter ist die Moral und die Gesundheit der Jugend. „Glaubt man im Ernste," so argumentiert er, „daß sich in Zukunft die deutsche Jugend vom 20.—30.—35. Lebensjahre des Geschlechtsverkehres enthalten werde? In den Großstädten treiben ganze Regimenter von Prostituierten ihr Wesen: das große Armeekorps der deutschen Dirnen zählt nach Hunderttausenden. Alle leben von der Unzucht. Nun berechne man sich einmal daraus, wie stark das außereheliche Leben zur Zeit ist und frage sich ernstlich, ob sittlicher Zuspruch an dieser Tatsache Wesentliches ändern kann. Gegen den stärksten Trieb richten Worte wenig aus. Wer helfen will, muß die Lebensformen ändern. Nur ein naturgemäßes, gesundheitförderndes Leben in der Jugend und die Möglichkeit früher Eheschließung kann durchschlagenden Nutzen bringen. Wer die Möglichkeit vor Augen sieht, mit etwa 23—24 Jahren das Weib seiner Wahl heimzuführen, der wird den Predigern der Abstinenz williger Gehör schenken. Auch ist eine geliebte Braut für die männliche Jugend der beste Schutzengel, ihre Reinheit und Eifersucht die strengste Kontrolle der Lebensführung, der Ausblick auf das nahe Glück der Ehe die wirksamste Stütze des männlichen Willens[252])."

Wie jede menschliche Einrichtung hat auch die Frühehe ihre Schattenseiten, und auch ich betrachte sie nicht als Bürgschaft für eine Gesundung der sexuellen Verhältnisse der Studenten. Gangbarer erscheint mir der Weg zur Besserung der kritischen Frage, den die Behörden eingeschlagen haben, indem sie durch aufklärende Vorträge die Studenten vor den Gefahren der venerischen Infektion warnen, ihnen den Wert der persönlichen Prophylaxe klarzumachen suchen und sie durch diese sich immer wiederholenden eindringlichen Belehrungen zu einer gewissen Hygiene im Sexualleben erziehen wollen. Am 17. Juli 1903 veröffentlichte der preußische Kultusminister nachstehenden Erlaß betreffend Warnung der Studierenden vor den Gefahren der Geschlechtskrankheiten: „Die Gefahren der Geschlechtskrankheiten für die Gesundheit und die Verbreitung, welche die Erkrankungen glaubwürdigen Nachrichten zufolge unter der studierenden Jugend erlangt haben, lassen es in hohem Grade erwünscht erscheinen, daß die Studierenden in größerer Ausdehnung als bisher vor diesen Gefahren gewarnt und mit den Maßregeln zu ihrer Bekämpfung in eindringlicher, gemeinverständlicher Weise bekannt gemacht, wie auch auf die ethische Seite der Frage ausdrücklich hingewiesen werden. Dies hätte am zweckmäßigsten in kurzen öffentlichen Vorlesungen für Studierende aller Fakultäten

[250]) a. a. O. 689.

[251]) Gurlitt, Ludwig, Erziehungsreform zur Erziehung besserer Ehemöglichkeiten. In: Sexualprobleme 1909. 5. Heft.

[252]) Vgl. hierzu: Sigm. v. Kapff, Die Frühehe, ihre Voraussetzungen und Folgen. Berlin 1916. Kapff befürwortet die Frühehe.

zu geschehen, wobei neben den Dozenten der medizinischen Fakultät auch geeignete Vertreter der Philosophie und Theologie beteiligt werden könnten." Seither sind an Deutschlands Hochschulen derlei Vorlesungen eingeführt. Daneben sahen sich aber auch Ärzte und Hygieniker, Moralschriftsteller und Pädagogen veranlaßt, die Bändigung des Geschlechtstriebes zum Gegenstand literarischer Erörterungen zu machen und die Jugend zur Enthaltsamkeit und Selbstbeherrschung zu ermahnen.

Doch auch die Studenten selbst, die Verbindungen und ihre Alten Herren traten auf den Plan, um an der Beseitigung eines Übels, das am Marke unseres Volkes zehrt, tatkräftig mitzuarbeiten. Da sei vor allem des akademischen Bundes „Ethos" gedacht, der von Zürich ausging und seit 1904 auch im Deutschen Reiche Fuß gefaßt hat. Sein Ziel: „Förderung einer vertieften und veredelten Auffassung des Geschlechtslebens, die Läuterung der sittlichen Ehrbegriffe und der Kampf gegen die geschlechtliche Ausschweifung." Er vertrat neben dem Wingolf und Schwarzburgbund das Keuschheitsprinzip. In Berlin, Charlottenburg, Stuttgart und Dresden entstanden Ortsgruppen und 1905 konnte der Bund über 100 Anhänger zählen, eine Zahl, die im Vergleich zur Gesamtzahl der Studierenden eine verschwindende genannt werden muß. Die Mehrzahl der deutschen Studenten läßt sich eben nicht zu einer prinzipiellen Keuschheit veranlassen. — Einen ähnlichen Zweck verfolgt der im Jahre 1914 gegründete Medizinerbund für Sexualethik in Leipzig, der sich einstweilen nur an medizinische Kreise wendet. Er ist „ein interkorporativer Zusammenschluß von immatrikulierten Studierenden der Medizin an der Universität Leipzig zwecks Stellungnahme zur körperlichen und geistigen Sexualhygiene und zwecks Studiums sexualwissenschaftlicher Probleme". Der Bund bekämpft den außerehelichen Geschlechtsverkehr in jeder Form. Die Mitglieder sind, wie es in den „Richtlinien" des Bundes heißt, nicht nur durch die Erkenntnisse, die ihre Wissenschaft ihnen bietet, zu dieser Forderung gekommen, sondern sie betonen, daß es einer ethischen Grundlage bedarf, um diese Stellung zu behaupten. Sein Ziel sucht der Bund zu erreichen durch Vorträge mit Werbecharakter vor den Studierenden der Medizin [253]). Ob sich der Bund an anderen Universitäten wird durchsetzen können, wird die Zeit lehren.

In Anbetracht der großen Gefahren, welche den Studenten durch die Geschlechtskrankheiten erwachsen, schien es angezeigt, einen anderen Weg zur Besserung der Sexualverhältnisse einzuschlagen, ohne eine große Anzahl der Studierenden durch die erwähnten Abstinenzforderungen von der Mitarbeit abzuhalten. Zu diesem Zwecke wurden in Wien und Prag „Akademische Vereine für Sexualhygiene" [254]) gegründet, welche die Aufgabe auf sich genommen haben, durch Aufklärung und Warnung der Studentenschaft die Gefahren der Geschlechtskrankheiten vor Augen zu führen, durch stete Beto-

[253]) Vgl. hierzu: Riecke, Erhard, Der Mediziner und die sexuelle Frage. In: Zeitschr. f. Sexualwissenschaft. I. 1914. 3. Heft (S. A.).

[254]) Klausner, E., Sexualhygienische Bestrebungen der Studentenschaft. In: Deutsche Hochschule. 1911/12. 100 ff.

nung der persönlichen Prophylaxe die Zunahme der venerischen Erkrankungen unter der Studentenschaft wirksam zu bekämpfen. Die Aussichten dieser Vereine auf eine ersprießliche Tätigkit sind sicherlich große, wenn man bedenkt, daß es außer der Unwissenheit und dem Alkoholmißbrauch gerade beim Studenten ein gewisses Trägheitsmoment ist, das bisher den Mangel der so wichtigen persönlichen Prophylaxe verschuldet hat. Und durch Behebung dieses leichtsinnigen Handelns kann erzieherisch viel geleistet werden. Doch ist mit diesem Programm die Aufgabe dieser Vereine noch keineswegs erschöpft. Sie sehen ihren vornehmsten Zweck vorläufig darin, dem erkrankten Kommilitonen schnelle, fachmännische und kostenlose Behandlung zu gewähren[255]).

Hier anschließend sei auch erwähnt, daß der Arnstädter Verband der mathematischen und naturwissenschaftlichen Vereine an deutschen Hochschulen 1912 das Werkchen von Schauenburg über das Wesen der Geschlechtskrankheiten als kostenlose Beilage seiner Zeitschrift, der „Mathematisch-naturwissenschaftlichen Blätter“ an seine Mitglieder verteilen ließ.

Vier Fünftel der Gedanken eines Studenten, so heißt es in einem Büchlein von der „Studentenherrlichkeit“, beschäftigen sich mit Liebe — und das ist so natürlich bei seiner noch gebundenen oder doch jungen Liebeskraft; vier Fünftel der Studenten hat irgend einmal mit Geschlechtskrankheiten zu tun gehabt — und hier tritt die Notwendigkeit einer sittlichen Bewertung ein. Man hat den Vermächtnissen der Liebesturniere das Odium der Schmach genommen, und das muß richtig genannt werden. weil dadurch so mancher geschlechtskranke Student sein Leiden nicht zu verheimlichen sucht und so in sachgemäßer Behandlung wieder seine volle Gesundheit zurückgewinnen kann. Doch muß sich die menschliche Gesellschaft, die an der Gesundheit ihrer Mitglieder interessiert ist, irgendwie schützen. Eine Panazee für diesen Mißstand angeben zu wollen, wäre natürlich vergebens; auch sind die Zeiten vorbei, in denen man derartige gefährliche Kranke einfach absonderte. Der Student jedoch ist sich der Konsequenzen seiner Liebesabenteuer wohl bewußt, doch hat sich bei ihm ein gewisser „Geschlechtskrankheitenstolz“ herausgebildet, der ihn die einzelnen Erkrankungen so aufzählen läßt — wie seine Mensuren. Und dieses betonte Heldentum ist zynisch, verächtlich und erbärmlich durch seinen Ursprung und seine Wirkungen, die mit der „honorigen“ Gesinnung des deutschen Studenten in ernstem Widerspruch stehen. Mit Fug und Recht weist der bekannte alte Korpsstudent Walter Bloem[256]) auf diesen Übelstand hin: „... Um so dringlicher aber erscheint mir die Forderung, daß die Korps die Erziehungspflicht, die sie den jungen Füchsen gegenüber übernehmen, etwas ernster und moderner auffassen im Punkte der Würdigung der fürchterlichen Gefahr, welche die Geschlechtskrankheiten für die Gesundheit des Volkes und des Individuums

[255]) In den anderen Hochschulstädten sind die venerisch erkrankten Studenten auf die bestehenden Krankenkassen angewiesen.

[256]) Zukunftsaufgaben der Corps. In: Akad. Monatshefte. XXII. 1906. 378 ff.

bedeuten. In dieser Hinsicht herrschte zur Zeit meiner Aktivität, in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre, eine Ahnungslosigkeit und kindliche Unbefangenheit, welche, wenn mich meine Beobachtungen nicht völlig trügen, leider auch heute noch nicht geschwunden ist, während die ärztliche Wissenschaft und Praxis wie die öffentliche Meinung unseres Volkes inzwischen zu einer weit ernsteren Beurteilung dieser Frage gelangt sind." . . . „Wenn ich mich nur erinnere, mit welcher naiven Frivolität — ich finde beim besten Willen keinen milderen Ausdruck — wir als Aktive und das Korps als Institution dieser furchtbar ernsten Angelegenheit gegenüberstanden, dann muß ich auch sagen: hier muß Wandel geschaffen werden, hier bedarf das korpsstudentische Erziehungsideal ganz dringend einer Vertiefung." Bloem verlangt unbedingt, daß das Korps als Institution und durch positive Einrichtungen und satzungsmäßige Bestimmungen die Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten unter seinen Angehörigen systematisch in die Hand nehme, eine Forderung, die wir auch in allen übrigen studentischen Verbindungen zur Geltung bringen möchten.

Damit ist nichts Unbilliges verlangt. Es soll damit nicht gefordert werden, daß eine Verbindung die Moral in einzelnen Satzungen formuliert, deren Übertretung sie mit polizeilichem Spürauge überwachen müßte. Sie soll die selbsttätige Überzeugung walten lassen und soll daher auch den Begriff der Sittlichkeit nicht einseitig mit dem engherzigen Wort „Keuschheit" abschließen, sondern denselben als die Harmonie des Wollens und Handelns mit vernünftigen Grundsätzen fassen, ihn in der Konformität des Tuns mit dem Denken finden. Sie soll deshalb auch kein „Keuschheitsgelübde" einführen, das, einmal vielleicht in einer Stunde der Exaltation und Verführung übertreten, den sonst braven Burschen, der dies nachher wohl selbst schmerzlich bereut, für immer als ehrlos brandmarken würde. Die Verbindung soll die Aufrechterhaltung eines solchen Gesetzes nicht als Bedingung eines wahrhaft studentischen Lebens hinstellen, sondern jedem einzelnen Mitgliede in diesem Punkte Gedankenfreiheit geben. Sie kann dann aber die Sitte in bezug auf die Sittlichkeit ruhig und sicher aus der tüchtigen Gesinnung der Mitglieder hervorgehen lassen [257]). Wenn aber die Verbindung die Beurteilung dieses Punktes vor das verantwortliche Forum des Einzelnen weist, so muß sie doch in jedem Falle eine kompromittierende Schändung ihrer Farben, die bei etwaigem Mißbrauch derselben daraus entspringen könnte, durch strenge Ahndung um so eifriger zu verhüten suchen. Da darf es

[257]) Vgl. die fast einstimmige Annahme des Antrages Breslau auf dem A. T. B.-Tage des „Verbandes nichtfarbentragender akad. Turnvereine auf deutschen Hochschulen" im August 1897: Der A. T. B. „sieht davon ab, die Forderung eines keuschen Lebens ausdrücklich in seine Satzungen aufzunehmen, da das Bestreben, ein keusches Leben zu führen, von jedem Angehörigen des A. T. B. als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt wird. Außerdem aber ist der A. T. B. der Ansicht, daß kein Mensch, mag er noch so vollkommen sein, berechtigt ist, über geschlechtliche Verirrungen seiner Mitmenschen in dem Bewußtsein, daß er über solche Verirrungen erhaben ist, zu Gericht zu sitzen." (Akad. Turnbundsblätter. X. 1896/97. 364.)

dann auch nicht vorkommen, daß Verbindungsstudenten, worauf schon im Jahre 1869 eine akademische „Zeitstudie“[258]) hinwies, — was aber leider auch heute noch gang und gäbe ist —, die sich auf das Sittlichkeitsprinzip bei minniglichen Frauen etwas zugute tun, zur Faschingszeit die Mütze mit einem Filzhut vertauschen, „um die Farbe nicht zu besudeln“. Ist denn, so heißt es in jener Zeitstudie mit Recht, die Farbe mehr wie der Mann? Darf dieser tun, was er will, wenn er's nur ohne die bunte Mütze tut, da diese ja hiedurch mit entehrt würde? Warum zur Zeit des Karnevals statt der Mütze ein obskurantenhafter Hut? Etwa, weil dann gewöhnliche Leute bunte Mützen aufsetzen? Und stellt sich die Jugend, sei sie nun geschminkt oder ungeschminkt, nicht gleich bloß, wenn sie zu bestimmten Zeiten auf dem Cithaeron spazieren geht?

Um noch einige Unzukömmlichkeiten anzuführen: Viele studentische Korporationen haben sog. „couleurfreie“ Abende, besser gesagt: „Geschlechtsabende“ eingeführt, ein allerdings nicht ausschließlich studentischer Brauch, — besteht er doch auch in Offizierskreisen —, aber immerhin eine Institution, die nicht selten von einer größeren Anzahl Verbindungsmitgliedern in corpore geübt wird. So war, nach einem Berichte Wilkers (a. a. O. S. 512) in Jena der Donnerstag deutlich als Geschlechtstag der und der Burschenschaft bekannt. „Da müssen eben 60 Köchinnen dran glauben“, war die Antwort auf Wilkers Einwand, daß ja gar nicht so viel Prostituierte, als für die etwa 60 Aktiven nötig wären, zu beschaffen seien. Dieses Tun und Treiben an den Geschlechtstagen und Tanzvergnügungsabenden habe in Jena eine so erschreckende Zunahme der venerischen Infektionen zur Folge gehabt, namentlich durch die an solchen Abenden gastierenden auswärtigen „Schönheiten“, daß zu Beginn des S.-S. 1908 an alle studentischen Korporationen außergewöhnliche Warnungen und Aufklärungen ergehen mußten. Dennoch und trotz all dieser Mängel des Korporationslebens der deutschen Studenten konnte Prof. v. Notthaft[259]) in seinem Kolleg erklären, daß gerade die Angehörigen der studentischen Verbindungen, darunter wieder die der konfessionellen Verbindungen an erster Stelle, den günstigsten Prozentsatz in bezug auf die Geschlechtskrankheiten unter den Studierenden aufweisen. Die nächste Klasse bilden die sportlichen Vereinigungen, die ihren Mitgliedern den Genuß der Natur als Ablenkungsmittel bieten. Die dritte Klasse bilden diejenigen, welche wissenschaftlichen oder künstlerischen Bestrebungen huldigen, die vierte Klasse ist die der Obskuranten. In der letzten Klasse, die also die meisten Erkrankungen liefert, sind jene vereinigt, welche künstlerische Probleme in moderner Auffassung verwirklichen zu müssen glauben, sowohl durch Aufführung von lasziven Theaterstücken, als durch dergleichen Extravaganzen mehr. Mag diese Statistik, wie Schüler meint, nicht ganz richtig sein, weil sie nicht auf Grund einer allgemeinen Untersuchung der gesamten Studentenschaft aufgebaut wurde, meine diesbezüglichen Erfahrungen decken sich mit jenen

[258]) Die deutsche Studentenschaft. Eine akad. Zeitstudie. Würzburg 1869. 17.
[259]) Zit. nach Schüler, a. a. O. 117.

v. Notthaffts. Es ist dies für die Korporationsstudenten um so anerkennenswerter, als die Verlockungen für sie im Vergleiche zu den Finken ungleich größer sind. Ist ja doch beim weiblichen Geschlechte seit jeher eine gewisse Vorliebe für studierende Jünglinge vorhanden, um wieviel mehr, wenn sie „Mütze und Band“ tragen und vielleicht noch gar Schmisse im Gesicht haben. Es sind das, wie Spiel (a. a. O. S. 166) richtig sagt, etwas verwickelte Fragen der tertiären und noch weiter liegenden Geschlechtseigentümlichkeiten, welche hier hineinspielen, jedoch an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden sollen. Auf demselben Effekt beruht ja auch der Erfolg des Soldaten, besonders des Offiziers, im Geschlechtsleben.

Doch außer der Bevorzugung des Farbenstudenten vor dem Finken spielen auch soziale Unterschiede in dem Liebesleben des Studenten eine große Rolle. So heißt es in dem großen Werke: „Krankheit und soziale Lage“ [260]) in dem Abschnitt von Blaschko und Fischer über den „Einfluß der sozialen Lage auf die Geschlechtskrankheiten“: „Theologen und Philologen mit geringen pekuniären Mitteln, denen überdies das ganze Studium von vornherein eine ernstere sittlichere Lebensauffassung einimpft, werden bedeutend günstiger gestellt sein wie z. B. die Mediziner und Juristen.“ Sieblist (a. a. O. S. 44) konnte diese Annahme durch Sichtung der Zuweisungsscheine der Leipziger Studentenkrankenkasse bestätigen. Er fand: Theologen 103, Juristen 932, Philosophen 1449 und Mediziner 605.

Am weitaus günstigsten sind die Zahlen für die Theologen, ihnen folgen gewiß die Philologen. Doch rangieren diese unter die philosophische Fakultät, die ja zahlreiche Wissenszweige umfaßt. Ihr gehören außer Philologie noch an: Chemie, Naturwissenschaften, Zahnheilkunde, Landwirtschaft und Pharmazie. In der Mitte stehen die Mediziner, die man eigentlich in Anbetracht ihres Studiums, ihrer Kenntnis der Krankheiten und deren Folgen usw. nur mit starkem Befremden und großem Bedauern mit solch hoher Ziffer vertreten sieht. Noch ungünstiger sind die Zahlen für die Juristen. Doch ist bei der für die Theologiestudierenden gewonnenen Zahl noch zu berücksichtigen, daß ihre Gesamtzahl relativ sehr viel kleiner ist, als die der Mitglieder der anderen Fakultäten.

Das Verhältnis der Anzahl der Studierenden fand Sieblist ungefähr: Theologen (wenn man die Theologie als Einheit ansieht): 1; Philologen: 4; Mediziner: 2; Juristen: 2.

Danach sollten sich bei gleicher Verteilung folgende Zahlen ergeben:

für die Theologen: 103 Fälle;
für die Philosophen: 412 Fälle, es sind aber 840 = 4,5 mal zuviel;
für die Mediziner: 206 Fälle, es sind aber 605 = 3 mal zuviel;
für die Juristen: 302 Fälle, es sind aber 932 = 4,5 mal zuviel.

Nach alledem kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die akademischen Kreise eine durch die Geschlechtskrankheiten ungemein gefährdete Bevölkerungsklasse darstellen.

---

[260]) Mosse und Tugendreich, Krankheit und soziale Lage.

Die Jugend, die überschäumende Kraft des zum Mann heranwachsenden und reifenden Studenten, die Ungebundenheit und Freiheit auch des heutigen Studentenlebens geben entschuldigenden Anlaß für mancherlei Verfehlungen auch im jetzigen Zeitraume. Dennoch, so düster auch die Farben des Gemäldes sind, das sich bei rückhaltloser Schilderung des Sexuallebens des deutschen Studenten vor unseren Augen aufrollt, sind wir voll Zuversicht, voll Vertrauen auf den unserer deutschen Jugend innewohnenden gesunden Kern, und sehen mit hellem Blicke in eine Zukunft, in der der junge Student. geläutert durch die schwarze Zeit des Krieges, voll Tatkraft und Lebensmut echte Sinnenlust auf moralisch-ethischer Grundlage aufbauen und so ein neues, gesundes und freies Geschlecht sich heranbilden wird.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Einzelpreis M. 4.— Vorzugspreis M. 3.—

ABHANDLUNGEN AUS DEM GEBIETE DER SEXUALFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrage der

Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung von

Redigiert von Dr. MAX MARCUSE, Berlin

Band III Jahrgang 1920/21 Heft 2

Das Selbstbestimmungsrecht in Ehe und Liebe

Zur Reform der Ehescheidung

von

Dr. jur. et rer. pol. Otto Marx, Rechtsanwalt in Heidelberg



A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG, BONN

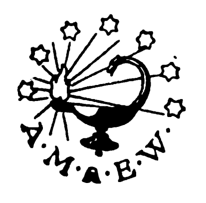
Das Selbstbestimmungsrecht in Ehe und Liebe

Zur Reform der Ehescheidung

Von

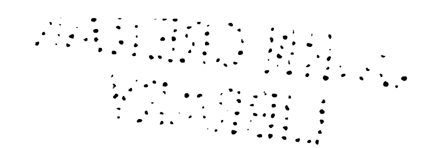
Dr. jur. et rer. pol. **Otto Marx**

Rechtsanwalt in Heidelberg



BONN 1920

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn)



Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

I.

Die Ehe verpflichtet zwei Menschen verschiedenen Geschlechtes zu gegenseitiger dauernder Lebensgemeinschaft. Sie ist ein Vertrag, durch den in einem gewissen Zeitpunkte zwei Wesen vornehmlich geloben, von Stund an und in alle Zukunft die Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse ausschließlich beim Vertragsgegner zu suchen (Monopol) und ihm in deren Befriedigung selbst nach Möglichkeit beizustehen, schließt aber weitergehend eine sehr weitgehende Gemeinschaft in wirtschaftlicher, gesellschaftlicher und geistiger Beziehung in sich.

Durch die Eheschließung verspricht der Heiratende seinem Vertragsgegner in geschlechtlicher Hinsicht ein Tun und ein Unterlassen, ihm Geschlechtsliebe zu erzeigen, als ein Tun, aber sonst keinem Wesen des anderen Geschlechtes, als ein Unterlassen. Jene bedeutet also unbedingte zeitlich und örtlich unbeschränkte Hingebung und Treue. Oder vielmehr deren Versprechen!

Ein Mensch verfügt somit in der Gegenwart über sich selbst für alle Zukunft. Er begibt sich in weitgehende, dauernde Abhängigkeit von einem anderen Menschen. Dieses Rechtsverhältnis ist grundsätzlich unauflöslich. Es kommt hierbei weder in Betracht, daß der zu allem entschlossene Ehegatte, wenn er den Schimpf der Nebenmenschen nicht scheut, sich seiner Pflicht tatsächlich entziehen, wie auch, daß er unter Umständen sich scheiden lassen kann, sondern es ist hier vorzüglich die ungeheure und ungeheuerliche Tatsache ins Auge zu fassen, daß grundsätzlich ein Vertrag zulässig, ja vom Gesetze begünstigt (privilegiert) ist, durch den sich eine natürliche Person einer anderen auf Lebenszeit versklavt.

Wenn ich einen Vertrag abschließe, durch den ich mich verpflichte, meinem Nachbarn am 1. November dieses Jahres 100 Zentner Kartoffeln zu liefern, so ist dies eine Verpflichtung, bezüglich deren das Ermessen, ob ich die Verantwortung dafür übernehmen kann, füglich mir anheim gestellt sein darf. Wenn ich aber heute verspreche, daß ich in 20 Jahren eine bestimmte Frau noch lieben werde und keine sonst, so verspreche ich etwas, wofür ich nicht einstehen kann. Die Ethik gebietet indes, nur das zu versprechen, was man auch sicher halten kann. Wenn ich etwas als gewiß verspreche, was im Ungewissen steht, so muß mir dabei zum Bewußtsein kommen, daß ich möglicherweise lüge (dolus eventualis). Kein Gesetz dürfte aber ein unter Umständen lügenhaftes Versprechen ver-

langen, wenn zwei Menschen einander jetzt lieben und zusammen leben wollen.

Ich spreche von der gegenseitigen Zuneigung. Sie ist eine innere Empfindung, und man hat bisher noch nie gehört, daß Gesinnungen und Neigungen von Verträgen erfaßt werden können. Die jungen Leute, die einander gern haben, sind sich zwar ihrer gegenwärtigen Liebe gewiß; aber wie können sie versprechen, daß sie in der Zukunft noch Neigung für einander empfinden werden? Schwindet aber nach Verlauf von Jahren die Neigung zueinander, was soll dann geschehen? Denken wir an den Fall, daß beiderseitige Abneigung besteht. Die Gatten wollen sich trennen. Das Gesetz versagt ihnen die Scheidung. Warum?

Die „Motive“ zum Bürgerlichen Gesetzbuche sagen:

„Der christlichen Gesamtanschauung des deutschen Volkes entsprechend geht der Entwurf (das heißt: der „Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich“, die Grundlage des Bürgerlichen Gesetzbuches) davon aus, daß im Eherechte, auch soviel die Auflösung der Ehe vor dem Tode eines der Ehegatten betrifft, nicht das Prinzip der individuellen Freiheit herrschen darf, sondern die Ehe als eine von dem Willen der Ehegatten unabhängige sittliche und rechtliche Ordnung anzusehen ist.“

Ferner:

„Bei der Scheidung auf Grund gegenseitiger Einwilligung tritt die Willkür der Ehegatten als Grund der Scheidung hervor. Es liegt deshalb die Gefahr nahe, daß im Volke diese Willkür als der wahre Grund der Scheidung angesehen und dadurch das Ansehen und die Würde der Ehe, die Auffassung der letzteren als einer auch rechtlich über dem Willen der Ehegatten stehenden, höheren objektiven Zwecken dienenden Institution im Bewußtsein des Volkes gelockert wird.“

Wenig habe ich zu dieser altertümlichen Auffassung zu bemerken. Ich frage nur: Cui bono? und denk' an das Wort in Goethes „Braut von Korinth“: „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschenopfer unerhört.“

Übrigens welche Lächerlichkeit! Wenn sich zweie nicht mehr mögen und von Gesetzes wegen nicht geschieden werden können, werden sie so verständig sein, sich tatsächlich zu trennen, woran sie kein Mensch verhindern kann. Wird dann, wenn sie voneinander getrennt leben und jedes von ihnen Liebesverhältnisse anknüpft, wie sie ihm gerade in den Sinn kommen, „dem Ansehen und der Würde der Ehe“ mehr gedient als bei reinlicher Scheidung? Ich frage, ob durch Anblick zweier Ehebrecher die „sittliche Ordnung“ nicht mehr Schaden erleidet, als wenn man die vom gesunden Gefühle gebotene Scheidung ermöglichte. Vielleicht könnten dann die unglücklichen Ehegatten in einer neuen Ehe (wenn doch schon einmal geheiratet werden soll) glücklich werden.

Ja, die „sittliche Ordnung“ der Ehe! Wir haben in unserem Bürgerlichen Gesetzbuche unter anderem einen Paragraphen, der notwendigerweise Kopfschütteln erregt (man hat mir überhaupt gesagt, die Lektüre des Bürgerlichen Gesetzbuches sei das beste Mittel gegen einen steifen Hals). Es ist der berühmte § 1312, „der da“ lautet:

„Eine Ehe darf nicht geschlossen werden zwischen einem wegen Ehebruchs geschiedenen Ehegatten und demjenigen, mit welchem der geschiedene Ehegatte den Ehebruch

begangen hat, wenn dieser Ehebruch in dem Scheidungsurteil als Grund der Scheidung festgestellt ist.

Von dieser Vorschrift kann Befreiung bewilligt werden."

Wie begründeten nun die „Motive" zum Bürgerlichen Gesetzbuche die Aufnahme dieser Bestimmung?

„Wenngleich für die gänzliche Beseitigung des Eheverbotes wegen Ehebruches erhebliche Gründe angeführt werden können, so hat der Entwurf doch mit Rücksicht auf das bestehende Reichsrecht (§ 33 Nr. 5 des Reichsgesetzes vom 6. Februar 1875) Anstand genommen, das hier fragliche Eheverbot zu übergehen."

„Motive" heißt auf deutsch „Beweggründe". Der ganze dürftige Beweggrund also, der den Gesetzgeber dazu führte, den § 1312 in das Bürgerliche Gesetzbuch aufzunehmen, vielleicht besser gesagt hineinzuschmuggeln und nicht die Bestimmung auszumerzen, lag darin, daß eine Vorschrift gleichen Inhalts schon im bisherigen Reichsrecht enthalten war. Die dagegensprechenden „erheblichen Gründe" wurden übergangen. Statt diese Gründe zu würdigen, statt zu bedenken, daß das neuzuschaffende Gesetzeswerk dazu bestimmt sei, auf Jahrzehnte, vielleicht auf ein Jahrhundert hinaus die Schicksale von Millionen lebender Menschen richtunggebend zu beeinflussen, unter Umständen zu entscheiden, wird das „gute Alte" nach „konservativer" Manier unbesehen übernommen, und aus keinem Grund als dem, daß es einmal bisher so war. Als ob das Alte schon dadurch das Gute wäre! Es ist doch mit Gesetzen nicht wie mit Weinen! „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort. Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage."

Aber wo lag jemals die „Vernunft", wo je die „Wohltat" beim Verbote der Ehe unter Ehebrechern, „dessen Dummheit und Grausamkeit geradezu schaudererregend sind" (Max Nordau)..

Ich unterhielt mich einst als Rechtspraktikant (auf norddeutsch „Referendar") mit einem guten, alten Vormundschaftsrichter. Ich bekam gerad' ein Aktenstück in die Hand, in welchem die in einem Falle des § 1312 erbetene Befreiung vom Eheverbote verweigert worden war. Da sagt' ich zu dem Richter:

„Diese Bestimmung versteh' ich nicht. Warum sollen die einander nicht angehören dürfen, die sich zueinander hingezogen fühlen?"

„Es ist wegen des Ansehens der Ehe."

„Glauben Sie, Herr Oberamtsrichter, daß jetzt die beiden Leute, wenn sie sich nicht heiraten können, nicht doch zusammen verkehren? Vom Standpunkte der offiziellen Sittlichkeit aus, den doch auch das Gesetz grundsätzlich vertritt, schadet aber jeder außereheliche Geschlechtsverkehr dem Ansehen der Ehe. Gerade wenn die Ehebrecher jetzt einander heiraten wollen, erkennen sie die gesetzliche Ordnung, die sie vorher verletzt haben, an, ehren und heiligen sie!"

„Sie sollen aber von der Ehe ausgeschlossen sein, deren Einrichtung sie vorher gemeinsam beschimpft haben. Ihr Ehebruch soll nicht nachträglich vom Gesetze sanktioniert werden."

Wir zwei, der weißbärtige Oberamtsrichter und ich, wir waren dabei wohl so recht die Vertreter des Alten und des Neuen. Ich erhalte meine Auffassung aufrecht. Welchen vernünftigen und praktischen Sinn jene Bestimmung haben soll, will mir nicht einleuchten. Es ist eben noch kein frischer Windhauch in unsere Gerichtsstuben und gesetzgebenden Körper gekommen, da liegt noch zentimeterhoch der graue Staub einer vergangenen, unmenschlichen Zeit, welche heilig zu sprechen die Schleppträger des Mittelalters indes eifrig be-

III.

„Die Ehe ist das Grab der Liebe," sagt ein altes Wort. Es ist auf den unsinnigen Überschwang der Liebesleidenschaft zurückzuführen, daß sie sich selbst unbegrenzte Dauer und Haltbarkeit zuschreibt und sich in Schwüren für die Ewigkeit nicht genugtun kann.

„Dein ist mein Herz und soll es ewig bleiben." Dies „ewig" erweckt das Lächeln des nüchtern denkenden Menschen. Zunächst wird er durch dies Wörtlein wieder einmal an den sattsam bekannten allgemeinen Größenwahn der Tiergattung „homo sapiens" erinnert, welche sich selbst, und zwar vorwiegend in der Gestalt des werten eigenen Individui, als das letzte Ziel und der eigentliche Sinn dieses unendlichen und ewigen Weltalls erscheint und beispielsweise unsern winzigen und vergänglichen Planeten „Erde" mit „Welt", und das Ameisengewühl auf diesem Planeten mit „Weltgeschichte" anredet. Sodann bringt ihm jenes „ewig" so recht zum Bewußtsein, welchen optischen Täuschungen doch die Leidenschaften aussetzen, wie insbesondere die Liebe blind macht.

Es ist richtig: Ich brauche jeden Tag Brot, und folglich wäre es von mir so unvernünftig nicht, wenn ich mit einem Bäcker einen ständigen Vertrag auf Lieferung von Gebäck abschlösse. Dadurch könnte ich noch Nachlaß erhalten und würde gewiß infolge der ständigen Geschäftsverbindung besser bedient werden, als wenn ich oft den Bäcker wechselte. So ist es grundsätzlich auch klug, wenn sich Menschen, die einander gerne haben, zur dauernden Befriedigung des wiederkehrenden Geschlechtsbedürfnisses verbünden. Nur ist es a priori sehr seltsam, daß ihnen das Gesetz ein solches Bündnis nur unter der einen Bedingung gestattet, daß sie einander in der gedachten Beziehung nun auch ausschließlich und lebenslänglich angehören sollen.

Die gesetzliche Bekämpfung des Konkubinats entbehrt der rechtlichen Grundlage. Denn ebenso wie unsere Reichsverfassung ausspricht: „Reichsrecht bricht Landrecht", so besagt auch § 2 Absatz 1 des Einführungsgesetzes zum Strafgesetzbuche vom 31. Mai 1870 wörtlich:

> „Mit diesem Tage — (das ist dem in § 1 desselben Gesetzes bezeichneten 1. Januar 1872) — tritt das Reichs- und Landesstrafrecht, insoweit dasselbe Materien betrifft, welche Gegenstand des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich sind, außer Kraft."

Zu diesen Materien gehört die der Sittlichkeit, welche in dem 13. Abschnitte des zweiten Teiles des Reichsstrafgesetzbuches ihre Regelung fand. So sagt denn auch unser Strafrechtslehrer v. Liszt, daß die landesrechtlichen Strafdrohungen gegen das Konkubinat im Widerspruche mit dem Reichsrechte stehen, das heißt: widerrechtlich sind, und zwar auch dann, wenn sie diese Handlungen unter Polizeistrafe stellen. Trotzdem wird das Konkubinat in einigen Bundesstaaten, nämlich Bayern, Württemberg, Baden, Hessen, Braunschweig[1]), gegen Recht und Gesetz heute noch gemäß vorhandenen Paragraphen bestraft. Insbesondere hat man in Baden

[1]) Preußen fehlt!

die possierliche „Trennungsauflage“ des § 72 badischen Polizeistrafgesetzbuches, also den Ausspruch einer Verwaltungsbehörde, durch den mit der Aufforderung, auseinanderzugehen, das Konkubinat „geschieden“ wird. —

Eine höhere Sittlichkeit als diejenige, welche in unserem geltenden Gesetz ihre Ausprägung erfahren hat, gebietet: Ein Geschlechtsverkehr ist niemals zu beanspruchen, wenn nicht gegenseitige Neigung dazu vorliegt. Und ein „Recht“, welches darauf ein Recht gibt, ist nicht weniger Unrecht, als jenes venetianische „Recht“ es war, das dem Shylock ein Recht auf ein Pfund Menschenfleisch gab! Wie gesagt, läßt demgegenüber unser geltendes Recht sogar eine Verurteilung des Nichtwollenden zur Beischlafsleistung zu. Woraus folgt dies? Aus dem „Charakter der Ehe als eines Rechtsverhältnisses“! O, konstruktive Jurisprudenz! Lebensfeindlicher Paragraphenzirkus! Es haben einmal zwei einen Vertrag geschlossen, zu dessen wesentlichem Inhalt das Versprechen gegenseitiger lebenslänglicher Geschlechtsbefriedigung gehört. Ergo, sagt die Rechtswissenschaft, hier liegt ein Vertrag vor! Beim Schuldverhältnis heißt es: „Kraft des Schuldverhältnisses ist der Gläubiger berechtigt, von dem Schuldner eine Leistung zu fordern.“ Bei der Ehe: „Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet.“ Logik: Man kann auch auf Herstellung der ehelichen Lebensgemeinschaft klagen.

Wir betrachten die Sache grundsätzlich. Praktisch kommt einer Verurteilung zur Beischlafsleistung infolge des erwähnten Ausschlusses einer Zwangsvollstreckung nicht unmittelbare Bedeutung zu. Ist der widerspenstige, getrennt lebende Ehegatte zur Herstellung der häuslichen Gemeinschaft rechtskräftig verurteilt und leistet er ein Jahr lang gegen den Willen des anderen Ehegatten in böslicher Absicht dem Urteile keine Folge, so ist gegen ihn ein Scheidungsgrund gegeben. Aber was bedeutet das wiederum? Derjenige Ehegatte, welcher seinerseits die Neigung zu seinem Partner verlor, kann von ihm nicht loskommen. Denn: er hat sich ja durch einen Vertrag verpflichtet, Neigung zu ihm zu haben! Er hat diese Neigung einfach zu haben (welch fürchterliche Gendarmenkonstruktion!). Aber es ist dem Gesetz auch dann genügt, wenn er seine „eheliche Pflicht“ erfüllt, selbst wenn er dabei sich Gewissenszwang auferlegt. Wird da nicht, moralisch betrachtet, vom Gesetz eine Vergewaltigung begünstigt, ja verlangt? Denn jeder mittelbare oder unmittelbare, körperliche oder geistige Zwang zum Beischlaf ist eine Nötigung.

Es ist somit die Einrichtung der Ehe ganz einseitig in den Dienst der Befriedigung des Geschlechtsbedürfnisses gestellt. Der Wille des Gesetzes geht auf nichts anderes hinaus, als daß ein Geschlechtsverkehr zwischen den Ehegatten stattfinden muß, so oft ihn auch nur einer der Ehegatten wünscht, außer wenn sich das Verlangen als „Mißbrauch seines Rechtes“ darstellt. Worauf ist das zurückzuführen? Die Ehe dient dem staatlichen Interesse nach möglichst weitgehender Kindererzeugung. Das sind hier die

„höheren objektiven Zwecke", von denen die „Motive" an der vorhin erwähnten Stelle sprachen. Das Recht, vom Ehegatten den Beischlaf zu verlangen, bedeutet damit ein Mittel, einem Nebenmenschen auf einem Gebiete, das in jedem Augenblicke höchstpersönlicher eigener Entschließung überlassen bleiben muß, Zwang anzutun.

Zur Beleuchtung des vorigen diene folgender Fall:

Ein Handwerker verliebte sich nach 10 jähriger Ehe in eine Witwe. Seine Frau hatte sich schon vorher immer mehr als ein bösartiges, gehässiges Weib erwiesen und dadurch den letzten Rest seiner Neigung verscherzt. Vor allem zog sie lästerlich über jedermann los und vergiftete die Freundschaft des Ehemannes mit allen seinen Bekannten. Begreiflicherweise erwachte in dem Manne der Wunsch, seine Frau loszuwerden und sich mit der anderen zu verheiraten. Zunächst trennte er sich von seiner Frau und lebte mit der anderen zusammen. Um sich mit ihr verheiraten zu können, strengte er eine Scheidungsklage gegen seine Frau an. Der Rechtsstreit entwickelte sich so, daß gegen Ende des Verfahrens vorauszusehen war, daß der Mann mit seiner Scheidungsklage abgewiesen werden würde. Die menschenfreundlichen Richter sahen ein, daß die Ehe der „Streitteile" nur noch ein Wort, aber keine Tatsache mehr war, und hätten es daher gerne gesehen, wenn die zerrüttete Ehe geschieden worden wäre. Sie stellten daher der Ehefrau anheim, im Wege der Widerklage gegen ihren Ehemann auf Scheidung zu klagen, welcher Klage stattzugeben sie sich geneigt zeigten, da die rechtlichen Grundlagen vorhanden waren. Die Frau aber mißgönnte ihrem Ehemanne seine Geliebte und unterließ aus Trotz und Haß die Erhebung der Widerklage. So kam es, daß die Scheidungsklage des Ehemannes abgewiesen wurde, somit die Ehe heute noch formell besteht, und zwar, obwohl eigentlich keiner der beiden Ehegatten mehr ein objektives Interesse an ihrer Aufrechterhaltung hat, da auch die Frau ihren Mann verabscheut. Der Ehemann hätte sich sogar dazu erboten, seiner Frau, falls sie die Scheidungsklage wegen ehewidrigen Verhaltens gegen ihn erhoben hätte, hinsichtlich der Unterhaltspflicht in weitgehenderem Maße entgegenzukommen, als das Gesetz dies verlangt. Gleichgültig! Die Ehefrau kann sich an das Eheband halten, selbst wenn die „Ehe" nur noch eine tote Form ohne jeden lebendigen Inhalt geworden ist.

Wir haben zwar für sonstige Rechtsgebiete den sogenannten „Schikaneparagraphen", welcher lautet: „Die Ausübung eines Rechtes ist unzulässig, wenn sie nur den Zweck haben kann, einem anderen Schaden zuzufügen." Im Eherechte gilt diese Bestimmung nicht. Freilich würde man mir, wollte ich dafür plädieren, dem gesunden Gefühle folgend die Anwendung dieses oder eines ähnlichen Grundsatzes auch im Eherechte zu gestatten, womöglich mit einem neuerlichen Hinweis auf das sittliche Wesen der Ehe begegnen. Ich habe eine andere Vorstellung von Sittlichkeit. Ich erachte für sittlich, was das Leben fördert, aber nichts, was ausschließlich toter Form oder Formel dient. Die Ehe darf nicht zu einem Götzenbilde werden, das man um seiner selbst willen anbetet und hochhält. Die Gesetze sind für die Menschen da, und nicht die Menschen für die Gesetze. Ich bin gewiß, ein neuer Geist wird einst alle alten Eulen davonjagen.

IV.

Vertragsfreiheit herrscht grundsätzlich im Rechte der Schuldverhältnisse. Auf dem Gebiete der Liebe aber herrscht solche Vertragsfreiheit nicht. Und doch singt Carmen von der Liebe, sie habe noch niemals ein Gesetz gekannt[2]).

[2]) „L'amour est enfant de Bohême, il n'a jamais connu de loi."

Zwei geschlechtsverschiedene Menschen lieben einander und möchten einander vor der Welt angehören. Was aber sagen die Gesellschaft und der Staat? „Wir dulden kein anderes geschlechtsvertrauliches Verhältnis als die Ehe, und zwar die Ehe zu den Bedingungen, welche wir vorschreiben.“ Man wird im folgenden sehen, wie die liebeshungrigen jungen Leute jetzt vom Staat eingefangen werden.

Wollen sie einander in Ehren angehören, so müssen sie eine lebenslängliche Ehe miteinander abschließen. Sie müssen das tun, obwohl ihnen als denkenden Wesen vielleicht bewußt ist, oder vielmehr unmöglich entgehen kann, daß die flammende Leidenschaft, auch die ruhige Liebe erlöschen können. Sie gehen einen Vertrag ein, der möglicherweise etwas Unerfüllbares für sie enthält, und sind vielleicht „eingegangen“. Und hernach, wenn wirklich die Neigung vergeht, dann spricht die harte Welt zu ihnen Schillers Worte: „Die Liebe muß bleiben!“ Sie muß, aber wenn sie nicht kann? Dann ist die Folge ein unter Umständen lebenslanges Martyrium der Liebe, erzwungen vom „Recht“. Denn kann man auf Kommando, „pflichtgemäß“ (Cordelia) lieben? Zuerst also zwingt man die Liebenden, sich „ewige“ Liebe und Treue zu schwören, nüchterner: sich zu ihr vertraglich zu verpflichten, und wenn später ihre Herzen auseinanderstreben, ruft man ihnen kaltherzig, aber „gerecht“ zu: „Ja, warum schlosset ihr die Ehe? Ihr kanntet ihren Inhalt und ihre Bedeutung! Ihr habt diesen verfänglichen Vertrag einmal geschlossen und seid an ihn gebunden.“ Das aber ist das Ungeheuerliche an der Sache, daß man das Konkubinat beschimpft oder gar verbietet und unter Rechtsbruch bestraft, daß man dadurch zwei Liebende zur Ehe, das heißt zu dem Versprechen dauernder Liebe und Lebensgemeinschaft zuerst zwingt, und daß man später, wenn sie das ursprünglich mit dem frohen und leichten Sinne liebender Jugend auf sich genommene Ehejoch als Bürde und Zwang empfinden, ihnen wehrt, es von sich abzuschütteln — obwohl man sie dazu zwang!

Und ferner unterscheidet das die Ehe von sämtlichen anderen Verträgen: Man geht diese ein, um damit einem einseitigen oder mehrseitigen Bedürfnisse zu dienen. Die Vertragschließenden haben es aber jeweils in der Hand, im allseitigen Einverständnisse den geschlossenen Vertrag wieder rückgängig zu machen, wenn das Bedürfnis wegfällt — oder sonst. Nicht so bei der Ehe. Als sei sie ad maiorem Dei gloriam geschlossen und nicht zur Erfüllung menschlicher Zwecke, als sei sie eine Art von unbegreiflicher „höherer Ordnung“ — („die Ehen werden im Himmel geschlossen“), muß sie dem Pfeile gleichen, der, wenn er vom Bogen des Schützen einmal weggeschnellt wurde, seiner Gewalt unwiederbringlich entronnen ist. Es ist daher die Eheschließung ein in fast entsetzlicher Weise entscheidender Punkt im Leben des gewissenhaften Menschen. Was Wunder, daß folgende Veränderung eines bekannten Schillerwortes aufkommen konnte: „Drum prüfe ewig, wer sich bindet.“ Eine fast übermenschliche Verantwortung nimmt der auf sich, welcher sich unter dem geltenden Rechte verheiratet. Wozu aber die Menschen so knebeln? Cui bono?

V.

„Auch das Konkubinat ist korrumpiert worden: — durch die Ehe," sagt Nietzsche.

Und nach allem, was man sieht und hört, hat Schopenhauer mit seinem Ausspruch, unsere Monogamie stehe nur auf dem Papier, in Wirklichkeit lebten wir alle in Polygamie[3]), im Hinblick auf die Gegenwart ganz recht. Das ist die Kehrseite der Medaille! Es ist männiglich bekannt, daß in gewissen Schichten Ehemänner und Ehefrauen in geschlechtlicher Beziehung freier denken und freier handeln als selbst die liebe Jugend. Ich weiß wohl, daß dies zu den Dingen gehört, welche man nicht sagt. Man huldigt ja dem „jungfräulichen" Grundsatze: „So 'was tut man, aber man sagt es nicht", übrigens einer allerliebsten Abwandlung des berühmten Goethewortes: „Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können." Wozu aber ein Blatt vor den Mund nehmen, wo es sich um so ernste Dinge handelt? Was tut nun dies anderes dar, als daß die Ehe, so wie sie das Gesetz befiehlt, eben zur Lüge führt, zur Lüge des Ehegatten gegen sich selbst, zur Lüge gegen seinen Gatten und gegen die Gesellschaft?

Diese Tatsachen beweisen nicht, daß die Menschen „schlecht" sind, wohl aber ihre Gesetze, die von ihnen menschenunmögliches verlangen; daß die Ehe in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine aus dem Zwangsstaate des Mittelalters herstammende Zwangsjacke oder ein Prokrustesbett ist, welches für die Menschen unserer Zeit nicht paßt. Ob für die „frumben" Menschen? Die Gräber plaudern nicht. Wieviel glücklicher müßte eine Menschheit sein, bei der zwischen Sein und Schein nicht diese klaffenden Widersprüche bestünden, wie es in unserem ganzen Leben allenthalben der Fall ist!

Warum nicht die Rechtsinstitute den Anforderungen der menschlichen Natur anpassen? Warum nicht berücksichtigen, daß kein Mensch für alle Zukunft seine Neigung zu gewährleisten vermag? Warum nicht offen, frei, menschlich, natürlich an eine Neuordnung der geschlechtlichen Beziehungen der Menschen herantraten? Die Mächte des Alten stehen im Weg!

Ich schlage vor, das Konkubinat wie im römischen Rechte gesetzlich anzuerkennen, zum mindesten gemäß der unzweideutigen Bestimmungen unseres Reichsstrafgesetzbuches nicht zu bekämpfen. Ich schlage weiter vor, auf dem Gebiete der Ordnung der geschlechtlichen Beziehungen unter den Menschen volle Vertragsfreiheit einzuführen. Die Folge wird sein, ein glücklicheres Geschlecht, eine verjüngte Menschheit. Man wird mir entgegenhalten, das führe zur Zügellosigkeit. Aber die will ich eben abschaffen. Ich will ja, daß die Menschen, womöglich in feierlicher Form, auch fürderhin Liebesbündnisse miteinander abschließen, nur sollen ihnen noch an-

[3]) „Wir Alle leben, wenigstens eine Zeitlang, meistens aber immer in Polygamie."

dere Möglichkeiten als die starre Schablone der lebenslänglichen Ehe zu Gebote stehen. Vor allem sollen die Scheidungsmöglichkeiten vergrößert werden.

VI.

Inzwischen sehen wir aber unseren Gesetzgeber in seinen „Motiven“ Erwägungen anstellen, wie die folgenden:

„Da die Ehe ihrem Begriff und Wesen nach unauflöslich, die Scheidung daher stets etwas Anomales ist, so verdient schon von diesem Gesichtspunkte aus die Scheidung, wenngleich dieselbe . . . nicht zu entbehren, doch keine Begünstigung. Für eine strengere Gestaltung des Scheidungsrechtes sprechen aber auch vom staatlichen Standpunkte aus die gewichtigsten Gründe. Der Staat hat ein dringendes Interesse daran, darauf hinzuwirken, daß die Ehe als die Grundlage der Gesittung und der Bildung so sei, wie sie sein soll, und deshalb das Bewußtsein des sittlichen Ernstes der Ehe und die Auffassung derselben als einer von dem Willen der Ehegatten unabhängigen sittlichen Ordnung im Volke zu fördern. Dies geschieht durch Erschwerung der Ehescheidung.“ (??) . . . „Es wird dadurch einerseits der Eingehung leichtsinniger Ehen entgegengetreten, andererseits darauf hingewirkt, daß die Führung in der Ehe selbst eine dem Wesen der Ehe entsprechende ist, da, wenn die Ehegatten wissen, daß die Ehe nicht leicht wieder gelöst werden kann, die Leidenschaften, welche den Wunsch nach Scheidung erregen, eher unterdrückt, eheliche Zerwürfnisse leichter wieder beseitigt werden und an Stelle der Willkür die Selbstbeherrschung und das Bestreben der Ehegatten treten, sich einander zu fügen. Dazu kommt, daß auf der Festigkeit der Ehe im Gegensatze zum Konkubinate die höhere sittliche Stellung des weiblichen Geschlechts beruht, eine zu große Erleichterung der Scheidung auch den öffentlichen Wohlstand und die Erziehung der Kinder gefährdet. Auf der anderen Seite darf indessen die staatliche Gesetzgebung auch die Bedürfnisse des Lebens und die realen Verhältnisse, sowie den Charakter der Ehe als eines Rechtsverhältnisses nicht außer Acht lassen. Der Charakter der Ehe als eines Rechtsverhältnisses legt dem Staate die Pflicht auf, den einen Ehegatten gegen den anderen zu schützen, wenn dieser die ihm obliegenden ehelichen Pflichten durch sein schuldhaftes Verhalten verletzt. Ein solcher Schutz kann aber in wirksamer Weise nur durch das Recht der Scheidung gewährt werden, da nach der Natur der Ehe als eines vorwiegend sittlichen Verhältnisses die Erfüllung der ehelichen Pflichten und die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes durch äußeren Zwang teils überhaupt nicht, teils nur unvollkommen in einer bloß äußerlichen Weise erreicht werden könnte. Andererseits folgt aus der Natur der Ehe als eines Rechtsverhältnisses, daß keinem Ehegatten die einseitige willkürliche Auflösung der Ehe gestattet werden darf, und daß demjenigen Ehegatten das Recht der Scheidung zu versagen ist, welcher zur Begründung der Behauptung, daß die Ehe eine zerrüttete sei, auf sein eigenes schuldvolles Verhalten sich berufen wollte.“

Zu diesen grundsätzlichen Ausführungen ist Stellung zu nehmen:

1.

Das Recht ist dazu da, die Beziehungen l e b e n d e r M e n s c h e n zueinander gemäß den Erfordernissen des L e b e n s zu ordnen.

I h e r i n g sagt: „Die Gesellschaft ist nicht des Sittlichen, sondern das Sittliche der Gesellschaft wegen da.“

So sagen wir: Die Menschen sind nicht des „Begriffs“ und des „Wesens“ von Rechtsinstituten, sondern die Rechtsinstitute der Menschen wegen da.

Wenn liebestrunkene Menschlein eine „ewige“ Ehe miteinander eingehen, so darf ihr Vertrag „Ehe“ nicht später, wenn die Ehe für sie keinen Inhalt hat und sie statt „Ehe“ rufen „Wehe!“, allein um deswillen g e g e n sie wirken, weil sie — ihn — „eingingen“. Es läge darin etwas von der Vergewaltigung des Klosters, das um des Gelübdes willen keinen mehr entläßt, sobald die „Probezeit“ (das

wäre hier die „Verlobung") abgelaufen ist. Wir halten daran fest: es gibt kein Wort und keinen Vertrag, der das Lebensglück aus formalistischen Gründen vernichten darf.

„Die Ehe ist ihrem Begriff und Wesen nach unauflöslich." Die abstrakte Ehe ist unauflöslich. Die konkrete Ehe wird ursprünglich auch als unauflöslich gewollt, das heißt: es ist selbstverständlich, daß in dem Augenblick ihrer Eingehung niemand an den Tod der Liebe denkt. Wie Otto Ludwig von der Ehe treffend bemerkt, ist sie eben „die Fliegenfalle der Liebe". Aus dem kalten Begriffsmerkmal ihrer Unauflöslichkeit heraus die Scheidung für etwas Anomales zu erklären, ist vielleicht logisch, unmöglich weise. Die Ehe mag ihrem theoretischen Ideale nach unauflöslich sein; wozu daraus jene lebensfeindliche begriffsjuristische Folgerung ziehen? Das wirkliche Leben läßt sich doch wahrlich nicht in einigen Begriffsschubladen unterbringen, an deren jeder außen ein weißer Zettel den Inhalt anzeigt: „Ehe", „Dienstvertrag" usw. Weil ein Vertrag formell als unauflöslich gewollt ward, braucht er es darum zu sein?

Wir haben doch verschiedene Bestimmungen in unserem Bürgerlichen Gesetzbuche, die einer übermäßigen und die persönliche Freiheit verletzenden Bindung für die Zukunft vorbeugen wollen! Übertragung künftigen Vermögens durch Vertrag ist nichtig. Ist ein Dienstverhältnis für die Lebenszeit einer Person oder für längere Zeit als fünf Jahre eingegangen, so kann es von dem Verpflichteten nach dem Ablaufe von fünf Jahren gekündigt werden. In diesen Fällen wird doch auch die Wirksamkeit von die persönliche Freiheit aufhebenden oder hemmenden Verträgen gemindert oder verhindert. Und darf des berühmten § 544 hier nicht gedacht werden? Er gestattet fristlose Kündigung — als unverzichtbares Recht — jedes Mietvertrags, falls die Benutzung eines gemieteten Raumes „mit einer erheblichen Gefährdung der Gesundheit verbunden ist". Nun, so möchte man hier drastisch fragen, und wenn eine mißhellige Ehe den einen oder beide Ehegatten dazu verurteilt, sich an ihr die Nerven zugrunde zu richten? Da tritt eben die überspannte sittliche Forderung wieder auf den Plan! Und sagt: „Ihr müßt!" O Scholastik! So mag manche Ehe dem Baume der Erkenntnis gleichen: hat man von ihm genascht, so wird man aus dem Paradiese getrieben. Was aber lehrt jene Gegenüberstellung des § 544 und der Unauflöslichkeit einer nervenzerrüttenden Ehe [4]), wohlverstanden, einer Ehe so wohlerzogener Eheleute, daß sie einander nicht Porzellanscherben an den Kopf werfen? (Letzterenfalls läge ja der Scheidungsgrund der „groben Mißhandlung" vor, § 1568 Satz 2 BGB.) Sie lehrt: Man schützt zwar die äußere Integrität des Körpers, aber für so subtile Dinge wie „Nerven" hat das Gesetz kein Verständnis. Dies ist nicht allzuschwer zu begreifen, bedenkt man, daß unser Eherecht einer primitiveren Zeit entstammt, als die unsere ist. Unser Eherecht stammt vom Kirchenrecht ab.

---

[4]) Deren Scheidung höchstens erbarmender Irrsinn und § 1569 BGB. ermöglichen könnte.

Nach kanonischem Recht ist das Eherecht Kirchenrecht, und zwar nur Kirchenrecht[5]). Nun, im Mittelalter kannte man eben noch keine Nerven. Das ist der Grund dafür, daß auch unsere Eheleute keine Nerven haben dürfen! Wer hieran noch zweifelte, stelle das Vorhandensein des „kirchlichen" § 1588 in unserem Gesetzbuche fest, einer materiell gänzlich bedeutungslosen Bestimmung, die nichts bedeutet als eine Verbeugung des Staates vor der Kirche. Er lese auch die „Motive" zum Familienrechte! Jene ursprünglichen Zeiten kannten und berücksichtigten eben nur das Augenscheinliche, Derbe und Handgreifliche. O unglücklich verheiratete Eheleute, so bislang gesetzlicher Ehescheidungsgründe entbehret habet! Wollet ihr geschieden sein? Dann fordere ich euch auf: Bewerfet euch wechselseitig mit Porzellanscherben! Vergesset aber nicht, eu'r gottesfürchtig Dienstmädchen hereinzurufen, auf daß ihr einen Zeugen habet!

2.

Die Ehe unseres Gesetzes ist nicht das freie Band, welches zwei geschlossene Persönlichkeiten in harmonischer Lebenskameradschaft eint, sondern ein mittelalterlicher „Turm", dessen Fenster mit einem aus lauter Paragraphen zusammengesetzten Gitterwerk abgeschlossen sind. —

Die zuletzt angeführte Stelle der „Motive" findet in folgenden Sätzen jener insoweit ihre Ergänzung, als diese davon sprechen, aus welchen Gründen die Scheidung nicht zu entbehren sei. Zunächst wird ausgegangen von dem bereits eingangs wiedergegebenen Satze, der christlichen Gesamtanschauung des deutschen Volkes entsprechend gehe der Entwurf davon aus, daß im Eherechte, auch soviel die Auflösung der Ehe vor dem Tode eines der Ehegatten betreffe, nicht das Prinzip der individuellen Freiheit herrschen dürfe, sondern die Ehe als eine von dem Willen der Ehegatten unabhängige sittliche und rechtliche Ordnung anzusehen sei. Weiter heißt es:

„Daraus läßt sich indessen, selbst vom christlichen Standpunkte aus, die absolute Unzulässigkeit der Ehescheidung nicht ableiten. Jedenfalls ist anzuerkennen, daß es Fälle gibt, in welchen der Staat mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des Lebens, auf die realen Verhältnisse und den Charakter der Ehe als eines Rechtsverhältnisses kein Interesse und keine Veranlassung hat, die Pflicht der Ehegatten, sich nicht zu scheiden, als eine Rechtspflicht anzuerkennen, in welchen er vielmehr die Auflösung der Ehe gestatten muß, weil die sittlichen Grundlagen der letzteren zerstört, die Voraussetzungen dieser innigsten Lebensgemeinschaft gänzlich geschwunden sind und deshalb die Ehe als segenbringend und veredelnd nicht mehr gedacht, auch vom Standpunkte der Gerechtigkeit aus dem die Auflösung der Ehe verlangenden Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht ferner zugemutet werden kann. Hat doch selbst die katholische Kirche die äußerste Konsequenz derjenigen Auffassung, nach welcher die durch die Ehe begründete Pflicht, sich nicht zu trennen, nicht bloß eine Pflicht des einen Ehegatten gegenüber dem anderen, sondern eine von dem Willen der Ehegatten unabhängige, objektiv durch die Institution der Ehe selbst gegebene ist, nicht gezogen, indem sie im Falle des Ehebruches oder eines diesem gleichstehenden Fleischesverbrechens dem unschuldigen Teile ein unbedingtes Recht der Trennung von Tisch und Bett auf Lebenszeit gewährt; denn mit einer solchen Trennung wird die eheliche Lebensgemeinschaft materiell vollständig aufgehoben, und die An-

[5]) Friedberg, Kirchenrecht § 138.

nahme, daß die Ehe dem Bande nach fortbestehe, wahrt die Unauflöslichkeit der Ehe nur der Form nach. Von der Auflösung der Ehe dem Bande nach unterscheidet sich diese Trennung von Tisch und Bett praktisch nur dadurch, daß, solange die getrennten Ehegatten leben, keiner derselben eine andere Ehe schließen kann, mithin eine Wiedervereinigung derselben bis zum Tode des einen oder anderen noch möglich ist. Die Vorteile dieser Möglichkeit werden jedoch, wenn man die realen Verhältnisse des Lebens ins Auge faßt, weit überwogen durch die Nachteile und die Gefahren, welche das Verbot der Wiederverheiratung für den Hausstand, die Nahrungsverhältnisse, die Erziehung der Kinder und für die Sittlichkeit mit sich bringt. Insbesondere ist es für den unschuldigen Teil eine große Härte, wenn er durch die Schuld des anderen Teiles, welcher seinerseits die ehelichen Pflichten mit Füßen getreten und jenem die Fortsetzung der Ehe unerträglich gemacht hat, den bezeichneten Nachteilen ausgesetzt und für die Lebenszeit des anderen Teiles an der Schließung einer neuen Ehe verhindert sein soll."

In Übereinstimmung mit diesem mindestens insoweit gesunden Standpunkte der „Motive" schloß der Entwurf die Trennung von Tisch und Bett aus. Der Reichstag dagegen beschloß, sie wahlweise neben der Scheidung zuzulassen.

Konzession an die Kirche!

a)

v. Liszt sagt:

„Der heutige Staat hat in dem Rechtsinstitute der Ehe dem Geschlechtsleben seine Bahnen gewiesen und damit den mächtigsten aller Naturtriebe in den Dienst der gesellschaftlichen Zwecke gestellt."

Die Ehe kann vernünftigerweise nur als eine Rechtseinrichtung angesehen werden, deren Aufgabe es ist, zwar den Individuen die Betätigung des Geschlechtstriebes zu ermöglichen, aber die damit für die Allgemeinheit möglicherweise verbundenen schädlichen Wirkungen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Den richtigen Ausgleich zwischen den Interessen der Allgemeinheit und denen der Einzelpersonen zu finden, ist die schwere Aufgabe. Wir können uns nun des Eindruckes durchaus nicht erwehren, daß neben diesen beiden Arten von Interesse in dem geltenden Eherechte noch ein drittes, metaphysisches Interesse seine Berücksichtigung fand: das ist die Sakramentsnatur der Ehe. Dies ist die in dem letzten den „Motiven" entnommenen Zitat angeführte „von dem Willen der Ehegatten unabhängige objektiv durch die Institution der Ehe selbst begründete (wir können hinzufügen: „absolute") Pflicht, sich nicht zu trennen," wie sie in der katholischen Kirche herrscht. Unser geltendes Eherecht stellt nicht etwa lediglich ein Kompromiß zwischen den Interessen der Einzelnen und denen der Gesellschaft dar, sondern als dritter Kompromittent ist die Vergangenheit, das Kirchenrecht, hinzugetreten. Dadurch wurde verhütet insbesondere ein wahrhaft modernes, den Bedürfnissen des Lebens angepaßtes Scheidungsrecht.

Betrachten wir die Ziele, welche sich der Staat bei der Ordnung des Eherechtes von seinen eigenen Interessen aus zu setzen genötigt ist:

aa) Es ist einmal der Schutz der Ehegatten und der Gesellschaft vor der Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, welche die Folge einer allgemeinen Zügellosigkeit wären.

bb) Es ist zum zweiten der Schutz der Kinder. Bei Promiskuität wäre weder für ihren Unterhalt, noch für ihre Erziehung hinreichend gesorgt, von ideellen Momenten wie auch dem Gesichtspunkte der Feststellung der Vaterschaft zu schweigen [6]).

cc) Es ist zum dritten die Sicherheit des Rechtsfriedens, welche beim Mangel jedweder Ordnung in den geschlechtlichen Beziehungen der Menschen infolge ewiger Eifersüchteleien gefährdet wäre (vgl. Eigentumsordnung).

dd) Es ist zum vierten die Sorge für den Seelenfrieden der Einzelnen als die Grundlage eines gedeihlichen wirtschaftlichen Schaffens. Die Ehe legt dem an sich im Menschen liegenden Hange nach Genuß Fesseln an und richtet den Sinn auf ernste Zwecke; vor allem kehrt sie auch teilweise [7]) vom krassen Egoismus ab und wirkt dadurch veredelnd.

Diese gesellschaftlichen Zwecke und nur sie rechtfertigen die weitgehende Beschränkung der persönlichen Freiheit durch die Ehe. Das Lebensglück der Ehegatten darf keineswegs dem Begriff der Ehe aufgeopfert werden — als einem abstrakten, leblosen Götzenbild —, sofern durch eine Auflösung der Ehe die obigen Erfordernisse keine Beeinträchtigung erfahren.

Vornehmlich darf nicht vergessen werden:

Harmonieren die Ehegatten nicht mehr, so ist dadurch die Erreichung eigentlich sämtlicher vorstehend aufgeführter, durch die Rechtseinrichtung der Ehe staatlicherseits verfolgter Zwecke gefährdet:

Ein harmonisches Verhältnis ist die Grundlage der ehelichen Treue. Es ist doch wahrlich besser, daß eine Ehe, bei der unter den Ehegatten eingetretene Mißhelligkeiten als unheilbar offenbar und objektiv in die Erscheinung getreten sind, auf Wunsch wenigstens beider Beteiligten beizeiten aufgelöst wird, denn daß sie als Lüge fortwuchert. Ihr erzwungenes Fortbestehen ist der beste Nährboden für den Ehebruch. Ist er einmal begangen und dem anderen Ehegatten bekannt geworden, dann ist allerdings diesem das Recht der Scheidung gegeben. Vielleicht hat ihn aber inzwischen der ehebrecherische Teil, der sich bei einer dritten Person eine Geschlechtskrankheit holte, längst angesteckt. Es wird dann der Brunnen zugedeckt, nachdem das Kind in ihn gefallen ist, anstatt daß bereits die ehebrecherische Gesinnung als der Boden künftig möglichen oder sogar wahrscheinlichen Ehebruchs, soferne sie als das Anzeichen und die Folge einer ehewidrigen Gesinnung in die Erscheinung trat und sich etwa in einem Scheidungsbegehren des innerlich bereits Untreuen Luft machte, als Scheidungsgrund ausgereicht hätte. So schlecht beugt das Gesetz der Verbreitung von Geschlechtskrankheiten vor!

Es ist mit den schärfsten Mitteln dafür Fürsorge zu treffen, daß geschlechtskranke Ehegatten zu keinem Beischlafe ge-

---

[6]) Max Nordan schreibt: „Damit man leichter feststellen könne, welcher Mann für welches Kind aufzukommen hat, damit man nicht Gefahr laufe, die Erhaltungspflicht einem Unrichtigen aufzubürden, soll jeder Mann nur von einem einzigen Weib, jedes Weib nur von einem einzigen Manne Kinder haben können. Das ist die Einzelehe."

[7]) Anderseits gibt es auch den Familienegoismus.

langen können. Denn die Bekämpfung der Geschlechskrankheiten ist ein ganz vitales Interesse der Gesellschaft und des Staates und von ungleich größerer Wichtigkeit als aller in unserem Gesetze fortlebende Zopf und Formelkram. Die neue Zeit braucht neue Menschen und darum auch neue Gesetze.

Besteht gegenseitige Abneigung unter den Ehegatten, so wirkt dies auf die Jugend der Kinder vergiftend und entsittlichend ein. Das in den Kindern lebende Bewußtsein der gegenseitigen Liebe und Treue der Eltern kann geradezu als Grundstein der Sittlichkeit der Kinder bezeichnet werden. Besteht fortgesetzter Zank und Streit oder auch nur den weichen Kinderherzen fühlbare Lieblosigkeit unter den Eltern, so ist es eine Marter ohnegleichen für die Kleinen, dies mitansehen zu müssen. Welch unendliche Qual für ein Kind, seine Mutter weinen sehen zu müssen! Der Jugend schönste und entscheidendste Jahre werden durch ein freudloses Eheleben der Eltern verdüstert, mit seelischen Wirkungen für das ganze Leben. Auch von diesem Gesichtspunkt aus ist reinliche Scheidung das Beste. Eine neue Ehe kann unter Umständen den Kindern ein neues Heim schaffen. Nach erfolgter Scheidung ist dem allgemeinen Frieden weit mehr gedient als bei endloser Fortsetzung der gegenseitigen Reibereien in der Ehe. Die oben als vom Staate mit dem Eheinstitut angestrebt aufgeführten Wirkungen der Ehe sind weggefallen, sobald sie aus einer lebenerfüllten Form zu einem inhaltslosen Worte geworden ist.

b)

Inwiefern demgegenüber durch eine Erschwerung der Ehescheidung die mit der Ehe verfolgten staatlichen Zwecke besser sollen erreicht werden können als bei dem Vorhandensein eines freieren Scheidungsrechtes — was die Motive doch prätendieren —, ist nicht einzusehen.

Ich gebe zu, es ist möglich, daß ein gewissenhafter Mensch von der Eingehung einer Ehe unter Umständen durch die Rücksicht auf die ihrer Auflösung im Wege stehenden Schwierigkeiten abgehalten werden könnte. Das wäre aber gerade ein so schwerblütiger Mensch, eine Persönlichkeit von so ausgeprägtem Pflichtgefühl und Verantwortungsbewußtsein, wie man sie sich als Ehegatten gerade wünschen müßte. Ein solcher Mensch würde wirklich die Ehe als ein Rechtsverhältnis wollen — falls er sie nämlich wollte! Wie manchen prächtigen Junggesellen im Patriarchenbarte kenne ich, der mir versichert hat: was ihn von der Eingehung einer Ehe abgehalten habe, das sei das Bewußtsein ihrer Pflichten; wenn er sein Jawort gegeben haben würde, dann hätte er es auch unbedingt haben halten und nicht wie mancher seiner weitherzigeren Mitbürger zwischen Ehefrau und Kellnerin polarisieren wollen! Wieviele rechtlich Denkende, die sich nicht der Lebenslüge beugen wollten, mögen auf diese Weise ledig geblieben sein! Die Schlechtesten waren es gewiß nicht.

Wenn also die „Motive“ wähnen, durch Erschwerung der Ehescheidung „der Eingehung leichtsinniger Ehen“ mit Erfolg ent-

gegentreten zu können, so ist das nichts als graue, aktenstaubgepuderte, weltfremde Theorie. „Leichtsinnige Ehen" werden dadurch nicht verhindert; denn Leichtsinnige denken nicht an die Zukunft. Den Ehen Gewissenhafter wird dadurch ein Riegel vorgeschoben. Und soll das sein? Verdienten die Eigenschaften des Pflichtbewußtseins und des Billigkeitsgefühles nicht eher, fortgepflanzt zu werden, als der „holde" Leichtsinn?

Darum lockert das Band der Ehe, auf daß es weniger gelockert werde!

Bei der Eingehung sehr vieler Ehen spielt die vernünftige Überlegung nicht die geringste Rolle. Die Liebe ruft eben die sattsam bekannte optische Täuschung hervor: „Liebeswahnsinn? Pleonasmus! Liebe ist ja schon ein Wahnsinn!" (Heine.) Philosophisch drückt denselben Gedanken Schopenhauer auf seine Art so aus: „Die Genitalien sind viel mehr als irgendein anderes äußeres Glied des Leibes bloß dem Willen (sc. im Schopenhauerschen Sinne) und gar nicht der Erkenntnis unterworfen: ja, der Wille zeigt sich hier fast so unabhängig von der Erkenntis, wie in den, auf Anlaß bloßer Reize, dem vegetativen Leben, der Reproduktion, dienenden Teilen, in welchen der Wille blind wirkt, wie in der erkenntnislosen Natur. Denn die Zeugung ist nur die auf ein neues Individuum übergehende Reproduktion, gleichsam die Reproduktion auf der zweiten Potenz, wie der Tod nur die Exkretion auf der zweiten Potenz ist. — Diesem allen zufolge sind die Genitalien der eigentliche Brennpunkt des Willens und folglich der entgegengesetzte Pol des Gehirns, des Repräsentanten der Erkenntnis, d. i. der anderen Seite der Welt, der Welt als Vorstellung." Spielt aber die vernünftige Überlegung beim Eheabschluß eine Rolle, so gilt sie sehr häufig sehr anderen Punkten als der Prüfung der körperlichen und geistigen, vor allem auch der sittlichen Eigenschaften des zukünftigen Ehepartners, gewöhnlich der Erforschung der Tiefe seines Geldbeutels.

Wie werden aber Gewissenlose denken? Sie werden sich sagen: Ein Scheidungsgrund wird sich nötigenfalls schon finden lassen, und läßt er sich nicht finden, so werden wir ihn schaffen!

Hiermit kommen wir zu einem der traurigsten Kapitel: Unser Gesetz mit seinen „sittlichen Tendenzen" vermag, durch die Beschränkung seiner Scheidungsgründe einen Ehegatten, der an sich nicht an Ehebruch dächte, aber das für ihn unerträglich gewordene Ehejoch unter allen Umständen abzuschütteln gewillt ist, zum Ehebruch und danach zur direkten oder indirekten Mitteilung desselben an den anderen „Streitteil" zu treiben, um ihn dadurch zum Scheidungsantrage moralisch zu zwingen!

Ein Beispiel: Ein Kaufmann war in Südafrika verheiratet. Infolge von Mißhelligkeiten verließ ihn seine Frau, und er selbst kehrte in die Heimat zurück. Beide Teile wollten geschieden sein. Um die Scheidung herbeiführen zu können, begeht er einen Ehebruch, benennt seiner Frau die Betreffende als Zeugin, und die Ehe wird anstandslos geschieden. Moralisch trifft die Mit-

schuld an derart unwürdigem Tun den Gesetzgeber! So wird durch eine strenge Gestaltung des Scheidungsrechtes „das Bewußtsein des sittlichen Ernstes der Ehe“ im Volke gefördert!

Aber noch eins: Sollte selbst durch eine Erschwerung der Ehescheidung der Eingehung leichtsinniger Ehen mit Erfolg wirklich entgegengetreten werden können, ist das ein Grund, die einmal Verheirateten unauflöslich zusammengekoppelt halten zu wollen? Es ist unmenschlich, daß so und so viele verheiratete Leute, die nach natürlichem Empfinden auseinander sollten, weil es sie auseinandertreibt, lediglich deshalb beisammen bleiben müssen, damit andere Unverheiratete von der Eingehung leichtsinniger Ehen abgeschreckt werden. Sind wir denn hier im Strafrecht, wo durch die Verhängung der Strafe andere von der Begehung des „Verbrechens“ abgeschreckt werden sollen? Difficile est, satiram non scribere!

3.

Die „Motive“ sagen ferner, durch Erschwerung der Ehescheidung werde „darauf hingewirkt, daß die Führung in der Ehe selbst eine dem Wesen der Ehe entsprechende ist, da, wenn die Ehegatten wissen, daß die Ehe nicht leicht wieder gelöst werden kann, die Leidenschaften, welche den Wunsch nach Scheidung erregen, eher unterdrückt, eheliche Zerwürfnisse leichter wieder beseitigt werden und an Stelle der Willkür die Selbstbeherrschung und das Bestreben der Ehegatten treten, sich einander zu fügen“.

Um beurteilen zu können, ob diese Auffassung zutreffend ist, wollen wir versuchen, aus hierher gehörigen Fällen verschiedene Typen herauszugreifen.

a) Ein Ehegatte gibt dem anderen durch sein persönliches schuldhaftes Verhalten einen diesen nach dem Gesetze zur Scheidung berechtigenden Grund; der Klageberechtigte unterläßt jedoch die Klagerhebung. In den allermeisten dieser Fälle hätte der nicht klageberechtigte Teil das Verlangen nach Scheidung; vermutlich hatte er diesen Wunsch schon, bevor er sich seines zur Ehezerrüttung objektiv geeigneten Verhaltens schuldig machte.

Erinnern wir uns hierzu des oben Seite 10 aufgeführten Falles. Dort lebte der eine Ehegatte von dem anderen getrennt und brach mit seinem Verhältnis die Ehe. Der andere aber wollte ihm zum Trotze die alte Ehe nicht geschieden wissen, damit der Ehebrecher nicht unter Umständen sein Verhältnis heiraten könne. In Fällen dieser Art hat der wegen des Ehebruches seines Ehegenossen klageberechtigte Ehegatte in der Regel durch den ihm persönlich anhaftenden, nicht durch Liebenswürdigkeit ersetzten Mangel an Anziehungsfähigkeit, durch lieblose Kälte oder gar durch unentschuldbares, wenn auch noch nicht unter § 1568 [8]), also den Fall

[8]) § 1568: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem Ehegatten die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Als schwere Verletzung der Pflichten gilt auch grobe Mißhandlung.“

schuldhafter Ehezerrüttung, fallendes Verhalten den anderen Ehegatten soweit gebracht, daß er die Ehe brach — oder einen sonstigen Scheidungsgrund gab. Damit soll natürlich keineswegs gesagt werden, daß stets an dem Ehebruche des einen Ehegatten sein Ehepartner die moralische Mitschuld trüge dadurch, daß er ihn von sich abgeschreckt hätte. Wenn aber ein Ehegatte lediglich aus Trotz und Übelwollen in einem derartigen Falle keinen Scheidungsantrag stellt, so gibt sich hierin genugsam eine auch schon vor dem Vorliegen einer Verfehlung des anderen bestehende feindliche oder doch unfreundliche Gesinnung, ja Verbissenheit und die Absicht kund, ihm das Leben leid zu machen.

„Motive“: „Demjenigen Ehegatten ist das Recht zur Scheidung zu versagen, welcher zur Begründung der Behauptung, daß die Ehe eine zerrüttete sei, auf sein eigenes schuldvolles Verhalten sich berufen wollte.“

Wird gemäß der oben unmittelbar hinter 3. erwähnten Auffassung der „Motive“ der hier erwähnte Ehebrecher tatsächlich durch die Unmöglichkeit, sich scheiden zu lassen, in seiner Leidenschaft beschwichtigt? Solange nicht das Gesetz dem böswillig verlassenen Ehegatten, gleichwie dem Vater im Hinblick auf das Kind[9]), das Recht gibt, die Herausgabe seines „entlaufenen“[10]) Ehegefährten „von jedem zu verlangen, der ihn dem verlassenen Ehegatten widerrechtlich vorenthält“, hier also von dessen Buhlerin, werden „die Leidenschaften“, welche in dem Ehebrecher „den Wunsch nach Scheidung erregen“, durch die Unmöglichkeit der Scheidung in der Seele des Ehebrechers keinesfalls eher unterdrückt, als dies bei der Möglichkeit einer Scheidung der Fall wäre. Demnach können wir ruhig sagen: Der Ehegatte, der seinem Ehepartner einen der im Gesetze vorgesehenen Ehescheidungsgründe gegeben hat, fühlt sich schwerlich dadurch an ihn gefesselt, daß jener die Erhebung der Scheidungsklage unterläßt. Fest steht auf alle Fälle, daß ein Ehegatte, der so ehewidrig einmal gehandelt hat, sofern er den Wunsch hat, von der Ehe loszukommen[11]), nicht durch die Unmöglichkeit der Scheidung gebessert, sondern vielmehr erst recht verbittert wird — und so ist es nicht nur in diesem Fall. Eine solche Ehe verdient überhaupt diesen Namen nicht mehr, es fehlt ihr aller sittliche Gehalt, zumal die gegenseitige Achtung; sie ist auch nicht mehr geeignet, den oben aufgeführten gesellschaftlichen Zwecken zu entsprechen.

b) Ein Ehegatte macht sich mit vollem Bewußtsein eines Verhaltens schuldig, das den anderen Ehegatten nahezu zur Verzweiflung bringt, ohne daß man jedoch davon sprechen kann, daß irgendeiner der vom Gesetze vorgesehenen Fälle vorläge.

[9]) Der Vater hat das Recht, die Herausgabe des Kindes von jedem zu verlangen (auch im Wege der Klage), der es dem Vater widerrechtlich vorenthält.

[10]) Ein Vorschlag zur Güte: Vielleicht könnte sich der Gesetzgeber auch noch entschließen, einem „entlaufenen“ Ehegatten gegenüber die Vorschriften über 1. gefangene wilde oder 2. gezähmte Tiere zur Anwendung zu bringen. Die werden herrenlos, wenn sie 1. die Freiheit wiedererlangen, ohne vom Herrn verfolgt zu werden, bzw. 2. wenn sie „die Gewohnheit ablegen, an den ihnen bestimmten Ort zurückzukehren.“

[11]) Der sich doch in vielen Fällen, z. B. wenn er seinem Lieb das „Dach“ einschlagen will, verrät!

Setzen wir folgenden Fall: Freund Piepmatz hat eine „nervöse“, „feingebildete“, exzentrische und musikverübende „Dame“ zur Frau, der es Lebensinhalt ist, ihrem Manne wegen jeder Kleinigkeit Szenen zu machen. Er seinerseits ist ein wenig Pantoffelheld, gibt aber trotzdem seiner Frau, wenn sie ihn recht gereizt hat, entsprechend derb heraus. Dies scheint der Zweck ihrer Keifereien zu sein; sie hat anscheinend das unabweisbare Bedürfnis, jeden Tag mit ihrem Manne herumzuhändeln. Sie fühlt sich dabei vollständig in ihrem Element, aber dem durch sein Geschäft stark in Anspruch genommenen Piepmatz ist die Ehe zum Ekel. Am liebsten ließe er sich scheiden, aber das Gesetz gibt ihm keine Handhabe.

Was soll man wiederum in diesem Falle mit der erwähnten Auffassung der „Motive“ anfangen? Ist es vielleicht unrecht von unserem Pantoffelhelden, wenn er sich nicht alles von seiner Frau gefallen läßt? Soll er sich widerstandslos in den Willen und jede Laune seiner händelsüchtigen Frau fügen? Also auch in diesem Falle schießt die Auffassung der „Motive“ vorbei. Vielmehr schafft hier die Strenge des Ehegesetzes einen Paragraphenmärtyrer mehr!

c) In der Person des einen Ehegatten tritt ohne dessen Schuld ein Umstand ein oder in die Erscheinung, der dem anderen die Weiterführung der Ehe zur Qual macht.

Ich rechne hierher insbesondere die ohne Verschulden eintretenden Erkrankungen, die eine Unfähigkeit zur Ausübung des Beischlafes oder Zeugungs- bzw. Gebärunfähigkeit herbeiführen. Unerhört ist es insbesondere, einem gesunden Ehegatten anzusinnen, er solle zeitlebens, selbst ohne außerehelichen Geschlechtsverkehr, auf jede Geschlechtsbetätigung verzichten. Will man hier Scheidung nicht zulassen, so muß man mindestens den Ehebruch in einem derart gelagerten Falle straflos lassen [12]).

Es ist doch geradezu eine Vergewaltigung der Natur, wenn sich die „Motive“ zu dieser Frage also auslassen:

„Die vom Preußischen Allgemeinen Landrecht und von verschiedenen auf dem Boden des letzteren stehenden neueren Gesetzgebungen in einseitiger Berücksichtigung der geschlechtlichen Seite der Ehe bald in größerer, bald in geringerer Ausdehnung zugelassene Scheidung wegen unheilbaren, während der Ehe ohne Verschulden entstandenen geschlechtlichen Unvermögens oder unverschuldeter, unheilbarer, körperlicher Krankheiten wird . . . dem Wesen und der sittlichen Natur der Ehe, welche es mit sich bringen, daß die Ehegatten wie Freude und Glück, so auch Leid und Unglück miteinander tragen müssen, nicht gerecht . . . Die Nichtanerkennung dieser Scheidungsgründe schließt indessen nicht aus, daß ein Ehegatte geeignetenfalls . . . die Scheidung zu verlangen berechtigt sein kann, wenn der andere Ehegatte Gebrechen der fraglichen Art schuldvoller Weise durch unsittliches Verhalten sich zugezogen hat.“

Da waren also die Väter fortgeschrittener als die Söhne! Was ist denn die Ehe, wenn nicht eine in den Dienst der geschlechtlichen Betätigung und Fortpflanzung gestellte Einrichtung! Das Geschlechtliche gehört zu ihrem Wesen. Wenn wir die auf Seite 13 angeführte Stelle der „Motive“ auch hier wieder heran-

---

[12]) Schopenhauer will nicht einsehen, „warum ein Mann, dessen Frau an einer chronischen Krankheit leidet, oder unfruchtbar bleibt, . . . nicht eine zweite dazu nehmen sollte“.

ziehen, so finden wir, daß auch durch die Unmöglichkeit einer Scheidung in solchen Fällen der Eingehung leichtsinniger Ehen entgegengetreten werden soll (!); und daß auch bei einer derartigen Erkrankung der Ehefrau oder des Ehemannes „die Leidenschaften, welche den Wunsch nach Scheidung erregen", unterdrückt werden sollen und auch bei Unmöglichkeit der Scheidung sollen eher unterdrückt werden können als bei deren Zulassung! Hier haben die „Motive" in der Tat ein klassisches Mittel gegen den Ehebruch entdeckt, nämlich die Untersagung der Ehescheidung. Woher stammt aber der Ehebruch? [13]) Er könnte stark eingedämmt werden, ließe man unter anderem auch in einem Falle wie dem vorliegenden, der Stimme des gesunden, natürlichen Empfindens folgend, die Scheidung zu. Also auch der Wunsch nach naturgewollter Begattung oder nach Kindern muß dem Moloch „Ehe" geopfert und ein Mönchsleben geführt werden — einem nichtssagenden Phantom und schönen Redensarten von gemeinsamem Ertragen von Freude und Glück, von Leid und Unglück zuliebe! Ich sage: hätte der kranke Ehegatte wahre Liebe, so gäbe er den anderen frei. Dabei vergessen jedoch die „Motive" und mit ihnen unser Gesetz nur eines — und dies möchten wir besonders hervorheben, um nicht dem Vorwurf anheimzufallen, als wollten wir die sittliche Größe der Entsagung in einem derartigen Falle herabziehen und verkleinern, soferne sie freiwillig ist, daß nämlich der gesunde Gatte keineswegs zur Scheidung gezwungen würde, auch wenn sie zugelassen wäre. Findet er dann in sich die sittliche Kraft, um zeitlebens der geschlechtlichen Betätigung aus Liebe zu dem Gatten zu entsagen, so ist das sehr schön und edel und von höchster sittlicher Bedeutung. Wer aber dem nicht entsagen kann oder will, den soll man nicht dazu zwingen. Denn: eine erzwungene Sittlichkeit ist keine Sittlichkeit.

„Die Autonomie des Willens ist das alleinige Prinzip aller moralischen Gesetze und der ihnen gemäßen Pflichten: Alle Heteronomie der Willkür gründet dagegen nicht allein gar keine Verbindlichkeit, sondern ist vielmehr dem Prinzip derselben und der Sittlichkeit des Willens entgegen." — „Der andere Punkt, worauf die Aufmerksamkeit gerichtet werden muß, ist die Frage: ob die Handlung auch (subjektiv) um des moralischen Gesetzes willen geschehen, und also sie nicht allein sittliche Richtigkeit, als Tat, sondern auch sittlichen Wert, als Gesinnung, ihrer Maxime nach habe." (Kant.)

Mit anderen Worten: nur die Tat ist sittlich, die es nicht nur objektiv, sondern auch subjektiv ist. —

Von welchem Wert ist nun eine erzwungene „Ehe" der dargestellten Art für den Staat? —

Es steht in einem derartigen Falle gar nicht anders als bezüglich der Frage der Wiederverheiratung nach dem Ableben des Gatten. Auch hier kann das Gefühl einer über das Grab hinaus sich erstreckenden ehelichen Treue dahin führen, von einer Wiederverheiratung abzusehen. Ich verweise hier beiläufig auf die zum Teil einschneidenden vermögensrechtlichen oder auch im engeren Sinne familienrechtlichen Wirkungen der Wiederverheiratung, beispiels-

[13]) Weininger: „Zugleich mit der Ehe ist der Ehebruch auf die Welt gekommen."

weise auf § 1697 BGB.[14]). Wer wollte aber eine Witwe zwingen, sich, wie in Indien, mit ihrem toten Gemahl zusammen verbrennen zu lassen? Einer Gattin, die vielleicht noch eine junge Frau ist, anzusinnen, mit „Ihm", der seine Fähigkeit zur Erfüllung der „ehelichen Pflicht" ohne Verschulden eingebüßt hat, lebenslänglich zusammenzuleben, heißt aber, sie bei lebendigem Leibe begraben!

Angesichts derart seltsamer Verirrungen verstiegener Sittlichkeitsbegriffe, wie sie in der letztangeführten „Motiven"-Stelle zutage treten, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß eine gewisse weltfeindliche und asketische Grundstimmung hier, wie im ganzen Eherechte, welches ja eigentlich heute noch Kirchenrecht ist, zur Geltung kommt. Wir lesen bei Schopenhauer:

„Die Ehe gilt, im eigentlichen Christentum, bloß als ein Kompromiß mit der sündlichen Natur des Menschen, als ein Zugeständnis, ein Erlaubtes für die, welchen die Kraft, das Höchste anzustreben, mangelt, und als ein Ausweg, größerem Verderben vorzubeugen: in diesem Sinne erhält sie die Sanktion der Kirche, damit das Band unauflösbar sei. Aber als die höhere Weihe des Christentums, durch welche man in die Reihe der Auserwählten tritt, wird das Zölibat und die Virginität aufgestellt; durch diese allein erlangt man die Siegerkrone, welche sogar noch heutzutage durch den Kranz auf dem Sarge der Unverehelichten angedeutet wird, wie eben auch durch den, welchen die Braut am Tage der Verehelichung ablegt."

Man denke hier auch an die Hochschätzung einer Ehe ohne Geschlechtsverkehr („Josefsehe").

In allen diesen sowie weiteren ähnlich gelagerten Fällen kann man wohl sagen: Wer unter dem geltenden Gesetze — das ihm einen Scheidungsgrund nicht gibt — den Wunsch, sich zu trennen, zu überwinden vermag, der würde auch keine Scheidungsklage erheben, wenn Scheidung zulässig wäre. Denn er hat noch die Herrschaft über seine Leidenschaft und ist noch verträglich. Wer hingegen durchaus vom Ehegenossen loskommen will, weil er über seine Leidenschaft oder seinen Widerwillen nicht mehr Herr zu werden vermag, der trennt sich unter dem geltenden Rechte, wie der Ehemann in dem Seite 10 erwähnten Falle, kurzerhand von ihm oder begeht Ehebruch. Die Unmöglichkeit, nicht rechtmäßig geschieden zu werden, wirkt dann sogar noch verbitternd auf ihn. Auf Seite 6 erwähnte ich die den Ausschluß von Zwangsmaßregeln zur Herstellung des ehelichen Lebens begründende „Motive"-Stelle, wo es heißt, die Erfahrung lehre, daß dort Zwangsmaßregeln ohne praktischen Erfolg seien und nur dazu beitrügen, die Erbitterung unter den Ehegatten zu vermehren. Ich sehe nicht ein, inwiefern in Fällen der hier erwähnten Art die Anwendung von Zwang segensreicher sein soll als dort! Was sind denn das für Ehen, in denen Ehegatten gezwungen zusammenleben! Man schaue sich im Leben um: es sind Zerrbilder von Ehen, deren Vorhandensein „das Ansehen und die Würde der Ehe" erschüttert. Wozu und inwie-

[14]) Die verwitwete eheliche Mutter verliert durch Wiederverheiratung die elterliche Gewalt über ihr Kind bis auf die Personensorge (ohne Vertretung). Übrigens eine unglaubliche Bestimmung.

fern sie das Gesetz des XX. Jahrhunderts wohl aufrechterhalten wissen mag? Der mittelalterliche Geist der Gewissensknebelung, der Unfreiheit und der Askese will es so.

4.

Wir kommen zu einem weiteren Argument der „Motive“, also des Gesetzgebers, zugunsten der Erschwerung der Eheschließung:

„Dazu kommt, daß auf der Festigkeit der Ehe im Gegensatze zum Konkubinate die höhere sittliche Stellung des weiblichen Geschlechtes beruht“ [15]).

a)

Dies sagen die „Motive“ auf Seite 563.

Sieben Seiten weiter, nämlich auf Seite 570, lese ich aber:

„Die Bestimmung des sächsischen Gesetzbuches . . ., daß die Ehefrau die Scheidung verlangen kann, wenn auf Grund ärztlicher Untersuchung sich ergibt, daß wegen eines unheilbaren Gebrechens, an welchem sie leidet, aus der Fortsetzung des Beischlafes für sie eine Lebensgefahr entstehen würde . . ., verdient keine Billigung. Die bloße **Möglichkeit**, daß der Ehemann unter Verkennung seiner ehelichen Pflichten Zumutungen an die Ehefrau stellen könnte, welche das Leben der Ehefrau zu gefährden geeignet sind, vermag vom rechtlichen Standpunkte aus der Ehefrau kein Recht zu geben, das durch die Ehe begründete Rechtsverhältnis **wider den Willen des Ehemannes einseitig zu lösen** [16]). Nur dann, wenn der letztere unter Verletzung seiner ehelichen Pflichten etwa den Versuch machen sollte, die mit Gebrechen behaftete Ehefrau zum Beischlaf zu nötigen, würde aus dem Gesichtspunkte der Verschuldung des Ehemannes das Recht der Ehefrau, die Scheidung zu verlangen, hergeleitet werden können.“

Dieser Auffassung und Auslassung kann ich keine andere Bezeichnung als „haarsträubend“ geben. Und zwar aus folgenden Gründen:

Zunächst erinnere ich an dasjenige, was ich unter VI. 2. a) hinsichtlich der geschlechtlichen Ansteckung eines Ehegatten durch seinen ehebrecherischen Lebensgefährten, der sich beim Ehebruch infiziert hat, gesagt habe. Wie sich dort das Gesetz einer drohenden Ansteckung des ehetreuen Gatten gegenüber vollständig indolent verhielt, so tut es dies im gegenwärtigen Falle hinsichtlich der Möglichkeit einer Lebensgefährdung der schwerkranken Ehefrau durch Beischlafsvollziehung von seiten eines in seinem Geschlechtsdurst ungezügelten Ehegatten.

Dabei übersieht der Gesetzgeber hier wiederum, daß durch die Gewährung einer Scheidungsmöglichkeit in einem solchen Falle nichts weiter erreicht würde, als daß allein diejenige in der fraglichen Lage befindliche Ehefrau Scheidungsklage anstrengen würde,

[15]) Dies Argument wird auch von anderen geltend gemacht, die unter der Devise „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen“ einer fortschrittlichen Erleichterung der Ehescheidung entgegenarbeiten, so von Friedrich Naumann, der einst schrieb: „Daß es Notfälle gibt, in denen Scheidung nötig, bestreitet niemand von uns, aber die Ehe selbst muß Lebensbund bleiben, so muß sie gedacht, geachtet, gepflegt werden. Das ist insbesondere um der Frau willen nötig . . . Die Frau aber als Frau wird Sklavin, wenn sie nicht imstande ist, einen lebenslänglichen Vertrag zu schließen.“ Wir werden das Gegenteil dartun. —

[16]) Und mit seinem Willen doch auch nicht!

die nach ihrer Kenntnis von der ganzen Veranlagung des Ehemannes Grund zu der Annahme hätte, er werde sie trotz ihres kranken Zustandes nicht in Ruhe lassen. Ohne Not wird gerade eine Kranke dies nicht tun, die doch froh ist, wenn sie nicht allein in der Welt dasteht.

Die formalistische Begründung der Stellungnahme des Gesetzgebers ist wiederum besonders bezeichnend. Nur wenn das Verschuldungsprinzip verletzt wäre, läge ein Scheidungsgrund vor. Dann ist es unter Umständen zu spät und die Frau schon tot. Aber „vom rechtlichen Standpunkte aus" kann eben die Ehefrau kein Recht haben, „das durch die Ehe begründete Rechtsverhältnis wider den Willen des Ehemannes einseitig zu lösen". Man bedenke: Es ist doch ein Vertrag geschlossen, ein „pactum", wie der Römer sagte, und dieser Vertrag gibt doch dem Ehemanne Rechte! Um Gottes willen: pacta sunt servanda! Eher soll die Frau zugrunde gehen, als daß das Gesetz von sich aus die Hand dazu bietet, einen zweiseitigen Vertrag durch einseitigen Willen aufzulösen. Das wäre ja Willkür, Anarchie. Mag auch das Weib zugrunde geh'n, wenn nur der Paragraph bleibt steh'n!

In Wirklichkeit will der Gesetzgeber die Frau hier so wenig vor Gewalt schützen, wie nach dem noch Auszuführenden allgemein. Hätte er diese Absicht, so würde er durch keine Konstruktion gehindert und ließe sich nicht hindern. Der Gesetzgeber ist doch der souveräne Herr des Gesetzes samt seiner Begriffe. — Daß man einer Frau in einem solchen Falle weder die Scheidung, noch das Getrenntleben gestattet, ist fürwahr eine Blüte gesetzgeberischer Weisheit. Ich hoffe, die Frau ist klug und gesund genug, um ihren Mann — unter Vertragsbruch (Huhu!) — zu verlassen, solange es noch Zeit ist. Gegen derartige Gesetze hilft allein eine angemessene und entschlossene Selbsthilfe. Warum gibt man ihr das Recht auf diese hier nicht ebensogut, wie in ähnlich gelagerten Fällen? Das ist unerforschlich und geringem Verstand unzugänglich. Die Vorschrift, daß ein Ehegatte nicht verpflichtet ist, dem Verlangen des anderen Ehegatten nach Herstellung der ehelichen Lebensgemeinschaft Folge zu leisten, wenn es sich als Mißbrauch seines Rechtes darstellt, reicht nicht aus, die Entfernung der Frau aus der ehelichen Wohnung zu rechtfertigen, bis das Unglück geschehen ist. Dann ist es zu spät.

b)

Die „hohe sittliche Stellung des weiblichen Geschlechtes in der Ehe" schließt nicht aus, daß — so unglaublich es klingt — die Ehefrau von ihrem Ehemanne straflos vergewaltigt werden darf!

Unsere Sittlichkeitsgesetzgebung bestraft nur den Zwang zum außerehelichen Beischlaf und zur Unzucht, soweit es sich um erwachsene Frauen handelt. Der eheliche Beischlaf ist aber keine unzüchtige Handlung im Sinne des Gesetzes. Es geht auch nicht an, die Vergewaltigung der Ehefrau durch den Ehemann als Nötigung zu bestrafen. Er hat auch die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten. Hierher

gehören auch Fragen des gemeinsamen Geschlechtslebens. Daher wird dem Manne das Bewußtsein der Rechtswidrigkeit seiner Handlung fehlen. Zudem sagt der Strafrechtler Schwartz, nur die Erzwingung des ehelichen Beischlafes trotz hinreichender Weigerungsgründe sei als Nötigung strafbar.

Endlich will der „Vorentwurf" zu einem neuen Strafgesetzbuch die Nötigung nur dann bestrafen, wenn sie „in rechtswidriger Absicht" begangen wird, der „Gegenentwurf" gar nur, wenn sie, „in der Absicht, einen dem Recht zuwiderlaufenden Erfolg" herbeizuführen, begangen wird. Das Gesetz überläßt demnach die Frau der Brutalität des Mannes als willenlose Beute. Hat die Frau keinen Grund, den Beischlaf zu verweigern, dann darf sie der Mann vergewaltigen. Die niedrigste Dirne darf nicht straflos vergewaltigt werden. Die Stellung der Frau ist dagegen die einer recht- und ehrlosen Leibeigenen, es gibt kein anderes Wort. Das ist eine Kulturschande!

Josef Kohler sagt in seiner „Rechtsphilosophie", scheußlich sei „die Anschauung Kants, welcher die Ehe als eine Miete der Geschlechtsteile ansieht". Nun, das entspricht doch der Auffassung unseres „Rechts" im fraglichen Punkte: Der Mieter als Besitzer der gemieteten Sache darf diesen Besitz auch gegen den Vermieter mit Gewalt behaupten! Hier wirft das Mittelalter einen breiten Schatten in unser Gesetz.

c)

Wie erwähnt, behauptet der Gesetzgeber, in der Ehe habe das Weib eine „höhere sittliche Stellung" als im Konkubinate. Wenn wir die Lage des Weibes in beiden Arten von Liebesbündnissen miteinander vergleichen, hoffen wir zum Verständnisse dessen zu gelangen, was hier unter „sittlicher Stellung" überhaupt verstanden wird. Es ist festzustellen, daß ein in der Ehe lebendes Weib sich im Urteile der Volksgenossen größeren Ansehens und größerer Ehre erfreut als die Konkubine, das „Liebchen", das „Verhältnis", die „Geliebte", die „Mätresse", die „Haushälterin". Der Ursprung dieses unterschiedlichen Werturteils ist unschwer zu ergründen; es geht darauf zurück, daß die Ehefrau in dem staatlich — und kirchlich! — sanktionierten Liebesbunde der Ehe lebt. Sie hat sich der von der Obrigkeit gesetzten Ordnung gefügt; daß sich die Konkubine ebenfalls gern ins Ehejoch hätte einspannen lassen, wenn es ihr die Umstände, insbesondere der Wille und das wirtschaftliche Vermögen ihres Freundes ermöglicht hätten, bleibt außer acht. Vor allem hat die Konkubine den gestrengen, ja unmenschlichen Sittenkodex ihrer Zeitgenossen, wonach jeder außereheliche Geschlechtsverkehr unzulässig ist, übertreten und sich nicht als sittliches, d. h. dressiertes, sondern als natürliches und ursprüngliches Wesen enthüllt, wie das liebe Gretchen im „Faust". Ihre Verfehlung beruht überwiegend auch darin, daß sie es gewagt hat, Farbe zu bekennen und das zu scheinen, was sie ist. Dies verträgt die Welt nicht. Sie verlangt theoretisch Beobachtung ihres übernatürlichen, also unnatürlichen „Moral"-Gesetzes, praktisch mindestens die Wahrung des guten Scheines. Die „Sünde", das heißt: die Natur,

darf nur im Verborgenen schleichen, soweit sie nicht staatlich abgestempelt ist; hie Ehe, hie Prostitution!

Soviel zur Kritik eines „überirdischen" Machtanspruchs, der sich noch in unserem deutschen Reichsstrafgesetzbuch breit macht und darin kurz und kühn jeden außerehelichen Geschlechtsverkehr als „Unzucht" und die „Sünderin", also jetzt eine wahlberechtigte Staatsbürgerin, als „Weibsperson" beschimpft. Wenig Galanterie gegen das „notwendige Übel"! Zur „Sünde" sagen halt alle: „Blamier mich nicht, mein schönes Kind, und grüß mich nicht unter den Linden! Wenn wir nur erst zu Hause sind, wird sich schon alles finden!"

Das entspricht jenem „aristokratischen" Couleurstudentengeist, der die Begrüßung nur von Damen bevorzugter Gesellschaftsschichten, der sogenannten „besseren" Kreise, auf der Straße gestattet, wenn man in Couleur ist. Welch gemeiner, unsozialer Lügengeist! Unterdrückt ist eben das Weib heute noch, in und außer der Ehe, wie es Zauberstab in seiner „Zukunft der Liebe" (E. Piersons Verlag, Dresden) also aussprach: „Der Mann maßt sich an, dem Weib das Maß seines Glückes zuzuteilen. Er selbst ist frei, darf zügellos den Launen seines Körpers folgen. Ein Held dünkt er sich und der von männlicher Wertung triefenden Welt, wenn er ein Eroberer ist. Das Mittel oder Werkzeug aber, das ihm zum Heldentum verhilft, ist auch gleichzeitig geschändet in seinen Augen. Sich schändet er nicht, wenn er in Schande bringt. Aus Herzensneigung mag ihm freigiebig ein Weib seine Seele schenken und ihm mag's nur Zeitvertreib sein: dennoch ist's für ihn Ehre, für die Frau Unehre". Daß der Mann mehr Charakter hat, der sich zu seiner Konkubine bekennt, welche er liebt, als der „die Schlupfwinkel des Lasters" aufsucht, wo das Weib trotz XX. Jahrhunderts noch ganz zur — beweglichen — Sache (donna e mobile) herabgewürdigt ist, bleibt bei dem Verdammungsurteil über „Ihn" und über „Sie" — besonders über die schwächere „Sie"! — gänzlich unberücksichtigt; auch daß das Konkubinat doch mindestens etwas der Ehe Analoges darstellt, indem beide ihrem Wesen nach der ungeregelten und verderblichen Promiskuität entgegengesetzt sind. —

Unter „sittlicher Stellung" könnte nun dreierlei verstanden werden:

α) eine der guten Sitte, d. h. der Anschauung der Volksgenossen von dem, was (auf sittlichem Gebiete) recht, schicklich und gut ist, objektiv entsprechende äußere Stellung;

β) das dieser Stellung entsprechende Werturteil der Gesamtheit;

γ) die moralische Position und Gehobenheit des Weibes innerhalb seines Liebesbundes selbst, welche die Folge und der Widerschein jenes allgemeinen Werturteils sind; sie äußern sich beim Weibe durch das Gefühl eigener Ehre sowie inneren Wertes und Würde, beim Manne durch ein die Anerkennung jener sittlichen Güter anzeigendes äußerlich[17]) achtungsvolles Verhalten gegen das Weib.

[17]) Wie unser Leib in die Gewänder, so ist nach Schopenhauer unser Geist in Lügen eingehüllt!

Ich behaupte nun, daß im Verhältnisse der Mitglieder eines Liebesbundes — um welches Innenverhältnis es sich hier vorwiegend handeln dürfte — in erster Linie nicht die Rücksicht auf die öffentliche Meinung, sondern das Gefühl der Liebe, d. h. der gemütlich betonten gegenseitigen geschlechtlichen Anziehung, den Ausschlag gibt. Die alleinige sittliche Achtung kann erst, wenn die Liebe dahingeschwunden ist, an ihre Stelle treten; alsdann wird auch die Achtung nicht mehr viel vermögen. Was ist es denn im Grunde so Hohes, wenn eine Frau die gesetzlichen Formalitäten der Eheschließung erfüllt und dadurch bekundet hat, daß sie lebendige Gefühle versteinern oder einbalsamieren will, obwohl doch gerade von der Liebe gilt: „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpökelt auf viele Jahre!"

Der „Freund", welcher sein „Gschpusi" lieb hat, hat vor ihm ebenso große Achtung wie der Ehemann vor seiner Ehefrau, wofern beide Frauen nur persönlich achtungswerte geistige Eigenschaften besitzen. Der Mann, welcher gegen sein „Verhältnis" brutal ist, ist es erst recht gegen seine Frau. Und sollte der Gesetzgeber durch jene Stelle behaupten wollen: „Das Weib in der Ehe ist dem Manne gegenüber weniger Sklavin als die Konkubine, denn es hat sein Recht, mit ihm zusammenzuleben, während der Konkubine jederzeit ‚gekündigt werden kann'," so erwidere ich hierauf: Die Frau vor der Willkür des Mannes schützen zu wollen, hat seinen Grund darin, daß die Frau ihm gegenüber die Schwächere ist. Glaubt man nun etwa, ihr ihm gegenüber eine „Position" gegeben zu haben, indem man die „Kündigung der Ehe" von seiner Seite ausschließt? Fehlgeschossen! Er ist und bleibt auch in der Ehe der stärkere Teil, insbesondere was Nerven angeht. Gerade durch die Erschwerung der Ehescheidung macht man sie recht zu seiner Sklavin.

Was hat eine Ehefrau von der Erschwerung der Ehescheidung? Wenn dem Manne seine Frau nicht mehr behagt, kann man ihn wohl bis zu einem gewissen Grade zwingen, mit ihr zusammenzuleben, indessen ist zwar unser „Körper", d. h. unser äußeres Tun und Lassen, vermöge der vernunftgemäßen Selbstbeherrschung diszipliniert, noch nicht aber die Seele. Man kann nämlich noch nicht auf Kommando lieben! Vielleicht, daß auch noch diesen Kulturfortschritt das seinem Anfange nach so vielversprechende XX. Jahrhundert erreichen wird, so daß schließlich lauter staatlich approbierte, sittlich gereinigte, seelenlose Selbstbewegungsvorrichtungen (auf deutsch „Automaten") einherpendeln. Sollte dann ein in „altmodischen Anschauungen" befangener, „rückständiger" Mann die selbstgewählte Lebensgefährtin nicht mehr lieben, dann wird nach dem Rezepte jenes altjapanischen (Natürlich! So was kommt doch in Deutschland nicht vor!) Königs ein Knotenstock auf seinen Rücken herniedersausen und eine Gottesgnadenstimme ertönen: „Lieben sollst du sie, nicht hassen!" Einen solchen Knotenstock schwingt schon heute unser den von Nietzsche gepriesenen „militärischen und aristokratischen Geist" in das Eherecht verpflanzendes Gesetz in Gestalt seines durch die Erschwerung der Ehescheidung ausgeübten Zwanges zur Liebe. Es kann sich dabei auf

Nietzsches Wort berufen: „... als ob Sklaverei ein Gegenargument und nicht vielmehr eine Bedingung jeder höheren Kultur, jeder Erhöhung der Kultur sei." Wir ziehen es vor, Josef Kohler das Wort zu erteilen, der sagt:

„So hoch die ideale Bedeutung der Ehe ist, so groß sind die Anforderungen, welche sie an die Ehegatten selbst, und so groß sind die Gefahren, welchen sie ausgesetzt ist infolge der Verschiedenheit der menschlichen Natur und infolge der Unmöglichkeit, gewisse Eigenschaften abzulegen und sich einander völlig anzupassen. In solchem Falle kann die Ehe nicht etwa bloß zur Qual oder Marter, sondern zum Hemmnis der seelischen Entwickelung werden, und große Talente, bedeutend angelegte Gemüter können auf diese Weise niedergedrückt werden und verkümmern. Das ist eine furchtbare Gefahr . . . Daß die Ehe in einem solchen Falle aufgelöst werden kann, ist ein dringendes Kulturbedürfnis."

Ein Mann, der mit einer Frau zusammenleben muß, die er nicht liebt, bereitet ihr, absichtlich oder ungewollt, — Frauen haben für Liebe einen feinen Instinkt —, ein gänzlich freudenloses Leben und kann ihr kein anderes bereiten. Ob sich solch Eheweib im Gedanken an seine „höhere sittliche Stellung" wohl glücklicher fühlen mag als eine geliebte „Geliebte"? Ich behaupte: Es ist in Wirklichkeit gerade umgekehrt, als der Gesetzgeber es wahrhaben will. Der Mann, der einen Rechtsanspruch auf die Treue seines Weibes erworben hat, braucht sich nicht mehr um seine Liebe zu bekümmern. Daher kann er ihr leicht weniger zu Gefallen leben als einer, dessen Konkubine sich jeden Tag von ihm lossagen kann. Im letzteren Falle wird der Mann, wenn er auch nur ein Fünkchen Liebe hat, sich immer wieder bemühen, die Frau an sich zu fesseln — sei es durch ein glänzendes Armband oder durch bestrickende Liebenswürdigkeit —, damit sie ihm kein anderer entreißen kann. Oder wäre dann das ihre „höhere Stellung" in der Ehe, daß das Recht des Mannes auf ihre Liebe sie mehr von solcher Untreue gegen ihn — und sich — abhielte, als im Konkubinate; sowie die Anerkennung der Gesellschaft für solche im Gelöbnis ewiger Lieb' und Treue für ihren Alleinherrscher[18]) sich aussprechende opferwillige Entsagung? Sich von Einem lebenslang in den Käfig sperren zu lassen, von Einem, der ihr vielleicht weder Luft noch Liebeslicht gewährt, das wäre alsdann ihre höhere Ehre gegenüber der „Buhlerin"? Eine Ehre, vom herrschsüchtigem Egoismus des sich ihr gegenüber als „Aristokrat" bedünkenden Mannes vergewaltigt zu werden! Wohl, Max Nordau hat recht: „Da der Mann der Stärkere ist, so hat er in der Tat Gesetz, Sitte, Anschauungsweise und Empfindung zu seinem eigenen Vorteile und zum Nachteile des Weibes gebildet."

Um zur Haltung des Ehemannes gegenüber der ihm unauflöslich verbundenen Ehefrau und ihrer ihm kraft eines Rechtssatzes zustehenden Liebe und Treue zurückzukommen: Schätzen wir Menschen denn das, was wir fest und unentreißbar besitzen? Sind wir uns des Wertes unserer Gesundheit, unseres Vermögens be-

[18]) Denn, das wollen wir nicht vergessen, das Gesetz sagt: „Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu." Sonach ist die Stellung der Frau in der Ehe völlig die einer Leibeigenen! Die Ehe ist die Autokratie des Mannes. Das Konkubinat?

wußt, solange uns nicht ihr Verlust droht? „Meistens belehrt erst der Verlust uns über den Wert der Dinge“ (Schopenhauer). So ist es auch mit der Liebe eines Weibes. Als sicherer, gesetzlich gewährleisteter Besitz wird sie nicht so hoch geschätzt wie eine Neigung, die jeden Tag verlorengehen kann. Wir Menschen sind ja alle „novarum rerum cupidi“. Damit will ich keineswegs die Ehe verdammen, sondern nur begründen, warum ich glaube, daß im Konkubinate die sittliche Stellung des Weibes nicht notwendig niedriger ist als in der Ehe — wenigstens was das persönliche Verhältnis zum Manne angeht. Dies aber ist für das Glück des Weibes ausschlaggebend. Vor allem ist und bleibt unerfindlich, inwiefern die sittliche Stellung des Weibes durch eine Erschwerung der Ehescheidung erhöht werden sollte. Setzen wir einmal den Fall, daß es überhaupt keine Ehescheidung gäbe: wäre dann die sittliche Stellung des Weibes noch höher als heute? Und warum nicht? Weil auf das Weib dann in gewissen Fällen — z. B. angesichts eines vom Manne begangenen Ehebruchs — ein Gewissenszwang ausgeübt würde, mit einem Manne zusammenzuleben, der ihm das Eheleben vergiftet hat. Wenn dies in den extremsten Fällen — auch im Interesse des Weibes! — vom Gesetzgeber selbst zugestanden werden muß, wovon sind von jenen der Art (und nicht nur dem Grade) nach verschieden die Fälle, in denen andere Umstände als gerade ein ganz gröbliches schuldhaftes Verhalten des Mannes dem Weibe das Zusammenleben unerträglich macht?[19]) Wenn sich z. B. der Mann als ein schwerer Neurastheniker herausstellt, der ohne sein Verschulden durch seine ewigen Grillen und Eifersuchtsvorstellungen das Weib halb zu Tode foltert, ohne daß der Fall unter das Gesetz fiele? Kaltherzig und für die Bedürfnisse des Lebens verständnislos antwortet der Gesetzgeber: „Die Scheidung wegen zufälliger Umstände, namentlich wegen körperlicher Gebrechen und wegen Geisteskrankheit . . . . ist ausgeschlossen.“ Bezüglich der Geisteskrankheit hat, abweichend vom ersten Entwurfe, das Bürgerliche Gesetzbuch eine dürftige und äußerst engbegrenzte Ausnahme gemacht: „Ein Ehegatte kann auf Scheidung klagen, wenn der andere Ehegatte in Geisteskrankheit verfallen ist, die Krankheit während der Ehe mindestens drei Jahre gedauert und einen solchen Grad erreicht hat, daß die geistige Gemeinschaft zwischen den Ehegatten aufgehoben, auch jede Aussicht auf Wiederherstellung dieser Gemeinschaft ausgeschlossen ist.“ Diese Vorschriften legte ein Gericht dahin aus: „nur der geistige Tod, die völlige Geistesumnachtung bzw. Verblödung, also ein Zustand, in welchem der Kranke die Scheidung nicht mehr empfinde und nur mehr von einer animalischen Fortexistenz gesprochen werden könne“, sei als Scheidungsgrund anzusehen. In jüngster Zeit ist zwar die Rechtsprechung einigermaßen weitherziger, aber die Vorschrift selbst ist durchaus rückständig und unzulänglich. Denn ist es etwa nötig, daß in einem

[19]) Das „Verschuldensprinzip“, d. h. der bis auf den Fall der Scheidung wegen Geisteskrankheit vom Gesetz angenommene „Grundsatz, daß ein Ehegatte nur wegen schweren Verschuldens des anderen Ehegatten die Scheidung zu verlangen berechtigt sein soll“, ist den Bedürfnissen des wirklichen Lebens gegenüber gänzlich unzulänglich.

Falle wie dem des halbverrückten Neurasthenikers ein geistig gesundes Weib den Verstand in der Ehe verliert? Nach geltendem Rechte ja. Ist nun eine solche Ehefrau besser oder schlechter gestellt, als die Konkubine? Jene ist ja die Sklavin, das rechtlose „Haustier“ (Nietzsche) ihres Haustyrannen, der ihr vielleicht eine Versorgungsehe bot und sie sich dadurch „kaufte“. Ist da die „Mätresse“, die „Herrin“, nicht viel freier, ja „sittlich gehobener“, die ihrem gestrengen „Herrn“ den Laufpaß geben kann, wann sie will?

VII.

Wir haben auseinanderzusetzen versucht, daß das heutige Ehe- und Scheidungsrecht veraltet ist und den Bedürfnissen des heutigen Lebens nicht gerecht wird. Die Gesetzgeber mögen etwa gedacht haben: Bisher war alles schön und gut, unsere Mamas sind doch sehr brave Frauen gewesen und haben mit unseren Herren Papas gut zusammengelebt. Darum soll auch das gute Alte so stehen bleiben, wie es ist. Was brauchen wir Neuerungen im Recht? Es weiß niemand, wie sie wirken; die guten Wirkungen des alten Rechtes aber haben wir vor Augen gehabt.

So dachten und sagten die, welche nur normale und glückliche Ehen gesehen hatten, und entbehrten ebensosehr der Phantasie und der Teilnahme, welche dazu nötig sind, sich in fremde Verhältnisse und Seelen hineinzudenken, wie dieses Vermögen leider Gottes auch heute vielen Richtern abgeht.

Es ist aber nötig, daß diejenigen, welche die bestehenden Schäden und Mängel erkennen, ihre Stimme dagegen erheben. Denn wollten sie feige schweigen, so würde nie etwas in der Welt gebessert. Es ist sittliche Pflicht jedes Menschen, das von ihm für recht Erkannte rücksichtslos und rückhaltlos zu vertreten. Die Revolution soll nicht allein Verfassungsänderungen bringen, sie muß auf allen Gebieten mit überlebten Einrichtungen aufräumen, damit die so lange geknechtete Menschheit freier und glücklicher werde.

„Jeder ist ein geborener Kämpfer ums Recht im Interesse der Gesellschaft“ (Ihering).

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Einzelpreis M. 12.50 Vorzugspreis M. 9.40

ABHANDLUNGEN
AUS DEM GEBIETE DER
SEXUALFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrage der

Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung von

Redigiert von Dr. MAX MARCUSE, Berlin

Band III Jahrgang 1920/21 Heft 3

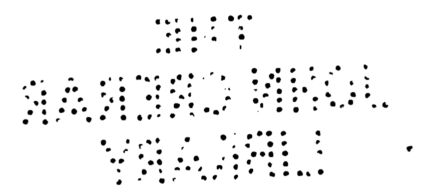
Die Homoerotik
in der Griechischen Literatur
Lukianos von Samosata

Von

Prof. Dr. **Hans Licht**



A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG, BONN



Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Inhalt.

Vorbemerkung.

Der vorliegende Aufsatz bildet eine Fortsetzung meiner Studien zur Geschichte der Homoerotik in der Literatur der alten Griechen. Was ich in dem Vorwort zu meinem ersten Aufsatz aussprach, daß nämlich „die Jünglingsliebe mit der griechischen Literatur unlöslich verbunden sei, und zwar von den allerersten Anfängen literarischen Schaffens an und in allen nur denkbaren Gattungen", soll nun durch eine Musterung der Werke des Lukianos einen neuen Beweis erhalten. Den Nachweis, daß die Jünglingsliebe einen integrierenden Bestandteil der griechischen Literatur bildet, daß der *παίδων ἔρως* durchaus im Mittelpunkte der griechischen Schriftwerke steht, habe ich in den früheren Aufsätzen für die griechische Lyrik, die palatinische Anthologie, die Komödie, die Tragödie, die homerischen Dichtungen und für Philostratos [1]) erbracht. Diesen Arbeiten reiht sich nun die vorliegende Untersuchung über Lukian an. Daß in Lukians Werken die Jünglingsliebe eine ziemliche Rolle spielt, weiß jeder, der Lukians Schriften auch nur oberflächlich kennt; aber ich selbst staunte bei der Ausarbeitung des Aufsatzes über den gewaltigen Raum, den der *παίδων ἔρως* in Lukians Werken einnimmt. Bei der Bedeutung, die der Jünglingsliebe im griechischen Leben zukam, ist es ja schließlich selbstverständlich, daß sie sich auch in der Literatur widerspiegelt. Aber gerade das muß immer wieder betont werden, da es so gern, teils aus Unwissenheit, teils aus Boshaftigkeit hinweggeleugnet wird, daß sie durchaus im Mittelpunkte der Literatur steht.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen, sei auch hier bemerkt, daß das Wort „Knabe" in dem vorliegenden Aufsatz sich nicht auf Kinder, also Geschlechtsunreife, bezieht. Geschlechtliche Handlungen mit Kindern, Verführung Minderjähriger wurde natürlich auch im griechischen Altertum bestraft, zum Teil sogar sehr streng. Wenn ich gleichwohl das Wort „Knabe" öfters anwende als „Jüngling", so geschah dies einmal, um im Ausdruck abzuwechseln, dann aber vor allem, weil mir das Wort „Knabe" schöner erscheint und poetischer als „Jüngling", dessen Sinn in unserer Sprache ein wenig verwischt ist. Wir verfügen im Deutschen nicht über so viele Ausdrücke für die hier gemeinte Altersstufe, wie das

[1]) Bisher sind folgende Aufsätze erschienen: Der *παίδων ἔρως* in der griechischen Dichtung. I. Die lyrische und bukolische Dichtung (in Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. VIII, Leipzig 1906, S. 619—684). — II. Die Gedichte der Anthologie (ebenda, Bd. IX, 1908, S. 213—312). — III. Die attische Komödie (in Krauß' Anthropophyteia, Jahrbücher für folkloristische Erhebungen und Forschungen zur Entwicklungsgeschichte der geschlechtlichen Moral, Bd. VII, Leipzig 1910, S. 128—179). — IV. Homoerotik in den homerischen Gedichten (ebenda, Bd. IX, 1912, S. 291—300). — V. Die attische Tragödie (ebenda, Bd. IX, 1912, S. 300—316). — VI. Homoerotische Briefe des Philostratos (ebenda, Bd. VIII, 1911, S. 216—224).

Griechische, das dafür — und auch das ist bezeichnend genug — eine große Fülle von Wörtern kennt[2]).

Zu beachten ist auch, daß in dem südlichen Klima des Hellenenlandes die Pubertät früher einsetzt als bei uns im Norden, so daß, wenn man an die Zahl der Jahre denkt, man ganz gut von „Knaben“ reden kann, in der Voraussetzung eben, daß man nicht vergißt, daß diese Knaben die Pubertät hinter sich haben. Daß es sich aber wirklich um diese Altersstufe handelt, und nicht etwa um Kinder, geht aus dem Aufsatze selbst zu wiederholten Malen hervor und ließe sich außerdem durch eine sorgfältige Erörterung des Wortes *παῖς* leicht erweisen. Dafür ist aber hier kein Raum; man findet das Material bequem zusammengestellt in Beckers Charikles, neubearbeitet von Göll, Berlin 1877, Bd. II, Seite 243 ff., woraus klar zu ersehen ist, daß *παῖς* und *ἔφηβος* identisch ist[3]).

L u k i a n o s (*Λουκιανός*) aus Samosata in Syrien hat ungefähr von 120—180 n. Chr. gelebt. Über seine Bedeutung als Schriftsteller kann hier natürlich nicht gesprochen werden, ebensowenig kann es sich für uns um eine Analyse seiner einzelnen Schriften handeln[4]). Wir betrachten das Werk des Lukian hier lediglich von dem Gesichtspunkte aus, inwieweit es uns Material für die Geschichte der Homoerotik im griechischen Altertume liefert. Wir mustern die in Frage kommenden Schriften in der Reihenfolge, wie sie in der dreibändigen, von Carl Iacobitz herausgegebenen Textausgabe der Bibliotheca Teubneriana enthalten sind, nur daß wir die Schrift *Ἔρωτες*, die ganz dem Problem der *Knabenliebe* gewidmet ist, ausschalten, da wir sie in einer kommentierten Sonderausgabe veröffentlicht haben[5]); aus den übrigen Schriften zitieren wir nach der Übersetzung von W i e l a n d, die zwar nicht immer getreu ist, aber dem Geiste des Originals nahe kommt[6]).

---

[2]) Hier eine Auswahl der wichtigsten Worte: *παῖς* — *παιδάριον* — *παιδαρίδιον* — *παιδαρίσκος* — *παιδίον* — *παιδίσκος* — *παιδνός* — *παιδικά* (erotisch) — *μεῖραξ* — *μειρακίσκος* — *μειρακύλλιον* — *μειράκιον* — *ἔφηβος* — *εἴρην* — *μελλείρην*.

[3]) In Lukians Werken sind zumal folgende Stellen wichtig, um die Altersgrenze des Wortes *παῖς* festzustellen: de sacrif. 11; de dea Syria 35. Aus beiden Stellen geht hervor, daß *παῖς* = *ἔφηβος* ist. Das *μειράκιον* in dial. mort. 9, 4 ist 20 Jahre alt; ebenso der *παῖς* in den amores cap. 26. An anderen Stellen ist *παῖς* = *θεράπων* (Diener): so de merc. cond. 26; Hermot. 11; Luc. s. asin. 3 (coll. 1). Endlich ist *παῖς* = Sohn, so wohl auch de merc. cond. 15 wegen der Zusammenstellung mit *γυνή* (Hausfrau); allerdings werden kurz darauf (§ 16) auch schöne Knaben als zur Aufwartung zugegen genannt.

[4]) Vgl. Christ-Schmid, Geschichte der griechischen Literatur, fünfte Auflage, München 1913, zweiter Teil, zweite Hälfte, S. 550 ff. (Iwan von Müller, Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft, Bd. VII). Dort ist auch alle wichtige Literatur über Lukian angegeben.

[5]) E r o t e s. Ein Gespräch über die Liebe von Lukian. Aus dem Griechischen zum ersten Male ins Deutsche übersetzt und eingeleitet von Hans Licht. Mit acht Steinzeichnungen nach Originalen von Werner Schmidt (Band I der Sammlung „Die Werkstatt der Liebe“). München 1920. Georg Müller Verlag. 188 Seiten. — Dieses Buch enthält nicht nur eine ausführliche Abhandlung „Zur Geschichte der antiken Erotik“, sondern auch eine eingehende sexualwissenschaftliche und kulturhistorische Erläuterung des höchst reizvollen, für die Kenntnis der antiken Erotik außerordentlich wichtigen Dialogs über die Liebe. Dieses Buch wird im folgenden mit dem Stichwort „Erotes“ zitiert.

[6]) Ich zitiere nach der Ausgabe: Lucians von Samosata sämtliche Werke. Aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen und Erläuterungen versehen von C. M. Wieland. Wien und Prag, bey Franz Haas, 6 Bde., 1797—1798.

1. Nigrinos.

Πρὸς Νιγρῖνον ἐπιστολή.

Lukian spricht (§ 7): „Denn sogar, wenn mir niemand zuhört, wiederhole ich zwei- oder dreimal des Tages bei mir selbst, was er (der Philosoph Nigrinos) mir gesagt hat; und es geht mir hierin ordentlich wie den Knabenliebhabern[1]), die in Abwesenheit ihres Lieblings ihre einzige Freude daran haben, alle Reden und Handlungen desselben in ihrem Gedächtnis zu wiederholen und vertieft in diese, gerade als ob ihre Geliebten noch gegenwärtig wären, das Gefühl ihrer Leiden durch die angenehme Täuschung betrügen. Bei manchen geht es so weit, daß sie sogar mit ihnen zu reden glauben und über Dinge, die sie ehmals von ihnen gehört haben, in ebenso großes Entzücken geraten, als ob sie ihnen in diesem Augenblick erst gesagt worden wären; kurz, sie beschäftigen ihre ganze Seele so ganz mit Erinnerung des Vergangnen, daß sie keine Zeit haben, das Gegenwärtige zu fühlen."

§ 21: „Indessen lobe ich sie (die reichgewordenen Gecken) darum, daß sie uns andere gemeine Leute für zu gering achten, uns zu ihren Lippen zuzulassen." — Wieland gibt dazu die Erläuterung: „Ein bitterer Satyrenzug, der vielen unsrer Leser aus ihrem Juvenal, Martial u. a. verständlich sein wird und den übrigen nicht erklärt werden kann." Natürlich handelt es sich um die Liebhaberei des irrumare; vgl. darüber unten Seiten 41, 44, 47.

§ 31: „Denn, was Nigrinos am schärfsten an ihnen durchzog, war, daß sie nicht einmal ihre Begierden zu genießen verständen, sondern auch in diesen die Natur verfehlten, die Grenzen verwirrten und, wenn sie ihre Sinne durch alle Arten von Schwelgerei abgenützt hätten, sich sogar (wie unsere Dichter sagen) neben der Türe mit Gewalt einen Eingang machen wollten. Er nannte dies Solözismen in der Wollust machen."

2. Timon oder der Menschenhasser.

Τίμων ἢ μισάνθρωπος.

§ 22 (Die Rede ist von der Eröffnung eines Testamentes, das die zahlreichen, mehr oder weniger Beteiligten kaum erwarten können): „Wenn nun das Siegel abgerissen, der Bindfaden zerschnitten, das Testament eröffnet und der neue Eigentümer öffentlich ausgerufen ist, es sei nun ein Anverwandter oder ein ehemaliger Schmeichler des Erblassers oder einer von seinen Kammerleuten,

[1]) Wieland verwässert absichtlich: „. . . wie den Verliebten, die in Abwesenheit der geliebten Person . . . ." Im Text steht ausdrücklich *οἱ ἐρασταὶ τῶν παιδικῶν οὐ παρόντων*.

ein gewesener Liebling, der sich durch die Gefälligkeiten und Liebesdienste aller Art, die er seinem Herrn zu leisten sich's sauer genug werden lassen mußte, einen solchen Vorzug vor seinen Mitknechten und eine so reichliche Belohnung seiner edlen Willfährigkeit allerdings wohl verdient hat — dann hat dieser Glückliche, wer es auch sei, nichts weiter zu tun als" usw.[2]).

§ 26 wird das Verlangen der Menschen nach Reichtum unter dem Bilde eines erotischen Verhältnisses zu Plutos, dem Gotte des Reichtums, veranschaulicht:

Hermes. Weil ich nun einmal am Fragen bin, so erkläre mir auch noch das: Da du doch, wie nicht zu leugnen ist, blind, schwarzgelb und ziemlich übel zu Fuße bist, wie kommt es, daß du demungeachtet so viele Liebhaber hast, daß alle nur für dich Augen haben und wenn sie dich besitzen, sich für überglücklich halten, hingegen, wenn sie dich verlören, das Leben selbst nicht mehr ertragen möchten? Ich selbst habe ihrer nicht wenige kennen gelernt, die so jämmerlich in dich verliebt waren, daß sie (mit dem Dichter zu reden) von luftigen Felsen herab in das grundlose Meer gesprungen sind[3]), bloß weil sie glaubten, du hättest verächtlich über sie weggesehen, da du sie doch nicht einmal angesehen hattest. Du wirst doch, wenn du dir anders Gerechtigkeit widerfahren lässest, selbst gestehen müssen, daß man mit der Korybantenwut behaftet sein muß, um in einen solchen Geliebten so unmäßig vernarrt zu sein?

Plutos. Ich merke, du meinst, sie sehen mich, wie ich bin, so blind, und so lahm, kurz mit allen meinen Gebrechen?

Hermes. Wie sollten sie nicht, sie müßten denn nur alle insgesamt selbst blind sein?

Plutos. Nicht eben blind, mein Bester, aber die Unwissenheit und die Täuschung, die sich der ganzen Welt bemächtigt haben, umnebeln sie, und die Wahrheit zu gestehen, ich selbst helfe dem Betrug nach, indem ich mich ihnen nicht anders als unter einer sehr liebenswürdigen, schimmernden, mit Gold und Edelsteinen ausgeschmückten Maske zeige. Die armen Narren, die sich einbilden, mein wahres Gesicht zu sehen, geraten über die vermeinte Schönheit außer sich und verzweifeln, wenn sie meiner nicht habhaft werden können. Unfehlbar, wenn mich jemand vor ihren Augen auszöge und in meiner wahren Gestalt zeigte, würden sie über ihre Blödsinnigkeit und törichte Liebe zu einem so ungestalten und unliebenswürdigen Gegenstand selbst ein strenges Urteil fällen.

3. Halkyon oder die Verwandlung.

Ἀλκυὼν ἢ περὶ μεταμορφώσεως.

In § 1 nennt Sokrates den Keyx „des schönen Vaters schönen Sohn".

Das ist an sich gewiß ohne Bedeutung, aber in der Fülle der hierhergehörigen Stellen ist auch diese zu nennen. In unserer

[2]) Im Original steht etwas derber: *καταπύγων οἰκέτης ἐκ παιδικῶν τίμιος*, „einer seiner Sklaven, der ihm wegen der Vorzüge seines Hintern als Geliebter wertvoll war".

[3]) Anspielung auf Anakreon fr. 15. Vgl. Brandt, Sappho S. 59f. (Leipzig 1905).

deutschen Literatur würde man einen solchen Ausdruck vergeblich suchen — ja, wenn es sich um ein Mädchen handelte[4]) — und dann bedenke man auch, daß es gerade Sokrates ist, der diese Worte sagt, und der verstand sich bekanntlich auf männliche Schönheit; vgl. Seite 16.

4. Göttergespräche.

Θεῶν διάλογοι.

In dem vierten der sogenannten Göttergespräche wird uns der schöne Knabe Ganymedes als Liebling des Zeus vorgeführt. Ganymedes ist soeben, vom treuen Adler getragen, in seinem neuen, himmlischen Wohnsitz angekommen, wo er sich in die neuen Verhältnisse noch nicht zu finden weiß und sein kindliches Erstaunen mit rührender Naivität äußert. Das Gespräch enthält Einzelheiten aus dem beginnenden erotischen Verkehr des Göttervaters, des erhabenen Prototyps der griechischen Knabenliebe, mit seinem schönen Lieblinge. Da einzelne Motive dieses Gespräches der Komödie entstammen, so habe ich es schon vor Jahren in einer metrischen Paraphrase umgedichtet, was mir um so mehr berechtigt erschien, als uns von den Komödien des Alkaios, Antiphanes und Eubulos, die denselben Gegenstand behandelten, wenig mehr als der Titel bekannt ist. Meine Paraphrase, die im Jahre 1910 im VII. Bande von Krauß' Anthropophyteia (Seite 175 ff.) erschien, lautet folgendermaßen:

Lukians viertes Göttergespräch.

Zeus und Ganymedes.

Zeus.
Wir sind am Ziel, mein Ganymed,
Nun einen Kuß, schnell, eh's zu spät.
Du siehst, der Schnabel und die Krallen,
Die Flügel sind mir abgefallen —
Nicht mehr ein Adler bin ich dir.

Ganymedes.
Ja, Mann, so sage doch du mir,
Warst du ein Adler nicht noch eben,
Sah ich dich nicht herniederschweben,
Von meinen Schafen mich zu rauben?
Und nun — es ist fast kaum zu glauben —
Nun hast du keine Flügel mehr,
Hast dich verändert wahrlich sehr.

Zeus.
Ich bin kein Mensch, geliebter Knabe,
Kein' Adlerflügel ich mehr habe.
Ich will mich dir mit Namen nennen:
Mußt den Götterkönig in mir erkennen,
Hab' mich verwandelt nur zum Schein.

Ganymedes.
Was sagst du? Dann mußt Pan du sein.
Doch wenn dies wahr ist, muß ich sagen,
Dann müßtest du doch Hörner tragen,
Auch eine Syrinx, sollt' ich meinen,
Und Pan ist struppig an den Beinen.

Zeus.
Glaubst du, nur Pan sei Gott allein?

[4]) Vgl. auch Horaz carm. I 16, 1: *O matre pulchra filia pulchrior.*

Ganymedes.

Nun, du mußt's ja am besten wissen.
Ich werde schlafen sicherlich,
Küßt du auch noch so zärtlich mich.

Zeus.

Das werden wir ja alles sehn. —
Jetzt, Hermes, laß ihn mit dir gehn
Und laß ihn trinken Nektarwein,
Durch den er wird unsterblich sein.
Dann uns beim Mahl am Mischkrug steht
Von nun an unser Ganymed.

Eine Ergänzung zu diesem (vierten) Göttergespräch bildet das fünfte, das in der von Eifersucht erfüllten, ergötzlich keifenden Hera den Beweis erbringt, daß auch der hehre Göttervater die Freude an seinem Ganymedes nicht ohne Bitternis genießen durfte. Zeus läßt aber doch nicht mit sich spaßen und bedeutet der teuren Gattin, daß er sich in diesem Punkte von ihr keine Vorschriften machen zu lassen gedenkt. Der Schluß des Gespräches lautet:

Zeus. Liebe Juno, du machst dir nur selbst Verdruß; das ist alles, was du mit deiner Eifersucht gewinnst: denn meine Liebe wird dadurch nur höher gespannt. Im übrigen, wenn es dir zuwider ist, deinen Becher aus der Hand eines schönen Knaben zu nehmen, so laß du dir immerhin von deinem Sohn Hephaistos einschenken; und du, Ganymed, bedienst mich künftig allein! Und mit jedem Becher küsse mich zweimal; wenn du mir ihn reichst und wenn du ihn wieder von mir zurückempfängst. (Ganymed fängt an zu weinen.) Wie? Was weinst du, mein Kind? Fürchte nichts! Dem soll es übel bekommen, der dir was zuleide tun wollte! —

Daß Zeus, wenn Ganymedes bei ihm ist, für niemand anders zu sprechen ist, wird im Anfange des neunten Göttergespräches (Poseidon und Hermes) als eine unter den Göttern bekannte Tatsache erwähnt. —

Apollo klagt im vierzehnten Göttergespräch dem Hermes sein Leid, daß der schöne, von ihm geliebte Knabe Hyakinthos tot sei.

Hermes. Aber woran denn? Wer konnte ein so großer Feind von allem, was liebenswürdig ist, sein, um einen so schönen Knaben zu töten?

Apollo. Ich selbst hab' es getan.

Hermes. Bist du rasend, Apollo?

Apollo. Das nicht; mein Unglück machte mich wider Willen zu seinem Mörder.

Hermes. Ich wünschte wohl zu hören, wie das zuging.

Apollo. Er lernte den Diskus werfen und ich war sein Gespiele dabei. Nun war der verdammteste aller Windgötter, der Zephyr, auch und schon lange in den Knaben verliebt; weil er aber kein Gehör bei ihm fand, lauerte er auf eine Gelegenheit, sich zu rächen. Indem ich nun den Diskus, wie ich schon so oft getan, in die Höhe werfe, bläst der verfluchte Zephyr vom Taygetos[5]) herab und treibt ihn im Herunterfallen dem Knaben mit solcher Gewalt auf den Kopf, daß das Blut gleich stromweise aus dem Munde floß

[5]) Gebirge in Südgriechenland (Peloponnes) zwischen Lakonien und Messenien.

und der Knabe auf der Stelle starb. Wütend verfolgte ich Zephyr bis an den Berg und verschoß alle meine Pfeile vergebens nach ihm: dem Knaben aber richtete ich zu Amyklai an dem Orte, wo ihn der unglückliche Diskus niederschlug, einen hohen Grabhügel auf, und aus seinem Blute mußte mir die schönste und lieblichste aller Blumen hervortreiben und ich bezeichnete sie mit den Buchstaben der Totenklage[6]).

Im zwanzigsten Göttergespräch, in dem das bekannte Parisurteil höchst ergötzlich und sehr pikant geschildert wird, hebt der Verfasser die Ephebenschönheit des Paris mehrfach mit sichtlicher Freude hervor.

§ 1: . . . Weil er selbst schön sei und sich auf Liebessachen besonders gut verstehe . . .

§ 3: Hermes. Ich kenne den Paris, es ist ein schöner, junger Bursche und eine verliebte Seele obendrein.

§ 8: Hermes. Denn da du selbst so schön seist und für einen Kenner in Liebessachen passierest . . .

§ 13: Aphrodite. Hier siehest du mich so nahe, als du verlangen kannst; beschaue mich Stück vor Stück und übergehe nichts, sondern verweile auf jeder einzelnen Schönheit besonders. — Wenn du aber willst, schöner Hirt, so höre, was ich dir sagen will. Du bist jung und schön, wie man schwerlich in ganz Phrygien noch einen finden wird; ich preise dich glücklich deswegen, aber ich kann es nicht gutheißen, daß du diesen Felsen nicht schon lange mit der Stadt vertauschet hast, sondern deine Schönheit lieber in einer Einöde verderben lässest, wo sie dir ganz unnütz ist. Denn was kann es deinen Rindern helfen, daß du schön bist? usw.

Nachdem in § 1 Ganymedes nur kurz erwähnt wurde, heißt es in § 6 ausführlicher:

Hermes (zu den Göttinnen): Folget nur mir: Ich bin in den Zeiten, da Zeus seine Neigung auf Ganymeden warf, mit dem Ida sehr bekannt worden; ich mußte oft genug herabsteigen, um nach dem Knaben zu sehen; und als er sich in den Adler verwandelte, flog ich neben ihm her und half ihm seinen Liebling tragen. Wenn ich mich recht erinnere, entführte er ihn von diesem nämlichen Felsen, wo er eben unter seinen Schafen saß und auf der Rohrpfeife blies. Auf einmal flog Zeus auf ihn zu, schlug so sanft als möglich die Klauen um ihn herum, biß mit dem Schnabel in seinen Turban und hob den Knaben in die Höhe, der mit schreckenvollem Erstaunen, den Nacken zurückgebogen, zu seinem Räuber emporsah; indessen ich die Rohrpfeife aufhob, die er vor Schrecken hatte fallen lassen. —

[6]) Die Alten glaubten auf den Blättern einer Blume, die sie *hyacinthus* nannten, die Buchstaben der Wehklage (*AI AI*) zu erkennen. Vgl. Ovid met. 10, 215:

> *ipse suos gemitus foliis inscribit et AI AI*
> *flos habet inscriptum.*

Zum Andenken an den schönen Knaben wurde in Amyklai von den Spartanern das dreitägige Fest der Hyakinthien (*τὰ Ὑακίνθια*) gefeiert; Näheres Ath. IV 139. Auch im fünfzehnten und sechzehnten Göttergespräch werden Hyakinthos und sein Tod durch den Diskos des Apollo kurz erwähnt.

Das dreiundzwanzigste Göttergespräch (Apollo und Dionysos) behandelt das verunglückte Attentat des geilen **Priapos** auf den jugendschönen Dionysos.

Apollo. Wer sollte wohl glauben, Dionysos, daß Eros, Hermaphrodit und Priap leibliche Brüder von ebenderselben Mutter sein könnten? Sie, die an Gestalt, Sinnesart und Lebensweise einander so sehr ungleich sind! Denn der erste ist alles, was man schön nennen kann, und weiß den Bogen zu führen und ist mit einer Macht bekleidet, wodurch er Herr der ganzen Welt ist; der andere ist weibisch, nur ein halber Mann und sieht so zweideutig aus, daß man auf den ersten Blick nicht entscheiden kann, ob er ein Jüngling oder ein Mädchen sei; Priap hingegen, der ist sogar mehr Mannes, als sich geziemet.

Nachdem die beiden noch eine Weile sich darüber unterhalten haben, sagt

Dionysos: Aber wieder auf Priapen zu kommen, von dem muß ich dir was Lustiges erzählen. Neulich, da ich zu Lampsakos[7]) war, nahm ich mein Quartier bei ihm; er bewirtete mich nach seinem besten Vermögen und wir begaben uns endlich zur Ruhe, nachdem wir der Flasche tapfer zugesprochen hatten. Mitten in der Nacht steht mein Herr Urian auf, und — ich schäme mich[8]), weiter zu erzählen.

Apollo. Ich verstehe. — Und was tatest du?

Dionysos. Was hätt' ich tun sollen? Ich lachte ihn aus.

Apollo. Das war schön an dir, daß du die Sache nicht ernsthaft nahmst und kein Spektakel deswegen anfingst[9]). Es ist ihm zu verzeihen, daß er bei einem so schönen Jüngling wie du sein Glück versuchen wollte.

Dionysos. Da hätte er noch mehr Ursache, Apollo, dir eine solche Ehre anzutun; deine Schönheit und deine goldnen Locken wären vermögend, einen Priap dahin zu bringen, daß er sogar nüchtern Hand an dich legte.

Apollo. Das wird er sich wohl nicht gelüsten lassen, Dionysos: ich führe außer meinem schönen Haar auch Pfeil und Bogen zu seinen Diensten.

5. Totengespräche.

Νεκρικοὶ διάλογοι.

Im ersten Totengespräch (Diogenes und Polydeukes) werden § 3 als Kennzeichen männlicher Schönheit genannt „blondes Haar, schwarze, blitzende Augen, blühende Gesichtsfarbe, straffe Sehnen und breite Schultern". —

Im neunten Totengespräch (Simylos und Polystratos) nennt Polystratos unter dem, was er zu seinem Leidwesen auf der Erde habe zurücklassen müssen, auch „viele schöne Knaben".

---

[7]) Stadt in Mysien an der NO-Ecke des Hellespontes; dort war der Hauptsitz der Verehrung des Priapos, der dort geboren war.

[8]) Natürlich nicht etwa wegen der Sache an sich, sondern weil es der greuliche, halbtierische Priapos ist, der nach der Schönheit des Gottes Verlangen trägt.

[9]) Im Original steht nur: „daß du es nicht übel nahmst und böse wurdest" (*εὖ γε τὸ μὴ χαλεπῶς μηδὲ ἀγρίως*).

Auf die Frage des Simylos, wer von ihm zum Universalerben eingesetzt sei, antwortet (§ 4)

Polystratos: Einer von meinen Sklaven, ein vor kurzem gekaufter schöner phrygischer Jüngling.

Simylos. Wie alt, wenn man fragen darf?

Polystratos. Ungefähr zwanzig.

Simylos. Ich verstehe — um seiner Verdienste willen[10]!

Polystratos. Und doch, mit allem dem, daß er ein Ausländer und ein Taugenichts war, verdiente er doch noch eher mein Erbe zu sein als jene (nämlich die Verwandten); auch machen ihm, seitdem er im Besitz meiner ganzen Verlassenschaft ist, die Vornehmsten der Stadt die Cour, und er gilt, trotz seines glattgeschorenen Kinnes und seines barbarischen Akzentes so viel, als ob er aus dem berühmtesten Geschlechte der ersten Stadt in Griechenland stammte, und wird edler als Kodros, schöner als Nireus[11]) und weiser als Odysseus genannt.

Simylos. Ei, meinetwegen mag er Gouverneur von Griechenland werden, wenn nur die andern nichts von deiner Erbschaft bekommen! —

Im zehnten Totengespräch sagt Charon den Toten, die eben in der Unterwelt angelangt sind und nun über den Acheron in das Totenreich übergesetzt werden sollen, daß sie all ihr Gepäck zurücklassen und nackt diese letzte Fahrt antreten müssen (§ 2).

Hermes. Und wem gehört dies Mädchengesicht da? Wer bist du[12])?

Charmoleos. Charmoleos von Megara, der so viele Liebhaber hatte und dem ein einziger Kuß mit zwei Talenten bezahlt wurde.

Hermes. So? Leg' also deine Schönheit beiseite, und deine Lippen mit all ihren Küssen, und das lange Haar und die Rosen auf den Wangen, und dein ganzes glattes Fell dazu!

So recht! So bist du leicht genug zur Reise; steig ein! —

Daß Sokrates auch im Hades noch auf schöne Jungen Jagd macht, ist die Annahme des Menippos im zwanzigsten Totengespräch (§ 6).

Menippos (der den Sokrates im Gespräch mit dem schönen Alkibiades sieht): „Ei, ei, Sokrates, ich sehe, du treibst noch immer dein altes Handwerk; die schönen Jungen gelten noch immer viel bei dir.

Sokrates. Womit könnte ich mich besser amüsieren? Ich dächte, du legtest dich auch zu uns her, Menipp.

Menippos. Das nicht! Ich werde meine Residenz beim Kroesus und Sardanapalos aufschlagen usw.

6. Der Verkauf der philosophischen Sekten.

Βίων πρᾶσις.

In dieser höchst ergötzlichen Satire wird von Zeus eine Auktion von Philosophen aller Arten und Schulen veranstaltet. Hermes ruft

---

[10]) Genauer: ich verstehe schon, was er dir für Gefälligkeiten zu erweisen pflegte: *ἤδη μανθάνω ἅτινά σοι ἐκεῖνος ἐχαρίζετο.*

[11]) Über Nireus vgl. unten S. 64; 66.

[12]) Im Original steht: Und der Schöne da, wer ist das? *ὁ καλὸς δ' οὗτος τίς ἐστι.*

die zur Auktion Kommenden auf. Die Käufer nahen, um die Philosophen zu besichtigen. Wie sich junge Sklaven auf dem Sklavenmarkt vor dem Käufer nackt ausziehen mußten, so verlangen das einzelne Käufer auch hier [13]). Die Philosophen suchen sich und ihre Eigenschaften in möglichst günstiges Licht zu setzen, um zum Ankauf zu animieren. So lesen wir in § 15:

Hermes (zu Sokrates). So komm her! Hier, meine Herren, biete ich euch einen tugendhaften, weisen und unsträflichen Charakter aus.

Käufer. Worauf verstehst du dich denn am besten?

Sokrates. Ich bin ein Knabenliebhaber und überhaupt ein Meister in der Kunst zu lieben [14]).

Käufer. So bist du gleich kein Mann für mich, denn ich brauche einen Aufseher für einen hübschen Jungen, den ich zu Hause habe.

Sokrates. Und wo wolltest du einen tauglicheren Mann über deinen schönen Sohn finden können? Denn du mußt wissen, daß meine Liebe nicht aufs Körperliche geht; ich finde nur die Seele schön. Es hat nichts zu sagen, wenn sie auch unter einer Decke bei mir liegen; du wirst aus ihrem eigenen Munde hören, daß ich ihnen nichts Leides tue [15]).

Käufer. Wie? Ein Liebhaber von Profession, wofür du dich ausgibst, sollte, wenn er unter einer Decke mit dem Geliebten läge, es bloß mit seiner Seele zu tun haben? Das mache du einem andern weiß!

Sokrates. Ich schwöre dir beim Hund und beim Ahornbaum, daß es so ist, wie ich dir sage.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung erzählt Sokrates von der Republik, die er sich selbst geschaffen habe und in der er sein eigner Gesetzgeber sei.

Käufer. Aber wie hältst du es in deiner Republik mit den schönen Knaben?

Sokrates. Mit diesen belohne ich die Verdienste. Wer irgendeine edle oder tapfere Tat getan hat, erhält den Kuß eines schönen Knaben zur Belohnung.

Käufer. Das heiße ich Verdienste belohnen! — Nun noch ein Wörtchen von deiner Philosophie, usw.

7. Die Überfahrt oder der Tyrann.

Κατάπλους ἢ τύραννος.

Das kleine Drama spielt in der Unterwelt und zeigt den Kontrast in dem Zustande, in den der Tod einen mächtigen König namens Megapenthes und einen armen Schuster versetzt. Der König kann sich nicht von den Freuden des Lebens trennen und sucht mit allen

---

[13]) § 6 *ἀλλὰ ἀπόδυθι καὶ γυμνὸν γάρ σε ἰδεῖν βούλομαι*: Zieh' dich aus, denn ich möchte dich nackt sehen.

[14]) *Παιδεραστής εἰμι καὶ σοφὸς τὰ ἐρωτικά.*

[15]) Anspielung auf das bekannte Abenteuer des Sokrates mit Alkibiades, das letzterer selbst mit aller Ausführlichkeit und Ungeniertheit erzählt bei Platon (Gastmahl S. 217 ff.). Mitgeteilt auch in den „Erotes“ S. 35—38.

Mitteln seine Rückkehr auf die Oberwelt, und sei es auch nur auf ganz kurze Zeit, zu erflehen. Unter dem, was ihm das Leben lieb gemacht hatte und was er nicht entbehren zu können glaubt, nennt er (§ 14) auch „schöne Knaben".

Natürlich hilft ihm all sein Bitten nichts; er muß in den Nachen des Charon steigen und wird dann vor den Totenrichter Rhadamanthys geführt. Dort wird über sein irdisches Leben verhandelt; dabei heißt es (§ 26): Seine unglücklichen Bürger mißhandelte er mit dem grausamsten Übermut; er schändete ihre Jungfrauen, verführte ihre Jünglinge . . . Zum Beweise, daß dies keine Verleumdung ist, darfst du nur die von ihm Ermordeten herbeirufen lassen. Doch da kommen sie ja ungerufen! Du siehst, wie sie auf ihn eindringen und ihn ängstigen. Alle diese, o Rhadamanth, mußten von den Händen dieses Scheusals sterben; die einen, weil sie schöne Weiber hatten, andere, weil sie die Entehrung ihrer Söhne nicht mit Geduld ertrugen . . .

Rhadamanthys. Was antwortest du hierauf?

Megapenthes. Die Mordtaten leugne ich nicht; aber alles Übrige, alle die Ausschweifungen[16]) sind Verleumdungen.

8. Das traurige Los der Gelehrten, die sich an vornehme und reiche Familien vermieten.

Περὶ τῶν ἐπὶ μισϑῷ συνόντων.

Es war Mode in Rom geworden, „griechische Gelehrte und Schöngeister unter der sogenannten *cohors amicorum* oder *comitum* zu haben. Haufenweise zogen dergleichen *Graeculi* (worunter oft auch schon graubärtige Männer waren) nach Rom, um womöglich in einem guten Hause einen Platz zu erhalten, der in den Augen eines armen Gelehrten, der in seinem Vaterlande verhungerte, zumal von ferne das beneidenswerteste Glück zu sein schien. Lukian, der die Welt besser kannte, und (wie aus vielen Stellen seiner Schriften, besonders aus dem Nigrinus stark genug in die Augen fällt) die Römer herzlich haßte, setzte die gegenwärtige Schrift auf, um seinem Unwillen über die Art, wie den armen griechischen Gelehrten in den meisten vornehmen Häusern zu Rom mitgespielt wurde, Luft zu machen und seinem Freunde Timokles (der vermutlich bloß eine erdichtete Person ist) das Glück, das auf ihn warte, falls sein Wunsch, eine solche Stelle zu erhalten, gewährt würde, in einem Detail zu zeigen, daß auch dem hungrigsten aller Philosophen die Lust dazu vergehen mußte". Wieland.

In § 7 wird geschildert, wie ein spröder, koketter Junge seinen Liebhaber hinzuhalten weiß: „Der ausgelernteste Kokette[17]) weiß nicht besser, wie man es anstellen muß, um solche arme Schelme

[16]) Genauer: alles Übrige, die Ehebrüche, die Verführung von Jünglingen und Schändung von Jungfrauen: *τὰς μοιχείας καὶ τὰς τῶν ἐφήβων ὕβρεις καὶ τὰς διαφϑορὰς τῶν παρϑένων.*

[17]) Wieland fälscht den Text, indem er schreibt: „Die ausgelernteste Cokette", und dementsprechend weiter. Dazu gibt er die Anmerkung: „Daß im Texte statt der Cokette ein *Giton* diese Rolle spielt, ist so sehr im griechischen Costum, daß es sich beinahe von selbst versteht. Es ist indessen als ein Zug der Sitten dieser Zeit immer merkwürdig."

von Liebhabern durch geschickte Verteilung von Aufmerksamkeit und Verachtung immer zwischen Furcht und Hoffnung hinzuhalten. Da der Genuß (wie er sehr wohl weiß) das Grab der Liebe ist, so nimmt er sich sorgfältigst in Acht, es nicht so weit kommen zu lassen; er gestattet ihnen auch nicht so viel als den leisesten Kuß, hütet sich aber nicht weniger, sie zur Verzweiflung zu treiben und läßt ihnen immer gerade so viel Hoffnung als nötig ist, um ihre Begierden rege zu erhalten. Ebenso machen es die Großen" usw.

In § 12 wird das Wort *παιδεραστής* als Vorwurf gebraucht auf gleicher Stufe mit *μοιχός* (Ehebrecher); doch vgl. oben S. 16 Sokrates.

Schöne Knaben (*μειράκια ὡραῖα*) warten in § 16 am Tische des Reichen auf. „Wer weiß, ob nicht auch die Menge schöner, junger Knaben, die bei der Tafel aufwarten und dir so anmutig zulächeln, das ihrige beitragen, das Bild, das du dir von deiner künftigen Lebensart machst, zu verschönern" usw. „Ein allerliebster Knabe singt oder spielt Zither[18]). In solchem Hause hat nach Lukians wohl absichtlich übertreibender Meinung ein Kinäde mehr zu sagen als der feinsinnige griechische Gelehrte (§ 27). Auch die Eifersucht des reichen Gastgebers auf seine schönen Jungen ist eine unerwünschte Zugabe (§ 29).

Wie widerwärtig solch ein Kinäde war, geht aus dem sehr drolligen Abenteuer hervor, das dem Philosophen Thesmopolis in dem Hause einer sehr reichen und eleganten Dame passierte. „Da er sie nun einstmal aufs Land begleiten mußte, war gleich die erste Ehre, die ihm widerfuhr, daß er sich mit einem gewissen Kinäden, Chelidonion[19]) genannt, auf den sie sehr viel hielt und der in ihren Augen (wie natürlich) wenigstens einen Philosophen wert war, zusammen in eine Kalesche setzen mußte. Du kannst dir denken, wie komisch der alte sauertöpfische Stoiker mit dem langen ehrwürdigen Barte, den du an ihm kennst, neben dem glatten, rot und weiß geschminkten Kerlchen figurieren mußte, dem die Augen keinen Augenblick still standen und der wahrlich eher einem Geier, dem man die Barthaare um den Hals ausgerauft hat, als einer Schwalbe ähnlich sah. Thesmopolis versicherte mich, es habe alles mögliche Bitten gebraucht, um nur von ihm zu erhalten, daß er nicht mit der Netzhaube[20]) auf dem Kopfe neben ihm in der Kalesche gesessen sei; nichts davon zu sagen, was er den ganzen Weg über von dem ewigen Singen und Zwitschern dieses holden Schwälbchens ausgestanden habe. Wenn ich ihn nicht mit aller Gewalt zurückgehalten hätte, sagte Thesmopolis, er hätte mir im Wagen herumgetanzt und Pantomime gespielt."

[18]) § 18: *ἀκούων εἴ τις ᾄδει ἢ κιθαρίζει πάνυ τιμώμενος μειρακίσκος.*

[19]) „*Schwälbchen.* Das wahr (wohl zu bemerken) ein ziemlich gemeiner (= verbreiteter, häufiger) Name von Hetären oder Sklavinnen. Eine so dicke Haut war über alles Gefühl der Anständigkeit bei diesen Elenden gewachsen, daß sie, um mit ihrem Hermaphroditencharakter noch Parade zu machen, sich sogar weibliche Namen geben ließen! Massieu macht aus diesem Kinäden einen Monsieur de la Hirondelle." Anmerkung Wielands. Vgl. S. 56.

[20]) „Es bedarf kaum der Erinnerung, daß diese netzförmige Haube, um die Haare zusammenzuhalten, von eleganten Damen, nur ehe sie ihre Toilette gemacht hatten, getragen wurde." Anmerkung Wielands.

Schließlich kann es denn dazu kommen, daß der reiche Herr den griechischen Gelehrten, wenn er ihm lästig zu werden anfängt, unter dem Vorwande aus seinem Hause entfernt, daß „er einen seiner (Buhl)knaben habe verführen wollen“ [21].

9. Schutzrede.

Ἀπολογία.

Aus Gründen, die hier nicht dargelegt zu werden brauchen, wurde Lukian wegen der eben besprochenen Schrift (Nr. 8) heftig angefeindet, so daß er sich entschloß, dafür noch eine besondere Verteidigungsrede zu verfassen. In dieser spielt er (§ 7) auf den Prozeß des Aischines gegen Timarchos mit folgenden Worten an: „Wenn jemand zur Materie einer Rede nähme, Aischines sei nach der bekannten öffentlichen Anklage, die er gegen den Timarchos angestellt, selbst in Begehung der nämlichen Ungebühr ertappt worden, was für Gelächter meinst du würde unter den Zuhörern entstehen, wenn sich fände, er, der den Timarch eines Verbrechens wegen verklagte, wobei diesem die Jugend wenigstens zu einiger Entschuldigung gereichen konnte, habe ebendieselbe Sünde gegen sich selbst in seinen alten Tagen begangen?“

Die Klage des Aischines gegen Timarchos erstreckte sich bekanntlich auf den Vorwurf der Päderastie und überhaupt unsittlichen Lebenswandels in seiner Jugend. Das könnte zunächst im alten Griechenland wunderlich erscheinen; man erinnere sich aber, daß der Prozeß einen durchaus politischen Hintergrund hatte. Nur um seinen politischen Gegner von der Bühne des öffentlichen Lebens abtreten zu lassen, griff Aischines auf die viele Jahre zurückliegenden Vorkommnisse zurück. Des Timarchos Jugendleben mußte den Stoff liefern, um die Pfeile zu vergiften, mit denen ihn Aischines zu verwunden und zu vernichten hoffte. Obwohl das Treiben des jugendlichen Timarchos in Athen allgemein bekannt war, „hatte Aischines, der eifrige, strenge Sittenrichter, für welchen er sich wenigstens in dieser Rede ausgeben möchte, bisher geschwiegen. Und so war denn auch Timarch trotz des Gesetzes, daß, wer sich zur Wollust habe brauchen lassen, der Teilnahme an den bürgerlichen Rechten verlustig sein solle, fort und fort ungestört als öffentlicher Redner aufgetreten und hatte sich als solcher ausgezeichnet und mehr als hundert Volksbeschlüsse beantragt und durchgesetzt; unter ihnen im zweiten Jahr der 108. Olympiade (347 v. Chr.), wo Timarch zugleich mit Demosthenes Mitglied des Rates war, auch den: dem Philipp keine Waffen oder Schiffsgerätschaften zuzuführen und widrigenfalls des Todes gewärtig zu sein. Denn Timarch gehörte zur Partei jener Patrioten, welche Philipps drohender Macht und griechenfeindlichen Plänen mit aller Kraft entgegenwirkten. Als er aber im Verein mit Demosthenes und von diesem dazu aufgefordert unsern Aischines mit einer Anklage wegen untreu verwalteter Gesandtschaft bedrohte, da erst erwachte der strenge Sittenrichter aus seinem Schlafe, da erst wurde das Gesetz

[21]) § 39: *μειράκιον αὐτοῦ ὅτι ἐπείρασας.*

von ihm hervorgesucht, welches dem Unzüchtigen verbot, den Staatsredner zu spielen" [22]).

10. Der wahren Geschichte erstes Buch.

Ἀληθοῦς ἱστορίας Α.

In dieser außerordentlich amüsanten Schrift macht sich Lukian über die Neigung der meisten Menschen lustig, Wundergeschichten zu glauben, nicht minder aber über die Schriftsteller, die nicht müde werden, solche Wundergeschichten zu erzählen. Die Reise, die er in der vorliegenden Schrift beschreibt, beginnt bei den Säulen des Herakles; von dort geht es in den westlichen Okeanos. Plötzlich erhebt sich ein gewaltiger Orkan, der das Schiff an die 3000 Stadien (556 km) hochhebt, es acht Tage durch die Luft dahinführt und es schließlich auf dem Monde landen läßt. Von den Zuständen auf dem Monde gibt der Erzähler einen höchst ergötzlichen Bericht; darin findet sich auch manches, was in den Rahmen unserer Untersuchung fällt. Man gibt dort einem Bewerber nicht die Tochter zur Ehe, sondern den Sohn, denn es gibt auf dem Monde keine Weiber (§ 21). Dann heißt es weiter (§ 22): „Die Seleniten (Mondbewohner) werden nicht von Weibern, sondern von Männern geboren, denn hier heiraten die Männer einander und das weibliche Geschlecht ist ihnen etwas so Unbekanntes, daß sie nicht einmal einen Namen in ihrer Sprache dafür haben. Ihre Einrichtung ist diese: jeder Selenit wird geheiratet, bis er fünfundzwanzig Jahre alt ist, von dieser Zeit an aber heiratet er selbst. Ihre Leibesfrucht tragen sie nicht wie die Weiber bei uns, sondern in der Wade. Sobald ein junger Selenit empfangen hat, fängt ihm die Wade an dicker zu werden; einige Zeit darauf wird die Geschwulst aufgeschnitten und man zieht die Kinder tot heraus; sobald sie aber mit offnem Munde an die freie Luft gebracht werden, fangen sie an zu leben."

Des weiteren wird erzählt, daß sich die Mondbewohner von gebratenen Fröschen nähren und von der Luft, die sie „in einen Becher ausdrücken, der auf diese Weise mit einer dem Tau ähnlichen Feuchtigkeit angefüllt wird". Dann heißt es (§ 23): „Bei einer so feinen Nahrung wissen sie nichts von den Exkretionen, denen die Erdbewohner unterworfen sind; sie sind auch nicht an eben dem Orte gebohrt wie wir, sondern haben bloß (zu dem oben angedeuteten Gebrauch) eine Öffnung in der Kniekehle" [23]).

11. Der wahren Geschichte zweites Buch.

Ἀληθοῦς ἱστορίας Β.

Im weiteren Verlaufe ihrer abenteuerlichen Fahrt gelangen unsere Reisenden auch auf die Inseln der Seligen. Dort kann

[22]) G. E. Benseler, Aischines' Rede gegen Timarchos. Griechisch und Deutsch. Übersetzt und erklärt. Leipzig, Wilh. Engelmann 1855, S. 20.

[23]) Im Original heißt es etwas derber und deutlicher: *οὐ μὴν ἀπουροῦσί γε καὶ ἀφοδεύουσιν ἀλλ' οὐδὲ τέτρηνται ἥπερ ἡμεῖς· ἀλλ' οὐδὲ τὴν συνουσίαν οἱ παῖδες ἐν ταῖς ἕδραις παρέχουσιν ἀλλ' ἐν ταῖς ἰγνύσιν ὑπὲρ τὴν γαστροκνημίαν· ἐκεῖ γάρ εἰσι τετρημένοι.* Man beachte die Selbstverständlichkeit, mit der Lukian die Worte *οὐδὲ τὴν συνουσίαν οἱ παῖδες ἐν ταῖς ἕδραις παρέχουσιν* ausspricht, woraus wieder einmal deutlich hervorgeht, daß dem Griechen der geschlechtliche Verkehr per anum mit Jünglingen durchaus geläufig, ja selbstverständlich erscheint.

das Auge sich an den Reigentänzen schöner Knaben erfreuen (§ 15), dort weilen auch die großen Männer der Vorzeit. So sieht Lukian den Sokrates im Gespräch mit Nestor und Palamedes. Natürlich ist Sokrates von einer ganzen Schar schöner Jünglinge umgeben: „Er hatte den Hyacinthus, den Narcissus und Hylas und verschiedene andere wegen ihrer Schönheit berühmte Jünglinge um sich; auch schien er mir in den ersten verliebt zu sein: wenigstens deuteten viele Anzeichen darauf hin" (§ 17).

„Was die Mysterien der Venus betrifft, so will ich nichts mehr davon sagen, als daß sie auf dieser Insel so öffentlich wie möglich und mit der ungebundensten Freiheit begangen werden. In der Tat war Sokrates der einzige, der sich verschwor, daß zwischen ihm und den schönen Jünglingen, mit denen er so vertraulich lebte, nichts Besonderes vorgehe: aber alle übrigen glaubten, er schwöre falsch. Hyacinth und Narziß waren offenherziger, aber er leugnete alles frisch weg" (§ 19).

So übersetzt Wieland die Stelle; er macht dazu folgende Anmerkung: „Lukian sagt in der Tat mehr davon oder drückt sich wenigstens nach seiner Gewohnheit mit einer Deutlichkeit aus, die in Sachen dieser Art kein Verdienst ist."

Die wörtliche Übersetzung lautet: „Über den Geschlechtsverkehr und die Freuden der Liebe denken sie so: sie üben den Geschlechtsverkehr ganz öffentlich und vor aller Augen, und zwar sowohl mit Weibern und Männern und es dünkt ihnen dies keineswegs anstößig zu sein. Nur Sokrates schwor, daß er nur keusch mit den Jünglingen verkehre, doch beschuldigten ihn alle des Falscheides. Hyakinthos wenigstens und Narkissos machten auch gar kein Hehl aus dem Gegenteil, der aber wollte es nicht zugeben. Die Weiber sind allen gemeinsam und keiner ist auf den andern eifersüchtig, sondern in diesem Punkte sind die Männer alle ausgemachte Platoniker. Die Knaben aber geben sich jedem, der will, ohne Widerspruch hin"[24]).

12. Alexander oder der falsche Prophet.

Ἀλέξανδρος ἢ Ψευδομάντις.

Lukian hat es sich in dieser Schrift zur Aufgabe gestellt, einen ebenso verwegenen wie erfolgreichen Betrüger zu entlarven. „Alexander von Abonoteichos[25]) war ein wahrer Virtuose in seiner Kunst; er brachte große Wirkungen mit sehr kleinen Mitteln hervor, und mir ist kein anderer seinesgleichen bekannt, der so genau berechnet hätte, wieviel man der menschlichen Un-

[24]) Aus dieser Stelle ergibt sich für den denkenden Leser zweierlei. Lukian schildert das Leben auf der Insel der Seligen, wie es sich in der Phantasie der großen Menge darstellt. Das Ideal der Griechen war also der bisexuelle geschlechtliche Verkehr: sie lieben die Knaben, ohne doch auf den weiblichen Geschlechtsverkehr verzichten zu wollen. Zu diesem Resultate kommt man auch sonst, je mehr man sich mit der Sexualwissenschaft des klassischen Altertums beschäftigt; vgl. S. 23. Zweitens aber folgt aus unserer Stelle, daß man in der Sokratischen Päderastie nicht nur das geistige Moment voraussetzte. — Als Ergänzung dazu hören wir in § 28, „man solle nicht mit einem Knaben, der über achtzehn Jahre alt sei, Umgang pflegen".

[25]) Ἀβώνου τεῖχος, Städtchen in Paphlagonien am Schwarzen Meere.

vernunft zumuten darf, und der aus der schwächsten Seite des großen Haufens mehr Vorteil zu ziehen gewußt hätte.“ Wieland.

Daß dieser Cagliostro des Altertums der Knabenliebe huldigte, nimmt uns nicht wunder, da er ein Grieche war; daß Lukian hier den Sittenrichter spielt, und um das gemeingefährliche Treiben des falschen Propheten zu entlarven, auch die Decke von seiner sexuellen Psyche hinwegzieht, werden wir zwar nicht schön finden, aber begreifen, zumal wenn wir uns daran erinnern, wie Aischines seinerzeit gegen Timarchos vorging (vgl. oben S. 19). Doch lassen wir nun Lukian selbst sprechen. § 3: „. . . Alexander war groß von Statur, schön von Gesicht und hatte wirklich etwas, das mehr als einen Menschen anzukündigen schien, in seinem ganzen Wesen. Seine Gesichtsfarbe war weiß, sein Bart nicht sehr stark, er trug sein eigen Haar, aber mit falschen Locken so künstlich vermehrt, daß die wenigsten etwas von diesem fremden Zusatz gewahr wurden. In seinen Augen funkelte das ehrfurchtgebietende Feuer eines Menschen, der von einem Gotte besessen ist; der Ton seiner Stimme war äußerst angenehm und wohlklingend: kurz, von dieser Seite war an seiner ganzen Person nicht das geringste auszusetzen.“

§ 5: „In seinen Knabenjahren war er (wie man aus den Überbleibseln schließen und von ehemaligen Augenzeugen hören konnte) außerordentlich schön, aber auch so ausschweifend, daß er sich einem jeden, der Lust zu ihm hatte, um Lohn verdingte[26]). Unter andern bemächtigte sich seiner ein gewisser Charlatan aus der Klasse derjenigen, die sich mit Magie, Geisterbeschwören und mit der Kunst, Liebe oder Haß durch Zaubermittel zu befördern, Schätze zu erheben und zu reichen Erbschaften zu verhelfen, abgeben. Dieser Mensch machte die glückliche Anlage des Knaben zu seiner Profession bald ausfindig, und da er ihn ebenso lüstern nach seinen bösen Künsten sah, als er selbst nach der Schönheit des Knaben war, so nahm er ihn in die Lehre und brauchte ihn in der Folge beständig zu seinem Gehilfen, Diener und Mitarbeiter. Öffentlich machte dieser Mann den Arzt und verstand sich so gut als immer die Gemahlin des Ägyptiers Thon beim Homer[27]),

mancherlei heilsamer Drogen und schädlicher viele zu mischen,

von welchen allen er unsern Alexander zum Erben machte. Dieser, sein Lehrmeister und Liebhaber, war aus Tyana[28]) gebürtig, ein Landsmann und Schüler des weltberühmten Apollonius“ usw.

§ 6: „Unser Held hatte nun das männliche Alter erreicht, und da der Tyanenser inzwischen gestorben, und die Schönheit, von der er sich allenfalls hätte nähren können, verblüht war, würde er sich mit einem kleinen Geist in keiner geringen Verlegenheit befunden haben. Aber er ließ den Mut nicht sinken“ usw.

Er bildet sich nun zum ärztlichen Charlatan und Wunderpropheten aus, wobei ihm eine gezähmte Schlange große Dienste tut, was natürlich im Rahmen unseres Aufsatzes nicht näher erörtert werden kann.

---

[26]) *ἀνέδην ἐπόρνευε καὶ συνῆν ἐπὶ μισθῷ τοῖς βουλομένοις.*

[27]) Hom. Od. 4, 230.

[28]) Tyana (**Τύανα**), ansehnliche Stadt in Kappadokien.

§ 41: „Ungeachtet er die Päderastie allen und jeden als etwas Unheiliges untersagt hatte, wußte der teure Mann doch solche Verfügungen zu treffen, daß ihm selbst nichts dadurch abging. Er befahl nämlich allen Städten im Pontus und in Paphlagonien, ihm alle drei Jahre eine Anzahl junger Orakeldiener zu schicken, die er beim Gottesdienste zum Absingen der Hymnen gebrauchen könnte, und zwar mußten hierzu nach genauer Prüfung die edelsten, schönsten und wohlgebildetsten ausgesucht werden. Diese schloß er zu seiner Bedienung bei sich ein und erlaubte sich alle möglichen Ausschweifungen mit ihnen, nicht anders, als ob er sie für sein Geld gekauft hätte [29]). Außerdem hatte er auch zum Gesetz gemacht, daß niemand, der über achtzehn Jahre alt war, sich die Freiheit nehmen durfte, ihn mit einem Kusse zu grüßen, sondern er reichte allen Übrigen seine Hand zum Küssen hin; er selbst aber küßte nur die schönen, die daher auch zum Unterschied die „Freunde innerhalb des Kusses" hießen. Weiter konnte er doch wohl seinen Mutwillen mit diesen aberwitzigen Menschen nicht treiben, als es so weit zu bringen, daß sie ihn mit ihren Weibern [30]) und Kindern unumschränkt nach seinem Belieben schalten ließen. Jeder hielt es schon für etwas Beneidenswürdiges, wenn er seine Frau nur ansah" usw.

Im § 50 finden wir auch eine Probe der Orakel, mit denen der vermeintliche Prophet auf die Dummheit seiner Mitmenschen spekulierte:

Möchtest du wissen, wer sich in deinem eigenen Bette
Deiner reizenden Gattin in aller Stille bedienet?
Wisse, dein Sklave Protogenes ist's, dein trautester Günstling:
Was du ihm ehmals getan [31]), *das tut er itzt deiner Gemahlin,*
Um dir für seine Schande mit gleicher Münze zu lohnen.
Und nun haben sie beide, damit du nicht sehest und hörest,
Was sie treiben, dir tödliches Gift bereitet, du wirst es
Unter dem Bett an der Mauer finden und willst du noch mehrers
Wissen, so kann die Magd Kalypso dir alles entdecken.

13. Von der Tanzkunst.

Περὶ ὀρχήσεως.

Diese Schrift ist eine „Lobrede auf die Kunst der Pantomimen, dieses Lieblingsschauspiel eines durch die Üppigkeit und Weichlichkeit verdorbenen Zeitalters, woran auch die Griechen, nach dem Beispiel ihrer Herren, der Römer, immer mehr Geschmack fanden und welches in Lukians späteren Jahren hauptsächlich auch zu Antiochia (wo er sich öfters aufhielt und wo dieser Aufsatz vielleicht geschrieben ist) eine der beliebtesten Belustigungen eines äußerst sinnlichen und dem Vergnügen leidenschaftlich ergebenen Volkes war." Wieland.

---

[29]) Man beachte, daß sich auch hier die sittliche Entrüstung Lukians nicht auf die Päderastie an sich bezieht, sondern darauf, daß Alexandros edle freigeborene Jünglinge zu seinem Willen zwingt, als wenn es sich um für Geld käufliche Mietlinge handelte.

[30]) Man sieht auch hier wieder die bisexuelle Betätigung. Vgl. S. 21; 45; 58.

[31]) Im Originaltext heißt es noch deutlicher:

ὤπυες γὰρ ἐκεῖνον, ὁ δ' αὖθις σὴν παράκοιτιν
ἀντίδοσιν ταύτην ὕβρεως ἰδίας ἀποτίνων.

Die Schrift richtet sich an einen gewissen Kraton, der ein Gegner der Pantomimen ist; er sagt in § 2:

„Aber dir, mein vortrefflicher Herr, wie soll man dir verzeihen, und was muß man von dir denken, der einer gelehrten Erziehung genossen und sich doch so ziemlich mit der Philosophie bekannt gemacht hat, wenn man dich den edelsten Studien und dem Umgang mit den alten Weisen entsagen sieht, um dich hinzusetzen und dir die Ohren volldudeln zu lassen, während du einem Zwitter von Weib und Mann zusiehest, wie er in einem üppigen weibischen Aufzug einherstolziert und mit den wollüstigsten Gesängen und Bewegungen die verrufensten Weibsstücke des Altertums, die Phädren und Parthenopen und Rhodopen und was weiß ich wie die unzüchtigen Bälge alle heißen, darstellt und sich zu dem allen noch pfeifen und trillern und die Mensur mit den Füßen schlagen läßt."

Weiter sagt er in § 5: „Wahrhaftig, das hätte mir noch gefehlt, daß ich mich mit diesem langen Barte und mit diesem grauen Kopfe mitten unter einen Haufen alberner Weiblein und wahnwitziger Männerchen gesetzt und den wollüstigen Gliederverdrehungen so eines heillosen Taugenichts zugeklatscht, ja wohl gar mit unanständigem Entzücken Bravo! Bravissimo! zugeschrieen hätte!"

Demgegenüber hebt Lukian (unter dem Pseudonym Lykinos) in § 6 die körperliche Schönheit der Schauspieler hervor und schildert in § 10 die Ephebentänze der Spartaner:

„Man sieht ihre Jugend[32]) sich mit ebenso vielem Eifer auf das Tanzen als auf die Waffenübungen legen; um von den Übungen des Fechtbodens auszuruhen, tanzen sie; daher sitzt immer ein Flötenspieler mitten in ihren Gymnasien, der, indem er ihnen vorspielt, mit dem Fuße die Mensur dazu schlägt, während sie, in Rotten abgeteilt, nach derselben alle Arten von Evolutionen machen, bald kriegerische, bald tänzerische, welche die trunkene Begeisterung des Weingottes oder die sanfteren Regungen der Göttin der Liebe ausdrücken. Auch ist immer das eine von den Liedern, die sie unter dem Tanzen zu singen pflegen, eine Anrufung der Aphrodite und der Eroten, daß sie ihnen tanzen und hüpfen helfen sollen; das andere hingegen, das sich anfängt *„munter, ihr Knaben, vorwärts den Fuß"* usw. enthält Regeln, wie sie tanzen sollen. Das nämliche pflegen sie auch bei dem Tanze, den sie *Hormos*, d. i. Halskette, nennen, zu beobachten. Dieser Hormos wird von Jünglingen und Jungfrauen in einem bunten Reihen getanzt: den Reihen führt ein Jüngling, dessen Tanz aus lauter kriegerischen Schritten, wie er sie einst im Felde zu machen hat, besteht; dann folgt eine Jungfrau, die ihren Gespielinnen mit dem sanften und zierlichen Schritt ihres Geschlechtes vortanzt; an diese schließt sich wieder ein Jüngling, der mit dem Vortänzer, und an den zweiten Jüngling das zweite Mädchen, das mit der Vortänzerin einerlei Schritt hält und so fort, so daß das Ganze gleichsam eine aus männlicher Tapferkeit und weiblicher Bescheidenheit durcheinander gewundene Kette ist. Außer-

[32]) Im Urtext: *τοὺς ἐφήβους* (die Jünglinge).

dem haben sie noch einen andern Tanz, den sie G y m n o p a i d i a i[33]) nennen."

Daß auch sonst in dem knabenfrohen Griechenland allüberall Tänze von Knaben und Jünglingen sich größter Beliebtheit erfreuten, versteht sich von selbst und wird durch die Zeugnisse der Schriftsteller genugsam bestätigt. In der vorliegenden Schrift erwähnt Lukian nur noch die R e i g e n t ä n z e d e r K n a b e n auf der Insel Delos.

§ 16: „Zu Delos wurden auch die Opfer nie anders als mit Tanz und Musik verrichtet. Chöre von Knaben, von den Auserlesensten aus ihrer Mitte angeführt, tanzten dabei im Reihen zur Flöte und Zither, und die Gesänge, die diesen Chören vorgeschrieben waren und wovon alle lyrischen Dichter voll sind, hießen *Hyporchemata,* d. h. Tanzlieder."

Die den Pantomimen zugrunde liegenden Gedanken wurden aus der gesamten griechischen, so überaus reichen Mythologie genommen. Eine interessante Aufzählung solcher Stoffe gibt Lukian-Lykinos in § 37 ff. Natürlich fehlten dabei auch päderastische Motive nicht. Als solche Knabenliebschaften, die auf der Bühne getanzt wurden, nennt Lukian in § 45 die Geschichte von Apollo und Hyakinthos (vgl. oben S. 12): „Auch Sparta bietet viele und reiche Materialien, als den Hyacinth und wie dieser schöne Knabe vom Zephyr, Apollos Nebenbuhler, unvorsichtigerweise getötet worden und die Blume mit der kläglichen Aufschrift aus seinem Blute entsprossen sein soll."

14. Der Eunuch oder der Philosoph ohne Geschlecht.

Εὐνοῦχος.

Die kleine Schrift erzählt von dem Wettbewerb zweier Philosophen um einen Lehrstuhl für Philosophie an der Universität Athen. Von den beiden Bewerbern gilt der eine, Bagoas, für einen Eunuchen, was dem andern, nachdem mehr oder weniger sachliche Gründe erschöpft sind, Gelegenheit gibt, dadurch dessen Unfähigkeit für die Lehrstelle zu erweisen. Wie Bagoas demgegenüber den Nachweis erbringt, daß er sehr wohl die Kennzeichen der Männlichkeit besitzt, wie er sich aber gerade dadurch der Gefahr einer Anklage wegen Ehebruchs aussetzt, das ist alles höchst drollig von Lukian erzählt, kann aber hier natürlich nicht weiter dargelegt werden.

§ 9: „Bagoas führte zum Beweis, daß der Geschlechtsmangel in Absicht dieser letztern (Verstand und Wissen) nichts entscheide, den Fürsten Hermeias von Atarneus an, dessen Verehrer der große Aristoteles in einem so hohen Grade gewesen, daß er ihm sogar wie

[33]) Die *γυμνοπαιδία,* eigentlich „Nacktknabentanz", war ein gymnastisches Fest, das zu Sparta seit Ol. 27,3 = 670 v. Chr. alljährlich, später zu Ehren der bei Thyrea (Ol. 59 = 544 v. Chr.) Gefallenen angestellt und mit Tänzen und Leibesübungen nackter Knaben gefeiert wurde. Es ist charakteristisch, daß dieses der Verherrlichung der Knabenschönheit dienende Fest, das 6—10 Tage lang dauerte, bei den Spartanern solch hohe Geltung hatte, daß sie sich nicht leicht durch irgendwelche störende Ereignisse von seiner Feier abhalten ließen. Beschreibung des Knabentanzes bei Athen. XIV 631 b.

einem Gott geopfert habe. Ja, er ging so weit, daß er behauptete, ein Mann in seinen Umständen sei um so tauglicher zum Amt eines Lehrers der Jugend, weil es keine Möglichkeit sei, daß der Verdacht, schöne Jünglinge zu verführen, wovon Sokrates[34]) selbst nicht freigeblieben sei, jemals auf ihn fallen könnte."

Die Schrift ist wieder einmal ein interessanter Beleg dafür, mit welcher natürlichen Ungeniertheit die Alten von sexuellen Dingen zu reden pflegten[35]). Das beweist nicht nur der gesamte Inhalt der Schrift, sondern auch einzelne Ausdrücke wie § 10 *μοιχὸς ἑάλω ποτὲ ἄ ρ ϑ ρ α ἐ ν ἄ ρ ϑ ρ ο ι ς ἔχων*, was Wieland etwas zahm übersetzt: „er wurde im Ehebruch ergriffen, und zwar in der präzisen Lage, die der Buchstabe des Gesetzes erfordert", oder § 12 *εἰ δύναιτο φιλοσοφεῖν τά γε πρὸς τῶν ὄρχεων*[35a]) („ob er mit den Requisiten zu einem Philosophen hinlänglich versehen sei") oder § 13: „so daß ich meinem Sohn, der zwar noch ein sehr kleiner Junge ist, weder einen guten Kopf noch eine geläufige Zunge, sondern bloß ein reiches Maß von der besagten Naturgabe wünschen muß, wenn ich die Freude haben will, einen großen Philosophen aus ihm werden zu sehen" (*ὥστε καὶ τὸν υἱὸν — ἔτι δέ μοι κομιδῇ νέος ἐστίν — εὐξαίμην ἂν οὐ τὴν γνώμην οὐδὲ τὴν γλῶτταν ἀλλὰ τὸ αἰδοῖον ἕτοιμον ἐς φιλοσοφίαν ἔχειν*)[35a]).

15. Demonax.

Δημώνακτος βίος.

Die Tendenz dieser Schrift gibt Lukian selbst mit folgenden Worten an (§ 2): „Es ist nicht mehr als billig, daß ich auch dem Demonax ein Denkmal stifte, damit er, soviel an mir ist, im Andenken guter Menschen fortlebe, unsre edlern Jünglinge aber, die sich der Philosophie zu ergeben Lust haben, nicht genötigt seien, sich bloß nach alten Beispielen zu bilden, sondern auch an diesem unsern Zeitgenossen, dem besten aller Philosophen, die ich kenne, ein Muster der Vollkommenheit und ein Ziel ihrer Nacheiferung finden mögen."

In dieser Charakterskizze finden sich auch zwei gar nicht üble Anekdoten pädophilen Inhaltes, die freilich, da ihre Pointe in Wortspielen liegt, in der Übersetzung verlieren müssen.

§ 15: „Ein schöner, junger Mensch, der Sohn eines vornehmen Mazedoniers, namens Python, ließ sich einst einfallen, ihn necken zu wollen und legte ihm einen Vexierschluß vor mit der Zumutung, er sollte ihm diesen Syllogismus auflösen, wenn er könnte. Kind, sagte Demonax, das weiß ich wenigstens, daß du leicht aufzulösen bist. Der junge Herr nahm den Scherz übel und sagte in einem drohenden Tone: ich will dir gleich einen Mann weisen! Was? versetzte jener lachend, hast du gar einen Mann?"

---

[34]) Vgl. oben Seite 9, 15, 16, 21.

[35]) Über die Ungeniertheit der Alten, von sexuellen Dingen zu reden, gibt weiteres Material Paul Brandt in seiner erklärenden Ausgabe von Ovids Amores S. 10 (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1911). Ausführlich darüber auch „Erotes" S. 2; 145 ff.

[35a]) Man beachte die Ungeniertheit, mit der im griechischen Text *ὄρχεις* (Hoden) und *αἰδοῖον* (Geschlechtsteil) genannt werden.

Dazu macht Wieland die Anmerkung: „Unsere Leser merken ohne einen Kommentar, was für eine Schlange Demonax dem jungen Gecken in den Busen werfen wollte. Die unübersetzliche Zweideutigkeit in den Worten *ὅτι περαίνει* konnte nicht wohl anders als so, wie ich getan habe, kompensiert werden, wenn ich das Bonmot nicht ganz weglassen wollte.“

Vielleicht könnte man so übersetzen: . . . er solle ihm diesen Syllogismus auflösen, wenn es sich machen ließe. Kind, sagte Demonax, das eine weiß ich wenigstens, daß du es mit dir machen läßt. —

§ 17: „Da er einstmals einen goldenen Siegelring auf der Straße gefunden hatte, schlug er am Markt eine Anzeige an, worin er sich erbot, den Ring demjenigen, der ihn verloren hätte, zurückzugeben, wofern er sich durch Angabe der Schwere desselben und Beschreibung des geschnittnen Steines legitimieren könne. Es meldete sich hierauf ein schöner, junger Mensch, der den Ring verloren haben wollte, aber nichts Taugliches zum Beweise vorbrachte. Geh, Kind, sagte Demonax, und trage Sorge für deinen eignen Ring“ [36]).

§ 18: „Ein römischer Senator, der nach Rom gekommen war, stellte ihm seinen Sohn, einen ungemein schönen, aber äußerst weichlichen und mädchenhaften Jüngling, mit den Worten vor: Mein Sohn hier macht dir sein Kompliment. Er ist schön, antwortete Demonax, und deiner würdig und seiner Mutter sehr ähnlich.“

§ 12 (aus einem Gespräch mit dem Philosophen Favorinus) [37]):

„. . . und da der Flavorinus noch nicht genug hatte, sondern ihn in einem spöttelnden Tone fragte, was er für ein besonderes Mittel bei sich trage, um in so kurzer Zeit aus einem Knaben zum Philosophen geworden zu sein, antwortete Demonax: Was du nicht hast“ [38]).

---

[36]) Wielands Anmerkung: „Wieder ein Spiel mit dem Doppelsinne des Wortes *δακτύλιος*, welches bei Aristophanes auch ein gewisses *orificium* bedeutet, das bei uns unter die unaussprechlichen Worte gehört.“

Wieland ist gar zu feinfühlig; *δακτύλιος* bedeutet den Ringmuskel am After, sonst *σφιγκτήρ* (der zusammenschnürende) genannt, in dessen starker Konzentrationsfähigkeit die Griechen einen der Hauptgründe für die höheren Wonnen der postumen Liebe erblickten. Vgl. das Epigramm des Straton in Anth. Pal. XII 7:

Σφιγκτὴρ οὐκ ἔστιν παρὰ παρθένῳ, οὐδὲ φίλημα
ἁπλοῦν, οὐ φυσικὴ χρωτὸς ἐυπνοΐη,
οὐ λόγος ἡδὺς ἐκεῖνος ὁ πορνικός, οὐδ' ακέρατον
βλέμμα. διδασκομένη δ' ἐστὶ κακιοτέρα.
Ψυχροῦνται δ' ὄπιθεν πᾶσαι, τὸ δὲ μεῖζον ἐκεῖνο,
οὐκ ἔστιν ποῦ θῇς τὴν χέρα πλαζομένην.

Vgl. dazu Hans Licht, Der *παίδων ἔρως* in der griechischen Dichtung. II. Die Gedichte der Anthologie (In Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. IX, Leipzig 1908, Seite 229) und O. Knapp in Krauß' Anthropophyteia, Bd. III, Leipzig 1906, S. 254 ff. Ausführlich darüber auch „Erotes“ S. 39—44.

[37]) Dieser, ein Günstling des Herodes Atticus und des Kaisers Hadrian, „machte kein Geheimnis daraus, daß er entweder von Natur oder durch Zufall eines sehr wesentlichen Requisits zur Mannheit ermangelte“ (Wieland).

[38]) Demonax braucht nur ein einziges Wort (*ὄρχεις*, Hoden) zu seiner Antwort; aber in unserer Sprache ist es nicht erlaubt, sich so kurz und gut auszudrücken. Anmerkung Wielands.

§ 24: „Der weltberühmte Herodes Atticus betrauerte einen seiner Lieblinge, Polydeukes genannt, den er durch einen frühzeitigen Tod verloren hatte, so ausschweifend, daß er, weil er nicht zugeben wollte, daß er gestorben sei, Befehl gab, daß man seine Pferde, als ob er ausfahren würde, vor seinen Wagen spannen und seine Tafel decken mußte, als ob er sich nur hinzusetzen brauchte. Auf einmal kam Demonax zu ihm und sagte: Da bringe ich dir einen Brief vom Polydeukes. Herodes, der sich einbildete, daß auch Demonax sich wie alle anderen dazu bequeme, seiner Leidenschaft zu schmeicheln, bezeugte große Freude darüber und fragte ihn, was Polydeukes denn verlange. Er beklagt sich über dich, sagte Demonax, daß du ihm nicht schon gefolgt bist“ [39]).

16. Panthea oder die Bilder.

Εἰκόνες.

Wenn ein moderner Autor eine Huldigungsschrift für eine Dame verfassen wollte, so könnte man darauf schwören, daß darin die Knabenliebe auch nicht mit einem einzigen Worte erwähnt werden würde; schon der Gedanke, derartiges in einer Huldigungsschrift für eine Dame vorauszusetzen, würde uns als ganz unmöglich erscheinen. Im Altertum war die Knabenliebe eine zu natürliche und zu selbstverständliche Erscheinung, als daß man nicht überall von ihr mit der größten Ungeniertheit und Offenheit hätte sprechen können. An wen nun auch die unter dem Namen „die Bilder“ auf uns gekommene Schrift gerichtet ist, ob an Fabia, die Geliebte des Mark Aurel, wie man früher annahm, oder — was wahrscheinlicher ist — an Pantheia, die Mätresse des Kaisers Verus, soviel steht jedenfalls fest, daß es sich um eine überschwängliche, ja etwas geschmacklose Huldigung an eine vornehme Dame handelt. Der Titel der kleinen Schrift erklärt sich daraus, daß Lukian von den gefeiertsten Göttinnenbildern die einzelnen besonders charakteristischen Schönheiten entlehnt, um daraus ein Idealbild der von ihm gefeierten Dame zu konstruieren. Lukian tritt unter dem uns schon bekannten Namen Lykinos auf, der seinem Freunde Polystratos von dem Schönheitswunder berichtet, das er in Smyrna, „der schönsten der ionischen Städte“ (§ 2) gesehen hat.

§ 1. Lykinos. Wahrlich, Polystratos, so muß denen zumute gewesen sein, die die Medusa ansahen, wie mir, da ich neulich die schönste Frau, die man mit Augen sehen kann, zu Gesicht bekam. Ich versichere dich, es fehlte wenig, daß ich die Fabel wahr gemacht hätte und vor Bewunderung auf der Stelle zum Stein hingefroren wäre.

Polystratos. Ei ja wohl muß eine Frau, die auf Lykinos diese Wirkung tun konnte, ein ganz unnatürliches Wunder von Schönheit sein. Mit schönen Knaben pflegt dir wohl eher so was zu

[39]) „Mich dünkt, Demonax habe ihm damit auf eine feine Art zu verstehen geben wollen, daß mehr Eitelkeit und Prätension als wahre Liebe zum Verstorbenen in seinem seltsamen Betragen sei.“ Anmerkung Wielands. Dieser Liebling des Herodes Atticus wird auch in § 33 erwähnt.

begegnen. Da könnte man leichter den ganzen Sipylos[40]) versetzen, als dich, wenn dir so ein Adonis in den Wurf kommt, von der Stelle bringen und verhindern, daß du nicht mit halboffnem Munde, ja wohl gar mit tränenden Augen wie eine zweite Niobe vor ihm stehen bleibst. Aber wer ist denn diese versteinernde Medusa und wo ist sie anzutreffen, damit ich auch hingehe und anschaue?"

In § 13 sagt Polystratos: „Der ganze Ton und Klang ihrer Stimme ist wie er sein muß, um anmutig zu sein; weder so tief, daß er ins Männliche fällt, noch so dünn und zart, um etwas allzuweibliches und weichliches zu haben: sondern wie die Stimme eines noch nicht mannbaren Knaben, lieblich, sanft und so gefällig ins Ohr sich einschleichend, daß man, wenn er auch zu reden aufgehört hat, die Stimme noch zu hören glaubt und die letzten Töne noch immer, wie ein sanftverschwebendes Echo, die Wölbungen des Ohres umsäuseln und gleichsam honigsüße und überredungsvolle Spuren in der Seele zurücklassen."

Also: die Süßigkeit der Knabenstimme muß herhalten, um der Dame Huldigungen darzubringen.

17. Toxaris oder die Freundschaft.

Τόξαρις ἢ φιλία.

Die Schrift ist ein hohes Lied auf die Freundschaft mit zahlreichen Beispielen rührender Freundestreue. Als Gegenstück wird die Gemeinheit des Weibes dargelegt, wie es den reinen Jüngling ins Verderben stürzt. Der Skythe Toxaris und der Grieche Mnesippos streiten sich, welche der beiden Nationen die stärksten Beispiele von Freundschaft aufzuweisen habe.

Orestes und Pylades gelten den Skythen als das ewig leuchtende Vorbild männlicher Freundschaft (§ 5). „Unsere Vorfahren haben das, was sie miteinander und einer für den andern erduldet haben, auf eine eherne Säule graben lassen, die als ein heiliges Denkmal im Tempel des Orest aufgestellt ist und haben durch ein Gesetz verordnet, daß diese Säule die erste Schule für unsere Kinder, und die auf derselben gegrabene Geschichte das erste, was sie auswendig lernen, sein soll. Daher kommt es, daß ein Skythe eher den Namen seines Vaters vergessen haben könnte, als daß ihm die Taten des Orestes und Pylades unbekannt sein sollten" (§ 6). . . . „Die Skythen halten die Freundschaft höher als alles und es gibt nichts, worauf sich ein Skythe mehr einbildet, als wenn er etwas Schweres mit einem Freunde auszuführen und gefährliche Abenteuer in Gesellschaft mit ihm zu bestehen Gelegenheit bekommt; sowie sie keine größere Schande kennen, als für einen Verräter der Freundschaft gehalten zu werden" (§ 7).

Die Griechen bleiben nach der Meinung des Toxaris in der Ausübung der Freundschaft weit hinter der Theorie zurück (§ 9); er macht dann dem Mnesippos den Vorschlag, es solle jeder aus der Geschichte seines Landes Beispiele beibringen; „wer von uns beiden die besten Freunde aufstellen kann, soll Sieger sein und sich rühmen

[40] Gebirge in der Landschaft Lydien in Kleinasien.

dürfen, seinem Vaterlande in dem schönsten und edelsten aller Kampfspiele den Preis gewonnen zu haben“ (§ 10). Darauf einigen sich die beiden, daß jeder fünf Beispiele besonders leuchtender Freundesliebe anführen soll (§ 11). Nachdem sie beim Zeus Philios[41]) geschworen haben, nur wahre Geschichten, keine erdichteten zu erzählen, beginnt Mnesippos das Turnier mit der Erzählung von der Freundschaft des Agathokles und Deinias (§ 12—18).

Die innige Freundschaft dieser beiden Jünglinge wird dadurch gestört, daß eine gewisse Charikleia, eine mit allen Künsten raffiniertester Buhlerei ausgestattete Kurtisane, den unerfahrenen Deinias in ihre Netze lockt. Als sie ihn völlig zugrunde gerichtet hat, gibt sie ihm den Laufpaß. Deinias, völlig mittellos, sucht den treulos verlassenen Freund auf und erklärt, er müsse entweder Charikleia wieder haben oder er wolle sterben. Agathokles verkauft sein Haus und gibt dem Freunde den Erlös, der alsbald von der Dame wieder zu Gnaden aufgenommen wird. Aber bei einem nächtlichen Rendezvous wird er von dem Gatten der Dame überrascht; die Furcht vor der argen Strafe, die dem Ehemann gegen den ertappten Ehebrecher zustand[42]), treibt ihn zur Verzweiflung, in der er den Gatten der Charikleia und darauf auch diese umbringt. Zur Strafe für diesen Doppelmord wird er nach einer kleinen, unwirtlichen Felseninsel verbannt; der getreue Agathokles begleitet ihn in die Verbannung, wo er ihn bis zu seinem Tode pflegt. Ja, auch dann kehrt er nicht in die Heimat zurück, da er es nicht über sich gewinnen kann, sich von den Gebeinen des Freundes zu trennen.

Nachdem Toxaris seine Zufriedenheit mit dem Gehörten ausgesprochen hat, erzählt Mnesippos die Geschichte von Damon und Euthydikos (§ 19—21). Leider verbietet der Mangel an Platz, die Geschichten im einzelnen zu analysieren. Der geneigte Leser möge sie im Lukian oder im Wieland nachlesen. Nur die Namen der Freundespaare seien hier noch genannt: Eudamidas und seine Freunde (§ 22—23); Zenothemis und Menekrates (§ 24—26); Demetrios und Antiphilos (§ 27—34).

Danach fordert Mnesippos den Toxaris auf, nun auch seinerseits von skythischen Jünglingen zu erzählen, denen das höchste Lob der Freundschaft zuerteilt werden müsse. Toxaris schildert dann zunächst den Blutbund der skythischen Jünglinge; unter anderem sagt er (§ 37): „Hat nun endlich einer den Vorzug erhalten und ist zum Freunde angenommen worden, so beschwören sie mit dem heiligsten der Schwüre den Bund der Freundschaft, schwören, nicht nur miteinander zu leben, sondern, sobald es nötig wäre, auch füreinander zu sterben. Und dabei bleibt es denn auch. Von dem Augenblick an, da sich bei uns ihrer zwei in den Finger geschnitten, etliche Tropfen von ihrem Blute in einen Becher laufen lassen, die Spitzen ihrer Dolche darein getaucht, zum Munde gebracht und abgeschlürft haben, von diesem Augenblick an ist nichts in der Welt, das sie wieder trennen könnte. Aber mehr als höchstens drei auf einmal dürfen diesen Bund nicht miteinander be-

[41]) So heißt Zeus als Beschützer der Freundesliebe.
[42]) Vgl. unten S. 57, Anm. 105.

schwören. Denn wer vieler Leute Freund ist, wird bei uns mit den gemeinen Weibsstücken, die sich einem jeden preisgeben, in eine Linie gestellt; wir sind der Meinung, eine unter viele geteilte Freundschaft könne unmöglich die gehörige Innigkeit und Stärke haben." Er erzählt dann die Geschichten von fünf skythischen Freundespaaren, nämlich von Dandamis und Amizokes (§ 39—42); Belittas und Basthes (§ 43); Makentes, Lonchates, Arsakomas (§ 43—55); Sisinnes und Toxaris (§ 57—60); Abauchas und Toxaris (§ 61).

Nach diesen Erzählungen stellt sich heraus, daß der Wettstreit nicht entschieden werden kann, da die beiden vergessen haben, einen Schiedsrichter zu bestellen. So beschließen sie, den Streit unentschieden zu lassen und dafür lieber selbst einen Freundesbund einzugehen. Mit den Worten des Mnesippos: „Sei versichert, Toxaris, ich würde mich eine weit längere Reise nicht verdrießen lassen, wenn ich solche Freunde dadurch zu erhalten wüßte, wie ich in dieser Unterredung einen an dir gefunden habe" schließt dieser hohe Hymnus auf das, was den Griechen als das Köstlichste im Leben dünkte, die Freundschaft.

18. Lucius oder der magische Esel.

Λούκιος ἢ ὄνος.

Aus den uns nicht erhaltenen Metamorphosen des Lucius von Patrai hat Lukian eine Novelle zurechtgeschnitten, die durch die Fülle der darin vorkommenden Abenteuer, nicht zuletzt auch wegen der Pikanterie, um nicht zu sagen Obszönität ihrer Darstellung immer ihre Leser finden wird. Denselben Gegenstand hat Apuleius in den elf Büchern seiner Metamorphosen in breiter Weise ausgeführt. Für unser Thema im engeren Sinne, die griechische Knabenliebe, bietet die Novelle Lukians nur wenig Material; da sie aber für die Kenntnis des sexuellen Lebens des griechischen Altertums von großer Bedeutung ist, mag hier auch einiges miterwähnt werden, was streng genommen nicht unter unsere Betrachtung fallen würde. Die Fülle der Ereignisse, so reizvoll es auch an sich wäre, können wir hier nicht darlegen, sie muß der Leser bei Lukian oder Wieland nachlesen; auch sei darauf hingewiesen, daß von den Metamorphosen des Apuleius eine Übersetzung von Rode [43]) erschienen ist.

In § 6 spielen die weiblichen kallipygischen Reize eine große Rolle. Der Jüngling Lucius, der Held der Geschichte, ist auf seiner Reise nach Thessalien in das Haus eines Verwandten gekommen. Mit der jungen Magd des Hauses, die den bezeichnenden Namen Palaistra führt, knüpft er ein Liebesverhältnis an. Doch hören wir den Lucius selbst: „Ich langte in meinem Quartier an, fand aber weder den Hipparchos noch seine Frau zu Hause, sondern Palaistra allein, die in der Küche beschäftigt war, unser Abendessen zurechtzumachen. Ich blieb stehen und ergriff diese gute Gelegenheit, besser mit ihr bekannt zu werden. Da sie eben daran war, etwas in einem

[43]) Der goldene Esel. Aus dem Lateinischen des Apulejus übersetzt von August Rode. Mit einer Einleitung von Sacher-Masoch. Leipzig o. J. (1782), Hermann Bruckner. Neue illustrierte Ausgabe im Verlage von Barsdorf in Berlin und in anderen Verlagen.

Topfe umzurühren, sagte ich ihr mit einer Anspielung auf ihren Namen, die ihr nicht zu mißfallen schien, etwas Schmeichelhaftes über ihre Gestalt und über die reizende Art, womit sie ihre runden Hüften bei dieser Arbeit hin und herwirbelte, ohne ihr ein Geheimnis aus der sympathischen Wirkung zu machen, die ein so schlüpfriger Anblick auf die meinigen hatte, oder ihr die Wünsche zu verbergen, die er in mir rege machte. Das Mädchen, das ein überaus schnippisches und buhlerisches Ding war, erwiderte mir gleich im nämlichen Tone: Junger Her, wenn du klug bist und dein Leben liebst, so rate ich dir, meinem Feuer nicht zu nahe zu kommen, ich will dich ehrlich und redlich gewarnt haben"[44]) usw.

Die beiden Liebenden werden dann sehr bald einig; die erotischen Finessen ihrer ersten Liebesnacht werden in § 8—10 mit großer Üppigkeit und sinnlicher Glut bis ins Kleinste ausgemalt. Wieland hat diese Stelle nicht mit übersetzt und begründet das in seiner Anmerkung: „Was ich hier auszulassen gezwungen bin, ist so beschaffen, daß außer den lateinischen Übersetzern noch kein anderer schamlos genug gewesen ist, eine Dollmetschung davon zu wagen. Bei den Griechen, die über diesen Punkt viel ertragen konnten, mag diese sotadische Szene wegen der durchgängigen Anspielung auf ihre gymnastischen Übungen Gnade gefunden haben, wozu der Name des Mädchens den Vorwand geben mußte. Palaistra ist hier zu gleicher Zeit der Fechtboden und der Fechtmeister; Lucius macht den Lehrling; und beide (oder vielmehr der Autor, in einer Stunde, wo ihn die gute Göttin Sophrosyne und ihre Grazien gänzlich verlassen hatten) gefallen sich in einer allegorischen Anwendung aller möglichen Kunstwörter der griechischen Ring- und Fechtkunst auf die Kampfspiele der Venus-Hetäre."

Ganz so schlimm ist die Sache nicht; ich wenigstens kann die Stelle nicht schamlos finden, deswegen nicht, weil alle obszönen Ausdrücke fehlen, ja die Durchführung der aus der Ringkunst auf das Erotische entlehnten Terminologie ist sehr geschickt und entbehrt nicht eines gewissen Reizes. Ich würde mich auch nicht scheuen, die Stelle ins Deutsche zu übersetzen, wenn sie für den eigentlichen Zweck der vorliegenden Untersuchung Material böte.

Dem Esel, in den Lucius durch ein unglückliches Versehen der Palaistra verwandelt wurde, der aber sein menschliches Empfinden und Denken beibehalten hat, werden in § 32 auch pädophile Neigungen nachgesagt: „Wo er irgends ein Weibsbild oder ein hübsches junges Mädchen oder einen schönen Knaben[45]) sieht, gleich ist er in vollem Sprunge hinterdrein und gebärdet sich nicht anders dabei als wie ein Mannsbild in eine Weibsperson, in die er verliebt ist; er beleckt und beißt sie, als ob er sie küssen wollte und will mit aller Gewalt über sie her." Ebenso in § 33: „Gut, sagte der Herr,

[44]) So übersetzt Wieland, mit der Anmerkung: „Hier ist die erste Stelle, wo der Esel ein wenig gestutzt werden mußte." Der Originaltext ist viel üppiger und nennt die sexuellen Details ohne Rücksichtnahme. Ich gebe die Stelle hier in wortgetreuer Übersetzung: „Wie harmonisch du doch, reizende Palaistra, den Hintern zusammen mit dem Topfe hin und herdrehst und herauskehrst. Wie wollüstig dabei die Hinterbacken erzittern; glücklich wäre der, der sich dort hinein versenken könnte."

[45]) Die Worte „oder einen schönen Knaben" hat Wieland weggelassen, weist allerdings in der Anmerkung darauf hin.

wenn er weder zum Reiten noch zum Tragen taugt und den Weibern und Mädchen so gefährlich ist[46]), so schlagt ihn tot" usw.

Schließlich wird der menschlich empfindende Esel für 30 Drachmen (ungefähr 24 Mk.) von einem „Kinäden" gekauft; „es war einer von denen, die mit der Syrischen Göttin in den Dörfern und Maierhöfen herumziehen und die Göttin betteln zu gehen zwingen .... Wie wir bei der Herberge des Philebos (so nannte sich mein Käufer) ankamen, rief er gleich vor der Tür mit großer Stimme: Heda, ihr Mädchen, ich habe euch einen schönen Sklaven, einen derben Kappadozier, zu eurer Bedienung gekauft. Diese „Mädchen" waren ein Trupp Kinäden, die sich Philebos zu seinem Gewerbe beigesellt hatte. In der Meinung nun, daß der gekaufte Sklave ein wirklicher Mensch sei, erhoben sie allezumal ein lautes Freudengeschrei. Wie sie aber sahen, daß es nur ein Esel war, brachen sie in ein ebenso lautes Gelächter aus und hängten dem Philebos die losesten Reden an. Ei, ei, Mütterchen, sagten sie, meinst du, wir sollen nicht merken, daß du nicht einen Sklaven für uns, sondern einen Bräutigam für dich selbst gekauft hast, wo du ihn auch aufgegabelt haben magst? Viel Glück zu einer so schönen Heirat, und möchtest du uns bald Füllen, die eines solchen Vaters würdig sind, gebären!

Am folgenden Morgen schickten sie sich zur Arbeit, wie sie es nannten, an, putzten ihre Göttin heraus und setzten sie auf meinen Rücken. So oft wir nun zu einem Dorfe kamen, mußte ich, Träger der Göttin, stillhalten; der Flötenspielerchor fing wie begeistert an zu blasen, die Diener der Göttin aber warfen ihre Mützen von sich, drehten sich mit gesenkten Köpfen im Kreise herum, schnitten sich mit ihren Schwertern in die Arme, streckten die Zunge zwischen den Zähnen hervor und durchbohrten sie ebenfalls, so daß in einem Augenblicke alles vom Blute dieser Weichlinge voll war. Indem ich so stand und diesem seltsamen Schauspiel zum ersten Mal zusah, war mir mächtig Angst, die Göttin möchte auch Eselsblut vonnöten haben. Nachdem sie sich nun weidlich zugeschnitten hatten, gingen sie bei den umstehenden Zuschauern herum und sammelten Obolen und Drachmen ein. Andere gaben ihnen Feigen oder einen Käse, einen Krug Wein, eine Metze Weizen und Gerste für ihren Esel. Dies waren die Einkünfte, wovon diese Gesellen sich nährten und die Göttin, die ich trug, in gehörigem Stand und Wesen erhielten.

Einstmals, da wir in eines ihrer Dörfer einfielen, trieben sie einen großen, jungen Bauernburschen auf, den sie in die Herberge, wo sie ihre Niederlage hatten, hineinzulocken wußten; — zu welchem Gebrauch, werden diejenigen leicht erraten, welche wissen, was der gewöhnlichste und liebste Zeitvertreib dieser schändlichen Kinäden ist. Die Notwendigkeit, worin ich war, ein Augenzeuge solcher Bübereien zu sein, machte mir meine Verwandlung schmerzlicher als jemals. Ich wollte in meinem gerechten Unwillen ausrufen: O du elender Juppiter! Aber die Worte blieben mir im Halse stecken und an ihrer Statt kam nichts als ein ungeheures Eselsgeschrei heraus. Zufälligerweise gingen eben ein paar Bauern, die einen verlorenen

[46]) Wieland fälscht den Text; es muß heißen: „. . . wenn er wie ein Mensch verliebt ist und auf Weiber und Knaben toll" (ἔρωτας ἀνθρωπίνους ἐρᾷ καὶ γυναῖκας καὶ παῖδας οἰστρούμενος).

Esel suchten, vorbei und wie sie mich so gewaltig schreien hören, kommen sie ungefragt hinein, in der Meinung, es könnte wohl der ihrige sein, und werden unvermutet Augenzeugen der unnennbaren Dinge, die hier vorgingen. Sie kamen bald wieder mit großem Gelächter heraus und liefen im ganzen Dorfe herum, um das liederliche Leben der Priester bekannt zu machen. Diese schämten sich so sehr, daß solche Dinge von ihnen ausgekommen waren, daß sie sich in der nächsten Nacht in aller Stille davonmachten, aber wie sie weit genug von der Landstraße entfernt waren, ließen sie ihren Zorn an mir aus, daß ich ihre Mysterien verraten hätte“ (§ 35—38) [47]).

Das Ende der Abenteuer des menschlichen Esels Lucius bildet die Liebesgeschichte mit der vornehmen Dame in Thessalonike (§ 50—56). Lukian erzählt dieses Abenteuer ausführlich und pikant genug; wir können die an sich recht lesbare Episode hier nur kurz skizzieren und müssen den wißbegierigen Leser schon auf den Originaltext oder auf die allerdings etwas verkürzte Wielandsche Übersetzung verweisen.

Die vornehme und sehr reiche Dame hat von den wunderbaren Eigenschaften des Esels gehört, in dem freilich niemand einen verzauberten Menschen vermutet. Sie kommt, sieht, verliebt sich in ihn. Sie kauft ihn und behandelt ihn nun ganz als ihren Geliebten. Das seltsame Liebespaar wird aber bei dem Akte der höchsten Wonne belauscht und man beschließt, aus den seltenen Fähigkeiten des geheimnisvollen Esels ein öffentliches Schauspiel zu machen. Im Theater soll vor aller Augen vorgeführt werden, wie der Esel mit einer zum Tode verurteilten Frau (einer Christin?) das Beilager vollzieht. „Als nun endlich der Tag gekommen war, den Menekles zu den öffentlichen Schauspielen, die er auf seine Kosten der Stadt geben wollte, angesetzt hatte, wurde ich folgendermaßen ins Amphitheater gebracht. Man legte mich auf ein kostbares Sofa, dessen Holzwerk mit indianischem Schildkrot überzogen und mit goldnen Buckeln eingelegt war, und das Weibsbild mußte sich neben mich legen; hierauf wurden wir, wie wir waren, auf eine Tragmaschine gebracht, ins Amphitheater getragen, und mitten in demselben unter allgemeinem Freudengeschrei und Händeklatschen der Zuschauer niedergesetzt. Neben uns stand ein Tisch, der mit den leckerhaftesten Schüsseln reichlich besetzt war, und verschiedene schöne Knaben, die uns Wein in goldnen Gefäßen einschenkten . . . Unvermutet werde ich eines Menschen gewahr, der mit einem Korb voll Blumen bei den Zuschauern herumging, worunter ich auch frische Rosen [48])

---

[47]) Abgesehen von der Erzählung selbst beachte man, daß also auch im griechischen Altertum Kinäden ihres weibischen Benehmens wegen mit weiblichen Namen belegt wurden. Zwar die Anrede „Mütterchen“ steht nicht wörtlich bei Lukian, wohl aber hat Wieland damit sehr hübsch den Sinn der Femininform des Verbums getroffen (*τοῦτον οὐ δοῦλον ἀλλὰ νυμφίον σαυτῇ πόθεν ἄγεις λαβοῦσα*). Aus dem Wortlaut des Textes geht weiter hervor, daß die Kinäden im Verkehr mit dem stämmigen Bauernburschen die passive Rolle spielen (*ἔπειτα ἔπασχον ἐκ τοῦ κωμήτου ὅσα συνήθη καὶ φίλια τοιούτοις ἀνοσίοις κιναίδοις ἦν*). Deshalb auch, nicht wegen der päderastischen Betätigung an sich, die Beschämung der Priester: sie schämen sich einmal, daß ihre priesterliche Heuchelei entlarvt ist und dann, weil sie die passive Rolle dabei spielten, was auch im griechischen Altertum bei Erwachsenen — wie noch heute im Orient — als minder ehrenvoll galt.

[48]) Rosen sollten das Entzauberungsmittel sein, das dem Esel die frühere menschliche Gestalt wiedergeben würde.

hervorblicken sah. Ich, ohne einen Augenblick zu zaudern, springe vom Sofa herab und auf den Blumenträger zu. Jedermann glaubt, ich tue es, um zu tanzen: aber mir war es um ganz was anderes zu tun. Ich durchstöberte die Blumen eine nach der andern und sobald ich die Rosen herausgekriegt hatte, fraß ich sie gierig auf. Noch waren alle Augen mit Verwunderung auf mich geheftet, als mir auf einmal meine tierische Maske (wenn ich so sagen darf) abfällt und nicht mehr ist, der bisherige Esel aus allen Augen verschwindet und der vorige Lucius, der in jenem gesteckt hatte, nackend dasteht ..."

Erst allmählich beruhigt sich das enttäuschte Publikum. Lucius aber, froh wieder Mensch zu sein, hält es für seine Anstandspflicht, jener vornehmen Dame, die ihn als Esel so geliebt hatte, einen Abschiedsbesuch zu machen. Er wird auch von ihr freundlich empfangen und eingeladen, mit ihr zu Nacht zu speisen. Den Schluß mag uns Lucius wieder selbst erzählen. „Endlich, wie die Nacht schon ziemlich weit vorgerückt und es Zeit zum Schlafengehen war, stehe ich auf, kleide mich, nichts Böses ahnend, vielmehr in der Meinung, es recht gut zu machen, hurtig aus und stelle mich meiner Dame dar, fest überzeugt, ihr durch die Vergleichung mit meiner ehemaligen Eselsgestalt nur desto mehr zu gefallen. Aber wie sie sah, daß alles an mir so menschlich war[49]), spie sie mit Verachtung vor mir aus und befahl mir, mich augenblicklich aus ihrem Hause zu packen und ihrenthalber schlafen zu gehen, wohin ich wollte. Ich Armer, der ich mir diesen plötzlichen Unwillen gar nicht erklären konnte, fragte sie mit Erstaunen: Und was für ein so großes Verbrechen habe ich denn begangen, daß ich dir auf einmal so zuwider bin? — Wie? versetzte die Dame, muß ich mich noch deutlicher erklären? Bildest du dir denn ein, daß ich, da du noch ein Esel warst, in dich verliebt gewesen oder meine Liebkosungen an dich verschwendet habe? Nicht du, armseliges Ding, sondern der Esel war es, den ich liebte, und da du zu mir kamst, dachte ich nichts anderes, als du werdest auch jetzt noch das Verdienstlichste deiner vorigen Gestalt aufzuweisen haben[50]): aber leider sehe ich dich aus dem schönen und nützlichen Tiere, das du warst, in einen — Affen verwandelt. Mit diesen Worten rief sie einigen Bedienten und befahl ihnen, mich wie ich war aufzupacken, zum Hause hinauszutragen und mir die Tür vor der Nase zuzuschließen. Man kann sich vorstellen, was für eine angenehme Nacht ich zubrachte, da ich so schön, parfümiert, mit Rosen bekränzt und unbekleidet, als ich war, nun im Dunkeln und unter freiem Himmel, die nackte Erde umarmen und anstatt einer sehr warmen Beischläferin mit einer so kalten vorliebnehmen mußte. Mit der ersten Morgendämmerung lief ich dem Schiffe zu und erzählte meinem Bruder mit Lachen, was mir begegnet war. Wir segelten hierauf mit dem ersten guten Winde, der von der Stadt herwehte, von dannen und langten in wenigen Tagen in meiner Vaterstadt an, wo mein erstes Geschäft war, den rettenden Göttern ein Opfer und Weihgeschenke darzubringen, daß sie mich aus diesem mühseligen und heillosen Eselsabenteuer, nach so langem

[49]) *ἡ δὲ ἐπειδὴ εἶδέ με πάντα ανθρώπινα ἔχοντα.*
[50]) *καὶ ᾤμην σε καὶ νῦν κἂν ἐκεῖνό γε μόνον τὸ μέγα τοῦ ὄνου σύμβολον διασώζειν καὶ σύρειν.*

Herumtreiben, wiewohl nur mit genauer Not wohlbehalten wieder nach Hause gebracht hatten."

19. Der Hahn oder der Traum.

Ὄνειρος ἢ ἀλεκτρυών.

Der Schuster Mikyllos träumt, daß er plötzlich reich geworden sei. In seinen schönsten Phantasien wird er durch das Krähen seines Haushahnes geweckt; wie groß aber ist sein Erstaunen, als ihn der Hahn mit menschlicher Stimme anredet und ihm erzählt, daß er (der Hahn) auf dem Wege der Seelenwanderung früher Euphorbos, dann Pythagoras, darauf die berühmte Hetäre Aspasia, dann der Kyniker Krates und noch verschiedene andere (und anderes) gewesen sei. In höchst geistreicher Weise legt der Hahn dem verblüfften Schuster dar, daß er trotz seiner Armut ein wahrhaft glücklicher Mann sei und daß sich unter der glänzenden Außenseite des Reichtums immer innere Not und Elend verberge.

Das Gespräch des Schusters mit seinem Hahn gehört zu dem Köstlichsten, was Lukian geschrieben hat; auch für unsere Untersuchung bietet es einiges beachtliche Material.

Nachdem der Hahn dem Schuster erzählt hat, er sei im früheren Leben Pythagoras und dann Aspasia gewesen, sagt Mikyllos (§ 19): „Übrigens hättest du dir die Verwandlung immer ersparen können, denn man spricht, du seiest auch als Pythagoras in deiner Jugend für den Tyrannen (Polykrates von Samos) ziemlich oft Aspasia gewesen."

Unter den Verdrießlichkeiten und Kümmernissen, die das scheinbar so glänzende Los eines Fürsten trüben, nennt der Hahn (§ 25) auch die „Eifersucht auf einen Geliebten, der nur gezwungen sich dem Fürsten ergibt" und die Furcht, „daß Könige von ihren leiblichen Söhnen oder von ihren vertrautesten Lieblingen Gift bekommen haben".

Daß es bei den Hähnen (also wohl überhaupt bei den Tieren) das, was wir heute Homosexualität nennen, nicht gäbe, behauptet der Hahn in § 27. Wieland übersetzt: „Denn niemals ist ein Ganymed unter dem Hahnengeschlechte gesehen worden" [51]).

Um den Schuster von seinen falschen Vorstellungen vom Glücke des Reichtums endgültig zu heilen, führt der Hahn ihn an verschiedene reiche Häuser, die er — ein antiker diable boiteux — auf geheimnisvolle Weise vor seinen Augen öffnet (§ 32):

D e r H a h n. Wie? träumst du, nach allem, was du gesehen hast, noch immer von Reichtum? — Siehst du hier den Eukrates, — mit einem seiner Sklaven — ein Mann von seinen Jahren!

M i k y l l o s. Zum Juppiter, das ist zu arg! Das ist nicht menschlich! — und dort in jenem Winkel seine Gemahlin — in den Armen des Kochs!

[51]) *κίναιδον ἀλεκτρυόνα οὐκ ἂν ἴδοις.* Beiläufig sei bemerkt, daß wir heute wissen, daß auch im Tierreich Homosexualität nichts Seltenes ist; vgl. darüber den höchst lehrreichen und interessanten Aufsatz von K a r s c h, Päderastie und Tribadie bei den Tieren, im II. Bande des Hirschfeldschen Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen (1900), wo auch weitere Literatur darüber zu finden ist. P. Näcke, Päderastie bei den Tieren (Archiv für Kriminalanthropologie Bd. XIV. 1904, S. 361 f.). Homosexueller Verkehr der Hunde wird von Straton erwähnt (Anth. Pal. XII 238). Weiteres s. „Erotes" S. 152.

Der Hahn. Wolltest du nun, um alle Reichtümer des Eukrates, auch solcher Sitten Erbe sein?

Mikyllos. Lieber verhungern, als in einer so schändlichen Haut stecken! Hole der Henker sein Gold und seine Gastmähler! Lieber seien zwei Obolen mein ganzer Reichtum, als daß mir meine Hausknechte —

Der Hahn. Nun wieder nach Hause, Mikyll! Der Tag ist im Anbruch — ein andermal sollst du noch mehr sehen"[52])!

20. Ikaromenippos oder die Luftreise.

Ἰκαρομένιππος ἢ ὑπερνέφελος.

Diese Schrift, über die nach Wieland der Geist des Aristophanes am reichlichsten ausgegossen ist, schildert höchst geistreich und ergötzlich die Luftreise, die der kynische Philosoph Menippos als ein zweiter Ikaros (daher der Name Ikaromenippos) über die Zwischenstationen Mond und Sonne nach der Himmelsburg der seligen Götter gemacht hat. Von der Reise zurückgekehrt, gibt er einem Freunde ausführlichen Bericht. Für unsere Untersuchung kommt nur folgende Stelle in Betracht (§ 2):

Der Freund. Aber sage mir doch, wenn du so gut sein willst, wie du es angefangen hast, um so hoch hinaufzukommen, und wo du eine so ungeheure Leiter dazu hergenommen hast. Denn daß ich mir einbilden sollte, du wärest von einem Adler entführt worden, um den Ganymed im Mundschenkenamt abzulösen, dazu bist du mir, mit deiner Erlaubnis, nicht schön genug.

Menippos. Du spottest noch immer, wie ich sehe; und es ist auch kein Wunder, wenn dir eine so unbegreifliche Erzählung ein Märchen zu sein scheint. Aber ich benötigte zu meinem Aufsteigen weder einer Leiter noch eines in mich verliebten Adlers[53]): ich hatte meine eigenen Flügel.

Als Menippos im Himmel angekommen ist, wird er von Zeus freundlich aufgenommen und eingeladen, am Göttermahle teilzunehmen. Davon erzählt er unter anderem dem Freunde (§ 27): „Wie Zeus alle diese Geschäfte abgetan hatte, war es eben Zeit, zur Tafel zu gehen. Merkur, der den Hofmarschall im Himmel macht, wies mir meinen Platz beim Pan und den Korybanten, zwischen Atys und Sabazios als neuangesessenen Göttern von etwas zweideutiger Herkunft an. Ich wurde von der Ceres mit Brot, vom Bacchus mit Wein,

---

[52]) Wieland hat auch hier das Original stark abgeschwächt; die Stelle lautet: *ΑΛΕΚΤ. ὁρᾷς δ' οὖν τὸν Εὐκράτην αὐτὸν μὲν ὑπὸ τοῦ οἰκέτου πρεσβύτην ἄνθρωπον; ΜΙΚ. ὁρῶ νὴ Δία καταπυγοσύνην καὶ πασχητιασμόν τινα καὶ ἀσέλγειαν οὐκ ἀνθρωπίνην . . . ΜΙΚ. δύο ὀβολοὶ ἐμοί γε πλοῦτός ἐστι μᾶλλον ἢ τοιχωρυχεῖσθαι πρὸς τῶν οἰκετῶν.* — Wenn der hier genannte Eukrates mit einem seiner Sklaven buhlt, befolgt er übrigens nur das Rezept des Horaz (sat. I 2, 116):

tument tibi cum inguina, num, si
ancilla aut verna praesto puer, impetus in quem
continuo fiat, malis tentigine rumpi?
non ego, namque parabilem amo venerem facilemque.

Doch gab es auch solche, die Liebschaften mit Sklaven verwarfen; darüber „Erotes" S. 137 ff.

[53]) Im Original etwas derber: *ἀτὰρ οὐδὲν ἐδέησέ μοι πρὸς τὴν ἄνοδον οὔτε τῆς κλίμακος οὔτε παιδικὰ γενέσθαι τοῦ ἀετοῦ.*

vom Herkules mit Fleisch, von der Venus mit Myrten und vom Neptun mit Sardellen regaliert. Ich kostete aber auch heimlich von Ambrosia und Nektar: denn der schöne Ganymed war so menschenfreundlich, mir ein paarmal, wenn Juppiter auf eine andere Seite sah, ein Schälchen mit Nektar zuzuschieben."

21. Der Parasit oder Beweis, daß Schmarotzen eine Kunst sei.

Περὶ παρασίτου ὅτι τέχνη ἡ παρασιτική.

Der Inhalt der geistreichen Satire ergibt sich aus der Überschrift. Uns interessiert zunächst eine Stelle, die von den griechischen Schulknaben handelt (nicht erotisch). In § 13 sagt der Parasit: „Wer ist jemals mit verweinten Augen von einem Gastmahl weggegangen, wie wir viele aus der Schule kommen sehen? Oder wer ist jemals mit einem griesgrämlichen Gesichte zu Gaste gegangen wie diejenigen, die zur Schule gehen? . . . Und verdient nicht auch der Umstand hierbei in Betrachtung zu kommen, daß die Eltern kein besser Mittel wissen, den Fleiß ihrer Kinder in den Künsten zu belohnen als mit dem, was dem Parasiten etwas Alltägliches ist? Der Junge hat, beim Juppiter, heute schön geschrieben, gebt ihm was zu essen! — Er hat nicht hübsch geschrieben, gebt ihm nichts!"

Um seine Lebensweise zu rechtfertigen, beruft sich der Parasit auch auf das Beispiel des Sokrates (§ 43): „Sokrates, der einzige von den Philosophen, der das Herz hatte, dem Treffen bei Amphipolis beizuwohnen, floh und lief in einem fort vom Parnes bis in die Palästra des Taureas, denn es deuchte ihm viel urbaner zu sein, sich dort zu den schönen Knaben hin zu setzen und ihnen verliebte Possen vorzuplaudern und dem ersten besten, der ihm in den Wurf kam, seine Sophistereien vorzutragen, als sich in blachem Felde mit einem handfesten Spartaner herumzuschlagen"[54]).

Die paradoxe Behauptung, daß ein Liebhaber[55]) zugleich auch ein Parasit sein müsse, stellt der Parasit in § 47 ff. auf und sucht sie durch mehrere Gründe und Beispiele zu beweisen.

In § 47 bezieht sich der Parasit, um seine Behauptung zu erhärten, auf das Liebesverhältnis des Achilles und Patroklos[56]) und das des Idomeneus und Meriones.

§ 48: „Und war nicht, um ein näheres Beispiel anzuführen, nach dem Zeugnis des Thukydides[57]) Aristogeiton, ein Jüngling ohne Adel und Vermögen, der Parasit des Harmodios? Aber auch sein

[54]) *πολὺ γὰρ αὐτῷ ἀστειότερον ἐδόκει μετὰ τῶν μειρακυλλίων καθεζόμενοι ὀαρίζειν καὶ σοφισμάτια προβάλλειν τοῖς ἐντυγχάνουσιν ἢ ἀνδρὶ Σπαρτιάτῃ μάχεσθαι.*

[55]) *ἐραστής*, Liebhaber von Knaben und Jünglingen.

[56]) Daß die Freundschaft des Achilles und Patroklos schon von Aischylos an als erotisch aufgefaßt wurde, habe ich ausführlich nachgewiesen in meinem Aufsatz „Homoerotik in den homerischen Gedichten" [Krauss' Anthropophyteia Bd. IX (Leipzig 1912), S. 291—300, zumal S. 298 f.]. Weiteres darüber „Erotes" S. 184.

[57]) Thuk. VI, 54 ff. „Lukian läßt den Parasiten einen Gedächtnisfehler begehen, vermutlich weil dergleichen Unrichtigkeiten dem Charakter eines solchen Burschen gemäßer sind als die Genauigkeit eines Gelehrten. Nach dem Thukydides war Harmodios der Liebling und Aristogeiton der Liebhaber." Anmerkung Wielands.

Liebhaber, denn was ist billiger, als daß die Parasiten die Liebhaber derjenigen sind, die ihnen zu essen geben? Und dieser Parasit war der Mann, der Athen von der Unterdrückung der Söhne des Peisistratos befreite, und steht auch dafür mit seinem Geliebten auf dem großen Platze aus Erz gegossen."

22. Anacharsis oder über die gymnastischen Übungen.

Ἀνάχαρσις ἢ περὶ γυμνασίων.

Diese Schrift ist ein Gespräch zwischen dem Skythen Anacharsis und dem weisen Solon. Anacharsis kann den Nutzen der gymnastischen Übungen nicht einsehen, die er roh und der feingebildeten Athener unwürdig findet, Solon verteidigt sie als eine uraltüberkommene Sitte seines Volkes, die der Staat durch besondere Gesetze schütze und reguliere. Der Dialog ist mit großer dramatischer Kunst ausgearbeitet und bietet eine Fülle anziehender und interessanter Details.

Wenn man bedenkt, daß in den griechischen Gymnasien die Knaben- und Jünglingsschönheit sich in ihrer höchsten Blüte entfaltete, daß hier die Möglichkeit war, die schönsten menschlichen Gestalten ohne jegliche Bekleidung in vollendet harmonischen Bewegungen und Stellungen zu sehen und zu bewundern, daß die griechischen Gymnasien nicht nur den eigentlichen Leibesübungen dienten, sondern daß man sie auch aufsuchte, um viele Stunden des Tages dort zu verbringen und im Gespräche mit den Freunden beim Anblick der höchsten irdischen Schönheit zu verplaudern[57a]) — dann möchte man vermuten, daß in einer Schrift, die sich ganz mit diesen Gymnasien beschäftigt, die Knabenliebe eine große Rolle spielen wird. Man möchte dies um so mehr vermuten, als uns die bisherige Untersuchung gezeigt hat, was auch die weitere Darlegung bestätigen wird, daß bei Lukian die Knabenliebe eine bedeutende Stellung einnimmt. Wunderbarerweise wird aber in dem Zwiegespräch des Solon und Anacharsis der Eros überhaupt nicht erwähnt. Das ist um so auffallender, als Lukian sich dadurch ein wesentliches Argument zur Verteidigung der Gymnasien hat entgehen lassen. Denn darüber kann heute kein Zweifel mehr sein und ist durch die eingehenden Untersuchungen anderer und nicht zuletzt durch unsere eigenen[58]) nachgewiesen, daß die Jünglingsliebe den Griechen nicht nur den köstlichen Urquell ihrer lyrischen Poesie hervorgezaubert hat, sondern ihnen auch die Wurzel jedweder Tugend und alles Schönen und Guten geworden ist. Daß aber die Gymnasien der eigentliche Nährboden für die griechische Homoerotik waren, dürfte allgemein bekannt sein. Dies war ja auch die allgemeine Anschau-

---

[57a]) Nachweise darüber „Erotes" S. 104 f.

[58]) Ich verweise hier nur auf zwei Arbeiten, auf den klassischen, hervorragend schönen Aufsatz von Erich Bethe, Die Dorische Knabenliebe, ihre Ethik und ihre Idee [Rheinisches Museum für Philologie, Bd. 62 (1907), S. 438—475] und auf meinen eigenen Aufsatz H. Licht, Das ethische Moment in der sogenannten hellenischen Liebe (Zeitschrift für Sexualwissenschaft, Bonn 1908, S. 484—493). Das eingehende Studium beider Arbeiten, in denen auch auf weitere Literatur verwiesen ist, müßte auch den ärgsten Zweifler von dem hohen ethischen Gehalt der griechischen Knabenliebe überzeugen.

ung des Altertums[59]). So hätte Lukian in dem Aufblühen und der Entfaltung der Homoerotik dem Solon ein nach griechischer Anschauung besonders beweiskräftiges Argument für den Segen der griechischen Gymnastik geben können, und das mit um so größerem Rechte, als ja Solon nicht nur durch ein bekanntes Gesetz die Pädophilie geregelt hatte[60]), sondern er ja auch selbst dieser ureigensten Betätigung griechischen Wesens keineswegs abhold war[61]).

Nach alledem ist es nicht nur verwunderlich, sondern auch tief zu beklagen, daß Lukian in vorliegender Schrift das Thema der Knabenliebe nicht berührt hat. Nachdem er in den allermeisten seiner Schriften das Thema mehr gelegentlich behandelt hat, wäre es von hohem Interesse, seine Ansichten über das Problem im Zusammenhange kennen zu lernen. Wohl aber enthält der Aufsatz eine schöne Stelle über die Knabenerziehung in Athen, die der Leser unten Seite 71 abgedruckt findet.

23. Der ungelehrte Büchernarr.

Πρὸς τὸν ἀπαίδευτον καὶ πολλὰ βιβλία ὠνούμενον.

Lukian verspottet in dieser Schrift, die in unserer Zeit der Kriegsgewinnlerproleten besonderes Interesse hat, die Sucht reicher, aber ungebildeter Leute, eine möglichst große und kostbare Bibliothek zu sammeln.

§ 2: „Doch zugegeben, du hättest es so weit gebracht, die ihrer Schönheit wegen so beliebten Handschriften eines Kallinos oder die wegen ihrer äußersten Korrektion berühmten Ausgaben eines Attikus unterscheiden zu können, was kann dir, mein vortrefflicher Herr, ihr Besitz helfen, da du keinen Sinn für ihre Schönheiten und geradesoviel Genuß davon hast als ein Blinder von den schönen Augen und Rosenwangen seines Geliebten?“[62])

§ 22: „Doch was halte ich mich so lange bei diesen Possen auf? Die wahre Ursache, warum du aufs Büchersammeln so erpicht bist, liegt am Tage, obwohl ich so stumpf gewesen bin, sie nicht gleich einzusehen. Du glaubst, eine gar kluge Spekulation gemacht zu

[59]) Vgl. Cic. Tusc. IV 33: *mihi quidem haec in Graecorum gymnasiis nata consuetudo videtur, in quibus isti liberi et concessi sunt amores.* Vgl. weiter Plato leg. I p. 636. Plut. quaest. Rom. cap. 40.

[60]) Das vielbesprochene Gesetz steht bei Aeschines in Timarch. § 138; es verbot den Sklaven den erotischen Verkehr mit freigeborenen Knaben. Vgl. aber Plutarch amat. cap. 4.

[61]) Daß Solon der Päderastie huldigte, geht mit unverkennbarer Deutlichkeit aus dem Bruchstücke eines seiner Gedichte hervor, das Plutarch im Amatorius cap. 5 zitiert:

ἔσθ' ἥβης ἐρατοῖσιν ἐπ' ἄνθεσι παιδοφιλήσῃ
μηρῶν ἱμείρων καὶ γλυκεροῦ στόματος.

Plutarch meint, Solon habe diese Verse als Jüngling geschrieben, *σπέρματος πολλοῦ μεστός.* Auch in anderen Bruchstücken seiner Gedichte bekennt sich Solon als Knabenliebhaber; vgl. fr. 24, 5 und 25 Bergk. Auch das Altertum selbst hat nie anders über ihn geurteilt; vgl. Plut. Sol. 1: *ὅτι δὲ πρὸς τοὺς καλοὺς οὐκ ἦν ἐχυρὸς ὁ Σόλων οὐδ' ἔρωτι θαρραλέος ἀνταναστῆναι „πύκτης ὅπως ἐς χεῖρας“ ἔκ τε τῶν ποιημάτων αὐτοῦ λαβεῖν ἔστι καὶ νόμον ἔγραψε διαγορεύοντα δοῦλον μὴ ξηραλοιφεῖν μηδὲ παιδεραστεῖν, εἰς τὴν τῶν καλῶν μερίδα καὶ σεμνῶν ἐπιτηδευμάτων τιθέμενος τὸ πρᾶγμα καὶ τρόπον τινὰ τοὺς ἀξίους προκαλούμενος, ὧν τοὺς ἀναξίους ἀπήλαυνε.*

[62]) Wieland übersetzt natürlich: seiner Geliebten. Die Stelle lautet: . . . *ἢ τυφλὸς ἂν τις ἀπολαύσειε κάλλους παιδικῶν.*

haben und bauest keine kleinen Hoffnungen darauf; wenn der Monarch, denkst du, der selbst ein gelehrter Herr ist und einen sehr hohen Wert auf Gelehrsamkeit setzt, hören werde, was für eine große Bibliothek du zusammenkaufest, so könne es nicht fehlen, daß du nicht in kurzem alles von ihm erhalten solltest. Wie? Du —[63]), siehst du ihn für so schlafsüchtig an, daß er, wenn er von dir hört, sich nicht näher nach dir erkundigen und erfahren sollte, was du für Sitten hast und welch ein schändliches, ausgelassenes Leben du bei Tag und Nacht führst? Weißt du nicht, daß die Könige eine Menge Ohren und Augen haben? Wie könnte ihm allein unbekannt bleiben, was sogar Blinde und Taube von dir wissen? Du brauchst ja nur den Mund aufzutun[64]) oder dich nur im Bade auszuziehen — oder wenn du dazu keine Lust hast, so ist auch genug, wenn man deine Hausbedienten ausgezogen sieht, um auf der Stelle hinter die Geheimnisse deiner Nächte zu kommen. Und nun sage mir einmal, wenn euer berüchtigter Sophist Bassus oder der Flötenspieler Batalus[65]) oder der Weichling Hemitheon von Sybaris, der auch sogar Gesetze und praktische Regeln für eure schändlichen Mysterien vorgeschrieben hat[66]), wenn, sage ich, einer von diesen saubern Gesellen in einer Löwenhaut und mit einem derben Knüttel in der Hand herumginge, würden ihn die Leute darum für den Herkules

[63]) Der Titel, womit Lukian den Ungenannten hier beehrt, hat kein Äquivalent in unserer Sprache, wenigstens nicht in der Sprache der gesitteten Menschen. Anmerkung Wielands. Im Text steht *ὦ κατάπυγον*.

[64]) Lukian macht seinem Unbekannten also den Vorwurf, daß er dem huldige, was man *irrumare* und *fellare* nannte. Daß sich diese Betätigungen durch üblen Mundgeruch verrieten, ist die Meinung der Alten, wie viele Stellen beweisen, die wie überhaupt die antiken Zeugnisse über das irrumare und fellare von Forberg mit großer Gewissenhaftigkeit gesammelt sind. (Antonii Panormitae Hermaphroditus. Primus in Germania edidit et apophoreta adiecit Frider. Carol. Forbergius. Coburgi sumptibus Meuseliorum 1824. Kapitel III der apophoreta: de irrumando. Neubearbeitung des Werkes mit deutscher Übersetzung, Leipzig 1908, bei Adolf Weigel. Daselbst S. 246—269.) Vgl. hierüber auch unten S. 44, Anm. 73; 47, Anm. 81.

Daß bei zu häufiger Ausübung der Päderastie Spuren davon an dem Altare der Wollust zu sehen waren, ist ja an sich begreiflich und wird uns ebenfalls durch viele Zeugnisse des Altertums bestätigt; sie sind von Forberg im II. Kapitel (*de pedicando*) gesammelt (Neudruck S. 230).

[65]) Wer dieser Sophist Bassus gewesen sei, und womit er verdient habe, hier genannt zu werden, ist unbekannt. Der Flötenspieler Batalos soll ein so verschriener Weichling gewesen sein, daß sein Name selbst ein schändliches Wort und mit *καταπύγων*, *κίναιδος*, *ἀνδρόγυνος* gleichbedeutend wurde. Anmerkung Wielands.

Über Batalos vgl. noch Plutarch Demosth. cap. 4: *ἦν δὲ ὁ Βάταλος, ὥς μὲν ἔνιοί φασιν, αὐλητὴς τῶν κατεαγότων καὶ δραμάτιον εἰς τοῦτο κωμῳδῶν αὐτὸν Ἀντιφάνης πεποίηκεν. Ἔνιοι δέ τινες, ὡς ποιητοῦ τρυφερὰ καὶ παροίνια γράφοντος τοῦ Βατάλου μέμνηνται. Δοκεῖ δὲ καὶ τῶν οὐκ εὐπρεπῶν τι λεχθῆναι τοῦ σώματος μορίων παρὰ τοῖς Ἀττικοῖς τότε καλεῖσθαι Βάταλος.* Das letztere bezieht sich darauf, daß *Βάταλος* „Arschling“ heißt, denn nach Harpokration hatte Eupolis (siehe unten Anmerkung 70 auf S. 43) das Wort *βάταλος* im Sinne von *πρωκτός* (Hinterer) gebraucht. Auch Demosthenes hatte in seiner Jugend bekanntlich den Beinamen Batalos, was man auf sein Stottern bezog: Aeschin. 1, 126; 2, 99; Demosth. 18, 180; Plut. Demosth. 4. Über den Flötenspieler Batalos vgl. endlich die Scholiasten zu Aeschin. 1, 126; Demosth. 18, 180. Sehr ausführlich handelt über ihn Meineke, historia critica comicorum Graecorum (Berlin 1839), S. 333 ff.

[66]) Vielleicht ist die *Sybaritis* gemeint, deren Ovidius in seiner apologetischen Epistel an Augustus als eines zu seinen Zeiten geschriebenen schändlichen Buches erwähnt, dessen Verfasser, wie er meint, viel eher nach Tomi verwiesen zu werden verdient hätte als er. Anmerkung Wielands. Wieland meint die „Sybaritica“ des Hemitheon, die Ovid trist. II, 417 erwähnt.

ansehen? Sie müßten wahrlich sehr blind sein, wenn sie den Kinäden nicht an seinem Gang, an seinen halbgeschlossenen Augen, an der Stimme und dem wackelnden Kopfe und an dem Bleiweiß, dem Mastix und der roten Schminke, womit diese Herren sich zu verschönern pflegen, kurz an hundert Merkmalen, die gegen das herkulische Kostüm zeugen, sogleich erkennen sollten; und das Sprichwort hat wohl recht, daß es leichter wäre, fünf Elefanten unter der Achsel zu verbergen, als einen einzigen Kinäden.

Wenn es sich nun so verhält, wie kannst du dich hinter einem Buche zu verbergen hoffen? Überhaupt scheinst du mir gar keinen Begriff davon zu haben, daß ein Gelehrter seine Hoffnungen nicht auf die Büchermakler, sondern auf sich selbst und sein eignes tägliches Leben gründen müsse" . . .

§ 25: „Denn auf diese beiden Gegenstände bist du immer entsetzlich erpicht gewesen — kostbare Bücher und junge Burschen von dem Alter, da der Knabe sich in den Mann verliert, zusammenzukaufen, und man muß gestehen, daß du eine ganz eigene Gabe hast, diese Art von Wildbret aufzuspüren. Wenn dir also noch zu raten ist, so laß die Büchernarrheit, die dir doch zu nichts helfen kann, fahren und schränke dich auf deine andere schöne Leidenschaft ein; kaufe dir für dein Geld Sklaven, wie du sie nötig hast, damit du nicht so leicht in den Fall kommest, dich an freie Leute zu wagen, die sich nicht so viel Bedenken zu machen haben wie jene, die Szenen, die euren Trinkgelagen zum Nachspiele dienen, auszuplaudern und die du für ihre Verschwiegenheit bezahlen mußt. Es ist noch nicht lange, daß ich mit meinen eignen Ohren hören mußte, was für schändliche Dinge ein solcher Nichtswürdiger von dir erzählte, der sogar kein Bedenken trug, die Spuren dessen, was mit ihm vorgegangen war, vorzuweisen[67]. Ich könnte dir Zeugen aufstellen, wie ungehalten ich darüber wurde, dich so übel behandelt zu sehen, und wie wenig fehlte, daß ich den Kerl in meiner ersten Hitze nicht ausgeprügelt hätte, zumal da er sich noch auf ein paar andere berief, welche von ähnlichen Erfahrungen zu sprechen wüßten und die sich in der Tat nicht lange bitten ließen, uns alles sehr umständlich zu erzählen. Spare also dein Geld für diesen Gebrauch, mein schöner Herr, und richte dich so ein, daß du alles, was du zu den aktiven und passiven Rollen dieser Art nötig hast, in deinem eigenen Hause findest. Denn daß du dieser Art von Zeitvertreib gänzlich entsagen solltest, wer könnte das über dich zu gewinnen hoffen? Ein Hund, der einmal Leder fressen gelernt hat, ist nicht so leicht wieder davon abzubringen"[68].

§ 27: „Übrigens möchte ich dich wohl fragen dürfen, welche unter deinen vielen Büchern du am meisten liesest. Den Plato? oder Antisthenes? oder Antilochus? oder Hipponax? Oder machst du dir vielleicht nichts aus diesen und gibst dich lieber mit den Rednern

[67]) Im Original *ἔτι καὶ δήγματα ἐπιδεικνύς*, das wären dann Spuren von (erotischen) Bissen. Wahrscheinlich ist aber *δείγματα* zu lesen; diese „Spuren" wären dann nach unserer Anmerkung 64 zu S. 41 zu erklären.

[68]) *οὐδὲ γὰρ κύων ἅπαξ παύσαιτ' ἂν σκυτοτραγεῖν μαθοῦσα*, sprichwörtlich schon bei Herondas 7, 63. Theokr. 10, 11: *χαλεπὸν χορίω κύνα γεῦσαι*. Hor. sat. II 5, 83: *ut canis a corio nunquam absterrebitur uncto.*

ab? So hast du wohl auch die Rede des Äschines gegen Timarch[69]) gelesen, so bist du ohne Zweifel auch mit dem Aristophanes und Eupolis bekannt? Hast vermutlich auch die Bapten[70]) des letzteren von einem Ende bis zum andern gelesen? War in dem allen nichts, das dich gestochen hätte? Bist du nie rot geworden, wenn du deine eignen Heimlichkeiten so deutlich darin geschildert gefunden hast? Immer bleibt es ein großes Wunder, was für Bücher das wohl sein mögen, zu denen du die meiste Zuneigung hast. Mit was für Händen du sie aufschlägst? Und besonders um welche Zeit du liesest? Bei Tage? Kein Mensch in der Welt hat dich jemals bei Tage lesen sehen. Bei Nacht also? Aber da hast du ja ganz andere Geschäfte. Geht bei dir etwa beides miteinander? Oder mußt du ebenso notwendig vorher etwas gelesen haben als es finster sein muß, ehe du den Mut hast, solche Taten zu tun?"

24. Apophras gegen einen gewissen Timarchos.

Ψευδολογιστὴς ἢ περὶ τῆς ἀποφράδος κατὰ Τιμάρχου.

Die Veranlassung zu dieser Schmähschrift, die für unsere Untersuchung reiches Material liefert, ist folgende. Ein uns sonst unbekannter Sophist, namens T i m a r c h o s, der zu Ephesus junge Leute in der Rhetorik unterrichtete, hatte sich über Lukian mokiert, weil dieser bei irgendeiner Gelegenheit das Wort *Apophras* gebraucht hatte. Lukian, der ihn nämlich „schon von langem her als einen Menschen von dem schlechtesten Charakter und dem schändlichsten Ruf kannte und also wenig Lust hatte, in seiner Gesellschaft gesehen zu werden, sagte zu einem seiner Freunde: ‚Weichen wir diesem fatalen Anblick aus, der hinlänglich wäre, uns den glücklichsten und fröhlichsten Tag im Jahre zum Unglückstage *(Apophras)*[71]) zu machen'." (§ 8.) Der Sophist, der sich darüber

[69]) Eine noch vorhandene Rede, worin Äschines diesem Unglücklichen seinen schändlichen Lebenswandel so bitter und mit so wenig Möglichkeit, sich zu rechtfertigen, vorwirft, daß der Angeklagte den kürzeren Weg ergriff und sich erhängte. Anmerkung Wielands. In der Rede des Äschines gegen Timarch spielen die päderastischen Neigungen des Timarchos eine Hauptrolle; Näheres darüber oben S. 19.

[70]) Im Jahre 415 v. Chr. führte Eupolis an den städtischen Dionysien die B a p t a i auf, die Täufer, ein übermütiges Stück, in dem das Privatleben des Alkibiades durchgehechelt wurde. Wenn auch die Bedeutung des Namens *Βάπται* nicht über allen Zweifel erhaben ist, so scheint sich doch so viel aus einer sorgfältigen Vergleichung der einzelnen Nachrichten zu ergeben, daß unter diesen Täufern Kameraden des Alkibiades zu verstehen sind, die der Kotytto, jener dämonischen Göttin der Unzucht, nächtliche Orgien feierten, bei denen sie weibliche Tänze nachahmten, und bei denen auch laszive Bäder und Lustrationen eine Rolle spielten. Daß darin päderastische Szenen vorkamen, ergibt sich aus dem Zusammenhange unserer Lukianstelle und darauf deutet auch eins der wenigen erhaltenen Fragmente (fr. 77 Kock):

ὃς καλῶς μὲν τυμπανίζεις	(„O, der du schön die Pauke schlägst und
καὶ διαψάλλει τριγώνοις	unter dem Klange des Triangels woll-
κἀπικινεῖς ταῖς κοχώναις	lüstig mit den Hinterbacken wackelst und
καὶ πείθεις ἄνω σκέλη.	die Schenkel auf und nieder schiebst.")

Die Ausdrücke passen sowohl auf musikalische wie obszöne Tätigkeit. — Nach Fr. 82 hatte Eupolis *βάταλος* anstatt *πρωκτός* (Arsch) gesagt; das würde dann an *βατέω* = besteigen (z. B. Theokr. 1, 87) erinnern sollen. Vgl. Anmerkung 65 auf S. 41.

[71]) *Apophras* (*ἀποφράς*, von *ἀπό* und *φράζεσθαι*) ist eigentlich wie *dies nefastus* ein Tag, an dem keine Volksversammlung und kein Gericht gehalten werden durfte, dann im weiteren Sinne Unglückstag.

ärgert, sucht nun durch billige Witze die Lacher auf seine Seite zu ziehen. Lukian vergilt ihm darauf in vorliegender Schrift, in der er das Privatleben des Timarchos schonungslos aufdeckt.

Für unsere Untersuchung kommen folgende Stellen in Betracht.

§ 17: „Wenn einem beim ersten Schritt aus seinem Hause ein Verschnittener oder ein Eunuch [72]) oder ein Affe in die Augen fällt, so zieht er sogleich den Fuß zurück und bleibt lieber zu Hause, weil er nach einer so bösen Vorbedeutung sich von allem, was er an diesem Tage unternehmen könnte, nicht viel Gutes verspricht. Und am ersten Morgen und sozusagen beim ersten Schritt über die Schwelle eines neuen Jahres sollte man einem alten Sünder von einem Kinäden, einem Menschen, der Dinge tut und leidet, die sich gar nicht aussprechen lassen [73]), und auf den jedermann deswegen mit Fingern weiset, einem Betrüger, einem Spitzbuben, einem meineidigen, heillosen, schändlichen Galgenstrick, der uns in den Wurf kommt, nicht aus dem Wege gehen und ihn nicht mit einem unglückbringenden Tage vergleichen dürfen? Oder bist du etwa kein solcher? . . . Wenn du es aber auch leugnen wolltest, wer wird dir glauben? Etwa deine Mitbürger? Aber diese wissen ja die ganze Geschichte deiner ersten Jugend, wie du dich einem gewissen Offizier [74]), einem erzliederlichen Taugenichts, überlassen und was für Dienste du ihm getan hast, bis er dich zu einem puren Haderlumpen abgenutzt hatte [75]) und von sich warf."

§ 20: „Aber vielleicht wirst du dich auf das Zeugnis des übrigen Syriens berufen können, wenn du vorgibst, du hättest dich niemals einer frevelhaften Handlung schuldig gemacht. So? Hat etwa nicht ganz Antiochia gesehen, wie du den Jüngling, der von Tarsus kam, auf die Seite führtest? Die Sache ist zu schändlich, als daß ich deutlicher davon reden könnte: indessen gibt es Leute genug, die sich der Stellung noch sehr gut erinnern können, worin sie dich damals antrafen [76]); und was jener tat, wirst du, wenn du nicht außerordentlich vergeßlich bist, am besten wissen.

[72]) *βάκηλον ἢ εὐνοῦχον η πίθηκον.* Eunuch wird hier von Wieland erklärt „eine Person, die gar kein entschiedenes Geschlecht hat."

[73]) Im Original: *κίναιδον καὶ ἀπόρρητα ποιοῦντα καὶ πάσχοντα.* Unter den Dingen, die sich gar nicht aussprechen lassen, ist nach griechischem Sprachgebrauch Unzucht mit dem Munde gemeint, und zwar bezieht sich das „Dinge tun" auf das *irrumare*, „Dinge leiden" auf das *fellare.* Vgl. darüber oben die Anmerkung 64 zu Seite 41; ferner unten S. 47. Hierher gehört vielleicht auch der Scherz navis § 11 (siehe unten S. 50 ff.). Zum Sprachgebrauch vgl. Forberg a. a. O. S. 253 ff. der Neubearbeitung. Im übrigen braucht nur darauf hingewiesen zu werden, daß nicht etwa die homosexuelle Veranlagung, wie man das heute nennt, es ist, die Lukian dem Timarchos vorwirft — sondern, wie auch in den weiter erwähnten Fällen, nur die ekelhafte und schamlos gemeine Art der Betätigung und auch das wohl nur darum, weil Timarchos auch sonst ein ausgemachter Lump ist.

[74]) Im Original steht „Soldaten" (*στρατιώτῃ*).

[75]) Der Ausdruck des Textes *ἄχρι δή σε τὸ τοῦ λόγου τοῦτο ῥάκος πολυσχιδὲς ἐργασάμενος ἐξέωσε* enthält vielleicht in *πολυσχιδές* eine obszöne Anspielung. So redet Martial VI 37 von dem zerrissenen Hintern des Charinus, und so ist wohl auch das schwierige 93. Epigramm des Ausonius (S. 346 Peiper) *et teris incusas pumice Clazomenas* zu verstehen. In Italien ist dafür der Ausdruck *culo rotto* üblich.

[76]) Im Original steht genauer *σὲ μὲν ἐς γόνυ συγκαθήμενον ἰδόντες*, „die dich vor ihm knieend antrafen", wodurch die Tätigkeit, in der er überrascht wurde, mit Sicherheit als *fellare* zu denken ist.

Doch vielleicht kennen dich die Ägyptier nicht, zu denen du nach jenen vorerwähnten Heldentaten in Syrien deine Zuflucht nehmen mußtest, als dir die Kaufleute nachsetzen ließen, bei denen du, um einen Reisepfennig zu haben, die kostbaren Kleider ausgenommen hattest und die Bezahlung schuldig geblieben warst. Aber Alexandria weiß ebenso feine Anekdoten von dir zu erzählen als Antiochia, und es war nicht mehr als billig, daß du der Hauptstadt von Ägypten nicht weniger Ehre antun wolltest als der von Syrien. Wirklich war der Unterschied bloß, daß du es zu Alexandria öffentlicher und ungescheuter triebst und dir also auch einen desto größeren Namen machtest. Ein einziger, der letzte von allen, in deren Sold du dort standest, einer von den vornehmsten Römern der Stadt, glaubte dir, als er dich in sein Haus aufnahm, auf dein Wort, daß du an den Dingen, die dir nachgesagt wurden, unschuldig seiest. Seinen Namen wirst du mir erlauben zu verschweigen, zumal da jedermann weiß, wen ich meine. Wieviel dieser Herr während der Zeit, da du dich in seinem Hause aufgehalten, von dir ertragen und wie weit er die Geduld mit deinen Ausschweifungen getrieben, wäre überflüssig hier anzuführen. Aber da er dich endlich auf den Knien seines jungen Mundschenks Oinopion überraschte, — was meinst du? glaubte er dir da auch noch auf dein Wort, du seiest der nicht, für den dich jedermann hält? Oder glaubte er seinen eigenen Augen? Er müßte stockblind gewesen sein, um nicht zu sehen, — was zu sehen war. Ich denke aber, er hat sich hierüber deutlich genug erklärt, indem er dich auf der Stelle aus seinem Hause jagte und sogar, wie man sagt, das ganze Haus, sobald du hinaus warst, durch einen Priester reinigen ließ.

Was Achaia und Italien betrifft, beide Länder sind deiner Taten und des Namens, den du dir dadurch gemacht hast, voll; und wohl möge dir diese Berühmtheit bekommen! Alles, was ich denen, die sich jetzt über deine Aufführung zu Ephesus verwundern, zu sagen habe, ist bloß, sie würden das alles sehr natürlich empfinden, wenn ihnen dein voriges Leben bekannt wäre. Doch gestehe ich, daß du in dieser letzteren Stadt noch etwas Neues gelernt hast, um dich den Damen zu empfehlen[77]. — Und auf einen solchen Menschen sollte das Wort Apophras nicht passen? Wie, zum Juppiter!, treibst du die Unverschämtheit nicht so weit, daß du dich sogar unterstehst, mit einem Munde, der solche Dinge verübt, ehrliche Leute zu küssen?[78] Und, was noch das Unverschämteste ist, sogar deine Zu-

[77]) Der nicht ganz klare Ausdruck (*καίτοι καινὸν ἐνταῦθα καὶ τὸ πρὸς τὰς γυναῖκας προσέμαθες*) kann wohl nur heißen, daß Timarchos nunmehr die Huldigung seines Mundes jetzt nicht ausschließlich Knaben erweist; dazu würden dann auch die folgenden Worte passen. Er war also auch ein *Cunnilingus*; vgl. unten die Anmerkung zu Rhododaphne (S. 47). Wir hätten es demnach wieder mit „bisexueller Veranlagung“ zu tun; vgl. oben S. 21.

[78]) Wie bei denen, die *fellatio* und *irrumatio* trieben (siehe oben S. 41, Anm. 64), so glaubte man auch, daß die *Cunnilingi* übel aus dem Munde röchen, weshalb man ihre Küsse sorgfältig vermied. Martial XII 85:

Paediconibus os olere dicis?
Hoc si, sicut ais, Fabulle, verum est,
Quid tu credis olere cunnilingis?

Noch deutlicher Martial XII 59. Wegen dieses Geruches nannte man sie direkt *hirci*, Böcke (z. B. Catull. 37); daß man ihren Küssen ängstlich auswich, belegt Forberg (S. 300 ff.

bald einen Namen für dich ausfindig, der, ohne so rätselhaft zu klingen, dich mit einem Zug nach dem Leben zeichnet; sie beehrten dich bloß mit dem Zusatz eines einzigen Buchstabens und nannten dich *Atimarchos*: denn da du es sogar deinem berühmten Namensvetter noch zuvortust, so war nichts billiger, als daß du auch wenigstens einen Buchstaben vor ihm voraushättest[85]). In Italien aber hast du leider sogar den heroischen Zunamen *„der Kyklop“* erhalten, da du den mehr als kyklopischen Einfall hattest, die von Homer besungene Geschichte, wie Polyphemos von Odysseus seines einzigen Auges beraubt wird, in deiner eigenen schandbaren Manier zu parodieren. Eine Szene, die du selbst, so unverschämt du bist, am folgenden Tag mit nichts anderem als der Trunkenheit entschuldigen konntest[86]).

Sage mir nun, wie kann ein Mann, der an so vielbedeutenden Namen so reich ist, sich schämen, auch noch den Namen *Apophras* auf sich zu nehmen? Um aller Götter willen, woher dieses Übermaß von Schamhaftigkeit an einem Manne, der sich geduldig nachsagen lassen kann, daß er lesbisiere und phönizisiere? Verstehst du etwa die Bedeutung dieser Wörter auch nicht und bildest dir vielleicht ein, die Leute wollen dir dadurch ein Kompliment machen?[87]) Oder bist du ihrer als alter Bekanntschaften schon so gewohnt, daß sie nichts Auffallendes für dich mehr haben; und nur das einzige *Apophras*, das dir etwas Neues ist, hat das Unglück, dir so sehr zu mißfallen, daß du es schlechterdings nicht in dem Katalogus deiner Namen dulden willst? Ich für meinen Teil kann indessen wohl mit der Genugtuung zufrieden sein, die mir die Meinung der Welt von dir verschafft, und verlange keine größere Rache, als daß dein Ruf sogar bis in die Gynäzeen[88]) gedrungen ist. Es ist noch nicht lange, daß du dich um die Hand einer sehr liebenswürdigen Dame in Kyzikos bewarbest; aber die Dame, die von allem

---

[85]) Der Name Timarchos bedeutet „einer, der mehr Ehre hat und verdient als alle anderen“, Wieland übersetzt in der Anmerkung „Ehrenfürst“; Atimarchos würde aber das gerade Gegenteil bedeuten. — Über den Timarchos, auf den hier angespielt ist, den Gegner des Äschines, vgl. ausführlich oben S. 19.

[86]) Die allerdings höchst gewagte Stelle ist von Wieland sehr gemildert, allerdings dadurch auch ziemlich unverständlich geworden, zumal er die schlimmsten Sätze weggelassen hat. Das Original lautet: *ἐν Ἰταλίᾳ δὲ βαβαῖ! ἡρωϊκὸν ἐκεῖνο ἐπεκλήθης ὁ Κύκλωψ, ἐπειδή ποτε καὶ πρὸς ἀρχαίαν διασκευὴν παρ' αὐτὰ τὰ τοῦ Ὁμήρου ῥαψῳδῆσαι καὶ σὺ τὴν αἰσχρουργίαν ἐπεθύμησας. Καὶ αὐτὸς μὲν ἔκεισο μεθύων ἤδη κισσύβιον ἔχων ἐν τῇ χειρὶ βινητιῶν Πολύφημος, νεανίας δὲ ὑπόμισθος ἔχων ὀρθὸν τὸν μοχλὸν εὖ μάλα ἠκονημένον ἐπὶ σὲ Ὀδυσσεύς τις ἐπῄει ὡς ἐκκόψων τὸν ὀφθαλμόν·*

κακείνου μὲν ἅμαρτε, παραὶ δέ οἱ ἐτράπετ' ἔγχος,
αἰχμὴ δ' ἐξεσύθη παρὰ νείατον ἀνθερεῶνα.

Καὶ γὰρ οὐδὲν ἄτοπον ὑπὲρ σοῦ λέγοντα ψυχρολογεῖν. Σὺ δὲ ὁ Κύκλωψ ἀναπετάσας τὸ στόμα καὶ ὡς ἔνι πλατύτατον κεχηνὼς ἠνείχου τυφλούμενος ὑπ' αὐτοῦ τὴν γνάθον, μᾶλλον δὲ ὥσπερ ἡ Χάρυβδις αὐτοῖς ναύταις καὶ πηδαλίοις καὶ ἱστίοις ὅλον ζητῶν καταπιεῖν τὸν Οὖτιν. Καὶ ταῦτα ἑώρων καὶ ἄλλοι παρόντες.

Ins Deutsche übersetzen möchte auch ich diese durch die Homerparodie übrigens höchst geistreiche Stelle nicht; wer kein Griechisch versteht, findet die Stelle erörtert in der Neubearbeitung des Forberg S. 248.

[87]) *λεσβιάζειν καὶ φοινικίζειν* soll wohl heißen fellare und irrumare. Ausführlich handelt über beide Wörter Forberg in Kap. III zu Anfang (S. 246 ff der Neubearbeitung).

[88]) Die Frauengemächer des Hauses.

wohl unterrichtet war, gab zur Antwort: ‚Ich verlange keinen Mann, der selbst einen Mann nötig hat.‘“

§ 31: „Ich hätte dir noch vieles zu sagen, ehe ich fertig wäre, aber für diesmal mag es genug sein. Nur dies einzige erlaube mir noch beizufügen. Halte es mit deinen Liebhabereien wie du willst, und treibe es so toll als du magst und kannst; nur mache es so, daß nicht auch andre ehrliche Leute dadurch gestraft werden. Also von der Galanterie, die ich nicht nennen mag, nichts mehr, wenn ich bitten darf! Du begreifst doch selbst, daß es schlechterdings nicht angeht, neben Leuten, die sich mit dergleichen ... abgeben, an ebenderselben Tafel zu sitzen, aus derselben Schüssel mit ihnen zu essen, und sich den Freundschaftstrunk aus ebendemselben Becher von ihnen zutrinken zu lassen. Auch das Küssen beim Abschied könntest du ohne alles Bedenken einstellen, zumal bei denen, die dir nicht lange zuvor den Mund in apophradischen Zustand versetzt haben. Und weil ich doch einmal daran bin, dir einen freundschaftlichen Rat zu geben, so gewöhne dir auch das ab, daß du deine grauen Haare salbest und nirgends als an deinem Kopfe Haare leiden willst. Nötigt dich eine Krankheit zu einer solchen Operation, warum soll beim Kopf allein die Ausnahme gemacht werden? Ist das aber der Fall nicht, wozu die Pechpflaster, um auch das, was nicht in die Augen fallen darf, so glatt und poliert zu machen? Da deine grauen Haare doch das einzige an dir sind, was du mit der Weisheit gemein hast, so behalte wenigstens diese Hülle deiner Schande bei: schone ihrer, um Juppiterswillen!, aber vornehmlich deines armen Bartes, den du bisher gar zu schändliche Mißhandlungen zu leiden genötigt hast: oder ist es dir ja nicht möglich, von der alten Gewohnheit abzulassen, so nimm doch nur wenigstens die Nacht dazu; bei hellem Tage — pfui! das ist gar zu tierisch!

Du siehst nun, wieviel besser es für dich gewesen wäre, ruhig zu bleiben und das Wort Apophras unverspottet zu lassen, das dir nun auf dein ganzes übriges Leben Unheil genug bringen wird. Oder fehlt etwa dazu noch etwas? An mir wenigstens soll die Schuld nicht liegen. Du weißt noch nicht, was du dir auf den Hals gezogen hast. So ein Mensch, wie du bist, sollte an allen Gliedern zittern, wenn ihm ein Mann, der Haare auf den Zähnen hat, nur ins Gesicht blickt. Wenn dir also Apophras nicht schon drei- und vierfach vergolten hat, so verzerre immer dein Sykophantenmaul auch über diese Schrift; aber die Folgen magst du dir selbst beimessen. Denn wie Euripides sehr weislich zu sagen pflegt: Eine zügellose Zunge und freche, kein Gesetz scheuende Torheit nimmt immer ein unseliges Ende [89].“

---

[89]) Das Euripides-Zitat (Bakch. 386 ff.) hier natürlich boshaft wegen der erneuten Hindeutung auf den Mißbrauch, den Timarchos mit seiner Zunge trieb. Übrigens hat Wieland auch hier am Ende der Schmähschrift einige Milderungen vorgenommen. Im Original heißt es § 32: *οὐδέπω γοῦν οἶσθα ὡς ὅλην τὴν ἅμαξαν ἐπεσπάσω, δέον, ὦ παιπάλημα καὶ κίναδος, ὑποπτήσσειν, εἴ τις ἀνὴρ δασὺς καὶ τοῦτο δὴ τὸ ἀρχαῖον, μελάμπυγος δριμὺ μόνον εἰς σὲ ἀποβλέψειεν. Ἴσως ἤδη καὶ ταῦτα γελάσῃ τὸ παιπάλημα καὶ το κίναδος ὥσπερ τινὰ αἰνίγματα καὶ γρίφους ἀκούσας· ἄγνωστα γάρ σοι τῶν σῶν ἔργων τὰ ὀνόματα κτλ.*

25. Lobrede auf einen schönen Saal.

Περὶ τοῦ οἴκου.

Die kleine, nicht eben bedeutende Schrift enthält im wesentlichen die Beschreibung eines Prachtsaales, womit Lukian vermutlich dem Eigentümer des Saales eine Freude machen wollte. Für unsere Zwecke kommen folgende zwei Stellen in Frage.

§ 4: „Was brauchte der Platonische Sokrates mehr als jenen schöngewachsenen Ahornbaum und das frische, blumichte Grün und die krystallne Quelle, nicht weit vom Ilissus, um dem neben ihm sitzenden Phädrus seine unter Ironie versteckte Weisheit ins Herz zu spielen, die Rede des schönen Lysias zu widerlegen und in seiner Begeisterung die Musen selbst herbeizurufen, nicht zweifelnd, daß sie auf seine Bitte in jene Wildnis kommen und ihm bei seinem berühmten Diskurs über die Liebe[90]) behilflich sein würden? Wie? Er machte sich, seiner grauen Haare ungeachtet, kein Bedenken, diese Jungfrauen zu Anhörung seiner Theorie der Knabenliebe einzuladen[91]).“

Bei der Beschreibung der Gemälde, die diesen Saal schmücken, heißt es in § 24: „Was nun folgt, ist ein anmutiges erotisches Spiel, geschickt, die Imagination wieder zu erheitern, die durch das vorige Gemälde verdüstert wurde. Der junge Branchos, der schöne Liebling des schönsten Gottes[92]), auf einem Felsen sitzend, hält seinem Hunde, der an ihm hinaufspringt, spielend einen Hasen vor, aber so hoch, daß ihn der Hund, wie sehr er auch alle seine Kräfte anstrengt, nicht erreichen kann. Apollo steht lächelnd zur Seite und ergötzt sich an beiden, an dem spielenden Knaben und an den Versuchen des Hundes, seine Beute zu erschnappen.“

26. Das Schiff oder die Wünsche.

Πλοῖον ἢ εὐχαί.

Die Neigung der meisten Menschen, sich in uferlosen Wünschen Luftschlösser zu bauen, und die irrige Meinung von der Glückseligkeit bildet den Inhalt dieser sehr unterhaltenden, geistreichen Schrift.

Die jungen Griechen Lykinos (Lukian), Timolaos, Samippos treffen sich auf dem Wege von Athen zum Hafen Piraeus, um ein Schiff zu betrachten, das soeben aus Ägypten kommend im Hafen eingelaufen ist. Es hat Getreide für Italien geladen und erregt durch seine ungeheure Größe allseitige Bewunderung. Ursprünglich hatten die drei Freunde noch einen vierten bei sich, den Adeimantos, der aber bald nachdem sie an Bord des Schiffes gegangen waren, sich im Gedränge der Neugierigen verloren hatte.

§ 2. Samippos. Willst du wissen, wie er von uns weggekommen ist? Ganz gewiß, als der schöne Knabe aus der Kajüte

---

[90]) Gemeint ist der platonische Dialog Phaidros.

[91]) *οὐκ ᾐσχύνετο γέρων ἄνθρωπος παρακαλῶν παρθένους συνεισομένας τα παιδεραστικά.*

[92]) Über Branchos vgl. Long. past. IV 17, 6. Strab. XIV 634. Über pompej. Gemälde und ein hellenist. Relief dieses Inhalts vgl. Pauly-Wissowa III 814.

hervorging, der in dem weißen Leinengewande, der das Haar von beiden Schläfen zurückgekämmt und hinten in einem Knoten aufgebunden hatte. Ich müßte Adeimantos schlecht kennen, oder er vergaß über einer solchen Augenweide auf einmal, daß ein ägyptisches Schiff in der Welt war, und blieb mit tränenden Augen vor dem schönen Knaben stehen. Denn bei solchen Gelegenheiten schießt dem guten Menschen gleich das Wasser in die Augen[93]).

Lykinos. Mir schien der Junge eben nichts Besonderes von Schönheit zu sein, um einen solchen Eindruck auf den Adeimantos zu machen, der zu Athen so viele schöne Knaben um sich hat, lauter Knaben von Familie und Erziehung, die einem das Herz aus dem Leibe plaudern und nach der Palästra duften, und bei denen einem Ehrenmanne noch wohl die Augen übergehen könnten, ohne daß er sich dessen zu schämen hätte[94]). Aber der hat zu seiner schwarzgelben Farbe noch aufgedunsene Lippen und dünne Beine und spricht zwar Griechisch, aber so undeutlich und näselnd, und mit einem so zischenden Akzent, daß er sein Vaterland keinen Augenblick verleugnen kann. Überdies sieht man gleich aus seinen in einen einzigen Zopf zurückgebundenen Haaren, daß er nicht einmal freigeboren ist.

Timolaos. Im Gegenteil, bei den Ägyptern ist das just ein Kennzeichen einer edlen Geburt; alle Knaben von Stande tragen bei ihnen die Haare so zusammengeflochten, bis sie das Jünglingsalter erreicht haben.

Man beschließt sodann, ohne Adeimantos nach Athen zurückzukehren; während des Weges unterhalten sich die Freunde über das Schiff. Sie sind noch ganz voll Staunen über die ungeheuren Größenverhältnisse und vergegenwärtigen sich die Einzelheiten, so daß dem Leser ganz ungezwungen eine deutliche Beschreibung des Schiffes geboten wird (§ 5—6). Darauf berichtet Timolaos, was ihm der Kapitän über die gefahrvolle Fahrt des Schiffes von Ägypten bis zum Piräus erzählt hat (§ 7 ff.). Plötzlich findet sich auch Adeimantos wieder ein. Auf die Frage, wo er solange gesteckt habe, sagt er, er habe sich ganz in den Gedanken eingesponnen, daß er plötzlich der Eigentümer des Schiffes und seiner ungeheuer wertvollen Ladung geworden sei. Dabei habe er sich allerlei Luftschlösser aufgebaut und habe so die Freunde verloren. Er muß sich deswegen mancherlei Neckereien von den Freunden gefallen lassen, worauf Timolaos den Vorschlag macht (§ 16): „Da wir noch einen ziemlichen Weg bis in die Stadt vor uns haben, wie wäre es, wenn wir ihn in vier gleiche Teile abteilten und jedem von uns seine Anzahl Stadien anwiesen, die dazu angewandt werden sollen, zu sagen, was er sich wünschen würde, wenn ihm die Götter Vollmacht gäben, von ihnen zu begehren, was ihm beliebte? Das würde uns die Beschwerlichkeiten des Weges unmerklich

[93]) *ταχύδακρυς γὰρ ὁ ἀνὴρ ἐς τὰ ἐρωτικά.*

[94]) Da unter dem Pseudonym Lykinos sich Lukian verbirgt, bezeugt er hier wieder einmal sein eigenes Verständnis für Knabenschönheit. Vgl. oben S. 28. Die schöne Stelle lautet im Urtext: *Καὶ μὴν οὐ πάνυ καλός, ὦ Σάμιππε, ὁ μειρακίσκος ἔδοξέ μοι, ὡς ἂν καὶ Ἀδείμαντον ἐκπλῆξαι, ᾧ τοσοῦτοι Ἀθήνησι καλοὶ ἕπονται, πάντες ἐλεύθεροι, στωμύλοι τὸ φθέγμα, παλαίστρας ἀποπνέοντες, οἷς καὶ παραδακρῦσαι οὐκ ἀγεννές.*

machen und wir hätten das Vergnügen, uns die angenehmsten wachenden Träume zu verschaffen. Jedem soll freistehen, seine Wünsche soweit auszudehnen als ihm gefällt; wir wollen annehmen, die Götter gewährten uns alles, wenn es auch in dem ordentlichen Lauf der Dinge unmöglich wäre. Und was noch das beste dabei ist, es wird sich aus der Beschaffenheit unserer Wünsche sicher darauf schließen lassen, was jeder von uns wäre, wenn er reich würde.“ Der Vorschlag findet allseitigen Beifall.

Adeimantos. Aber wer soll anfangen?

Lykinos. Du selbst; dann soll Samippos folgen, dann Timolaos; ich meines Ortes will sehen, wie ich zuletzt mit meinen Wünschen fertig werde.

Adeimantos. Ich lasse noch immer nicht von meinem Schiffe; nur will ich, weil ich doch die Erlaubnis dazu habe, meinem Wunsche noch eine kleine Zugabe beifügen. Das Schiff also wäre mein und alles, was darin ist, Ladung, Equipage, Weiber, Matrosen, und wenn etwas fehlte, das angenehmer als das alles ist. —

Samippos. Du vergissest, daß du es schon im Schiffe hast.

Adeimantos. Aha!! Den Knaben mit den aufgebundenen Haaren meinst du? Immerhin! auch der soll mein sein. Und aller Weizen, womit das Schiff befrachtet ist, soll zu gemünztem Golde werden; soviel Körner, soviel Dareiken [95]).

Lykinos. Da müßte dein Schiff ja untersinken, mein guter Adeimantos. Du vergissest, daß Gold schwerer ist als Weizen.

Adeimantos. Mißgönne mir meinen Reichtum nicht, Lykinos, ich bitte dich; wenn das Wünschen an dich kommt, so magst du dir meinetwegen den ganzen Berg Parnes dort von gediegenem Golde wünschen, ich will kein Wort dagegen haben.

Lykinos. Ich erinnerte es bloß deiner Sicherheit wegen, und damit wir nicht alle samt deinem Golde zugrunde sinken. Zwar bei uns andern hätte es nicht soviel zu bedeuten; aber der schöne Knabe müßte elendiglich ertrinken, weil er nicht schwimmen kann.

Timolaos. Mache dir deswegen keine Sorgen, Lykinos; es wird ihm nicht an Delphinen fehlen, die ihn auf den Rücken nehmen und ans Land tragen werden. Oder meinst du, daß ein bloßer Zitherspieler für ein Liedchen, das er ihnen sang, ja ein anderer Jüngling, wiewohl bereits tot, von einem dieser menschenfreundlichen Tiere nach dem Isthmus getragen worden ist, es würde dem neuerkauften Pagen des Adeimantos allein an einem verliebten Delphine fehlen? [96])

[95]) Eine persische Goldmünze, die auch griechischen Münzen von gleichem Werte den Namen gegeben zu haben scheint. Anmerkung Wielands. Ein Dareikos betrug etwa 20 Mk.

[96]) Die allbekannte, auch von deutschen Dichtern (Schlegel) behandelte schöne Sage von Arion, der von den habgierigen Schiffern gezwungen wurde, sich ins Meer zu stürzen, aber von dem Delphine, dem ‚menschenliebend sinn'gen Tier‘ (Schlegel; vgl. Athen. XIII 603 d: φιλανθρωπότατον δέ ἐστι καὶ συνετώτατον τὸ ζῷον ὁ δελφίς), den er durch seinen Gesang bezaubert hatte, auf den Rücken genommen und bei Tainaron ans Land gesetzt wurde, erzählt uns ausführlich zuerst Herodot I 23f. Vgl. darüber P. Brandt zu Ovid ars amatoria III 325, Leipzig 1902. — Der andere Jüngling, der von einem Delphin ans Land getragen wurde, ist wohl Melikertes, der Sohn der Ino. Übrigens schrieb man den Delphinen eine gewisse Vorliebe für Knaben zu; vgl. darüber Athen. XIII 606 d.

Adeimantos. Wie, Timolaos, auch du hilfst dem Lykinos spotten, da du doch der bist, der die ganze Sache auf die Beine gebracht hat? — — —

Darauf trägt Adeimantos seine Wünsche in zusammenhängender Rede vor; er wünscht sich unter anderem (§ 22) „prächtige Wagen und Pferde und als Bediente gegen zweitausend bildschöne Pagen, die ausgesuchtesten, die in jeder Stufe des blühenden Alters zu finden sein werden“ [97]).

Von den Wünschen des Samippos gehört nichts in den Rahmen unsrer Untersuchung.

Timolaos wünscht sich, daß ihm Hermes einige Ringe schenken möge, die ihrerseits wieder ihm verschiedene Wünsche ermöglichen würden; so wünscht er (§ 43): „Endlich, und was die Hauptsache ist, wünsche ich mir noch den angenehmsten unter allen, einen Ring, der mich, wenn ich ihn am Finger habe, allen Menschen, Schönen und Häßlichen, so angenehm und reizend macht, daß niemand sei, der mich nicht liebe, niemand, dem ich nicht unentbehrlich sei und immer auf der Zunge schwebe; und das soll soweit gehen, daß viele Weiber, aus Unvermögen, die Heftigkeit ihrer Liebe länger zu ertragen, sich aufhängen, Jünglinge vor Liebe zu mir von Sinnen kommen und derjenige, auf den ich nur einen Blick fallen lasse, für den glücklichsten aller Menschen gehalten werde, andere hingegen, die ich keiner Aufmerksamkeit würdige, sich zu Tode grämen: mit einem Worte, daß Hyacinthus, Hylas und Phaon mir den Vorzug lassen müßten [98]). Und das alles möchte ich nicht etwa nur die kurze Zeit besitzen, die das gewöhnliche Maß des Menschenlebens ist, sondern ich wünsche mir wenigstens tausend Jahre lang ein Jünglingsalter nach dem andern zu verleben, daß ich alle siebzehn Jahre wie die Schlangen meine alte Haut ablegte und mit einer neuen wieder siebzehn zu zählen anfinge.“

Und etwas später (§ 44) fügt er noch hinzu: „Mit meinen Lieblingsknaben könnte ich mich ungehindert und zu allen Zeiten ergötzen; da ich ungesehen zu ihnen kommen und — außer ihnen allein — jedermann in den tiefsten Schlaf versenken könnte.“

Unterdessen sind die Freunde am Stadttor von Athen angelangt — ein feiner Zug des Lukian, so daß ihm (dem Lykinos) nun keine Zeit mehr übrig bleibt, auch seinerseits noch Wünsche zu äußern. Mit überlegenem Spott meint er (§ 46): „Übrigens gestehe ich, daß es mir nie hätte einfallen können, mich auf ein paar Augenblicke in den phantastischen Genuß eines luftigen Reichtums zu versetzen, um mit desto größerer Unlust zu einer armseligen Schüssel voll Mehlbrei zurückzukehren, wie nun euer Fall sein wird, da alle eure Herrlichkeiten und Glückseligkeiten davongeflogen sind und ihr, von euren Goldhaufen und Königsthronen herabgestürzt und wie aus einem süßen Traum erwachend, zu Hause alles so ganz anders finden werdet . . . Ich für meinen Teil nähme nicht alle eure Schätze und Babylon obendrein um das Vergnügen, über eure Wünsche zu lachen.

[97]) *ὀχήματα ἵππους καὶ παῖδας ὡραίους ὅσον δισχιλίους ἐξ ἁπάσης ἡλικίας ὅτπερ τὸ ἀνθηρότατον.*

[98]) Man beachte auch hier wieder die bisexuelle Veranlagung; vgl. oben S. 23.

In der Tat, von Männern, die sich mit Philosophie abgeben, hätte ich so bescheidene Wünsche nicht erwartet!“

27. Hetärengespräche.

Ἑταιρικοὶ διάλογοι.

Unter den fünfzehn Gesprächen von Hetären, in denen Lukian, um mit Wieland zu reden, „diese reizenden Sirenen, die in großen Städten einen wahrlich nicht unbedeutenden Einfluß auf Familienverhältnisse, häusliches Glück und auf die Sitten überhaupt haben, mit wahren Zügen und Farben schildert und von mancherlei Seiten, in allerlei Situationen, mit und ohne Maske, ohne Verschönerung, aber auch ohne Verunstaltung, kurz mit philosophischer Unparteilichkeit und Treue darstellt“, behandelt das fünfte die weibliche gleichgeschlechtliche Liebe. Wieland hat dieses Gespräch nicht mit übersetzt; ich gebe es daher hier in eigener Übertragung. Eine deutsche Übersetzung findet man übrigens auch in der von Georg Müller in München veranstalteten Neuausgabe der Wielandschen Lukianübersetzung; sie stammt von Hanns Floerke; in noch engerem Anschluß an den griechischen Originaltext hat H. L. Held im Hans Sachs-Verlag, München, das Gespräch übertragen.

Gespräch der beiden Hetären Klonarion und Leaina.

Klon. Merkwürdige Dinge hört man von dir, Leaina: Die reiche Megilla aus Lesbos soll in dich verliebt sein wie ein Mann, und man sagt, daß ihr einander beiwohnt, ohne daß ich mir denken kann, wie das möglich wäre. Nanu! Du bist ja ganz rot geworden! So sage mir doch, was an dem Gerede wahr ist.

Leaina: Es ist schon wahr, Klonarion; aber ich schäme mich, denn es ist doch gar zu absonderlich.

Klon. Bei der Venus, was meinst du damit? Was will das Mädchen von dir? Was macht ihr denn, wenn ihr zusammen seid? Siehst du wohl, daß du mich nicht lieb hast, sonst würdest du mir das erzählen.

Leaina: Aber gewiß habe ich dich lieb wie keine sonst. — Weißt du, die Megilla ist ein halber Mann!

Klon. Ich verstehe wirklich nicht, wie du das meinst. Oder ist sie etwa eine Tribade? Man sagt doch, daß es solche Weiber auf Lesbos gäbe, die fast wie Männer aussehen; von den Männern lassen die sichs nicht machen, aber mit den Weibern verkehren sie wie mit Männern.

Leaina: So ungefähr ist's mit der Megilla.

Klon. Also, liebste beste Leaina, nun erzähle mal ordentlich, wie sie zuerst sich an dich heranmachte und wie du ihr nachgabst und was dann alles geschah.

Leaina: Also die Megilla und die Korintherin Demonassa wollten ein Trinkgelage veranstalten und luden mich ein, ihnen dabei zur Zither zu spielen. Die Demonassa ist ja auch so reich und, weißt du, macht's ebenso wie die Megilla. Nun schön, ich ging also hin und spielte ihnen zur Zither auf. Als ich damit geendet hatte

und es Zeit zum Schlafen war (die beiden hatten schon einen gehörigen Schwips), da sagte Megilla zu mir: „Weißt du, Leaina, jetzt muß sich's schön schlafen lassen, komm, lege dich hier zwischen uns beide."

Klon. Tatest du es? Und was geschah danach?

Leaina: Zuerst küßten sie mich wie die Männer, indem sie nicht nur so mit den Lippen die meinigen berührten, sondern indem sie den Mund öffneten und die Zunge spielen ließen; dann umarmten sie mich und betasteten mir die Brüste. Die Demonassa aber biß mich sogar beim Küssen. Ich wußte gar nicht, wo das hinaus wollte. Bald darauf riß sich Megilla, die schon ganz in Glut war, die Perücke vom Kopfe, die ich bis dahin, weil sie täuschend ähnlich und ganz naturgetreu nachgemacht war, gar nicht als solche bemerkt hatte, und sah nun mit kurzen Haaren ganz wie ein Mann, fast wie ein junger Athlet aus, so daß ich bei diesem Anblicke staunte. Sie aber redete mich an und sagte: „Hast du wohl schon so einen hübschen Jungen gesehen?" Ich aber antwortete: „Aber wo ist denn hier ein Junge?" — „Mache mich ja nicht zum Weibe", versetzte sie darauf, „denn ich heiße Megillos und habe jüngst hier die Demonassa geheiratet, und nun ist sie meine Frau." Da mußte ich aber doch lachen und sagte: „Da bist du also ein Mann, Megillos, ohne daß wir davon eine Ahnung hatten, wie ja auch Achilles unter den Jungfrauen in Mädchenkleidern unerkannt aufgewachsen sein soll [98a]). Hast du denn aber — da vorn — auch das bewußte Männliche und machst du's denn auch der Demonassa wie die Männer?" — „Nein, das habe ich nicht", entgegnete sie, „aber das ist auch gar nicht nötig. Du wirst gleich sehen, daß ich es auf eine noch viel süßere Art machen kann. — „Dann bist du wohl ein Hermaphrodit", sagte ich, „wie es ja deren viele geben soll, die beides haben?" Denn du mußt wissen, Klonarion, ich wußte immer noch nicht Bescheid. „Keineswegs," entgegnete sie, „sondern ich bin ein ganzer Mann". — „Ich erinnere mich", versetzte ich darauf, „von der böotischen Flötenspielerin Ismenodora, als sie allerlei Interessantes aus ihrer Heimat erzählte, gehört zu haben, daß in Theben einer aus einem Weibe zum Manne wurde, und wenn ich nicht irre, war das ein berühmter Seher, der Teiresias [98b]) hieß. Vielleicht ist dir eine ähnliche Verwandlung widerfahren?" — „Auch das nicht", antwortete sie mir, „sondern ich bin ganz wie ihr anderen Mädchen geboren, aber mein Charakter und meine Triebe und all das andere ist durchaus männlich." — „Und befriedigt dich auch", fragte ich, „dieser Trieb?" — Darauf

[98a]) Da Thetis, die Mutter des Achilles, wußte, daß dem Sohne ein ruhmvolles, aber kurzes Leben bestimmt war, so suchte sie ihn dadurch vor Beteiligung an kriegerischen Unternehmungen zu bewahren, daß sie ihn auf die Insel Skyros zum Könige Lykomedes brachte. Dort lebte der zarte Jüngling in Frauenkleidern unter den Töchtern des Königs, bis es nach dem Ausbruch des Trojanischen Krieges dem Odysseus gelang, seinen Aufenthaltsort zu entdecken und ihn durch eine List unter den Mädchen herauszufinden.

[98b]) Nach Apollodor III, 71 war Teiresias aus einem Manne in ein Weib und dann wieder in einen Mann verwandelt worden. Als sich nun Hera und Zeus einst stritten, ob der Mann oder das Weib beim Liebesakte mehr Wonne verspüre, hätten sie den Teiresias darum befragt, da er ja beides aus Erfahrung kenne. Er entschied für das Weib, das $^{9}/_{10}$ der Lust empfände, der Mann nur $^{1}/_{10}$. Aus Zorn habe ihn dann Hera geblendet, Zeus ihm aber die Gabe der Weissagung verliehen. Vgl. Lucian dial. mort. 28, 1, de astrol. 11. Vgl. unten S. 66.

sagte sie: „Gib dich mir, meine Leaina, wenn du noch zweifelst, und du wirst sehen, daß ich es dir ebenso schön mache wie die Männer, denn ich habe auch so ein Ding wie die Männer. Laß mich nur mal, du wirst schon sehen.“ — Ich ließ sie denn auch, Klonarion, da sie nicht aufhörte zu bitten und mir auch eine kostbare Halskette und ganz feine Leinwand versprach. Darauf umarmte ich sie wie einen Mann, sie aber küßte mich und machte es mir und keuchte und schwamm sichtlich in eitel Wonne.

Klon. Ja, was machte sie dir denn und auf welche Weise? Das möchte ich doch gerade wissen.

Leaina: Frage mich nicht weiter, ich schäme mich, so daß ich es dir wahr und wahrhaftig nicht sagen werde.

Aus den Hetärengesprächen verdienen folgende Einzelheiten hier verzeichnet zu werden. 5, 3 Erwähnung des doppelgeschlechtlichen Hermaphroditos und (§ 4) Anspielung auf die Sage, daß der berühmte thebanische Seher Teiresias ursprünglich ein Weib gewesen sei; vgl. unten S. 66.

Aus 10, 1 geht hervor, daß gelegentlich auch Schüler die Hetären besuchten; aus 12, 1, daß auch bei den Gelagen der Hetären Knaben und Jünglinge die Rolle des Mundschenken und servierenden Dieners vertraten.

Daß die Hetären auf die päderastischen Liebhabereien ihrer „Kunden“ eifersüchtig waren, liegt in der Natur der Sache begründet, wird aber durch 10, 4 ausdrücklich bestätigt: Die Hetäre Drosis hat von dem Schüler Kleinias einen Brief erhalten, in dem er schreibt, daß er sie nicht mehr besuchen könne, da ihn sein Lehrer Aristainetos auf Schritt und Tritt bewache. Sie klagt ihrer Freundin Chelidonion[99]) ihr Leid. Drosis: Indessen sterbe ich vor Liebe. Nun sagt mir Dromon (Diener des Kleinias, der ihr den Brief überbracht hat), der Aristainetos sei ein Päderast und brauche die Wissenschaften nur zum Vorwand, um die schönsten jungen Leute an sich zu ziehen; er rede viel und oft insgeheim mit Kleinias und mache ihm große Versprechungen, als ob er ihn den Göttern gleich machen wolle; auch lese er ihm gewisse erotische Dialoge der alten Philosophen mit ihren Schülern vor und sei mit einem Wort immer um den jungen Menschen herum. Er drohte auch, der Dromon, daß er es dem Vater seines jungen Herrn sagen wolle.

Chelidonion. Du hättest dem Kerl die Kehle tüchtig schmieren sollen.

Drosis. Das hab' ich auch getan, er ist aber ohnehin mein, denn der Mund wässert ihm gewaltig nach meiner Nebris[100]).

Chelidonion. Wenn das ist, so sei gutes Mutes, es wird alles nach Wunsche gehen. Ich denke, ich will auch an eine Mauer im Kerameikos[101]), wo Architeles[102]) zu spazieren pflegt, mit großen

[99]) Der Name heißt *Schwälbchen*; vgl. oben S. 18. Drosis heißt *die Tauige*.

[100]) Die Zofe der Drosis; der Name bedeutet *Hirschkalb*, wohl von der bunten Kleidung.

[101]) Stadtteil im NW von Athen am Dipylos-Tor, das besonders gern zu derartigen Inschriften verwendet wurde; eine andere Probe solcher Inschriften gibt das vierte Hetärengespräch (§ 3): *Μέλιττα φιλεῖ Ἑρμότιμον* und *ὁ ναύκληρος Ἑρμότιμος φιλεῖ Μέλιτταν*.

[102]) Der Vater des Kleinias.

Buchstaben schreiben: Aristainetos verführt den Kleinias[103]) — damit ich dadurch die Anklage des Dromon unterstützen kann.

Drosis. Aber wie willst du das schreiben, daß dich niemand gewahr wird?

Chelidonion. Bei Nacht, Drosis, und mit einer Kohle.

Drosis. Glück zu! Wenn du mir kämpfen hilfst, so hoffe ich noch, wohl über den windigen Aristainetos Meister zu werden.

28. Das Lebensende des Peregrinos.

Περὶ τῆς Περεγρίνου τελευτῆς.

Peregrinos Proteus, ein kynischer Philosoph, war im Anfange des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts zu Parion am Hellespont geboren. Er führte ein Wanderleben, wobei er auch nach Palästina zu den Christen kam. Nach mancherlei Verfolgungen ließ er sich in Athen nieder; hier war unter anderen Aulus Gellius sein Zuhörer. Angriffe auf den um Athen hochverdienten Herodes Attikos sollten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenken. Um noch berühmter zu werden, faßte er den verrückten Entschluß, sich bei der Olympischen Festfeier öffentlich zu verbrennen. Obwohl ihm der voreilige Entschluß wieder leid tat, so konnte er sich doch dem Drängen der Menge nicht mehr entziehen und verbrannte sich im Jahre 165 n. Chr.

Das ist im wesentlichen der Inhalt der Lukianschen Schrift, die sich als ein Sendschreiben an seinen, uns sonst nicht weiter bekannten Freund Kronios darstellt. Lukian unterläßt es dabei nicht, über den Charakter und das Privatleben des tollen Sonderlings seinen Spott auszugießen[104]).

§ 9: „Dieses große Meisterstück und Wunder der Welt, dieser Kanon des Polykleitos, wurde in Armenien, da er kaum die Jahre der Mannbarkeit erreicht hatte, im Ehebruch ertappt und genötigt, mit einem Rettich im Hintern[105]) sich durch einen Sprung vom Dache zu retten, um nicht gar zu Tode geprügelt zu werden. Gleich-

[103]) *Ἀριστταίνετος διαφθείρει Κλεινίαν.* Man mache sich klar, was eine solche öffentliche Inschrift heute für Folgen hätte. Vielleicht würde die Schreiberin damit auch heute ihr Ziel erreichen, nämlich den Geliebten von dem Nebenbuhler zu trennen; gleichzeitig würde sie aber den Geliebten heillos kompromittieren. Daran kann hier im alten Griechenland kein Gedanke sein. Auch derartige kleine Züge muß man sich deutlich vergegenwärtigen, um zu einem richtigen Urteil über die Auffassung der Päderastie im griechischen Altertum zu kommen. Natürlich ist es auch nicht der Vorwurf der Päderastie als solcher, mit dem sie dem Aristainetos zu schaden hofft, vielmehr dadurch, daß sie ihn zu entlarven sucht, daß er seinen Einfluß als Lehrer mißbraucht. Während der Vater hofft, daß der Sohn bei dem Lehrer zu einem berühmten Manne erzogen werden wird, betrachtet ihn dieser nur als Geliebten. Also daß der Lehrer falsche Hoffnungen erweckt (§ 4: *ὑποσχέσεις τινὰς ὑπισχνούμενον ὡς ἰσόθεον ἀποφανεῖ αὐτόν*), ist der Vorwurf, der ihm nach dem Plane der Drosis verhängnisvoll werden soll, nicht aber etwa seine Neigung an sich. Aus dieser hätte im damaligen Athen kein Mensch einen Vorwurf abgeleitet.

[104]) Den Deutschen ist die Gestalt des Peregrinus Proteus durch Wielands gleichnamigen Roman bekannt, in dem freilich aus dem griechischen Sonderling ein mystischer Schwärmer mit Lavaterschen Gedanken geworden ist.

[105]) Gegen einen ertappten Ehebrecher war diese Art von Privatrache, der sogenannte *ῥαφανισμός*, erlaubt, vgl. oben S. 30; schol. Arist. nub. 1079: *ῥαφανῖδας ἔβαλλον εἰς τοὺς πρωκτοὺς τῶν μοιχῶν καὶ παρατίλλοντες αὐτοὺς θερμὴν τέφραν ἐπέπασσον.* Weiter Lucian. symp. 32, Heindorf zu Hor. sat. I 2, 39.

wohl ließ er sich bald darauf wieder gelüsten, einen schönen Knaben zu verführen, und bloß die Armut der Eltern, die sich mit dreitausend Drachmen abfinden ließen, war die Ursache, daß er der Schande, vor den Statthalter von Asien geführt zu werden, entging“ [106]).

Höchst absonderliche erotische Scherze des Peregrinos Proteus werden in § 17 erzählt: „Nunmehr unternahm er eine dritte Reise zum Agathobulos nach Ägypten, wo er sich durch eine ganz neue und verwundrungswürdige Art von Tugendübung hervortat; er ließ sich nämlich den Kopf zur Hälfte glatt abscheren, beschmierte sich das Gesicht mit Leim, tat, um zu zeigen, daß dergleichen Handlungen unter die Adiaphora gehören, vor einer Menge Volks, was schon Diogenes öffentlich getan haben soll, geißelte sich selbst und ließ sich von andern mit einer Rute den Hintern zerpeitschen, mehrere noch ärgere Jungenstreiche zu verschweigen, wodurch er sich in den Ruf eines außerordentlichen Menschen zu setzen suchte“ [107]).

Daß aber Peregrinos auch seinerseits einen schönen Knaben als Liebling um sich hatte, wird in § 43 erwähnt: „Du erinnerst dich noch, wie ich dir bei meiner Ankunft aus Syrien erzählte, daß ich von Troas aus mit diesem nämlichen Menschen in ebendemselben Schiffe fuhr, und was ich dir von seiner üppigen Lebensart auf dieser Seereise und von dem schönen Knaben sagte, den er, um auch seinen Alkibiades zu haben, zum Cynismus [108]) verführt hatte“ usw.

29. Saturnalische Briefe.

Ἐπιστολαὶ Κρονικαί.

Auf den Inhalt dieser Schrift brauchen wir umso weniger einzugehen, als sie für unsere Untersuchung nur untergeordnetes Interesse bietet.

Im § 24 des ersten Briefes wünscht der Verfasser den Reichen, falls sie nicht ihrer unmäßigen Eigenliebe entsagen, daß „ihre schönen, gelblockigen Knaben, ihre sogenannten Hyacinthen,

---

[106]) Man ziehe aus dieser Stelle keine falschen Schlußfolgerungen: nicht die Päderastie an sich hätte ihn beinahe vor den Statthalter geführt, sondern die Verführung eines unbescholtenen Knaben; vgl. oben S. 23. Eine Drachme entspricht etwa 78 Pfennigen.

[107]) Wieland hat die Stelle etwas gemildert: . . . *ἐν πολλῷ δὲ τῶν περιεστώτων δήμῳ ἀ ν α φ λ ῶ ν τὸ α ἰ δ ο ῖ ο ν καὶ τὸ ἀδιάφορον δὴ τοῦτον καλούμενον ἐπιδεικνύμενος, εἶτα παίων καὶ παιόμενος νάρθηκι εἰς τὰς πυγὰς καὶ ἄλλα πολλὰ νεανικώτερα θαυματοποιῶν.*

Ἀναφλᾶν ist der eigentliche Ausdruck für ‚onanieren‘, der zumal in der Komödie unzählige Male vorkommt; vgl. H. Licht, Der *παίδων ἔρως* in der attischen Komödie in Krauß' Anthropophyteia Bd. VII (1910), S. 128—179. Die von Wieland erwähnte Geschichte, daß Diogenes auf öffentlichem Markte onaniert habe, steht nicht bei Lukian, sondern bei Diog. Laert. VI 2, 46 und bei Plutarch, de stoicorum rep. II 1044. Vgl. auch Agathias in Anth. Pal. V 301, 19:

πάντ' ἄρα Διογένης ἔφυγεν τάδε, τὸν δ' Ὑμέναιον
ἤειδεν παλάμῃ, Λαΐδος οὐ χατέων.

Weiteres Material gibt in gewohnter reicher Fülle Forberg (s. oben S. 41) im vierten Kapitel der Apophoreta (Neubearbeitung S. 270—284).

[108]) Diese Worte (*ἔπεισε κυνίζειν*) heißen zunächst: er bestimmte ihn, sich zur kynischen Philosophie zu bekennen; sie stehen aber hier sichtlich mit „zynischer“ Nebenbedeutung. Das Verhältnis des Sokrates und Alkibiades wird also auch hier wieder sinnlich gefaßt; vgl. oben S. 16; 21, Anm. 24.

Achillen und Narcissen, in dem Augenblicke, da sie ihnen die Trinkschale reichen, plötzlich alle Haare verlieren und so kahl werden wie das Flache ihrer Hand, dafür ihnen aber auf der Stelle ein großer stachlicher Zottelbart, im Geschmack der keilförmigen Komödienbärte, bis an die Schläfe hinaufwachse, um die Weiße und Glätte der fleckweise hervorblickenden nackten Stellen desto besser zu erheben." Vgl. § 35.

§ 26 des zweiten Briefes: „Überhaupt aber will ich euch Armen nicht vorenthalten, daß ihr eine ganz falsche Meinung von den Reichen habt, wenn ihr euch einbildet, als ob sie so über und über glücklich wären und allein angenehm lebten, weil sie eine köstliche Tafel halten, sich in süßem Weine betrinken, schöne Knaben und Weiber zu ihren Diensten haben und weiche Kleider tragen" usw.

§ 28: „Sie hingegen, die sich noch überdies den größten Teil der Nacht in andern Üppigkeiten gewälzt haben[109]), schwelgen durch so vielerlei Exzesse sich leicht Schwindsucht, Lungenentzündung oder Wassersucht an den Hals".

§ 29: „Ich übergehe so viel anderes, was ihnen das Leben verbittert: bald ein ungeratener Sohn, bald eine Gemahlin, die es mit einem von den Hausbedienten hält, bald ein Bathyll, der ihre verhaßten Caressen aus bloßer Not duldet"[110]).

§ 38 des vierten Briefes: „Nicht zufrieden, sich den Wanst so voll zu stopfen, daß nichts mehr hinein wollte, schämten sie sich nicht, sobald sie über die Gebühr getrunken hatten, bald einem schönen Knaben, der ihnen den Becher reicht, die Hand zu streicheln, bald sich mit der Geliebten oder auch wohl gar mit der Gemahlin des Herrn vom Hause Freiheiten herauszunehmen."

30. Das Gastmahl oder die Lapithen.

Συμπόσιον ἢ Λαπίθαι.

„Lukian gibt in diesem Dialog unter dem Namen Lykinos seinem Freunde Philon eine umständliche Nachricht von den mannigfaltigen komischen und burlesken Szenen, die einige Philosophen bei einem hochzeitlichen Gastmahle in einem vornehmen athenischen Hause auf ihre Kosten zum besten gegeben, und von dem tragischen Ende, das dieses Possenspiel durch die Ungezogenheit und Brutalität dieser Herren zuletzt genommen." Wieland.

§ 5: Philon. War es aus Gelegenheit der Verlobung seines Sohnes Zenon, daß Aristainetos euch das Gastmahl gab?

Lykinos. Nein, sondern er gab seine Tochter Kleanthis an des Wechslers Eukritos Sohn, der sich aufs Philosophieren legt.

---

[109]) Wieland übersetzt ungenau; es muß heißen: „Sie aber, die alle diese Genüsse sich leisten können und sich den größten Teil der Nacht mit Knaben oder Weibern vergnügen oder was sonst ihre Geilheit ihnen eingibt" usw. (*οἱ δὲ τούτων τε ἀπολαύουσι καὶ τὸ πολὺ τῆς νυκτὸς ἢ παισὶν ἢ γυναιξὶν ἢ ὅπως ἂν ὁ τράγος κελεύῃ συναναφυρέντες κτλ.*)

[110]) *ἢ ἐρώμενος πρὸς ἀνάγκην μᾶλλον ἢ πρὸς ἡδονὴν συνών.* Bathyllos war einer der Lieblinge des Anakreon; vgl. P. Brandt, Der *παίδων ἔρως* in der griechischen Dichtung. 1. Die lyrische und bukolische Dichtung (in Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. VIII, Leipzig 1906, S. 645).

Philon. Beim Himmel! So gab er sie einem wunderschönen Jungen! Aber er ist noch so zart. Ich dächte, es wäre noch zu früh für ihn, ans Heiraten zu denken.

§ 15 (Lykinos erzählt): „Hier muß ich doch im Vorbeigehen einer kleinen Begebenheit erinnern, die zwar nur als eine Episode zu betrachten ist, aber doch das ihrige dazu beitrug, das Gastmahl interessanter zu machen. Ich hatte einen schönen jungen Sklaven, der zum Einschenken bestellt war und hinter Kleodemos stand, lächeln sehen, und es interessierte mich, die Ursache davon zu wissen. Ich beobachtete ihn also genau, und wie der schöne Ganymed sich bald darauf wieder näherte, um die Trinkschale vom Kleodemos zurückzunehmen, bemerkte ich, daß ihm dieser den Finger streichelte und ein paar Drachmen, wie mir deuchte, zugleich mit der Schale in die Hand drückte. Der Knabe lächelte beim Streicheln seines Fingers abermals, das Geld aber bemerkte er nicht, denke ich. Die beiden Drachmen fielen also auf den Boden und machten ein Getön, worüber ich den Philosophen und den Knaben sehr rot werden sah. Die nächsten Nachbarn fragten, wem das Geld zugehöre; aber es blieb ungewiß, denn der Knabe leugnete, daß es ihm entfallen sei, und Kleodemos, neben welchem das Getön gehört worden war, tat nicht, als ob er dabei interessiert wäre. Man machte also nichts weiter daraus und ließ es um so mehr dabei bewenden, da es nur wenige bemerkt hatten. Doch glaube ich, daß Aristainetos einer von diesen war. Denn bald darauf machte er Gelegenheit, den Knaben, ohne daß es in die Augen fiel, aus dem Saale zu entfernen und winkte dagegen einem von den handfesten Burschen, die über die gefährlichen Jahre hinaus sind, irgendeinem Mauleseltreiber oder Stallknecht, sich statt desselben hinter den Kleodemos zu stellen. Und so ging denn diese kleine Begebenheit vorüber, die dem Kleodemos zu großer Beschimpfung hätte gereichen können, wenn sie ruchbar geworden und nicht vielmehr durch die Klugheit des Aristainetos, der das Vorgefallene auf Rechnung des Weines schrieb, auf der Stelle unterdrückt worden wäre" [111]).

Während des Gelages wird dem Gastgeber ein Brief des nicht eingeladenen und darüber verärgerten Philosophen Hetoimokles überbracht, in dem es unter anderem heißt (§ 26): „Dieses wenige habe ich aus vielem, was ich hätte anführen können, beigebracht, damit du sehest, was für einen Mann du übergangen hast, um einen Diphilos zu gastieren und ihm sogar deinen Sohn zu übergeben. Er paßt recht gut dazu, denn er ist dem Knaben angenehm und hat sich in Gunst bei ihm zu setzen gewußt. Ich könnte, wenn es einem Manne wie ich nicht unanständig wäre, von dergleichen Dingen zu reden, noch ein mehreres hinzusetzen: du darfst dich aber, wenn du hinter die Wahrheit kommen willst, nur bei seinem Pädagogen Zopyros erkundigen. Denn das sei ferne, daß ich seine Hochzeitsfreude stören oder den Denunzianten zumal so schändlicher Bezichtigungen [112])

[111]) Das Peinliche des Vorfalls liegt einmal darin, daß Kleodemos seine philosophische Würde vergessen hat, denn als Philosoph stand er über den Leidenschaften oder sollte es wenigstens; dann und vor allem darin, daß er sich mit einem Sklaven einläßt, nicht aber etwa in der homoerotischen Neigung an sich. Vgl. oben S. 37.

[112]) Nämlich erotischen Verkehrs zwischen Lehrer und Schüler; vgl. oben S. 56 f.

machen wollte! Wiewohl Diphilos nichts Besseres um mich verdient hätte, da er mir schon zwei Schüler abspenstig gemacht hat; aber der Philosophie zu Ehren will ich lieber schweigen."

§ 29: „Als nun der Bediente zu lesen aufhörte, warfen alle Gäste die Augen auf den jungen Zenon und seinen Lehrer Diphilos, deren verblüffte Miene, Blässe und sichtbare Verlegenheit die Beschuldigung des Hetoimokles nur zu sehr bestätigten. Aristainetos wurde unruhig und hatte Mühe, seine innere Bewegung zurückzuhalten, wiewohl er uns zum Trinken einlud und das Vorgegangene auf die beste Seite zu legen suchte, indem er den Bedienten des Philosophen mit der gewöhnlichen Antwort, es solle besorgt werden, zurückschickte. Bald darauf wurde auch Zenon unsichtbar, nachdem ihm sein Kammerdiener, als auf des Vaters Befehl, zugewinkt hatte, daß er sich wegbegeben möchte."

Im weiteren Verlaufe des Festmahles werden dann wie üblich die verschiedenen Toaste ausgebracht. Den ersten Toast bringt Ion aus; er kündigt ihn mit den Worten an (§ 39): „Damit ich aber von denen, die nicht aus einerlei Grundsätzen mit mir philosophieren, keinen Widerspruch zu besorgen habe, will ich, da es ohnehin die Gelegenheit mit sich bringt, meine Gedanken vom Heiraten vortragen. Das beste würde freilich sein, wenn man des Heiratens gar nicht nötig hätte, sondern sich, dem Plato und Sokrates zufolge, auf die Knabenliebe beschränkte; denn es ist gewiß, daß dies das einzige Mittel ist, es in der Tugend zur höchsten Vollkommenheit zu bringen"[113]).

Man lese diesen Satz zweimal und mache sich klar, was heute geschehen würde, wollte einer der Gäste bei einem Hochzeitsmahle in einem offiziellen Toaste derartiges äußern. Unter jenen griechischen Gästen „entstand ein Gelächter über diese Worte, da sie wohl hier nicht ganz am Platze waren"[114]).

31. Die Syrische Göttin.

Περὶ τῆς Συρίης θεοῦ.

In dieser Abhandlung verbreitet sich Lukian über religiöse Zeremonien, Feste und Opfer der Syrischen Stadt Hierapolis (Bambyke), über ihren berühmten Tempel und die in ihm üblichen religiösen Handlungen. Für unser Thema bietet sie kein Material, wohl aber enthält sie manches sittengeschichtlich Interessante, das daher hier wenigstens kurz registriert sein mag; eine ausführliche Behandlung würde über die Ziele der vorliegenden Arbeit hinausgehen.

§ 6. Die Adonisfeier im Heiligtum der Aphrodite von Byblos.

§ 15. Geschichte des Attes; seine Entmannung, Verweiblichung und orgiastischer Kultus.

§ 16. Phalluskult. Die *νευρόσπαστα*: „Unter den verschiedenen Arten von Phallen, welche die Griechen dem Bakchos zu Ehren auf-

[113]) *τὸ μὲν οὖν ἄριστον ἦν μὴ δεῖσθαι γάμων, ἀλλὰ πειθομένους Πλάτωνι καὶ Σωκράτει παιδεραστεῖν· μόνοι γοῦν οἱ τοιοῦτοι ἀποτελεσθεῖεν ἂν πρὸς ἀρετήν.*

[114]) *γέλως ἐπὶ τούτοις ἐγένετο ὡς οὐκ ἐν καιρῷ λεγομένοις.*

stellen, sind auch gewisse Figuren von Zwergen mit übermäßig großen Geschlechtsgliedern, die sich durch Saiten bewegen lassen und daher Neurospasta genannt werden." Über Phalluskult ferner § 28 f.

§ 19 ff. Die durch Wielands poetische Erzählung weiteren Kreisen bekannt gewordene Geschichte vom schönen Kombabos und seiner freiwillig-unfreiwilligen Selbstentmannung.

§ 26. Das mannweibliche Standbild des Kombabos.

§ 27. Entmannung von Jünglingen zu Ehren des Kombabos.

§ 28. Die Phallobatai.

§ 29. Wenn ein solcher Phallobates einschläft, kriecht ein Skorpion empor und „mißhandelt ihn ganz erbärmlich"[115].

§ 50 ff. Die Galloi; ausführliche Beschreibung ihrer sadistischen und masochistischen Akte und ihrer Selbstentmannung.

32. Charidemos oder über die Schönheit.

Χαρίδημος ἢ περὶ κάλλους.

Bei einem Gastmahl, welches Androkles im Peiraieus gab, nachdem er wegen des Preises, den er an dem Zeusfeste Diasia für die Verlesung eines von ihm verfertigten Buches erhalten, dem Hermes ein feierliches Opfer gebracht hatte, wurden unter mancherlei anderen Gesprächen auch Lobreden auf die Schönheit gehalten. Den wesentlichen Inhalt dieser Reden berichtet Charidemos, einer der Gäste, seinem Freunde Hermippos.

Er erzählt (§ 4): „Unter den Gästen befand sich auch der schöne Kleonymos, der Neffe des Androkles, ein feines, aber etwas verzärteltes Bürschchen, dem es gleichwohl nicht an Sinn zu fehlen schien, denn er hörte unsern Reden sehr begierig zu."

§ 5: „Die Veranlassung also zu unserem Reden, die du wissen möchtest, war eben der besagte schöne Kleonymos, der zwischen mir und seinem Oheim saß. Der größte Teil der Gäste, der, wie gesagt, aus Ungelehrten bestand, konnte die Augen gar nicht von ihm abwenden; sie sahen nichts als ihn, sprachen von nichts als ihm und vergaßen aller anderen Anwesenden, um die Schönheit dieses jungen Menschen um die Wette herauszustreichen. Wir andern Gelehrten konnten nicht umhin, ihrem guten Geschmack unsern vollen Beistand zu geben; da wir's uns aber billig zur Schande hätten rechnen müssen, von Laien in dem, was wir als unser eigenes Fach ansahen, übertroffen zu werden, so kamen wir ganz natürlich auf den Gedanken, die Schönheit zum Gegenstande einer kleinen Rede aus dem Stegreif, welche wir einer nach dem andern halten wollten, zu machen. Denn uns in ein besonderes Lob des jungen Menschen einzulassen, der es gar nicht nötig hatte, noch verliebter in sich selbst zu werden, schien uns nicht ziemlich zu sein."

Darauf (§ 6) beginnt Philon seine Lobrede auf die Schönheit, aus der wir folgende Stellen wiedergeben. „Die wenigen, die die

[115]) *σκορπίος ἀνιὼν ἀνεγείρει καὶ ἀεικέα ἐργάζεται*, d. h. er kneift ihn in den Hodensack; vgl. die Darstellungen des Stieres auf den Mithrasbildern.

Gabe der Schönheit wirklich empfingen, schienen dadurch auf die höchste Stufe der Glückseligkeit gesetzt zu sein und wurden von den Göttern sowohl als von den Menschen in vorzüglichen Ehren gehalten."

§ 7: „Unter allen Sterblichen, die jemals mit den Göttern Umgang zu pflegen gewürdigt worden, ist nicht ein einziger zu finden, der diesen Vorzug nicht seiner Schönheit zu danken gehabt hätte. Bloß um seiner Schönheit willen erhielt Pelops das Glück, Ambrosia an ihrer Tafel zu kosten; die Schönheit allein gab dem Ganymedes eine so große Gewalt über den König der Götter, daß er keinem andern Gott erlauben wollte, ihn zu begleiten, als er auf den Gipfel des Ida herabflog, um diesen seinen Liebling in den Himmel zu holen, wo er ihn nun auf immer bei sich behielt."

§ 8: „Sobald Zeus zu den schönen Jünglingen auf die Erde herabsteigt, wird er auf einmal so sanft und mild und gefällig, daß er immer damit anfängt, den Zeus abzulegen und aus Besorgnis, seinen Geliebten in seiner eigenen Gestalt nicht angenehm genug zu sein, irgendeine andere annimmt, und zwar immer eine so schöne, daß er gewiß sein kann, alle, die ihn erblicken, an sich zu ziehen: so groß ist die Ehrerbietung, die er für die Schönheit trägt.

Zeus ist indessen nicht der einzige unter den Göttern, über welchen die Schönheit eine solche Macht ausübt — und ich muß dies erinnern, damit ich nicht das Ansehen habe, als ob ich durch die angeführten Beispiele nicht sowohl die Allmacht der Schönheit beweisen als einen verdeckten Tadel auf den König des Himmels werfen wolle. Wer sich in der Göttergeschichte umsehen will, wird finden, daß sie über diesen Punkt alle gleichen Geschmacks sind: so sehen wir, um nur etliche Beispiele zu erwähnen, den Poseidon durch die Schönheit des Pelops überwältigt, und der schöne Hyakinthos wird von Apollo, der schöne Kadmos von Hermes geliebt[116]."

§ 12: „Wenn denn also die Schönheit etwas so Herrliches und Göttliches ist und in den Augen der Götter selbst einen so hohen Wert hat, wie sollte es nicht auch unsre Pflicht sein, die Götter hierin nachzuahmen und alles, was wir durch Worte und Handlungen vermögen, zu ihrer Verherrlichung beizutragen!"

Damit schließt Philon, und es folgt die Rede des Aristippos (§ 13 ff.), die jedoch für unsere Untersuchung kein besonderes Material bietet.

Zuletzt spricht Charidemos (§ 22 ff.); er sagt unter anderem:

§ 23: „Schönen Personen neiden wir nicht nur ihre Schönheit nicht, sondern werden beim ersten Anblick von ihnen eingenommen, lieben sie über alle Maßen und werden nicht müde, ihnen als Wesen von einer höheren Natur, soviel in unserem Vermögen ist, zu dienen."

---

[116]) Über Poseidon und Pelops vgl. Pind. Ol. 1, 37 ff. Die prachtvolle Stelle ist übersetzt und besprochen im παίδων ἔρως I (in Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. VIII, Leipzig 1906, S. 653). Über Apollon und Hyakinthos vgl. oben S. 12. Die Liebe des Hermes und Kadmos wird, soweit mir bekannt ist, nur hier erwähnt.

§ 24: „Noch etwas, das die Schönheit vor allen andern wünschenswürdigen Dingen voraushat, ist dieses: daß wir, sobald wir diese erlangt haben, befriedigt sind und uns weiter keine Mühe um sie geben, der Schönheit hingegen nie genug haben können. Und wenn einer schöner als Nireus, schöner als Hyakinthos und Narkissos wäre, so würde er noch nicht zufrieden sein, sondern immer fürchten, es könnte einer nach ihm in die Welt kommen, der noch schöner wäre.“

33. Kleinigkeiten.

Außer den bisher besprochenen Schriften, in denen die Knaben- und Jünglingsliebe einen breiten Raum einnimmt, finden sich in Lukians Werken noch unzählige Stellen, an denen sie nur erwähnt oder vorausgesetzt wird. Der Vollständigkeit halber seien diese Stellen hier verzeichnet; wir erweitern das Thema, indem wir alle Stellen anführen, die von Knaben und Jünglingen handeln, und ordnen die Stellen systematisch nach ihrem Inhalt.

1. Mythologisches und Historisches.

Ganymedes.

Deor. concil. § 8: Zeus. Daß du mir ja nichts gegen Ganymeden sprichst, Momos! Ich würde es sehr übel nehmen, wenn du den lieben Jungen durch Einwendungen gegen seinen Stammbaum betrüben wolltest [117]).

Deor. dial. 6, 2 wird Ganymedes als Mundschenk der Götter erwähnt.

Orpheus.

Seine Schönheit wird fugit. 29 erwähnt.

Nireus.

Die seit Homer (Ilias II 673) sprichwörtlich gewordene Schönheit des Nireus wird Menippus 15 erwähnt.

Über Nireus vgl. die ausführliche Anmerkung von Brandt in seiner erklärenden Ausgabe von Ovids Ars Amatoria, Leipzig, Dieterichsche Buchhandlung 1902, zu II 109.

Branchos und Hyakinthos.

Beide als Lieblinge des Apollon erwähnt deor. dial. 2, 2. Hyakinthos auch de sacrif. 4. Über Branchos vgl. S. 50, über Hyakinthos S. 12.

Alexander der Große und Hephaistion.

Calumn. n. tem. cred. 17: „Als Hephaistion gestorben war, trieb Alexander die Beweise seiner Leidenschaft für diesen Jüngling so weit, daß er zu allen seinen übrigen Großtaten auch noch diese hinzusetzen wollte, den Verstorbenen eigenhändig zum Gott zu machen. Sogleich eiferten alle Städte seines großen Reichs um die Wette, welche der andern zuvorkommen könnte, dem neuen Gotte

[117]) Es wäre die Vermutung wohl nicht zu weit getrieben, wenn man glaubte, daß Lukian hier den vergötterten Ganymed des Kaisers Hadrianus, den Antinous, mit im Sinne gehabt habe, wiewohl er zu klug war, ihn zu nennen. Antinous hatte zu Mantinea in Arkadien einen Tempel, wo ihm ordentlich geopfert und alle fünf Jahre öffentliche Kampfspiele zu seinem Andenken gehalten wurden. Zu Antinupolis, einer ihm zu Ehren von Hadrian erbauten Stadt in Ägypten, hatte er ein Orakel; ja Ganymed mußte ihm sogar seinen Platz unter den Gestirnen abtreten. Anmerkung Wielands.

Tempel zu erbauen, Altäre aufzurichten und heilige Haine zu widmen; man brachte ihm öffentliche Opfer, ordnete ihm Feste an, und der größte Name, bei welchem man schwören konnte, war Hephaistion. Lächelte jemand darüber oder zeigte nicht die gehörige Andacht dabei, so büßte er mit seinem Leben. Die Hofleute, wie man denken kann, ließen es nicht an sich fehlen, diese kindische Schwachheit Alexanders sogleich in ihrem Nutzen zu verwenden und ihn immer mehr darin zu bestärken, indem sie allerlei Erzählungen unter die Leute brachten, von Träumen, die ihnen Hephaistion zugeschickt haben solle und wie er ihnen erschienen sei und ihnen Orakel erteile und wunderbare Kuren an ihnen oder an den Ihrigen getan habe. Zuletzt opferten sie ihm gar als einem Beisitzer der zwölf großen Götter und als dem Schutzpatron des Reichs" usw.

Nikostratos und Alkaios.

Nikostratos war ein uns sonst nicht bekannter Athlet zur Zeit Lukians. Seinen Liebling, den schönen Alkaios aus Milet, erwähnt Lukian quomodo historia conscribenda 9.

2. Tierreich.

Fliegen, doppelgeschlechtliche.

Muscae encomium 12: „Es gibt auch eine Art von Fliegen, die sich von dem gewöhnlichen durch ihre Größe, durch ihr sehr lautes und unangenehmes Brummen und durch die Schnelligkeit ihres Fluges unterscheiden. Sie leben auch weit länger als die andern und dauern den ganzen Winter ohne Nahrung aus, indem sie in einer Art von starrer Betäubung an den Decken der Zimmer kleben. An diesen ist besonders dies wunderbar, daß sie gleich dem Sohne des Hermes und der Aphrodite, dem schönen Hermaphroditos, Mann und Weib zugleich sind und sowohl die Vorzüge als das Geschäft beider Geschlechter beim Begatten in sich vereinigen."

Sodomie.

Deor. dial. 22, 4: Hermes. Weil du denn eine so vielbedeutende Person bist, Pan, hast du dir auch schon eine Gemahlin beigelegt?

Pan. Ich danke dafür, Herr Vater! — Ich bin etwas verliebter Natur, und mich mit einer einzigen zu behelfen, wäre meine Sache nicht.

Hermes (lachend). Du behilfst dich vermutlich mit deinen Ziegen?

Pan. Das sagst du doch wohl nur im Spaß? — Oh! Ich habe ganz andere Liebschaften! Die Echo, die Pithys und alle Mainaden usw.

3. Mannweibliches.

Hermaphroditos.

Philopatris 24: „Wird Venus nicht bald mit Merkur in Konjunktion kommen, um uns neue Hermaphroditen zu fabrizieren, an denen ihr so große Freude habt?"

Dionysos.

Deorum concilium 4: „Denn ich denke, es muß euch allen auffallen, wie weichlich und weibisch er ist[118])“ usw.

Deor. dial. 18: Zeus. „Gleichwohl hat dieser Weichling, den du nicht weibisch genug beschreiben kannst, Lydien erobert, die Anwohner des Tmolus bezwungen und die Thrazier in seine Gewalt gebracht; ja er ist mit diesem nämlichen Weiberheer bis in Indien eingedrungen, hat sich ihrer Elefanten bemächtigt, ihr Land eingenommen und ihren König, der ihm zu widerstehen sich erkühnte, gefangen davongeführt. Und das alles singend und tanzend, mit keinen anderen Waffen als mit efeubekränzten Thyrsusstäben in der Hand, trunken wie du sagst und schwärmend. . . . Das wären doch männliche Taten, dächte ich, deren sein Vater sich nicht zu schämen hätte“ usw.

Cal. n. tem. cred. 16: „So wäre es dem Platonischen Philosophen Demetrios beinahe übel bekommen, daß er von jemand bei dem Ptolemaios, der sich Dionysos nennen ließ, angegeben wurde, er trinke keinen Wein und sei der einzige, der am Feste des Dionysos keine Weiberkleider anzöge: und hätte er nicht, da ihn der König am folgenden Tage rufen ließ, vor aller Welt Augen Wein getrunken und in einer Chemise von Tarentiner[119]) Flor mit Kastagnetten getanzt, so wäre es um ihn geschehen gewesen.“

Plutos.

Tragodopodagra 110:

und an seinen vollen Brüsten
säugte sie der Gott des Reichtums[120]).

Nireus.

Der nach Homer schönste (Nireus) und der häßlichste (Thersites) aller Männer streiten sich im 25. der Totengespräche in der Unterwelt, wer von beiden der schönste sei. Menippos ist Schiedsrichter; er wirft dem Nireus vor, daß er „einen schwachen und unmännlichen Schädel habe, daß man ihn eher für einen Weiberschädel halten sollte.“

Der Streit endet damit, daß Menippos erklärt, im Lande der Toten sei niemand schöner als ein anderer, alle seien gleich. — Über Nireus vgl. oben S. 64.

Teiresias.

De astrologia 11: „Der berühmte Wahrsager Teiresias aus Boiotien soll der erste unter den Griechen gewesen sein, der die Entdeckung gemacht, daß die Planeten, da die einen männlicher, die andern weiblicher Natur sind, auch aus diesem Grunde nicht einerlei Wirkung haben; daher soll die bekannte Fabel entstanden sein, daß Teiresias wechselweise Mann und Weib gewesen sei.“ Vgl. dial. mort. 28, 1 und oben S. 55, Anm. 98 b und S. 68.

---

118) *πάντες γάρ, οἶμαι, ὁρᾶτε ὡς θῆλυς καὶ γυναικεῖος τὴν φύσιν.*

119) Die Tarentinischen Gewänder (*Ταραντῖνα*) waren aus feinstem Gewebe, die den Körper fast nackt erscheinen ließen. Siehe Becker-Göll, Charikles, Bilder altgriechischer Sitte, Berlin 1878, Bd. 3, S. 241 ff.

120) *τὰν δ' εὐγλαγέτοις ἐνὶ μαζοῖς*
εὔολβος ἐθρέψατο Πλούτων.

Sardanapallos.

Totengespräche 20, 2: Menippos. Was der Kroisos da für eine klägliche Figur macht! Und vollends der Sardanapallos! Ich hätte große Lust, ihm eine tüchtige Ohrfeige zu geben, wenn du mir's erlauben wolltest.

Aiakos. Beileibe nicht! Du würdest ihm den Schädel zermürben, so weibisch ist er.

Menippos. Aber anspeien darf ich das Mannweib[121]) doch?

4. Kinäden und Galloi.

Kostüm und Aussehen der Kinäden werden cyn. 17 geschildert: „Hingegen ist zwischen dem Aufzug eines Kinäden und dem eurigen nicht der geringste Unterschied; Farbe der Kleidung, Feinheit des Zeugs, Menge der Unterkleider, Schlafröcke, Schuhe, Kopfputz, Parfümierung, alles ist bei euch wie bei ihnen; denn wirklich riecht ihr auch bereits so gut wie sie, wenigstens diejenigen von euch, die den ersten Rang unter den Glücklichen behaupten. Was möchte aber wohl jemand um einen Mann geben, der wie ein Kinäde riecht? Daher kommt es denn auch, daß ihr euch vor Arbeit und Anstrengung nicht weniger scheut als sie, und allen Wollüsten ebenso unmäßig ergeben seid wie sie. Ihr esset wie sie, schlafet wie sie und geht wie sie oder vielmehr ihr geht gar nicht, sondern laßt euch wie Lasten, bald von Menschen, bald von lastbaren Tieren tragen."

Über die Lebensweise der Kinäden gibt weitere Auskunft rhet. praec. 11: „Wenn du nun auf den andern Weg kommst, so wirst du unter vielen andern, die auf ihm wandeln, einen gar schönen, zierlichen und alleswissenden Mann antreffen, der einen schlottrigen Gang und ein klares Weiberstimmchen hat, immer mit dem Halse hin und her wackelt, Wohlgerüche weit um sich her duftet, sich mit der äußersten Fingerspitze am Kopfe kraut und an seinen dünnen, aber zierlich gelockten hyazinthnen Haaren immer was in Ordnung zu bringen hat, mit einem Wort, einen Mann, den du auf den ersten Blick für einen Sardanapal oder Kinyras oder gar für den eleganten Tragödiendichter Agathon[122]) halten könntest" usw.

Demonax 50: „Der Prokonsul war einer von denen, die sich die Haare an den Beinen und am ganzen Leibe mit einem Pechpflaster ausziehen lassen[123]). Nun stieg einmal ein gewisser Zyniker auf einen Stein und machte dies zum Thema einer scharfen Sitten-

[121]) Mit „Mannweib" übersetzt Wieland den griechischen Ausdruck *ἀνδρόγυνος*. Dieser Ausdruck (abgesehen von den schon früher besprochenen Stellen) auch Saturn. 3. — Das Weibische im Wesen des Sardanapallos wird auch Iupp. confut. 16 erwähnt: *Σαρδανάπαλλος θῆλυς ὤν*.

[122]) Über Sardanapallos vgl. oben Zeile 1 ff. — Kinyras ist der weibische König von Kypros, der Liebling der Aphrodite und Vater des Adonis; über ihn habe ich gehandelt im *παίδων ἔρως* III: Die attische Komödie (in Krauß' Anthropophyteia, Bd. VII, Leipzig 1910, S. 156). Sehr interessant auch v. Römer in Hirschfelds Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Bd. V, zweiter Teil, S. 809 (Leipzig 1903). — Über den schönen, aber etwas effeminierten Agathon endlich habe ich an anderer Stelle so ausführlich gesprochen, daß ich hier nur darauf zu verweisen brauche; vgl. *παίδων ἔρως* V: Die attische Tragödie (in Krauß' Anthropophyteia, Bd. IX, Leipzig 1912, S. 310 ff.).

[123]) Über diese Sitte handelt ausführlich Forberg S. 217 ff. der Neubearbeitung. Vgl. auch cyn. 14: *λεαίνοντες καὶ ψιλούμενοι πᾶν τοῦ σώματος μέρος καὶ μηδὲ τῶν ἀπορρήτων*

predigt, worin er es ihm zum Beweis einer kinädischen Weichlichkeit anrechnete" usw.

5. Weiber.

Die Minderwertigkeit des Weibes ist für das antike Empfinden Tatsache; die Kultur des klassischen Altertums ist durchaus männlich.

Cynic. 12: . . . „so erwäge nur, daß Kinder mehr bedürfen als Erwachsene, Weiber mehr als Männer, Kranke mehr als Gesunde; überhaupt, daß das Unvollkommenere immer mehr Bedürfnisse hat als das Vollkommenere. Daher bedürfen die Götter gar nichts" usw.

Prometheus seu Caucasus 3: Hermes zu Prometheus. „Dann hast du die Menschen erschaffen, die böse von Jugend auf, und am schlimmsten die Weiber."

Ebenda 17: „Ihr macht mir Vorwürfe, daß ich die Menschen und zumal die Weiber erschuf" usw.

Das alberne Benehmen blaustrümpfelnder Damen wird de merc. cond. 36 verspottet: „Es ist soweit gekommen, daß auch die Damen ihre eigenen Gelehrten und Philosophen im Solde haben, um sie öffentlich mit sich herumzuführen und neben ihrer Sänfte hergehen zu lassen; denn es gehört heutigen Tages zum guten Ton, und ist ihrer Meinung nach eine so notwendige Sache, als geschminkt und elegant aufgeputzt zu sein, daß man von ihnen sage, sie hätten eine Menge Kenntnisse, wären Philosophinnen und machten Verse, die der Sappho ihren wenig nachgäben. Das Lustigste bei der Sache ist, daß sie sich ihre Lektionen an der Toilette oder bei der Tafel geben lassen: denn das ist die einzige Zeit, die sie dazu abmüßigen können; alle übrigen Stunden sind besetzt. Es begegnet also nicht selten, daß, während der Philosoph irgendeinen Punkt aus der Moral mit ihnen abhandelt, eine Kammerfrau hereinkommt und der gnädigen Frau ein Liebesbriefchen von einem ihrer Galane bringt; auf einmal wird mit der Disputation über die Tugend innegehalten; die Dame setzt sich an ihren Schreibtisch und antwortet ihrem Liebhaber, und sobald die Kammerfrau abgefertigt ist, wird die Tugend wieder vorgenommen und der Philosoph fährt ganz gelassen in seiner Abhandlung fort."

Trotzdem herrschen die Weiber über die Männer. Dial. mort. 28, 1: Teiresias. Als Weib hatte ich es um sehr viel besser denn als Mann[124]), denn die Weiber haben weit weniger zu tun und zu sorgen als die Männer. Überdies herrschen sie unumschränkt über das männliche Geschlecht, ohne daß sie in den Krieg zu ziehen oder auf den Stadtmauern Wache zu stehen, noch in den Volksversammlungen sich heiser zu schreien oder vor Gericht zu erscheinen brauchen."

Wie entwürdigend die Knechtschaft der Männer unter den Weibern ist, zeigt so recht der Mythos von der Sklaverei des

---

μηδὲν ἢ πέφυκεν ἔχειν ἐῶντες. Weitere Erwähnung des Wortes *κίναιδος* noch adv. indoct. 22. Iupp. trag. 47. Iupp. confut. 16: *Χάροψ ὁ Αἰγινήτης κίναιδος ἄνθρωπος.* Erwähnung des Attes: Tragodopodagra 32; der Galloi ibid. 113 ff.

[124]) Vgl. oben S. 66.

Herakles unter Omphale, deren Scheußlichkeit de hist. conscr. 10 eingehend dargelegt wird: „Omphale mit seiner Löwenhaut um die Schultern und mit seiner Keule in der Hand, als ob sie Herakles wäre; Herakles hingegen, wie er in seinem gelb und roten Weibergewand, das in weiten Falten um seine nervichten Glieder schwimmt, unter ihren Mägden am Spinnrocken sitzend, von ihr mit dem Pantoffel um die Ohren geschlagen wird. Ich weiß nicht, ob es einen schändlicheren und widerlicheren Anblick gibt als einen Gott, der das Ideal der höchsten Manneskraft ist, so schmählich in ein Mädchen verkleidet zu sehen.“

6. Nacktheit.

In seiner noch heute lesbaren Schrift „Über die Ideale der griechischen Künstler“ hat Wieland[125]) gezeigt, wie die griechische Kunst darum die Meisterschaft in der Behandlung des Nackten erreicht hat, weil den Griechen der Anblick des Nackten etwas Alltägliches war. Es heißt da bei Wieland: „Aber was wir mit Gewißheit sagen können, ist dies: sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freiheit, die Schönheiten, die ihnen die Natur und ihre Freiheit darstellte, zu beschauen, zu studieren, zu kopieren, als die neueren Künstler je gehabt haben, und dies macht einen sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen Nationalkampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis in Arkadien, die Ringspiele zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta usw. — der berüchtigte Venustempel zu Korinth, dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindar[126]) nicht errötet, die thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackend[127]) tanzten — alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten unverhüllt, in der lebendigsten Bewegung, vom Wetteifer verschönert, in den mannigfaltigsten Stellungen und Gruppierungen zu sehen, mußten die Imagination der Künstler mit einer Menge schöner Formen anfüllen und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern sie desto fähiger machen, sich zur Idee des Schönsten zu erheben.“

So vorurteilsfrei demnach die Griechen dem Nackten gegenüberstanden, was durch ihre Kunst nicht weniger bewiesen wird als durch unzählige einwandfrei überlieferte Züge ihres öffentlichen Lebens, so wäre es doch falsch zu glauben, daß nicht auch ihnen das Nackte unter Umständen als anstößig erschienen wäre, während andererseits freilich Nacktheit bei ihnen passieren durfte, wo bei uns die Polizei einschreiten würde. Für beides finden sich

---

[125]) C. M. Wielands sämtliche Werke, herausgegeben von J. M. Gruber, Leipzig 1826, G. J. Göschen, Bd. 45, S. 153 ff. Die zitierte Stelle dort S. 177 f.

[126]) Pindar in dem berühmten Skolion fr. 122 Christ. Vgl. Des Pindaros Werke in die Versmaße des Originals übersetzt von Iohannes Tycho Mommsen, Leipzig 1846, Ernst Fleischer, S. 197.

[127]) Wieland meint die Notiz bei Athen. XIII 607 c; die Tänzerinnen erscheinen dort „nach ihrer Gewohnheit nackt bis auf einen Gürtel“ (*καθάπερ αὐταῖς ἔθος ἐστίν, ἐν ταῖς διαζώστραις γυμναὶ ὠρχοῦντο*). Bildliche Belege für diese Nacktheit siehe „Erotes“ S. 108.

auch bei Lukian interessante Stellen, deren wichtigste hier genannt werden mögen.

Daß in den Bacchuszügen nackte Jünglinge und Weiber ihre Schönheit zur Schau stellten, ist uns aus den künstlerischen Darstellungen geläufig und wird von Lukian in der Schrift Bacchus § 1 ausdrücklich bezeugt: „Der Kern der Truppen des Bacchus bestehe aus etlichen Regimentern halbnackter, rasender Weiber und diese Weiber hätten statt aller Rüstung und Waffen Efeukränze um die Stirne, Schürzen von Hirschkalbhäuten um die Hüften, kleine, mit Efeu umwundene Wurfspieße ohne Eisen in der Hand und leichte, runde Schilde am Arm, die, wenn man sie nur anrühre, einen dumpfen Schall von sich gäben; noch wären auch einige junge, splitternackte Bauernburschen dabei, welche Schwänze am Rücken und kleine Hörner, wie sie bei jungen Böcken hervorsprossen, vor der Stirne hatten und die possierlichsten Sprünge und Gebärden machten“ [128]).

Auch an dem Saturnalienfeste der Römer konnte man nackte Tänzer sehen (saturn. 4), und niemand nimmt daran Anstoß, daß an einem öffentlichen Feste vor aller Augen der aus einem Esel entzauberte Jüngling Lucius splitternackt zum Statthalter geht, um Schutz und Hilfe zu erbitten [129]). Auch der falsche Prophet Alexander, mit dem wir uns früher ausführlich beschäftigt haben, darf es wagen, „nackend, mit einem bloßen, aber doch aus Gold gewirkten Schurz um die Hüften“ auf den Markt zu laufen, seine fliegenden Haare wie ein begeisterter Korybant zu schütteln und zum Volke zu sprechen (Alexand. 13), gar nicht erst davon zu reden, was Peregrinos Proteus auf öffentlichem Markte den Leuten zumutete, wobei seine Bekleidung, zum mindesten was die diskretesten Körperteile betrifft, auch höchst unvollständig gewesen sein muß (siehe oben Seite 58). Die Art, wie sich der Kyniker Alkidamas bei dem früher von uns besprochenen Gastmahle hinflegelt — conviv. 14: „er legte sich halbnackend auf den Boden, stemmte sich auf die linke Hand und hielt in der Rechten den Pokal empor, ungefähr in der Stellung, wie die Maler den Herakles in der Höhle des Zentauren Pholos zu malen pflegen“ — dürfte bei uns kaum geduldet worden sein; daß aber derselbe Alkidamas, um das reine Weiß seines Körpers zu zeigen, „sich bis zur äußersten Unanständigkeit“ entblößt, erregt nur das Lachen der Gäste (cap. 16), da es nun einmal im Wesen der Kyniker lag, sich „über alle konventionellen Begriffe und Regeln hinwegzusetzen und nichts Natürliches für unanständig, geschweige schändlich zu halten. Nicht davon zu reden, daß die Griechen durch ihre Palästren, gymnastischen Spiele und öffentlichen Bäder an Nuditäten so gewöhnt waren, daß ihnen auch um dessentwillen die Ungezogenheit des Zynikers mehr wegen der Unschicklichkeit des Ortes und der Zeit lächerlich als an sich selbst

[128]) Im Originaltext: den Kordax tanzten. Der Kordax war ein komischer Tanz, der sich aus der ältesten Epoche der Komödie herschrieb und die ausgelassene Fröhlichkeit trunkener Personen aus den niedrigsten Klassen darstellte. Theophrast in seinen Charakteren vollendet das Bild eines schamlosen Menschen mit dem Zuge, daß er fähig wäre, sogar nüchtern den Kordax zu tanzen. Anmerkung Wielands.

[129]) Vgl. oben S. 35, wo die Stelle ausgeschrieben ist.

anstößig vorkam“ (Wieland). Wenn aber endlich Alkidamas später bei zunehmender Trunkenheit (cap. 35) sich vor den anwesenden Mädchen nicht scheut, sein Wasser abzuschlagen, so wird dies von Lukian als Schamlosigkeit gebührend gebrandmarkt.

7. Knaben.

Das klassische Altertum ist die knabenfroheste Zeit der Menschheit. Nie wieder hat der Knabe und Jüngling eine solche Bedeutung im öffentlichen Leben und im Leben des Einzelnen gehabt, wie in den Zeiten der Antike und zumal im alten Griechenland. Man kann die Literatur der Griechen durchmustern wo man will: überall steht der Knabe und Jüngling im Mittelpunkt. Auch der vorliegende Aufsatz beweist dies von neuem; wenn auch alles bisher Besprochene nur von den Knaben und Jünglingen handelte, so bleiben doch noch viele Stellen übrig, die nun hier kurz verzeichnet werden sollen.

Die ungeheure Bedeutung der Knabenerziehung war den Griechen wie keinem anderen Volke klar. Von ihr handelt Lukian in dem schönen 20. Kapitel des Anacharsis: „Wir überlassen also die Knaben in ihren ersten Jahren“, sagt Solon zu Anacharsis, „den Müttern, Kinderwärterinnen und Pädagogen, um sie zu ernähren und auf eine freigeborenen Menschen würdige Art zu erziehen; sobald sie aber zu dem Alter kommen, wo man den Unterschied zwischen Gut und Böse einzusehen anfängt, wo mit der Scham und der Furcht die Begierde nach allem, was schön und vortrefflich ist, sich entwickelt und der Körper schon soviel Festigkeit und Stärke gewonnen hat, um zu anstrengenden Arbeiten tauglich zu sein, dann nehmen wir sie zu uns, um teils ihre Seele durch andere Studien und Übungen zu bilden, teils ihren Körper an Arbeit und Erduldung aller Ungemächlichkeiten zu gewöhnen. Denn es dünkt uns nicht genug, einen jeden, sowohl was den Leib als was die Seele betrifft, so zu lassen, wie er aus den Händen der Natur gekommen ist, sondern wir halten dafür, daß es Unterricht und Zucht bedürfe, um die Gaben der Natur zu der Vollkommenheit zu bringen, deren sie fähig sind, und das, was sie mangelhaft gelassen oder gefehlt hat, nach Möglichkeit zu ergänzen und zu verbessern. Wir lassen uns hierin die Gärtner und Landwirte zum Beispiel dienen, welche die Gewächse, solange sie noch niedrig und zart sind, zudecken und umzäunen, damit sie von den Winden nicht verletzt werden; sobald aber der Stamm eine gewisse Dicke bekommen hat, die überflüssigen Schößlinge wegschneiden und sie nun den Winden überlassen, die, je mehr sie selbige durchwehen und schütteln, um so mehr zu ihrer künftigen Fruchtbarkeit beitragen.

Was also die Seele betrifft, so ist das erste, womit wir sie, sozusagen, anfachen, die Musik und die Rechenkunst, ingleichen, daß wir sie schreiben und verständlich lesen lehren. Sowie sie nun darin weiter kommen, singen wir ihnen die Sprüche der Weisen vor und die Dichter, welche die Taten unserer alten Helden oder andere nützliche Dinge, damit sie desto leichter dem Gedächtnis eingeprägt würden, in Verse eingekleidet haben; und was ist natür-

licher, als daß ein Jüngling durch das öftere Hören schöner Handlungen und besingungswürdiger Großtaten, womit z. B. die Werke unseres Homer und Hesiod angefüllt sind, nach und nach aufgeweckt und zur Nachahmung angereizt wird, um dereinst auch besungen und von der Nachwelt bewundert zu werden"[130]).

Eine ungemein wichtige Rolle spielten bei der Knabenerziehung das Turnen (philops. 27) und die Übungen in der Palästra, wovon die ganze „Anacharsis" betitelte Schrift handelt.

Natürlich konnte bei der Erziehung es nicht ausbleiben, daß Ungehorsam oder andere Untugenden durch Schläge bestraft wurden; auch die alten Griechen hielten den Popo der Knaben für den dazu am meisten geeigneten Ort[131]); als Züchtigungsmittel diente ein Stock der Narthexstaude, während in Lukians Schriften eine Sandale dazu verwendet wird. So sagt im elften Göttergespräch Aphrodite zur Selene, daß sie ihren Sohn Eros wegen seines Übermutes schon mit der Sandale auf den Hintern geschlagen habe[132]).

Zumal auf der Straße befleißigten sich die griechischen Knaben bescheidenen Wesens, wovon die herrliche Stelle in der dem Lukian zugeschriebenen Schrift Erotes cap. 44 ein schönes Zeugnis ist, und allerliebst ist das Bild, wie die Knaben auf der Straße dem ehrwürdigen Demonax Früchte bringen und ihn mit dem Worte ‚Vater' begrüßen (Demonax cap. 63).

Der wesentlichste Unterschied zwischen der antiken Erziehung und der unsrigen dürfte darin bestehen, daß man im Altertume auch auf die Ausbildung des Körpers außerordentlichen Wert legte, und zwar nicht nur auf Gewandtheit und Kraft, sondern auch auf die körperliche Schönheit. Das *καλὸς κἀγαθός* ist das Ideal des griechischen Altertums, und die körperliche Schönheit der Knaben ist ein wesentliches Endziel der griechischen Erziehung. Was ein griechischer Vater von seinem Sohne wünscht, wird in der Schrift patriae encomium § 3 in den Worten zusammengefaßt: „möglichst schön, stattlich und mit allen edlen Eigenschaften geziert", ja nach dem 13. Totengespräch (§ 5) bildet die Schönheit einen wesentlichen Bestandteil des Guten überhaupt[133]).

---

[130]) Mit dieser Schilderung der athenischen Knabenerziehung vgl. man die schöne Stelle in [Lukians] Amores cap. 44—46 = „Erotes" S. 96 ff. und die hochberühmten Verse, in denen bei Aristophanes (nub. 963 ff.) der „Gerechte" die Knabenerziehung im alten Athen schildert (übersetzt im *παίδων ἔρως* III: Die attische Komödie, in Krauß' Anthropophyteia, Bd. VII, Leipzig 1910, S. 141 ff.).

[131]) Die griechischen Knaben waren also in doppeltem Sinne „Poponten": die kleinen wurden auf den Popo geschlagen, bei den großen diente derselbe Körperteil als Altar der Liebe. — Schläge mit der Sandale bei Lukian noch philops. 28. — Bildliche Darstellungen von Züchtigungen der Schulknaben in der geschilderten Art sind uns mehrere erhalten; die bekannteste bei Baumeister, Denkmäler des klassischen Altertums, 3 Bde., München 1884—1888, Oldenbourg. Nr. 1653 (III S. 1590) abgebildet; auch bei Baumgarten-Poland-Wagner, Die hellenistisch-römische Kultur, Abbildung 64 (Leipzig 1913, Teubner). Auch Schläge auf die Handflächen waren sehr üblich; Nachweise über die Züchtigungsmethoden der Alten gibt Brandt zu Ovid ars amatoria I 16; Leipzig 1902, Dieterichsche Buchhandlung.

[132]) *ἤδη δὲ καὶ πληγὰς αὐτῷ ἐνέτεινα ἐς τὰς πυγὰς τῷ σανδάλῳ.*

[133]) *τὸ κάλλος ὡς καὶ τοῦτο μέρος ὂν τἀγαθοῦ.*

Selbstverständlich waren schöne Knaben und Jünglinge auch ein beliebter Vorwurf der bildenden Kunst. Hier kann darauf natürlich nur hingewiesen werden, da wir es ja einzig mit einer Musterung der Lukianschen Schriften zu tun haben. In der Schrift Herodotus sive Aetion (cap. 5) wird auf dem Rhoxanebilde auch ein schöner knabenhafter Hymenaios erwähnt: „Neben dem Könige Alexander steht Hephaistion als Brautführer mit einer brennenden Fackel in der Hand, auf einen wunderschönen Knaben gestützt, der vermutlich den Gott der Ehe darstellt", und eine Menge Eroten waren auf dem Gemälde in verschiedenen Stellungen zu sehen.

Zumal die reichen Gebilde der Mythologie boten der Malerei und Plastik immer neue Motive, die Anmut und Schönheit des Knaben und Epheben zu verherrlichen. Bei Lukian werden außer den schon früher besprochenen noch folgende Schönheiten erwähnt, beziehungsweise sie werden ausdrücklich um ihrer Schönheit willen genannt: Perseus (dial. mar. 14, 1); Nireus (pro imag. 2); Phaon (ebenda); Achilles (ebenda 20); Mausolos (dial. mort. 24); Nireus (ebenda 25); Megillos (catapl. 22); ein schöner, nicht genannter Jüngling in weißem Gewande (philops. 25); Himeros und Eros (dial. deor. 15). Auf die Stelle deor. conc. 6 bezieht sich vermutlich die Sitte, die Pausanias VII, 24, 4 erwähnt, daß man in Aigion (Achaia) den schönsten Knaben, den man in der Umgegend finden konnte, zum Priester eines als Kind dargestellten Zeus weihte, der, sobald er älter geworden war, diese auf der Schönheit beruhende Ehre (*ἡ ἐπὶ κάλλει τιμή*) wieder einem andern schönen Knaben abtrat.

Zu besonderer Geltung kommt die körperliche Schönheit der Knaben und Epheben beim T a n z: nur muß man dabei nicht an das scheußliche Sichimkreisedrehen unserer Gesellschaftstänze denken. Die antiken Tänze sind Einzel- oder Gruppentänze und bedeuten die schönste und harmonischste Entfaltung der körperlichen Schönheit in den anmutigsten und lebendigsten Stellungen. In der Schrift über die Tanzkunst, die wir früher besprachen, hat Lukian uns mehrere schöne Bilder anmutsvoller Knabentänze entworfen [134]).

Wenn die Griechenknaben so das Ideal des *καλὸς κἀγαθός* erreicht hatten, wenn sie schön waren an Leib und Seele, so ist es begreiflich, daß sie in jener knabenfrohen Zeit zu allen möglichen leichteren Dienstleistungen herangezogen, zumal als Mundschenken und als Pagen verwendet wurden. Das bedarf an sich keiner näheren Begründung, geht überdies aus dem bisher Dargelegten mehrfach hervor; man vergleiche noch sympos. 8, 11, 14, 36; epist. saturn. 23; somn. 11; Nigr. 2; Timon 54; dial. mort. 7, 2. So heißt es denn fugitivi § 18, schöne Knaben betören auch die sogenannten Weisen [135]).

Neben den Reigentänzen der Knaben und Epheben waren es dann zumal die öffentlichen W e t t k ä m p f e, an denen die männliche Schönheit besonders in Erscheinung treten konnte. Solon

[134]) Die Stellen sind ausgeschrieben oben S. 24 f.

[135]) *οἱ δὲ μάλα σεμνοὶ καὶ σκυθρωποὶ τὰ ἔξω καὶ τὰ δημόσια φαινόμενοι ἢ παιδὸς ὡραίου ἢ γυναικὸς λάβωνται καλῆς ἢ ἐλπίσωσι, σιωπᾶν ἄξιον οἷα ποιοῦσιν.* Ähnlich § 20.

spricht (Anach. 12) begeistert von dem ungemeinen Vergnügen, das man bei den Olympischen, Isthmischen oder Panathenäischen Spielen habe, wenn man seine Augen „an dem Mut und der Standhaftigkeit der Wettkämpfer, an den schönen Formen ihrer Körper, an ihrem kräftigen Gliederbau, ihrer unbegreiflichen Geschicklichkeit und Kunst, ihrer unbezwingbaren Stärke, ihrer Kühnheit, Ehrbegierde, Geduld und Beharrlichkeit, und an ihrer unauslöschlichen Leidenschaft, zu siegen, weiden könne“ [136]).

Wie begeistert die Griechen von jugendlicher, männlicher Schönheit waren, dafür sei endlich noch jene Stelle angeführt, die wir im Scytha cap. 11 lesen: „Der Jüngling wird dir gleich beim ersten Anblick durch das Edle und Große in seiner Gestalt und die männliche Schönheit seiner Gesichtsbildung das Herz nehmen: aber wenn er erst zu reden anfängt, wird er dich an den Ohren gefesselt davonführen. So oft er öffentlich spricht, geht es uns mit ihm, wie es ehedem den Athenern mit Alkibiades [137]) ergangen sein soll: die ganze Stadt horcht ihm mit einer so gierigen Aufmerksamkeit zu, als ob sie alles, was er sagt, mit Mund und Augen verschlingen wollten. Der Unterschied ist nur, daß jene sich ihre schwärmerische Liebe zum Alkibiades ziemlich bald gereuen ließen, diesen hingegen die Stadt nicht nur liebt, sondern seiner Jugend ungeachtet schon jetzt ihrer Ehrfurcht würdig findet.“

---

[136]) Vgl. de hist. conscr. 9, woraus hervorgeht, daß bei einem Wettkämpfer die Schönheit zwar höchst erwünscht, aber auch nicht als unbedingt nötig betrachtet wurde.

[137]) Über Alkibiades vgl. ausführlich „Erotes“ S. 34 ff.

Register.

Von demselben Verfasser (Prof. Dr. Brandt) erschienen

in der Dieterich'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig:

P. OVIDI NASONIS DE ARTE AMATORIA LIBRI TRES. Erklärt von Paul Brandt. 1902. XXIII und 255 S. gr. 8°.

P. OVIDI NASONIS AMORUM LIBRI TRES. Erklärt von Paul Brandt. 1911. 239 S. gr. 8°.

im Verlage Friedrich Rothbarth in Leipzig:

SAPPHO. *Ein Lebensbild aus den Frühlingstagen altgriechischer Dichtung.* Von Paul Brandt. 1905. X und 144 S. kl. 8°.

im Verlage Georg Müller in München:

LUKIAN, EROTES. *Ein Gespräch über die Liebe.* Zum ersten Male aus dem Griechischen übersetzt, eingeleitet und erläutert von Hans Licht. Mit 8 Steinzeichnungen von Werner Schmidt. 1920. X und 188 S. 8°.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Einzelpreis M. 8.75 Vorzugspreis M. 6.60

ABHANDLUNGEN AUS DEM GEBIETE DER SEXUALFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrage der

Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung von

Prof. Dr. BROMAN (Lund) — Prof. Dr. M. DESSOIR (Berlin) — Wirkl. Geheimrat Prof. Dr. ERB (Heidelberg) — Prof. Dr. P. FAHLBECK (Lund) — Prof. Dr. HEYMANS (Groningen) — Minister a. D. Dr. VAN HOUTEN (Haag) — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. JADASSOHN (Breslau) — Hofrat Prof. Dr. L. v. LIEBERMANN (Budapest) — Geh. Hofrat Prof. Dr. K. v. LILIENTHAL (Heidelberg) — Dr. MAX MARCUSE (Berlin) — Prof. Dr. G. MINGAZZINI (Rom) — Geh. Justizrat Prof. Dr. W. MITTERMAIER (Gießen) — Geh. Sanitätsrat Dr. ALBERT MOLL (Berlin) — Prof. Dr. W. NEF (St. Gallen) — Geheimrat Prof. Dr. SEEBERG (Berlin) — Geh. Med.-Rat Prof. Dr. SELLHEIM (Halle) — Prof. Dr. STEINACH (Wien) — Prof. Dr. S. R. STEINMETZ (Amsterdam) — Prof. Dr. J. TANDLER (Wien) — Prof. Dr. A. VIERKANDT (Berlin) — Prof. Dr. L. v. WIESE (Cöln)

Redigiert von Dr. MAX MARCUSE, Berlin

Band III Jahrgang 1920/21 Heft 4

Die Fortpflanzung der Natur- und Kulturvölker

Von

H. Fehlinger

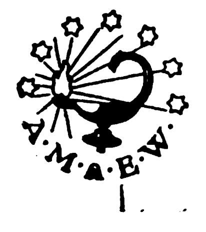


A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG, BONN

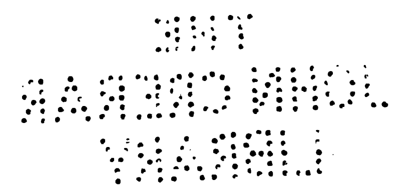
Die Fortpflanzung der Natur- und Kulturvölker

Von

H. Fehlinger



BONN 1921
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn)



Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Inhalt.

I. Einleitung.

Naturvölker sind jene ethnischen Gruppen der Menschheit, die noch vorwiegend in einem Naturzustande leben. Sie befinden sich in weitgehender Abhängigkeit von ihrer natürlichen Umwelt, sie haben noch nicht gelernt und werden vielleicht niemals lernen, den Gefahren der Natur in bedeutendem Maße wirksam zu begegnen und Naturkräfte sich dienstbar zu machen, d. h. einen hohen Grad von Kultur zu entfalten, die lebenssichernd wirkt, die den Kampf ums Dasein mildert und die Möglichkeit zur Schaffung ideeller Werte durch geistige Tätigkeit bietet. Der Naturmensch, oder der Wilde, wie er oft mit Recht, aber öfter vielleicht mit Unrecht genannt wird, verbringt in der Regel sein ganzes Dasein damit, der Natur den Bedarf an materiellen Dingen, Nahrung und Kleidung, abzugewinnen. Die Mittel seiner Technik sind so bescheiden, daß er seine Zeit durchaus der Befriedigung sachlicher Bedürfnisse widmen muß. In weitaus den meisten Fällen ist übrigens seine psychische Veranlagung so beschaffen, daß er lediglich dazu imstande ist, seine Mußestunden mit Spiel, Tanz und Religionsübungen von recht wenig geistigem Gehalt zu verbringen.

Je mehr die Lebensweise eines Volkes von jener der freilebenden Tiere abweicht, je mehr Mittel es anwendet, um seine Ernährung und die Aufzucht der Nachkommen *nach seinem Willen zu gestalten*, desto weiter entfernt es sich vom Naturzustande, desto höher steigt seine Kultur, was neben Vorteilen gewiß auch Nachteile mit sich bringen kann. Eine der merkwürdigen und heute noch rätselhaften Folgen der künstlichen Gestaltung der Lebensbedingungen — der Domestikation —, die zuerst an Pflanzen und Tieren häufig beobachtet wurde und als zweifelssichere Tatsache gelten darf, ist die im Vergleich mit den natürlichen Verhältnissen gesteigerte Abänderungsfähigkeit oder Variabilität, die den domestizierten Lebewesen die Anpassung an neue Umweltzustände erleichtert und der es ferner zuzuschreiben ist, daß die Menschheit sich körperlich stark differenzierte, daß voneinander auffallend verschiedene Rassen entstanden. Namentlich die sekundären Geschlechtsmerkmale wurden durch die Domestikation weitgehend betroffen, sie haben sich dem *Maße* der Domestikation entsprechend verstärkt. Wir finden bei aufmerksamer Beobachtung, daß die stärkere oder schwächere Betonung von Männer- oder Weibereigenarten nicht wahl- und systemlos über die Rassen ausgestreut ist. Irgend *ein* beliebiges sekundäres Geschlechtsmerkmal, wie etwa der starke Bartwuchs, kann bei Rassen von sehr verschiedener Kulturhöhe auftreten, etwa bei Europäern, Aino und Australnegern. Aber es kann doch nicht

bestritten werden, daß, im ganzen genommen, die sekundären Geschlechtsmerkmale am auffallendsten bei der weißen Rasse ausgeprägt sind, die auch in der Domestikation am weitesten vorgeschritten ist. Bei keinem andern Zweig der Menschheit sind die Unterschiede zwischen Mann und Frau so zahlreich und so deutlich, wie bei den Weißen. Das zeigt jedem ein Vergleich von Rassentypen in anthropologischen Werken und Museen. Das reife Europäerweib ist durch besonders starke Tailleneinziehung und große Beckenbreite ausgezeichnet, welche die Schulterbreite übertrifft, während beim Mann das Verhältnis umgekehrt ist. Unter der Voraussetzung halbwegs günstiger Lebensbedingungen ist bei den Europäern der Gegensatz zwischen der Rundung des weiblichen Körpers durch Fettanhäufung und der kräftigen muskulösen Bildung des männlichen Körpers entschieden größer als bei den farbigen Rassen. Diese Regel gilt, wenn auch bei den Hottentotten in Südafrika die Fettanhäufung an *einer* Stelle des weiblichen Körpers außerordentlich groß ist. Sehr auffallend ist auch der Unterschied in der reichen Terminalbehaarung des Mannes und der spärlichen Terminalhaarentwicklung beim Weibe. Dazu kommen noch besonders die Unterschiede im Gesichtsausdruck und den Bewegungen, deren Eigenart dem europäischen Weibe den meisten Reiz verleiht. Diese starke Differenzierung ist wohl als Folge der langdauernden und intensiven willkürlichen Beeinflussung der Lebensbedingungen zu betrachten, durch welche die erbliche Abänderungsfähigkeit stark angeregt wurde.

Die bedeutende Kulturentfaltung hat eine Steigerung der materiellen wie der geistigen Bedürfnisse bewirkt, und zur Befriedigung dieser Bedürfnisse hat der Weiße im allgemeinen einen viel größeren Teil seiner Energie aufzuwenden, als der Angehörige einer anderen Rasse, so daß nur verhältnismäßig wenig davon für die Fortpflanzung verbleibt. Das Geschlechtsleben hat dadurch viel von dem echt Triebmäßigen eingebüßt, das es bei Tieren auszeichnet. Um unter solchen Verhältnissen den Geschlechtstrieb wachzurufen, ist ein ungleich größerer Sinnenreiz erforderlich als bei Menschen mit mehr natürlicher Lebensweise, mit geringerem Kulturbesitz, bei welchen ein sehr beträchtlicher Teil der Energie für die Fortpflanzung reserviert bleibt. Deshalb ist die weitergehende Geschlechtsdifferenzierung beim Weißen eine biologische Notwendigkeit, ein Erfordernis der Erhaltung der Rasse, sie dient der Fortpflanzung, der Arterhaltung.

Es ist selbstverständlich, daß die Voraussetzungen der Fortpflanzung und der Volksvermehrung bei den wenig domestizierten Naturvölkern zu einem guten Teile anders geartet sind als bei den hochdomestizierten Völkern, den Kulturvölkern von Europa, Vorderasien, Indien, China, Japan und Amerika. Schon das Reifen des Körpers verläuft bei beiden Gruppen nicht in ganz gleicher Weise. Bei dem weiblichen Nachwuchs der Naturvölker setzt etwa im 14., bei Knaben im 16. Lebensjahre die letzte rasche Wachstumsperiode des Körpers ein, die bei den ersteren bis zum 17., bei den letzteren bis zum 18. Jahre währt, worauf das Wachstum stille steht. Die Pubertät tritt ungefähr zu dem gleichen Zeitpunkt oder doch nicht viel früher ein. Entsprechend dem späten Eintreten der Pubertät gelangen die *se-*

kundären Geschlechtsmerkmale auffallend spät zur Ausbildung. Das ist der Hauptgrund dafür, daß die Knaben und Mädchen selbst in den späteren Kinderjahren auffallend jung aussehen, daß man sie stets jünger einschätzt, als sie in Wirklichkeit sind. Viele Reisende wurden durch diesen Umstand veranlaßt, von 10—12jährigen Müttern zu berichten, während es sich in Wirklichkeit um 15—17jährige Personen handelte.

Der frühe Abschluß des Körperwachstums bei den Naturvölkern begünstigt die Frühehe, die bei ihnen auch allgemein Brauch ist, ja vielfach in die Kinderehe ausartete. Ein allzufrühes Mutterwerden kommt selten vor, weil die Geschlechtsreife verhältnismäßig spät stattfindet. Geschlechtsverkehr vor der Reife ist aber etwas ganz Gewöhnliches. Der frühe Eintritt der körperlichen Reife wurde von den meisten Völkerforschern nicht beachtet, weil sie das Alter der Jugend der besuchten Naturvölker unterschätzten. Richtig sagt Külz: „Da der Eingeborene weder sein eigenes Alter noch das seiner Kinder kennt, und der Eindruck des Alters, den man namentlich von Negerkindern bekommt, unwillkürlich vollständig unter dem Einflusse der von Europa her haftenden Eindrücke steht, wird man gut tun, sich an einen rein objektiven Anhaltspunkt bei der Altersschätzung jugendlicher Individuen zu halten. Als solchen habe ich durchweg die Dentition verwertet, von der wir berechtigt sind anzunehmen, daß sie zeitlich ungefähr denselben Verlauf hat wie bei jugendlichen Europäern. Ich war anfangs oft erstaunt, wie hoch das Alter der Negerkinder nach ihr angesetzt werden muß, das ich nach dem äußeren Eindruck der Entwicklung um mehrere Jahre jünger eingeschätzt hätte“ [1]). Dem frühen Beginn des Geschlechts- und Fortpflanzungslebens bei den Naturvölkern entspricht auch ein frühes Aufhören der reproduktiven Funktionen. Besonders bei den Frauen tritt Verfall in verhältnismäßig jungen Jahren ein. Die Häufigkeit der Kinderehe bei den Naturvölkern ist vermutlich eine Folge ihres Männerüberschusses. Die Männer streben danach, sich mit Gattinnen zu versorgen, da aber zu wenig erwachsene Mädchen verfügbar sind, sichern sie sich Ehefrauen aus dem Kreise der Kinder, oder es bauen die Eltern der Knaben vor, indem sie schon in der Kindheit Lebensgefährtinnen für sie bestimmen. Dieselbe Wirkung wie der Frauenunterschuß hat auch die weit verbreitete Mehrweiberei bevorzugter Stände.

Die Folge solcher Zustände ist die Ausschaltung der persönlichen Gattenwahl der Eheschließenden und damit auch in weitem Umfang der sexuellen Auslese. Bei den Kulturvölkern besteht hingegen die Neigung zur Abschwächung der Hemmungen der geschlechtlichen Zuchtwahl, was nur zu ihrem Vorteil sein kann, da durch diese Zuchtwahl die körperlich und geistig Minderwertigen am besten ausgeschaltet — von der Fortpflanzung ausgeschlossen — werden können. Doch ist Voraussetzung dafür, daß die Ehen wirklich überlegt geschlossen werden, denn wenn jugendlicher Unverstand entscheidet, wenn junge Menschen sich allein von dem stürmischen Vereinigungs-

[1]) Külz, Zur Pathologie des Hinterlandes von Südkamerun. Arch. f. Schiffs- u. Tropenkrankh. 1910. Beih. 1.

triebe leiten lassen, besteht die Gefahr, daß nicht überlegte Wahl die Regel wird, sondern daß dem Zufall eine Bedeutung gelassen wird, die er bei der geringen Vermehrungsziffer der Kulturvölker nicht mehr haben darf. Wir haben zu entscheiden zwischen überlegter sexueller Auswahl und einer Rassekultur durch behördliche Stellen, wie sie die rassenhygienische Gesetzgebung einer Reihe von Bundesstaaten der nordamerikanischen Union und neuerdings das großbritannische Gesetz betr. die Obliegenheiten des Ministeriums für Gesundheitswesen vorsieht.

Doch soll nicht diese Frage hier erörtert werden. Man findet sie in des Verf. Schrift „Rassenhygiene“ (Langensalza 1919) behandelt. Die folgenden Blätter sollen vielmehr vor allem die Umwelteinflüsse aufzeigen, die auf die Erhaltung und Ausbreitung von Natur- und Kulturvölkern wirken, es sollen namentlich die schädigenden Faktoren gewürdigt werden, die nicht nur bei den Kulturvölkern hervortreten, sondern ebenso — ja oft viel krasser — bei den Naturvölkern. Diese Erkenntnis haben uns erst in jüngerer Zeit die Berichte wissenschaftlicher Forschungsreisender gebracht. Vordem herrschte die Meinung, als ob die Naturvölker in ihrem Dasein viel glücklicher wären als die hochdomestizierten Völker, als ob sie nicht unter körperlichen und seelischen Beeinträchtigungen zu leiden hätten und nicht von vielerlei Gefahren bedroht wären, während man der Kultur im allgemeinen nur üble Wirkungen auf Leib und Seele zuschrieb.

Dennoch haben die vermeintlich entarteten Kulturvölker sich den größeren Teil der Erde dienstbar gemacht, sich an klimatische und andere Umwelteinflüsse gewöhnt, die weit von denen abweichen, unter welchen ihre Vorfahren jahrtausendlang lebten. Sie haben das furchtbare Ereignis des Weltkrieges überstanden und dabei eine Widerstandsfähigkeit gezeigt, die das Gerede von Entartung zuschanden macht, und selbst dieses körperlich und seelisch tief erschütternde Ereignis hat ihre Fortpflanzungsfähigkeit nicht dauernd und tiefgreifend beeinträchtigt. Andererseits ist besonders bei den Naturvölkern der Tropen und Subtropen die Gewöhnung an das Klima der engeren Heimat von allergrößter Bedeutung. Da die jährliche Wärmeschwankung in den Tropen sehr gering und auch die tägliche Schwankung nur mäßig zu sein pflegt, so sind die Tropenbewohner stets nur an eine enge Wärmespanne gewöhnt, und wenn sie in andere Wärmeverhältnisse kommen, so leiden sie sehr stark darunter. Selbst der Aufenthaltswechsel vom Tiefland zum Hochland, und umgekehrt, wird den Eingebornen der tropischen Erdgebiete leicht verhängnisvoll. Aber auch Angehörige der Naturvölker klimatisch gemäßigter Länder ertragen die Versetzung in wesentlich anders geartete Umwelt meist schwer und die Naturvölker der Nordpolregionen vermögen sich außerhalb ihrer Schnee- und Eiswüsten nicht zu halten.

An ihre Wohngebiete sind aber alle Naturvölker gut angepaßt; so lange sie dort ohne Störung leben, vermögen sie sich ausreichend fortzupflanzen, droht ihnen auch unter widerwärtigsten Naturbedingungen — wie in Inneraustralien — kein Aussterben. Von dem Tropeneingebornen sagt Karl Sapper zutreffend: Sie sind meist innerhalb der ihnen gewohnten Temperaturspanne recht abgehärtet,

soweit noch nicht der Einfluß von Europäern, Arabern, Indern oder Chinesen sie zur Annahme reichlicher flächenhafter Bekleidung geführt hat. Wo solche Einflüsse fehlen, ist die Bekleidung der farbigen Tropenbewohner meist außerordentlich dürftig, vielfach fehlt sie sogar ganz, und wo das der Fall ist, da bleiben sie gewöhnlich auch bei Temperaturen, die nach ihrem Gefühl erheblich nieder sind, unbekleidet, während sie andererseits auch auf jeden Schutz gegen Sonnenstrahlen zu verzichten pflegen, weil dieselben ihrer farbigen Haut an sich oder gar nach Einfettung nicht schaden. Wo immer man die Eingebornen noch im Zustand geringer Bekleidung trifft, da suche man keine Änderung desselben zu bewirken, denn für Dunkelrassige ist in warmen Tropengegenden Kleidung nicht nur unnötig, sondern sogar oft schädlich. Die Kleidung führt zu Erkältungskrankheiten, und diese können nur allzuleicht den Untergang eines Naturvolkes einleiten.

2. Die Fortpflanzung der Naturvölker.

Überall auf der Erde, wo noch Naturvölker leben, ist die Bevölkerungsdichte sehr gering. Es handelt sich da nicht nur um Erdräume, die wegen ihrer Landesnatur eine starke Bevölkerung ausschließen, wie Inneraustralien, die innerasiatischen und südafrikanischen Wüsten und Steppen usw., sondern auch um fruchtbare Gebiete, wie die Inselwelt im Stillen Ozean, Indonesien (abgesehen von Java), Hinterindien und das Amazonenstromgebiet. Gerade fruchtbare Tropenländer sind die hauptsächlichen Wohnstätten von Naturvölkern. Auf der indonesischen Insel Borneo zum Beispiel beträgt die durchschnittliche Bevölkerungsdichte im allgemeinen 2—3 Personen auf den Quadratkilometer, im mittleren Teil, der außerhalb des malayischen Einflusses liegt, sogar noch weniger. Die Volksdichte ist im Vergleich zu Java, das 150 Bewohner auf den Quadratkilometer zählt, sehr niedrig. Hieraus folgt bereits, daß die Bevölkerungszahl im Laufe der Zeit sicher nicht sehr gewachsen ist, viel eher abgenommen hat oder um ein sehr niedriges Mittel schwankt; jedenfalls müssen die Lebensbedingungen einer Menschenrasse sehr ungünstig sein, um zu einem derartigen Ergebnis zu führen. Zwar bietet für die Beschaffung der Nahrung die Üppigkeit der Vegetation und die Fruchtbarkeit des Bodens eben gefällter Wälder sehr gute Gelegenheit und der Wald liefert für eine primitive Herstellung von Wohnung und Kleidung reichliches Material, es scheint also alles zusammenzuwirken, um dem Menschen die Vorbedingungen zu einem üppigen Gedeihen zu schaffen — und doch vermißt man die erste Folge von solchen Umständen, eine dichte und wohlhabende Bevölkerung. Wir finden nur eine geringe Anzahl Menschen, deren zerstreute Wohnplätze sich auf die Flußufer beschränken und deren Dasein im allgemeinen nichts weniger als üppig ist. Infolge ihrer geringen Kenntnisse verstehen sie die günstigen Faktoren in ihrer Umgebung nicht auszunutzen und gegen die ungünstigen sich nicht zu wehren. Am meisten macht sich diese Unkenntnis auf dem Gebiet der Gesundheitspflege fühlbar, indem die Naturmenschen nicht wissen, wann und wodurch sie krank werden

und weil sie keine Mittel zur Heilung ihrer Krankheiten kennen. Den schlimmsten Einfluß üben die endemischen Krankheiten aus, und zwar in erster Linie die Malaria, in zweiter die sehr verbreiteten venerischen Leiden [2]).

Ungefähr dasselbe Bild bietet uns das von der Natur gesegnete Amazonenstromgebiet in Südamerika. So zeigt Th. Koch-Grünberg in seinem jüngsten Reisewerke („Vom Roroima zum Orinoco", Bd. 1, Berlin 1917), daß die Indianer im Rio Negrogebiet ein recht karges Dasein fristen, ja häufig unmittelbar Hunger leiden, weil sie es nicht verstehen, das fruchtbare Land, in dem sie wohnen, richtig zu nützen und weil sie auch — wie weitaus die meisten Naturvölker — nicht gewohnt sind, in Zeiten des Überflusses an eine kommende Zeit der Not zu denken. Die wirtschaftliche Unfähigkeit der Indianer ist eine der Hauptursachen davon, daß die Bevölkerung entlang den Flußläufen sehr dünn gesät ist, während die von den Wasserstraßen abgelegenen Landschaften überhaupt unbewohnte Wildnis sind. Krankheiten sind häufig, weshalb auch die Zauberärzte überall eine große (und gewöhnlich schädliche) Rolle spielen. Von den Yekuana am Merewarifluß z. B. schreibt Koch-Grünberg a. a. O., S. 236—237, daß in ihren Hütten (die eine Mehrzahl von Familien bewohnt) schon infolge der vielen Hunde ein unglaublicher Schmutz herrscht. „Der Staub in den halbdunklen Räumen ist ekelhaft und muß Hals- und Lungenkrankheiten hervorrufen, die durch das unaufhörliche Ausspucken der Leute weiter verbreitet werden. Viele der Bewohner, auch die Kinder, die zahlreich vertreten sind, leiden an einem bösen Katarrh mit hohlem Husten. Es wäre ein Wunder, wenn nicht alle an der Auszehrung zugrunde gingen." Wenn es auch nicht überall so schlimm ist, so ist es doch gewöhnlich um den Gesundheitszustand doch noch schlimm genug bestellt, um eine zahlreiche und kräftige Bevölkerung nicht aufkommen zu lassen. Es wird allgemein schon in jungen Jahren geheiratet und kleine Kinder gibt es allenthalben viel, die Frauen kennen keine Verhütungsmittel und werden so oft schwanger, als es die Natur zuläßt — jedoch von den Geborenen werden nur wenige erwachsene Männer und Frauen. Außer Tuberkulose und Rheumatismus tritt im Rio Negrogebiet Brasiliens die Malaria häufig auf und fordert viele Opfer.

Die Indianer Nordamerikas neigen besonders zu Lungenkrankheiten, da sie mit der Reinlichkeit auf dem Kriegsfuße stehen, ihre Wohnräume gerne gegen frische Luft abschließen und sich möglichst dicht bekleiden. Auch sonst läßt ihr Gesundheitszustand viel zu wünschen übrig. Nach Hrdlička sind sie gegen übertragbare Krankheiten im allgemeinen weniger widerstandsfähig als die in denselben Gegenden lebenden Weißen. Die Geburtenzahl der Indianerfrauen ist in Nordamerika ebenfalls groß, die Aufzuchtziffer aber gering. Einige Zahlen sollen später folgen.

Was die Tuberkulose betrifft, so ist sicher, daß sie bei allen Naturvölkern weniger Opfer fordert, den Nachwuchs weniger gefährdet als die Malaria, die bei den meisten Naturvölkern der warmen Länder daheim ist.

[2]) A. W. Nieuwenhuis, Quer durch Borneo, II, 455. Leiden 1907.

Um den schädlichen Einfluß zu ermessen, den die Malaria auf das Allgemeinbefinden der meisten Naturvölker in den Tropen ausübt, muß man bedenken, daß diese dem weit und breit herrschendem Übel gegenüber völlig machtlos sind. Die meisten Individuen sind daher während einer größeren Lebensperiode mehr oder weniger leidend, ein Umstand, der auch auf die noch ungeborene Nachkommenschaft schwächend einwirken muß. Vielfach spielen Infektionskrankheiten, besonders Cholera und Pocken, eine verhängnisvolle Rolle. Die Gefährdung der Naturvölker durch Krankheiten ist im allgemeinen in tropischen Tiefländern viel größer als in Hochländern, wo in der Regel Bronchitiden erst im späteren Alter eine erhöhte Sterblichkeit zur Folge haben, die für die Zahl des Nachwuchses nicht mehr ausschlaggebend ist.

Allenthalben wirken auf die Naturvölker die natürliche Umwelt, die wirtschaftlichen Verhältnisse und ganz besonders die Sitten der Gemeinschaft, in anderer Weise als bei uns auf den Nachwuchs ein. Die geringen Kenntnisse, welche die kulturarmen Menschen in bezug auf den Anbau von Nutzpflanzen haben, machen ein oftmaliges Verlegen der Wohnsitze und damit ein räumlich ausgedehntes Wohngebiet erforderlich. Die Vorbereitung des Bodens ist in der Regel schlecht; die Methoden der Aussaat wie der Ernte sind nicht so, daß ein reicher Ertrag gesichert würde. Von dem Reisbau der Dajak von Borneo schreibt Nieuwenhuis: Da der Boden nicht sorgsam vorbereitet wird, ist das Wachstum der Reispflanzen gering und dieselben sind für ungünstige Lebensbedingungen, wie zu wenig oder zu viel Regen, viel empfindlicher als unter einer besseren Kultur. Außerdem wird von dem gesäten Reis, den man nicht mit Erde bedeckt, ein Teil von den Tieren aufgefressen, und falls es nicht gleich nach der Saat regnet, leidet die Keimkraft der Körner durch zu starke Sonnenbestrahlung. Von den wachsenden Halmen fordern die Waldtiere ihren Teil, falls man diese nur vorübergehend bebauten Felder nicht in mühsamer Arbeit mit starken Hecken umgibt. Ist der Reis reif, so rauben Vögel und Affen, gegen die sich der Dajak nur schlecht zu schützen weiß, wiederum einen Teil der Ernte. Auch wird diese noch dadurch sehr verschlechtert, daß das Brennen der neuen Felder in der Trockenperiode vorgenommen werden muß, wodurch die Erntezeit in die Regenperiode fällt. Zur Erlangung einer genügenden Menge Reis muß also nicht nur stets wieder ein neues Stück Feld gerodet werden, sondern infolge des außerordentlich geringen Ertrags muß die bebaute Oberfläche auch viel größer sein, als dies bei einem rationellen Betrieb nötig wäre. Ähnliche Zustände herrschen bei den anderen Kulturen. Auch die zahlreichen abergläubischen Bräuche wirken lähmend auf den Landbau wie die auf die Nahrungsbeschaffung im allgemeinen. Eine Folge der Raubwirtschaft im Pflanzenbau ist, daß die Bewohner einer Ansiedlung, infolge der Erschöpfung ihrer Felder in der Umgegend, nach ergiebigeren Feldern umzuziehen gezwungen sind, so daß die ganze Niederlassung nach einigen Jahren von neuem aufgebaut werden muß. Ein solcher Umzug bedeutet für eine Familie von wenig Gliedern eine Arbeit, die jahrelang alle außerhalb des Ackerbaus zur Verfügung stehende Zeit in Anspruch

nimmt, also wiederum einen bedeutenden Arbeitsverlust. Auch die Ausübung von Jagd und Fischfang ist bei niedrigentwickelten Völkern mit viel größeren Schwierigkeiten und mit mehr Arbeitsverschwendung verbunden als bei höher entwickelten. Die Beschaffung von Kleidung und Wohnung ist zumeist ebenso unrationell wie die Nahrungsbeschaffung. Wo eine Familie ihre Kleidung selbst herstellen, ihre Wohnung selbst bauen und bisweilen alle hierfür erforderlichen Gerätschaften selbst verfertigen muß, da stehen ihre Glieder notwendigerweise infolge mangelnder Übung an Fertigkeit weit hinter denen zurück, die aus einer dieser Tätigkeiten ihren Lebensberuf machen.

Die Folge solcher Zustände ist wirtschaftliche Armut, die der Aufzucht der Kinder abträglich ist; die Frauen sind zu anstrengender Arbeit gezwungen, welche ihnen Kinder zur Last macht, so daß sie Fruchtabtreibungen ausführen und die richtig geborenen Kinder vielfach vernachlässigen. Überdies kommt bei einem Teil der Naturvölker auch Kindermord in Betracht, sei es daß Stammessitten die Beseitigung gewisser Neugeborener verlangen, oder daß die Tötung im Affekt stattfindet, denn bei den Naturmenschen herrscht unwillkürliches Handeln vor, Reflex und Instinkt sind stärker als Überlegung. Augenblicksstimmungen, wie etwa die Rachsucht einer Mutter gegen ihren Ehegatten, oder umgekehrt eines Vaters gegen seine Frau, mögen einem Kinde das Todesurteil bringen. Hemmungen durch bewußte sittliche Normen, die ihm seine Unlustgefühle überwinden ließen, kennt der Primitive in seinem Handeln nicht. Neben Stammessitten und Affekt treten auch mehr zufällige äußere Verhältnisse der Umwelt als Feinde des kindlichen Lebens auf.

Weit mehr als Kindestötung trägt zur Kleinhaltung der Kopfzahl der Naturvölker die Fruchtabtreibung bei. Külz[3]) hat recht: Es gibt wenige solche Völker, die sie nicht üben. Die Abtreibungsmethoden sind sämtlich ausgezeichnet durch die Gefahr, in die sie nicht nur erstrebtermaßen das kindliche Leben, sondern unbeabsichtigt auch das der Mutter bringen können. Die äußeren Einwirkungen sind in dieser Beziehung wohl noch die harmloseren, so lange man sich begnügt mit stumpfer Gewalt vorzugehen, wenn schon auch hierbei überaus rohe Prozeduren bekannt geworden sind, wie das Schlagen des Leibes mit Steinen (Südsee), sein gewaltsames Umschnüren mit einem Basttaue oder gar sein Treten mit Füßen, um durch Abtötung der Frucht die Fehlgeburt einzuleiten. Sobald blutige Eingriffe von den Geschlechtswegen des Weibes aus in Frage kommen, tritt zur Gefahr durch den Eingriff an sich die der Wundinfektion hinzu. Für arzneiliche Mittel gilt durchweg der Satz, daß mit der Sicherheit des Erfolges die Gefahr für die Mutter zunimmt, oder umgekehrt ausgedrückt: je harmloser für die Mutter das Mittel, um so unsicherer die Wirkung. Allen pflanzlichen Abortivmitteln der Naturvölker ist ferner gemeinsam, daß ihre Dosierung völlig unkontrollierbar ist, indem die betreffende Pflanze bald wenig, bald mehr des wirksamen Bestandteiles enthält, so daß sie in jenem

[3]) Külz, Zur Biologie und Pathologie des Nachwuchses bei den Naturvölkern, S. 17. Leipzig 1919.

Falle wirkungslos, in diesem gefährlich wird. Auf die mechanische Fruchtabtreibung aufmerksam gemacht wurden die Naturvölker wahrscheinlich durch die Beobachtung, daß anstrengende Arbeit, Tragen schwerer Lasten, Unfälle usw. zur Unterbrechung der Schwangerschaft führen können. Auch die durch Giftwirkungen hervorgerufenen Frühgeburten können wir ungezwungen aus der Rationalisierung ungewollter entsprechender Effekte unter den Naturmenschen herleiten. Stammessitten, welche die Fruchtabtreibung betreffen, gibt es bloß bei wenigen Völkern. Bei den meisten ist sie Sache der Frauen, selbst die Ehemänner haben in der Beziehung wenig Einfluß. Der Überhandnahme der Abtreibung wirkt der natürliche Elterntrieb entgegen, besonders der Muttertrieb des Weibes. Soll der Wunsch nach Fruchtabtreibung wirksam werden, so muß er diesen Trieb übersteigen. Man darf annehmen, daß gerade bei den Naturvölkern häufig starke Beeinträchtigungen des Elterntriebes bestehen, namentlich die Konflikte zwischen Nahrungs- und Elterntrieb spielen eine große Rolle. Schuld daran ist die schon erwähnte unrationelle Wirtschaftsweise. Die wenig zweckmäßigen Geräte für den Pflanzenbau und die mangelhaften Methoden der Bodenbearbeitung lassen eine intensivere Ausnutzung des Landes nicht zu. Es bleibt nur die Wahl zwischen einer Ausdehnung in die Nachbarschaft und der Beschränkung des Nachwuchses. Je mehr jene erschwert ist, sei es durch unwegsame Sümpfe oder durch Zusammentreffen mit feindlichen Stämmen oder, wie auf Inseln, durch das Umschlossensein vom Meer, um so leichter mußte man dazu kommen, das drohende Gespenst des Nahrungsmangels durch Beschränkung der Kinderzahl zu bannen; man kam, wie man es wohl bezeichnen darf, zur regulatorischen Fruchtabtreibung. Der Elterntrieb unterliegt bei ihr dem übermächtigen Selbsterhaltungstrieb. Sicher ist die Fruchtabtreibung ein Hauptgrund für die niedrigen Geburtenzahlen der Naturvölker, und in ihrer Zunahme besteht die Hauptgefahr für ihre Zukunft.

Der Geburtsakt ist zwar bei den Naturvölkern im allgemeinen leichter als bei den Völkern des europäischen Kulturkreises; doch ist wahrscheinlich die Lebensvernichtung bei diesem Vorgang dennoch groß, weniger wegen Beckenenge und sonstiger abnormer Körperbildungen der Mutter, als infolge von Nachkrankheiten, welche unvernünftige Behandlung von Mutter und Kind oft entstehen lassen. Durch den Mangel physiologischer Kenntnisse gehen viele Gebärende zugrunde, weil man ihnen nicht die erforderliche wirksame Hilfe leisten kann. Einige Völker lassen sie — so unglaublich uns das vorkommt — ganz ohne Beistand, sei es aus Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben, sei es aus abergläubischer Furcht vor dem Rätsel des Lebens. Aber solche Fälle sind ganz seltene Ausnahmen. Manchmal werden Mittel zur Unterstützung der Geburt angewendet, die nicht nur wirkungslos, sondern sogar schädlich sind. Vielfach jedoch wird die Ausstoßung der Leibesfrucht durch die gebotene Hilfe tatsächlich gefördert. Innere Eingriffe sind allerdings selten und noch seltener Operationen; R. W. Felkins Bericht über die Ausführung des Kaiserschnitts durch Neger in Uganda scheint bisher einzig dazustehen.

Die regelmäßige und lange Ernährung der kleinen Kinder mit Muttermilch, die bei den kulturarmen Menschen überall Brauch ist, bietet dem Kind den besten Schutz gegen alle Verdauungskrankheiten des zarten Alters. Der Muttertrieb des Naturweibes ist hinsichtlich des Nährens weit besser erhalten als hinsichtlich des Gebärens. Die Stilldauer schwankt bei den einzelnen Naturvölkern zwischen weiten Abständen, aber im Durchschnitt ist sie überall länger als selbst bei den darin freigebigsten Kulturvölkern. Bald wird neben der Muttermilch andere Nahrung gegeben. Je nach den verfügbaren Landeserzeugnissen wechseln diese Beigaben; sie können manchmal zwar Schaden stiften, im ganzen aber sind sie eine entsprechende Vorbereitung des kleinen Menschen auf überwiegend pflanzliche Nahrung, die nach der Entwöhnung genossen werden muß. Nach der Entwöhnung sind die Kinder deshalb argen Schädigungen ausgesetzt, weil seitens der Eltern gewöhnlich zu wenig für Nahrung gesorgt wird und die Kinder zu einem guten Teil auf das angewiesen sind, was sie selbst in Busch und Wald — wohl auch auf Abfallhaufen — finden. Hierdurch wird zweifellos eine große Kindersterblichkeit veranlaßt.

Der Aberglaube trägt viel zur Verhinderung der Vermehrung der Naturvölker bei. Jeder Todesfall von nicht sehr alten Personen wird der Zauberei zugeschrieben. Man unternimmt deshalb einen Rachezug in das Dorf, wo der vermeintliche Zauberer wohnt, und dabei geht es ohne Totschlag nicht ab. Das hat wieder Vergeltung von der anderen Seite zur Folge, so daß das Morden kein Ende nimmt. Nicht minder schwer ist die vielfache wirtschaftliche Selbstschädigung durch Aberglauben, die wieder auf den Nachwuchs zurückwirkt.

Eine Verlangsamung der Bevölkerungszunahme oder sogar ein Überwiegen der Sterbe- über die Geburtsfälle tritt besonders bei jenen kulturarmen Völkern ein, deren Lebensweise durch Berührung mit der europäischen oder einer anderen höheren Kultur, wie z. B. der chinesischen, stark beeinflußt wird, wo Kolonisation einen Kulturwandel veranlaßt. Die Erscheinung beweist, daß die Wohlfahrtsbedingungen der Naturvölker eng begrenzte sind [4]). Die höhere Kultur lähmt vielfach die Schaffenslust der auf ganz anderen wirtschaftlichen Grundlagen stehenden Naturvölker. Angebliche Fortschritte, wie der Bau fester Häuser, die Einführung der Metalle und europäischer Kleidungsstoffe, sind nicht immer Fortschritte in der Ökonomie der Eingeborenen. Der Handel überschwemmt überdies die einfachen Völker mit Genußmitteln, nach welchen sie greifen wie die Kinder nach Süßigkeiten: Alkohol, Tabak usw., doch werden ihnen diese Genußmittel verhängnisvoll. Allerdings scheinen die meisten Naturvölker mit der Herstellung alkoholischer Getränke vertraut gewesen zu sein, lange bevor sie mit Europäern in Berührung kamen. Eine starke Ausbreitung des Alkoholismus berichtet z. B. Koch-Grünberg von den nordbrasilianischen Indianern [5]). Auch die meisten nicht mohammeda-

[4]) F. Ratzel, Anthropogeographie, 2. Bd., 2. Aufl., S. 216 u. f. Stuttgart 1912.
[5]) Koch-Grünberg, Vom Roroima zum Orinoco. Bd. 1. Berlin 1917.

nischen Afrikaner frönen reichlichem Alkoholgenusse. — Am schlimmsten betroffen wurden Naturvölker durch das Abschießen des Wildes seitens der Europäer und durch die Einschränkung ihres Wanderbereichs, die auf der Stufe des Sammlers und Jägers Einschränkung des Nahrungsspielraumes bedeutet. Hierdurch wurden sowohl die Indianer in weiten Teilen Nordamerikas, die Australneger der küstennahen Gebiete und die Buschleute Südafrikas zum Aussterben gebracht. Verhängnisvoll werden muß auch die Zerstörung alter gesellschaftlicher Einrichtungen der Naturvölker, an deren Stelle die europäische Kultur nichts für die betroffenen Völker Brauchbares setzen kann. Unheilvoll wirkt ferner die Sprengung des ursprünglichen sozialen Zusammenhanges der Naturvölker und das Bestreben, ihnen ein Surrogat unserer eigenen gesellschaftlichen Einrichtungen aufzuzwingen, die für sie nicht passen, an denen sie keinen Halt finden können. Die soziale Organisation jedes Volkes ist organisch geworden, sie hängt mit seinem Geschick enge zusammen und läßt sich nicht ersetzen, ohne diesem Volk schweren Schaden zuzufügen. Eine Gesellschaftsordnung mag uns so unscheinbar oder rätselhaft vorkommen, aber sie wird doch dem ganzen körperlichen und seelischen Zustand der Menschen entsprechen, denen sie dient. Wir finden bei den primitivsten Naturvölkern überall in ihren kleinen Lebensgemeinschaften die Ansätze zu sozialen Gebilden und Institutionen, von denen wir anerkennen müssen, daß sie den Willen der Gesamtheit bereits in festorganisierter Form und nötigenfalls zwangsweise zum Ausdruck bringen, womit wir in erster Linie den Begriff des Staatlichen verbinden; sie entbehren also nicht der Anfänge staatlicher Organisation.

Die kulturarmen Völker sind fast stets in Bewegung, so daß die Anpassung an das Klima niemals vollkommen wird. Wie Ratzel richtig bemerkte, braucht der Zonenunterschied der Wohnorte nicht groß zu sein, um solche Schwierigkeiten hervorzurufen. Es ist fortgesetztes Neueingewöhnen in eine bisher fremde Umgebung notwendig, deren Gefahren nicht oder doch nicht gut bekannt sind.

Unstetigkeit ist nicht bloß eine Eigenschaft der Sammlervölker (der Buschleute, Australier, der asiatischen und afrikanischen Pygmäen oder Rassenzwerge, dann gewisser Indianer, der Eskimo und asiatischen Polarvölker), sondern auch vieler bodenbebauender Naturvölker, die ihr Siedlungsgebiet verlassen, sobald der Boden — ohne Düngung — nicht mehr den nötigen Ertrag liefert. Diese Ortswechsel führen gar nicht selten zu Konflikten und Kämpfen mit Nachbarn, zur Tötung von Menschen und auch zur Verschlechterung der Daseins- und Fortpflanzungsbedingungen der Überlebenden, da gewöhnlich gerade die tüchtigsten und arbeitsamsten Männer in den Kämpfen erliegen. Zahlreiche Verluste an Menschenleben veranlaßt die Wanderung selbst, namentlich unter Alten und Kindern, die den Anstrengungen am wenigsten gewachsen sind. Aber auch kräftige Leute im besten Alter gehen manchmal zugrunde, wie etwa durch Bootsunfälle bei Flußwanderungen in Südamerika.

Bei den Sammlervölkern gebären die Frauen häufig während der Märsche und es fällt der wandernden Gruppe nicht ein, wegen

dieses Ereignisses Halt zu machen. Die Frau bleibt allein zurück, oder es bleibt eine Alte zum Beistand bei ihr, und wenn die Geburt vorüber ist, muß sie trachten, die vorausgezogenen Angehörigen einzuholen. Zu einem „Wochenbett" ist keine Zeit. Das ist so bei den Eskimo im hohen Norden, wie bei den Negrito der Philippinen-Inseln, den Eingeborenen der australischen Wüste und anderen. Nicht immer aber gelingt es der Mutter, mit dem Neugeborenen wieder zu den ihren zu stoßen, und es gehen beide elend zugrunde. Der Verlust trifft die — allerdings gleichgültige — Gemeinschaft doppelt schwer, weil bei allen Sammlervölkern die Frauen in der Minderzahl sind — vermutlich infolge der Anstrengungen, welche die vornehmlich ihnen obliegende Beschaffung der Nahrung mit sich bringt.

Bei den wirtschaftlich am tiefsten stehenden Menschengruppen, den Sammlervölkern, gehen die meisten Kinder in frühem Alter wegen mangelnder Pflege und Sauberkeit und ebenso wegen der Nahrungsnöte zugrunde, denn das periodische Hungern fordert unter den Kindern am ehesten Opfer und die Kinder könen auch weniger mit den schwer verdaulichen Lebensmitteln auskommen, auf welche diese Völker in Zeiten großer Not zumeist angewiesen sind. Es wäre deshalb grundfalsch, wenn man annehmen wollte, etwa die Steppen und Wüsten Australiens und Südafrikas seien jemals weniger spärlich bevölkert gewesen als in unserer Zeit.

Die widerstands- und vermehrungsfähigsten von allen Naturvölkern sind ohne Zweifel die Neger Afrikas, die namentlich überall dort rasch an Zahl zunehmen, wo dank der europäischen Herrschaft die vordem unausgesetzt stattgefundenen Kämpfe der Stämme untereinader aufgehört haben und wo die Kolonialverwaltungen gesundheitliche Maßregeln trafen, namentlich solche zur Unterdrückung der Malariaüberträger. Die Neger sind auch die weitaus zahlreichsten unter allen Naturvölkern. Vor der europäischen Kolonisation mag der Umstand viel zur Stärkung der Negerrasse beigetragen haben, daß ihre Angehörigen vielfach große Staatswesen von langem Bestand schufen, während bei den Farbigen Südasiens, Australiens und Ozeaniens, wie bei den meisten Indianern, die politischen Einheiten meist nicht weit über den Bereich des Dorfes oder einer kleinen Insel hinausreichten, oder sich auf unstet wandernde Einzelhorden beschränkten. Nun ist freilich richtig, daß die Natur Afrikas die Entwicklung einer höheren Kultur mehr begünstigte als etwa die Melanesiens und Australiens, und daß in Afrika außerdem leichter Keime höherer fremder (vornehmlich arabischer) Kultur eindringen konnten; aber dennoch erhält man den Eindruck, daß auch der geistige Boden der Neger aufnahmefähiger ist als der der Australier, Papuas und Melanesier.

Wo größere Mengen von Negern zurzeit in die gemäßigte Zone hineinreichen, da handelt es sich vorzugsweise um ursprünglich zwangsweise Versetzung der Rasse und spätere allmähliche Akklimatisation, so vor allem in den regenreichen Südstaaten der Vereinigten Staaten, in denen der sehr heiße Sommer die Arbeit der Weißen im Freien schon sehr beschwerlich, ja für den klima-unge-

wohnten Europäer großenteils bereits gefährlich macht. In die kühlen Gegenden der gemäßigten Zone der neuen Welt sind zwar im Lauf der Zeit auch zahlreiche Neger vorgedrungen (vor allem neuerdings während des Krieges in den Vereinigten Staaten, weil dort die Truppensendungen nach Europa zeitweise starken Arbeitermangel verursacht hatten), aber im Vergleich zur Zahl der Weißen in diesen Teilen Amerikas treten sie doch sehr stark zurück, so daß die schwarze Rasse in der Hauptsache auf die Tropen und die angrenzenden Randgebiete bis in mittlere Breiten (ca. 35) beschränkt ist. Wo sie ursprünglich weiter polwärts vorgedrungen war (Australien und Tasmanien), da hat sie der Weiße zurückgedrängt[6]).

Zahlenangaben über die Geburtenhäufigkeit der Naturvölker sind noch recht dürftig. Die Medizinalverwaltung von Deutsch-Ostafrika veröffentlichte kurz vor Beginn des Weltkrieges Ergebnisse einer Stichproben-Erhebung, welche 46 702 Frauen erfaßte. Von diesen waren 46 080 oder fast 99 Proz. zur Zeit der Erhebung oder früher verheiratet gewesen. Die Zahl der Witwen war 1033 oder 2,2 Proz., kinderlos verheiratet waren 9282 Frauen oder 20 Proz., also verhältnismäßig ebensoviele wie von den Frauen in Deutschland. Die Zahl der ermittelten lebend geborenen Kinder war 84 628, die Zahl der zugestandenermaßen totgeborenen und abgetriebenen Kinder 6435. Im ersten Lebensjahre waren 19 338 Kinder, im späteren Kindesalter 15 372 gestorben, so daß 49 918 oder 59 Proz. der Lebendgeborenen als Nachwuchs verblieben. Auf je 100 Frauen, eingerechnet jene, die nie geboren haben, entfällt eine Aufzucht von 107 Kindern oder ebensovielen wie in Deutschland. Die Zahl der Abtreibungen und Totgeburten ist in Wirklichkeit sehr viel höher anzusetzen als hier angegeben. Je 100 verheiratete Frauen hatten im Durchschnitt 184 Kinder geboren. Külz, der sich (a. a. O.) des näheren mit dieser Statistik befaßt, nimmt an, daß die Ostafrikanerinnen, deren durchschnittliches Alter 27 Jahre betrug (wirklich alte Personen sind in Afrika selten), etwa 12 gebärfähige Jahre hinter und noch 15 vor sich hatten, und daß die Geburten auch im späteren Lebensalter so rasch aufeinander folgen wie in der Jugend (was gewiß nicht stimmt); dann ergäbe sich vom 15. bis 42. Jahre eine durchschnittliche absolute Fruchtbarkeit von 4 Kindern auf jede Frau, was in Anbetracht der hohen Kinder- und Jugendsterblichkeit keine große Zahl ist. Die Säuglingssterblichkeit betrug 23 auf 100 Geborene, verglichen mit 16 auf 100 in den Jahren 1910—12 und 20 auf 100 in den Jahren 1876—78 in Preußen. Einzelne Gegenden Deutschlands wiesen allerdings auch noch kurz vor dem Krieg eine ähnlich hohe Säuglingssterblichkeit auf wie die ostafrikanischen Neger. Überdies ist es doch wahrscheinlich, daß unabsichtliches Verschweigen lebendgeborener aber bald gestorbener Kinder bei diesen weit häufiger vorkommt, als Külz glaubt. Bei Naturvölkern ist überdies, wie auch Külz hervorhebt, das spätere Kindesalter verhältnismäßig stärker gesundheitlich gefährdet als bei uns, denn sobald das Negerkind laufen lernt, werden die Ge-

[6]) Sapper, Natur und Lebensbedingungen in den tropischen und tropennahen Gebieten. S. 25. Hamburg 1920.

fahren mangelhafter Abwartung immer wirksamer, bei der Nacktheit seines Körpers mehren sich sowohl die Möglichkeiten von äußeren Verletzungen und der Akquisition von Geschwüren, als von Infektionen mit Ankylostomiasis und anderen Krankheiten des Schmutzes. Die Kinderaufzucht berechnet Külz unter Annahme einer 27jährigen stets gleichmäßigen Fruchtbarkeit auf 241 für je 100 Frauen; da aber die Fruchtbarkeit nicht gleichmäßig bleibt, wird die Nachwuchszahl in Wirklichkeit erheblich niedriger sein.

Peiper stellte die Geburtenzahlen von 572 ostafrikanischen Frauen fest, die keine weiteren Nachkommen zu erwarten hatten und fand, daß die Gesamtzahl der Nachkommen 2564 betrug, oder 4,5 Kinder auf jede Frau. Aufgezogen wurden 1139 Kinder. Jede Frau hatte am Ende ihrer Fortpflanzungsfähigkeit 2 lebende Kinder, was selbst dort, wo Verheiratetsein allgemein ist, zum Erhalten des numerischen Bestandes der Bevölkerung nicht ausreicht. Anderwärts in Afrika liegen die Verhältnisse kaum besser. Im Kamerun ergab bei dem 40 000 Personen starken Kannibalenstamm der Makkas eine sorgfältige Zählung im Durchschnitt 140 Kinder auf 100 geschlechtsfähige oder geschlechtsfähig gewesene Frauen. Bei den Eingeborenen des Bezirkes Jaunde dagegen kommen nur 100 Kinder auf die gleiche Anzahl Frauen (gegen 110 in Deutschland) und bei vielen anderen Stämmen ist die Kinderzahl ebenso klein oder noch kleiner. Es gibt sogar Gebiete, wo kaum 40 Kinder auf 100 Frauen treffen. Ob das eine vorübergehende Erscheinung ist oder ein Anzeichen der Entartung, läßt sich zurzeit nicht entscheiden. Eine Umfrage bei 203 Frauen des noch sehr wenig von der europäischen Kultur berührten Etonstammes zeigte, daß sie 517 Kinder geboren hatten, wovon schon 244 oder 47 Proz. gestorben waren, obzwar die meisten Mütter erst weniger als 30 Jahre zählten. Nur 27 Frauen hatten das reproduktive Alter hinter sich; ihre Kinderzahl war 163 oder durchschnittlich 6; 43 Proz. davon waren gestorben. Die Geburtenzahl ist verhältnismäßig groß in Anbetracht des Umstandes, daß die Frauen während der etwa dreijährigen Stillzeit keinen Sexualverkehr pflegen. Geschähe das nicht, so würde unter den gegebenen Daseinsbedingungen die Kindersterblichkeit noch weit größer sein, als sie ohnehin schon ist. Die Kindersterblichkeit ist trotz des langen Säugens sehr groß, ebenso die allgemeine Sterblichkeit, und das Durchschnittsalter bleibt hinter dem des Europäers weit zurück, woran vor allem Volkskrankheiten die Schuld tragen.

Die Dauer der Gebärfähigkeit währt jedenfalls bei manchen Afrikanerinnen sehr lange. Schultze berichtet[7]), daß zwei Hottentottenfrauen noch mit 47 Jahren geboren haben, und von einer anderen erfuhr er, daß sie noch mit 55 Jahren menstruierte. Im Kapland ist durch Volkszählungen eine ansehnliche Vermehrung der Negerbevölkerung seit dem Bestehen geordneter Zustände erwiesen.

[7]) Schultze, Aus Namaland und Kalahari. S. 297. Jena.

Von einem der kulturärmsten Zweige der Menschheit, den Weda auf Ceylon, sagen Paul und Fritz Sarasin, daß ihre Frauen fruchtbar sind. Aber die große Mehrzahl der Kinder stirbt bald, was der Grund ist, warum die Familien kinderarm sind. Kindsmord kommt mindestens bei den Naturwedas nicht vor; ob er bei den von fremder Kultur beeinflußten Weda da und dort geübt wird, ist fraglich. Die Säugung dauert vier bis sechs Monate. Die Kinder bleiben bis zu ihrer Verheiratung bei den Eltern[8]).

Bekannt ist die starke Verminderung der Kopfzahl der asiatischen Polarvölker, ebenso wie ihrer nahen Verwandten auf amerikanischer Seite, der Eskimos. Im äußersten Nordosten Asiens stellte W. Jochelson die Fruchtbarkeit der Korjäkenfrauen fest[9]). Es ergab sich, daß 71 verheiratete Frauen 278 Kinder geboren hatten, von denen 160 noch lebten und 118 (42 Proz.) gestorben waren. Ungefähr die Hälfte der Mütter war weniger als 30 Jahre alt. Doch tritt das Altern sehr bald ein und mit 40 Jahren hört die Fortpflanzungsfähigkeit wahrscheinlich auf. Jenseits des fortpflanzungsfähigen Alters standen 22 von den 71 Frauen. Sie hatten zusammen 120 Kinder, im Durchschnitt also zwischen 5 und 6, ein Kind hatte bloß eine Frau; 5 Frauen hatten je 3 Kinder, ebensoviele je 4 Kinder, 3 hatten je 5 Kinder, 2 je 6 Kinder, 1 hatte 7 Kinder, 3 hatten 8 Kinder, und wieder je 1 hatte 9, 10 und 11 Kinder. Von allen Frauen, von welchen Jochelson Auskünfte erhielt, hatten 13 Proz. niemals geboren; zum Teil waren das Frauen von Bigamisten, deren beide Frauen kinderlos blieben, so daß also die Schuld am Manne lag. Epidemien raffen manchmal den Bevölkerungszuwachs vieler Jahre dahin. Was nun die von den Russen eingeschleppten Krankheiten verursachen, die Kleinhaltung der Volkszahl, vollbrachten früher Kämpfe der Eingeborenen untereinander und Hungersnot.

Die Eingeborenen Inneraustraliens, die nicht durch die europäische Kolonisation bedrängt werden, vermehren sich anscheinend nur in geringem Maße oder gar nicht. Schuld daran trägt einmal die Beschränktheit des Nahrungsmittelspielraumes und die weit rückständige Wirtschaftsweise der Australier, die eine Produktionswirtschaft und das Ansammeln von Nahrungsvorräten für Zeiten der Not nicht kennen; ferner aber haben auch gewisse soziale Einrichtungen und Bräuche Schuld an diesem Bevölkerungsstillstand, wie z. B. die Verheiratung der Mädchen im frühesten Kindesalter, der Umstand, daß alte Männer die meisten Frauen besitzen und die jungen ohne Frauen sind, das Aufschlitzen der Harnröhre bei einem Teil der Männer usw. Auf die in der Nähe europäischer Siedelungen lebenden Australneger wirkt übrigens die fremde Kultur verderbenbringend ein. Wo die Europäer das Land für sich in Anspruch nahmen, waren die Eingeborenen ihrer Unterhaltungsmittel beraubt und vornehmlich auf das angewiesen, was vom Tisch des weißen Mannes abfiel. So ist es kein Wunder, wenn

---

[8]) P. u. F. Sarasin, Ergebnisse naturwissensch. Forschungsreisen auf Ceylon. Bd. 3 S. 469. Wiesbaden 1892—93.

[9]) Jochelson, The Koryak. S. 413. Leiden 1905—08.

viele Schwarze vom Bettel, Diebstahl und Raub leben und dafür häufig eingesperrt werden; aber die Folge der Verletzung der Gesetze und ihrer Ahndung ist gewaltsame Ausrottung, weil die Naturmenschen jeden sittlichen Halt verlieren und verkommen. Von den Eingeborenen im Clarencebezirk des Staates Neusüdwales schreibt Rudolf Pöch[10]): Die Zahl der Kinder nimmt ab, da den Eltern das Aufziehen der Kinder lästig fällt, das Vergnügen und das Interesse an der Familie schwindet durch den vollständigen Zerfall der Stammesorganisation, der Kindersegen erscheint nur mehr als eine Last. Die Zahl der Geburten wird künstlich herabgesetzt und neugeborene Kinder werden häufig getötet. Dazu nimmt auch die Zahl der Frauen, die unter noch ungünstigeren Bedingungen ihr Leben fristen müssen als die Männer, relativ stark ab. In einigen Gegenden Queenslands wurden 1919 unter 7600 Eingeborenen nur 36 Proz. über 16jährige weibliche Personen und nicht ganz 13 Proz. Kinder unter 16 Jahren gezählt.

Auf der Gazelle-Halbinsel von Neupommern oder Neubritannien (Melanesien) hat eine deutsche medizinisch-demographische Expedition 602 Kinder (welchen Alters?) auf je 1000 Erwachsene festgestellt, an der Nordwestküste derselben Insel war das Verhältnis 611 zu 1000. Von 208 Frauen auf der Gazelle-Halbinsel, deren Fortpflanzungszeit vorüber war, wurden 1135 Kinder geboren; 55 Kinder kamen also auf 10 Frauen, doch wurden bloß 22 Kinder auf 10 Frauen aufgezogen. In Nord-Neumecklenburg (Neu-Irland) sowie auf der Salomonen-Insel Buka kam auf 10 Frauen, bei welchen die Fortpflanzung abgeschlossen war, eine durchschnittliche Aufzucht von 17 Kindern. Die Gesamtzahl der dabei in Betracht gezogenen Frauen war auf Buka 68, in Nord-Neumecklenburg 157.

Richard Thurnwald[11]) hat auf Buin und Lombutjo (Salomon-Inseln) der Volksvermehrung nachgefragt. Er weist auf die Fehlermöglichkeiten eines solchen Unternehmens hin und bemerkt, es müsse namentlich in Betracht gezogen werden, daß früh verstorbene Kinder vielfach vergessen werden, obgleich in zahlreichen Fällen Angaben darüber vorliegen. Die Zahl der Ehepaare und der Kinder gestaltete sich auf der Insel Buin wie folgt:

Generation	Zahl der Ehepaare in jeder Generation (ohne Rücksicht ob in Ein- oder Mehrehe)	Zahl der Kinder in jeder Generation	Es entfallen somit auf ein Ehepaar Kinder
I	90	77	3,08
II	25	188	2,07
III	171	253	1,47
IV	248	216	0,87
V	108	61	0,56
VI	24	17	0,60
VII	8	3	0,4

[10]) R. Pöch, Studien an Eingeborenen von Neusüdwales. Mitt. d. Anthrop. Ges. Wien. Bd. 45. S. 15.
[11]) R. Thurnwald, Forschungen auf den Salomo-Inseln usw. 3. Bd. S. 79.

Für Lambutjo ergeben sich nachstehende Zahlen:

Generation	Zahl der Ehepaare in jeder Generation (ohne Rücksicht ob in Ein- oder Mehrehe)	Zahl der Kinder in jeder Generation	Es entfallen somit auf ein Ehepaar Kinder
I	4	9	2,25
II	16	38	2,37
III	43	36	0,83
IV	8	4	0,5

Für Buin stellt sich heraus, daß der Prozentsatz der auf ein Ehepaar entfallenden Zahl von Kindern von Generation zu Generation konstant abnimmt, und zwar in einem Maße, das gegenwärtig auf eine Volksverminderung hinausläuft. Der Grund sind offenbar Geschlechtskrankheiten, die von den schon lange Zeit mit den Weißen in Berührung stehenden ganz verseuchten Shortlandinseln (Alu) nach dem nahe benachbarten Buin verschleppt werden.

Ähnliches sehen wir auf Lambutjo. Während in der ersten Generation in Buin auf 1 Ehepaar noch 3,08 Kinder entfielen, somit in dieser Zeit trotz der vielen blutigen Kämpfe und Morde eine Vermehrung der Bevölkerung um ein Drittel zu verzeichnen war, sehen wir in den letzten Generationen, daß sich die Bevölkerung beinahe um die Hälfte vermindern will. Diese Erscheinungen treten ja bekanntlich überall und besonders kraß in der Südsee bei der Berührung der Eingeborenen mit der europäischen Kultur zutage.

Auf Fidschi waren nach der Volkszählung von 1911 unter 46 110 männlichen Personen 14 372 Kinder und unter 40 986 weiblichen Personen 12 968 Kinder (wozu noch 9709 männliche und 6095 weibliche „Jugendliche" kamen). Das Alter war nicht feststellbar.

Auf der Insel Samoa, deren Gesamtbevölkerung nach der Zählung von 1911 33 600 betrug, wurden folgende Geburtenüberschüsse verzeichnet: 1909—10 424, 1910—11 525, 1912—13 580; 1911—12 war die Zahl der Sterbefälle wegen einer Masernepidemie um 425 höher als die Geburtenzahl. Külz fand auf der Insel Jap (Karolinengruppe), daß 306 jenseits der Gebärgrenze stehende Frauen 591 Kinder geboren hatten, im Durchschnitt also kaum 2. Nach Abzug der Gestorbenen verblieb eine Aufzucht von 455 Kindern (150 auf 100 Frauen). Gerade ein Drittel dieser Frauen hatte nur je 1 Kind geboren. Nach einer Volkszählung auf Jap trafen auf je 1000 erwachsene Eingeborene 267 Kinder. Auf den Marschallinseln war das Verhältnis 395 Kinder auf 1000 Erwachsene. Auf der Marianeninsel Saipan betrug von 1905—10 die durchschnittliche Geburtenzahl 53 auf 1000 Bewohner. Hier wie anderwärts auf den Inseln im Stillen Ozean[12]) sind die Knabengeburten erheblich zahlreicher als die Mädchengeburten, es besteht eine Annäherung an das Verhältnis, wie wir es in Europa bei den Totgeburten haben. Diese Ähnlichkeit im Geschlechtsverhältnis aussterbender Naturvölker und der lebensunfähigen totgeborenen Kinder ist gewiß nicht zufällig, es ist hier wie dort eine

[12]) Vgl. Thurnwald, a. a. O., S. 80. (Verhältnis der Knaben zu den Mädchen 2 : 1.)

Minderwertigkeit der Früchte anzunehmen (Külz, a. a. O., S. 79 u. 120), welche das männliche Geschlecht häufiger betrifft als das weibliche.

Aus drei Gebieten des ehemaligen Kaiser-Wilhelm-Landes (Insel Papua) teilt Külz folgende Fruchtbarkeits- und Aufzuchtzahlen von Frauen jenseits der Gebärgrenze mit:

	Marobegebiet	Kais, Finschhafengebiet	Eitopegebiet
Zahl der Frauen	96	21	60
Ihre Geburtenzahl	399	102	296
Durchschnittlich verbleibende Aufzucht auf je 10 Frauen	26	26	28

Hier verbleibt also ein zur Volksvermehrung hinreichender Aufwuchs. Im Gegensatz dazu gab Richard Neuhauß ein ungünstiges Bild der Fortpflanzung der papuanischen Bevölkerung[13]). Allerdings ist es hier wie anderwärts für den durchziehenden Reisenden sehr schwer, die Kinderzahl und damit das Maß der Fortpflanzung eines Naturvolkes festzustellen. Der Reisende wird nur allzuleicht für einen Agenten der Regierung gehalten, die unbeliebt ist, weil sie Steuern eintreibt, manchenorts auch Arbeitskräfte aushebt, die alte, liebgewonnene Bräuche beseitigen will usw.

Georg Friederici[14]) schreibt von Deutsch-Neuguinea, daß gewöhnlich in einer Familie bloß zwei bis drei Kinder sind, nur Häuptlinge mit zwei Frauen haben vier bis fünf Nachkommen. Eine größere Zahl scheint kaum vorzukommen. Der Nachwuchs reicht in gewöhnlichen Zeiten hin, um die Eltern zu ersetzen. Tritt aber eine außergewöhnliche Sterblichkeit ein, wie sie die Berührung mit der fremden europäischen Kultur kaum vermeidlich macht, so bedeutet das Bevölkerungsabnahme. In ganz Polynesien und Mikronesien herrscht der alte Brauch, den Geschlechtsverkehr während der ungemein langen Stilldauer (mindestens 20 Monate) zu unterlassen. Auf Neukaledonien säugen die Mütter sogar 2—3 Jahre.

Ähnlich langer oder noch längerer Stilldauer begegnen wir bei den Indianern Amerikas ebenfalls. An der Beringstraße wie am Golf von Mexiko und im Gran Chaco trinken die Kinder jahrelang von der Mutterbrust und ebenso lange unterbleibt jeder Geschlechtsverkehr. Man hat zu bedenken, daß es sich hier wie in Ozeanien um Völker handelt, die keine milchgebenden Haustiere besitzen, wo also langes Stillen geboten ist. Die europäische Zivilisation könnte da Wandel zum Besseren schaffen. Der Übergang von der Muttermilch zur Pflanzenkost hat selbst im Alter von 2—3 Jahren und später noch schwere Verdauungsstörungen zur Folge, besonders Erkrankungen der Schleimhäute am After und an den Geschlechtsteilen.

Doch selbst die Ernährungslage älterer Kinder ist bei den Naturvölkern keine beneidenswerte, die Unregelmäßigkeiten in der

[13]) R. Neuhauß, Deutsch-Neuguinea. Bd. 1. Berlin 1911. — Neuestens hat Detzner beachtenswerte Mitteilungen über den Bevölkerungsrückgang auf Neuguinea gemacht. (Detzner, Vier Jahre unter Kannibalen. Berlin 1920.)

[14]) G. Friederici, Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Neuguinea. S. 95. Berlin 1912.

Ernährung wie die Untauglichkeit vieler Nahrungsmittel bringen so manchem Kind den Tod, das die Entwöhnung glücklich überstand. Mit Bezug auf die Indianer bemerkt Friederici zutreffend: Zwei, drei oder vier Tage hintereinander hungern müssen, um am fünften eine Eidechse zu essen, am sechsten aber zum Entgeld das Viertel eines Büffels hinunterzuschlingen, war eine Diät, die die Alten wohl vertrugen, bei welcher aber kleine Kinder unfehlbar eingehen mußten.

Die Indianer im Gebiete der heutigen Vereinigten Staaten waren an Kopfzahl gewiß nie stark. Ihre nomadische Wirtschaftsweise hatte eine geringe Bevölkerungsdichtigkeit zur Voraussetzung, und eine beträchtliche Volksvermehrung wurde durch die fortwährenden Kriege der Stämme untereinander verhindert. Doch steht eine Volksverminderung seit der Zeit der europäischen Besiedelung außer Zweifel. James Mooney [15]) nimmt an, daß zu Beginn der europäischen Besiedelung im nunmehrigen Hauptland der Vereinigten Staaten eine Indianerbevölkerung von 846 000 Personen und in Alaska eine solche von 72 000 Personen lebte. Im Jahre 1910 ergab die Volkszählung im Hauptland der Vereinigten Staaten 265 683 und in Alaska 25 331 indianische Einwohner. Zwanzig Jahre vorher wurden im Hauptlande 248 253 Indianer gezählt. Doch ist zu beachten, daß unter den im Volkszählungsbericht als „Indianer" bezeichneten Personen sehr viele Mischlinge aus Ehen von Indianern mit Weißen sind; solche Mischehen sind häufig und im Zunehmen begriffen, so daß die Indianer als reine Rasse bald verschwunden sein werden. Im Altersaufbau unterscheidet sich die indianische von der einheimischen weißen Bevölkerung durch ein stärkeres Vorwiegen der Kinder. Weniger als 15 Jahre alt waren von 1000 einheimischen Weißen 358, von 1000 Indianern aber 408. Die verhältnismäßig größere Zahl jugendlicher Personen unter den Indianern ist darauf zurückzuführen, daß alle Kinder aus Mischehen den Indianern zugerechnet werden, während von den Eltern aber nur eines der indianischen Bevölkerung angehört. Zu der Annahme einer größeren Fruchtbarkeit der Indianer berechtigen daher diese Zahlen nicht.

Wahrscheinlich ist allerdings bei den Indianern die Fruchtbarkeit und ebenso die Kindersterblichkeit größer als bei den Weißen. Darauf weisen z. B. die Ergebnisse einer Untersuchung hin, die Dr. A. Hrdlička bei San-Carlos-Apachen und Pima-Indianern anstellte [16]). Bei 37 Apachenfrauen, deren reproduktive Periode als abgeschlossen zu betrachten war, betrug die Zahl der Geburten, ohne Fehlgeburten, insgesamt 258 oder durchschnittlich 7; die höchste Kinderzahl einer Frau war 12, die geringste war 2. Auf 100 Mädchen kamen 115 Knaben. Von den Kindern überlebten zur Zeit der Erhebung Hrdličkas aber nur noch 103 oder 40 Proz., 155 oder 60 Proz. waren gestorben. Die Sterblichkeit ist bei Knaben und Mädchen ungefähr gleich groß. — Noch ungünstiger waren die Verhältnisse bei den Pima-Indianern. Die Gesamtzahl der Kinder von 35 Pimafrauen war 246.

[15]) Handbook of American Indians, herausgeg. v. Bureau of Ethnology. Bd. 2. S. 287. Washington 1910.

[16]) Hrdlička, Physiological and Medical Observations among the Indians etc. S. 44 f. Washington 1908.

Es trafen 113 Knaben auf je 100 Mädchen. Die Geburtenzahl der einzelnen Frauen bewegte sich zwischen 0 und 12, im Durchschnitt betrug sie ebenfalls 7. Von den 246 Geborenen überlebten 83 oder 34 Proz., während 163 oder 66 Proz. gestorben waren. Von 17 Frauen beider Stämme, die je 10—12 Kinder geboren hatten, waren zusammen bloß 57 Kinder am Leben. Kinderlose Ehen scheinen ganz selten zu sein, kinderreiche Ehen sind dagegen sehr häufig. Die Eheschließung erfolgt im allgemeinen in einem früheren Lebensalter als bei den Weißen; bei den noch wenig kultivierten Stämmen des Westens heiraten viele Mädchen bald nach erlangter Geschlechtsreife. Obwohl sich die Indianer Kinder wünschen und sie lieb haben, so kommt doch Kindsabtreibung bei allen Stämmen vor, die Dr. Hrdlička besuchte. Die älteren Leute geben die Tatsache ohne viel Zögern zu. Die Ursachen der Abtreibungen sind bei den unverheirateten Mädchen Beschämung oder Furcht, bei den verheirateten Frauen das Unvermögen, für eine große Familie zu sorgen oder der Wunsch, den Mühen der Aufzucht weiterer Kinder zu entgehen. Manchmal wird künstliche Sterilität herbeizuführen gesucht, doch sind die angewendeten Mittel wirkungslos. Getötet werden nur mißbildete Kinder.

Dem Aussterben am meisten ausgesetzt sind einige Naturvölker, welche sich ausgiebig mit Weißen kreuzten, wie z. B. die Tasmanier, als deren Reste nur noch eine kleine Anzahl Mischlinge überleben, die Maori von Neu-Seeland, die Hawaiier, die Eskimo des arktischen Amerika usw.

Die Minderfruchtbarkeit von Mischlingen tritt am auffälligsten dort zutage, wo in ihren Körpermerkmalen weit voneinander verschiedene Rassen sich kreuzen. Auch bei Tieren wurde vielfach Minderfruchtbarkeit und sogar Unfruchtbarkeit von Bastarden nachgewiesen. Es mögen in solchen Fällen uns bisher noch ganz unbekannte Verhältnisse, wie etwa chemische Verschiedenheiten der Keimzellen, deren Vereinigung ganz verhindern oder doch erschweren, es etwa bedingen, daß Spermien nicht durch die Eimembranen eindringen können. In anderen Fällen stirbt wohl der Embryo in frühen Entwicklungsstadien ab. Auch wenn eine Artkreuzung erfolgt ist, sind gelegentlich die Bastarde nicht kräftig und voll entwickelt. Das hat wahrscheinlich seinen Grund darin, daß die ungleichartigen Merkmale nicht recht harmonisch zusammenpassen. Doch trifft das nicht häufig zu. Wenn überhaupt lebende Nachkommenschaft aus einer Artkreuzung hervorgeht, dann sind die Bastarde meist mindestens ebenso kräftige Organismen wie die Eltern, oft sogar sind sie ganz auffällig kräftig und widerstandsfähig. Diese Bastarde erweisen sich jedoch auffallend häufig als unfähig zur geschlechtlichen Fortpflanzung, sie produzieren keine normalen Sexualzellen, sie sind ganz oder teilweise steril. Häufig ist von Artbastarden nur das eine Geschlecht unfruchtbar, so z. B. das männliche bei der Kreuzung von Hausrind und Bison.

Wenn man bedenkt, daß die Auseinanderentwicklung der menschlichen Rassen sehr weit gediehen ist, so weit, daß man auf Grund zweifellos konstanter Unterschiede ganz gut mehrere Arten unterscheiden könnte, so nimmt es nicht wunder, daß menschliche

Mischlingsbevölkerungen mindestens zum Teil durch geringe Kinderzahl ausgezeichnet sind, daß Naturvölker infolge von Kreuzungen mit Europäern fast verschwunden sind [17]).

Verläßliche Angaben über menschliche Bastardfruchtbarkeit sind schwer zu erlangen, weil eine regelrechte Verzeichnung der Geburten bei Mischlingsvölkern bis jetzt, von den Vereinigten Staaten abgesehen, nirgends stattfindet.

Statistische Nachweisungen über die Veränderungen in der Bevölkerungszusammensetzung sind für die Hawaiischen Inseln vorhanden, wo Kreuzungen der Eingeborenen mit europäischen und asiatischen Einwandereren in großem Umfange stattfanden, aber die Mischlinge nahmen viel weniger rasch zu, als die reinblütigen Hawaiier abnahmen, ohne daß von gewaltsamer Ausrottung oder Vernichtung durch Alkohol, Krankheiten usw. gesprochen werden könnte. Die reinblütigen Hawaiier nahmen von 70 036 1853 auf 34 436 1890 und 26 041 1910 ab, die Mischlinge aber vermehrten sich bloß von 983 1853 auf 6186 1890 und 12 506 1910. Die Hawaiier gehören gewiß nicht zu den Leuten, bei welchen Mittel zur Verhinderung der Konzeption eine Rolle spielen, und da 1910 53,1 Proz. der männlichen und 69,9 Proz. der weiblichen über 15 Jahre alten Personen verheiratet waren, so sollte man, da Mischehen vorherrschen, eine starke Zunahme der Bastarde erwarten. Von den Bastarden waren im Jahre 1910 8772 Europäer-Hawaiier-Mischlinge und 3734 Asiaten-Hawaiier-Mischlinge. Von letzteren waren 42,1 Proz., von den Europäer-Hawaiiern 37,8 Proz. und von den reinrassigen Hawaiiern 20 Proz. Kinder unter zehn Jahren. Zum Vergleich sei bemerkt, daß im gleichen Jahre von der von einheimischen Eltern stammenden weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten 25 Proz. weniger als 10 Jahre alt waren, also im Verhältnis nicht gar viel mehr als von den reinrassigen Hawaiiern, obzwar bei diesen ein erheblicher Teil der Nachkommen in der Statistik unter den Mischlingen erscheint. Die reinen Hawaiier sind demnach auch keinesfalls kinderarm; die Schuld an dem Rückgang der hawaiischen Gesamtbevölkerung (reinrassige Personen und Mischlinge) muß vielmehr an den Mischlingen liegen. Über deren Vitalität haben wir keine Angaben.

Auf Samoa wurden im Jahre 1913 neben 233 erwachsenen männlichen und 212 erwachsenen weiblichen Mischlingen 271 Mischlingsknaben und 309 Mischlingsmädchen gezählt, woraus Külz eine durchschnittliche Fruchtbarkeit von 2,7 berechnet und schließt, daß die Mischlinge sich stärker fortpflanzen als die reinblütigen Farbigen (a. a. O., S. 115). Das ist aber ein Irrtum, denn von den gezählten Mischlingskindern sind weitaus die meisten Mischlinge erster Generation, also Nachkommen reinblütiger Farbiger und Weißer.

[17]) Eine solche Wirkung ist bei einander ganz nahestehenden Menschheitszweigen, wie etwa den christlichen Europäern und den unter ihnen lebenden Juden, selbstverständlich nicht zu erwarten. Die Minderfruchtbarkeit der christlich-jüdischen Mischehen ist eine Folge gesellschaftlicher Verhältnisse und kein Bastardierungsresultat. Vgl. Max Marcuse, Die Fruchtbarkeit der christl.-jüdischen Mischehe. Abh. a. d. Geb. d. Sex.-F.. Bd. 2, Heft 4.

Bekannt ist, daß die Eurasier, Mischlinge zwischen indischen Eingeborenen und Europäern, Schwächlinge sind und leicht den Gefahren der Umwelt erliegen.

Auf den Philippineninseln in Ostasien, wo sich seit vier Jahrhunderten Indonesier, Chinesen und Europäer mischten, wurden 1903 unter 7 635 000 Einwohnern erst 15 419 Mischlinge gezählt. Die geringe Zahl der Mischlinge ist damit zu erklären, daß die älteren Mischlingsfamilien größtenteils schon erloschen sind. Die jetzt lebenden Mestizen reichen nicht weiter als auf einen spanischen Großvater zurück [18].

Im äußersten Norden Amerikas haben sich Europäer mit Eskimos gekreuzt. A. P. Low berichtet von einem der betreffenden Stämme, daß die Kopfzahl gleichbleibt, weil die Mischlinge gewöhnlich jung sterben [19]. Von der Labradorküste meldet Wilfred T. Grenfell einen Rückgang der zu einem großen Teil aus Eskimomischlingen bestehenden Bevölkerung [20]. In Grönland nahmen die Eingeborenen der Westküste von 6046 1805 auf 12 489 1910 zu. Betrachtet man die beiden Verwaltungsbezirke Nord- und Südgrönland gesondert, so stellt sich ein auffälliger Unterschied heraus. In Südgrönland, wo die Mischlinge stärker vertreten sind als im Norden, nahm die Eingeborenenbevölkerung von 3516 im Jahre 1805 auf 6650 im Jahre 1910 zu, also um 89 Proz. In Nordgrönland ergab sich in derselben Zeit eine Zunahme von 2530 auf 5839, oder um 131 Proz. Vergleichszahlen für Ostgrönland mangeln. Die amtliche Statistik sowie die Berichte von Reisenden besagen, daß die stark gemischte Eskimobevölkerung Grönlands schwer unter Lungenkrankheiten, namentlich Schwindsucht, leidet [21]. Nansen meint, daß es nicht viele andere Gemeinwesen geben wird, wo ein so großer Teil der Einwohner an Tuberkulose leidet, als Grönland. Er sagt, es wäre viel einfacher, die Leute aufzuzählen, welche die Krankheit nicht haben, als die, welche sie haben. Es kommt vor, daß die Leute in jungen Jahren bereits so von der Krankheit ergriffen sind, daß sie Blut speien, aber dennoch ein ziemlich hohes Alter erreichen [22].

Die amerikanischen Neger gehören zwar nicht zu den Naturvölkern, aber an ihrem Falle ist deutlich festzustellen, daß die Rassenkreuzung auf die Fortpflanzung schädigend einwirkt. In den Vereinigten Staaten fällt auf, daß die Kinderzahl der Farbigen, die zumeist Neger und deren Mischlinge sind, um so geringer ist, je stärker die Mischlinge darunter vertreten sind. Die amtliche amerikanische Statistik enthält leider keine gesonderten Angaben über die Kinderzahl der reinrassigen Neger einerseits und der Negermischlinge andererseits, sondern nur Angaben für beide Bevölkerungsbestandteile zusammen [23]. Doch reichen diese hin, um das eben Gesagte zu bekräftigen. Im Jahre 1910 waren unter der gesamten Negerbevölkerung die Mischlinge mit 20,9 Proz. vertreten. In den

[18]) C. E. Woodruff, Expansion of Races, S. 250 u. f. New York 1909.
[19]) Low, The Cruise of the Neptune. S. 136. Ottawa 1906.
[20]) Grenfell, Labrador. 173 S. New York 1910.
[21]) Résumé des principaux faits statistiques du Groenland. Kopenhagen 1912.
[22]) Nansen, Eskimoleben. Leipzig 1903.
[23]) Thirteenth Census of the U. S., 1910. Bd. 1. S. 336 ff. Washington 1913.

Staaten an der Küste des Stillen Ozeans aber bildeten diese 34,7 Proz. und in den Neu-England-Staaten 33,4 Proz. der Negerbevölkerung überhaupt; hingegen waren sie in den südöstlichen Zentralstaaten bloß mit 19,1 Proz. und in den südatlantischen Staaten mit 20,8 Proz. vertreten. Betrachten wir nun die Zahl der Kinder im Alter von weniger als 5 Jahren, die in jeder dieser Staatengruppen auf je 1000 weibliche Personen von 15 bis nicht ganz 45 Jahren trafen, so ergibt sich bei der Negerbevölkerung ein mit zunehmender Vermischung abnehmender Kinderreichtum; überdies bleibt der Kinderreichtum der Negerbevölkerung überall hinter jenem der von einheimischen Eltern stammenden Weißen zurück [24]). Die Zahlen folgen:

Staatengruppen	Unter 5jährige Kinder auf 1000 15—44jährige Frauen	
	Neger, inkl. Mischlinge	Einheimische Weiße
Staaten am Stillen Ozean	238	504
Neu-England-Staaten	313	434
Südöstliche Zentralstaaten	537	653
Südatlantische Staaten	576	616

Dabei ist noch zu beachten, daß von den Negern und Mischlingen ein höherer Prozentsatz zu den unteren und gewöhnlich kinderreichsten sozialen Schichten gehört, als von den einheimischen Amerikanern weißer Rasse. Man kann diese Zahlen nicht anders auslegen, als daß die Kreuzung zwischen Weißen und Negern biologisch nachteilig ist, weil sie zu herabgesetzter Fruchtbarkeit oder großer Lebensschwäche führt.

Die Anmeldung der Geburten ist in den Vereinigten Staaten von Amerika nicht überall zur Pflicht gemacht, sondern nur in 20 Staaten, von welchen die meisten zwischen dem oberen Mississippi und Nord-Karolina gelegen sind. In diesem Registrationsgebiet war im Jahre 1917 die Geburten- und Sterblichkeitshäufigkeit wie folgt:

	Geburten	Sterbefälle	Geburten auf je
	auf je 1000 Einwohner		100 Sterbefälle
Städte überhaupt	25,3	15,2	166
Weiße	25,4	14,7	173
Farbige	22,9	28,8	81
Landbezirke überhaupt	23,9	13,0	184
Weiße	23,7	12,6	187
Farbige	27,6	19,0	145

In den Städten, wo die Vermischung der Rassen hauptsächlich stattfand und ein großer Teil der farbigen Bevölkerung aus Mischlingen besteht, ist die Geburtenziffer der Farbigen geringer als jene der Weißen. Von den Städten sind 22 solche, wo bei der letzten Volkszählung die Farbigen mit mindestens 10000 Personen vertreten waren oder mindestens 10 Proz. der Bevölkerung bildeten; und in 15 dieser Städte war die Geburtenhäufigkeit der Farbigen geringer als die der Weißen.

[24]) Man kann also die bei den Mischlingen geringere Kinderzahl als bei den reinen Negern nicht auf umfangreicheren Gebrauch von Verhütungsmitteln zurückführen (Max Marcuse, a. a. O., S. 19), denn diese Mittel werden ganz entschieden von den Weißen am häufigsten angewendet, die aber doch am kinderreichsten sind.

Unterscheidet man nicht Stadt und Land, sondern nimmt man die Staaten im ganzen, so ergeben sich nur in 5 von den 20 Staaten bei den Farbigen Geburtenziffern, welche die der Weißen übersteigen. In zweien davon beträgt die Differenz zugunsten der Farbigen nur 0,3 und 0.4 Proz.

Diese Angaben sind unmittelbar der amtlichen Statistik entnommen. Vergleichszahlen aus späteren Jahren wurden bisher nicht veröffentlicht.

Die Neger-Europäer-Mischlinge sind mit Vorliebe als Beweis dafür angeführt worden, daß bei der Kreuzung von Menschenrassen die körperlichen Eigenarten der Bastarde in der Mitte zwischen den elterlichen Formen stehen. Namentlich auf die intermediäre Hautfarbe der Mulatten ist mit Betonung hingewiesen worden. Es stimmt zwar, daß die Hautfarbe dieser Mischlinge augenscheinlich nicht „mendelt", dafür aber kann man leicht beobachten, daß gewisse andere Körpermerkmale ganz deutlich der einen elterlichen Form entsprechen; so sieht man häufig Mulattinnen, bei welchen die typische breite Negernase an die eine und der lange Haarwuchs an die andere Elternrasse erinnert.

In einem Fall ist erwiesen, daß Rassenkreuzung keine ungünstigen biologischen Folgen hatte, nämlich bei den Bastards von Rehoboth in Südwestafrika. Eugen Fischer fand dort, daß aus 44 augenscheinlich normal abgeschlossenen Ehen durchschnittlich 7,7 Kinder hervorgingen, aus fast der Hälfte der Ehen 9 oder mehr Kinder. Nur 2 von den 44 Frauen hatten keine Kinder. Von den 339 Nachkommen aus den 44 Ehen waren zur Zeit der Vornahme der Untersuchung Fischers 259 am Leben und 80 gestorben. Ein nicht näher zu bestimmender Teil von diesen starb erwachsen[25]). Es ist aber zu bemerken, daß die Elternrassen der Bastards, Hottentotten und Europäer, wahrscheinlich erst in menschheitsgeschichtlich nicht allzuweit abliegender Zeit voneinander abzweigten. Die Vorfahren der Hottentotten und der ihnen recht nahestehenden Hamiten Nord- und Ostafrikas waren höchstwahrscheinlich während der letzten Eiszeit, in der Aurignaczeit und später, noch im südlichen Europa ansässig und wanderten von dort nach Afrika.

3. Die Fortpflanzung der Kulturvölker.

Die Kulturvölker Europas sowohl wie Asiens haben sich in der Vergangenheit sehr ausgiebig fortgepflanzt, so daß ihre Wohngebiete mindestens schon zum Teil die Höchstzahl der Bevölkerung beherbergen, die sie unter den bestehenden wirtschaftlichen Zuständen ernähren können. In Europa haben eine besonders dichte Bevölkerung: Belgien (252 Personen auf den Quadratkilometer), England und Wales (238), die Niederlande (176) und Deutschland (120). In Asien sind einige chinesische Provinzen, gewisse Teile Vorderindiens und die Insel Java durch große Bevölkerungsdichte ausgezeichnet. Auf Java trafen 229 Personen auf den Quadratkilo-

---

[25]) Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. Jena 1913.

meter, in Britisch Indien betrug die Bevölkerungsdichte des tatsächlich kultivierten Gebietes 268 Personen auf den Quadratkilometer; die größte Bevölkerungsdichtigkeit, berechnet auf das Gesamtgebiet, weist mit 261 Personen auf den Quadratkilometer der Eingeborenenstaat Kotschin auf; dann kommen die Provinz Bengalen mit 213 Einwohnern auf den Quadratkilometer, der Eingeborenenstaat Travancore mit 175, die Vereinigten Provinzen mit 165, Bihar und Orissa mit 133 und Madras mit 112 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Die Wohngebiete der Naturvölker sind weit spärlicher bevölkert. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß entfaltete Kultur der Fortpflanzung günstig ist, daß sie lebenschützend und lebenmehrend wirkt.

In Europa ging während der letzten Jahrzehnte die Geburtenhäufigkeit bedeutend zurück, doch war in den meisten Ländern der Rückgang der Sterblichkeit noch ausgiebiger, so daß dem Geburtenrückgang keine Verlangsamung des natürlichen Bevölkerungswachstums entsprach. Es trat Menschenökonomie ein. Betrachtet man die letzten sechs vollen Jahrfünfte vor dem Weltkrieg (1881/1885 bis 1906/10), so ergibt sich folgende Übersicht der durchschnittlichen jährlichen Geburtenzahlen auf je 1000 Einwohner:

im Lande	während des Quinquenniums					
	1881—1885	1886—1890	1891—1895	1896—1900	1901—1905	1906—1910
Frankreich	24,7	23,1	22.3	21,9	21,2	19,9
Irland	23,9	22,8	23,0	23,3	23,1	23,4
Schweden	29,4	28,8	27,4	26,9	26,1	25,5
England und Wales	33.5	31,4	30,5	29,3	28.2	26,2
Norwegen	31,2	30,8	30,2	30,1	28,6	26.3
Dänemark	32,4	31,4	30,4	30,0	29,0	28.2
Schottland	33,3	31,4	30,5	30,0	29,2	27,6
Niederlande	34,8	33,6	32,9	32,1	31,5	29,6
Italien	38,0	37,5	36,0	34.0	32,6	32,4
Preußen	37,4	37,3	36,9	36,5	34,8	32,3
Österreich	38,2	37,8	37,4	37,3	35.6	33,6
Ungarn	44.6	43,7	41,7	39,4	37,4	36,7
Rußland ohne Finnland	49.1	48.2	48,2	49,3	47,7	?

In Irland, Spanien, in der Schweiz und in den Balkanstaaten herrschte zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch kein regelmäßiger Geburtenrückgang, obzwar mindestens in Spanien und der Schweiz die Geburtenziffer ebenfalls eine deutliche Neigung zum Sinken zeigt.

Betrachtet man nun die eheliche Geburtenhäufigkeit, so ist die Reihenfolge der Länder eine etwas andere als bei der einfachen Geburtenhäufigkeit. Frankreich weist auch da die niedrigste Zahl auf. Auf 1000 Ehefrauen im Alter von 15—45 Jahren kamen in diesem Land in den dreijährigen Perioden 1880—1882 196,2 Geburten, 1890—1892 173,5, 1900—1902 157,5. Zunächst folgen dann England und Wales, wo auf 1000 Ehefrauen 1880—1882 286, 1890—1892

263,8 und 1900—1902 235,5 Geburten entfielen. Für das Deutsche Reich sind die entsprechenden Zahlen 310,2, 300,9 und 284,2 für Schweden 293, 280, 269, für die Niederlande 347,5, 338,8 314,6 usw. Höher als 1880—1882 war die eheliche Geburtenhäufigkeit 1900 bis 1902 in Irland um 2,8 Proz., in Österreich um 0,8 Proz. und in Spanien um 0,4 Proz.

Die Abnahme der Sterblichkeitshäufigkeit zeigen die nachstehenden auf das Jahr und 1000 Einwohner berechnete Zahlen.

Länder	Jahresdurchschnitt		Abnahme Proz.
	1881—1885	1906—1910	
Niederlande	21,4	13,6	33,2
Preußen	25,4	16,0	31.9
Dänemark	18,4	12,9	25,5
Österreich	30,1	21,2	25,9
Spanien	32,6	23,3	25,5
Ungarn	33,1	23,6	24,5
England und Wales	19,4	13,5	24,2
Italien	27,3	19,6	23,1
Norwegen	17,2	13,5	19,8
Schottland	19,6	15,3	17,9
Frankreich	22,2	17,9	13,5

Die Verschlechterung der Wirtschaftslage und der Verlust von Millionen Männern der kräftigsten Lebensalter wird gewiß — mindestens in einigen Ländern — ein neuerliches Ansteigen der Sterblichkeitshäufigkeit von vorübergehender Dauer bewirken. Bedacht muß werden, daß dem Absinken der Sterblichkeitshäufigkeit weit engere Grenzen gezogen sind als dem Rückgang der Geburtenhäufigkeit; hält dieser an, sobald die Sterblichkeitsziffer ihren größten Tiefstand erreicht hat, so muß in dem betreffenden Lande Bevölkerungsabnahme eintreten. Vorläufig ist aber noch eine ganz bedeutende Minderung der Sterblichkeit möglich, besonders der Kindersterblichkeit, die nur zum kleinsten Teil selektiv ist, von Natur aus Unpassende betrifft. In Ländern mit geringer Allgemeinsterblichkeit sterben etwa zwei Fünftel aller Menschen vor dem 20. Lebensjahr, und in den Ländern mit hoher Allgemeinsterblichkeit verfällt ein noch größerer Teil der Bevölkerung einem frühen Tode. Besonders groß ist die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre, die man gewöhnlich als Säuglingssterblichkeit bezeichnet. In Preußen z. B. starben gegen Ende der siebziger Jahre rund 200 und kurz vor dem Weltkrieg noch immer über 160 von je 1000 Kindern, bevor sie das erste Lebensjahr vollendet hatten. Ist die Kindersterblichkeit nicht noch weiter herabzusetzen, um so den Bevölkerungsverlust während des Krieges und die abnehmende Geburtenhäufigkeit auszugleichen? Gewiß wird das der Heilkunde und der sozialen Fürsorge möglich sein; denn wenn wir die Statistik der Kleinkindersterblichkeit näher betrachten, so stellt sich ganz deutlich heraus, daß sie nicht etwa zum größten Teil auf angeborener Schwäche oder sonstigen Körpermängeln beruht, sondern vornehmlich auf unpassende oder ungenügende Ernährung, ungeschickte

Wartung, Ansteckung mit Krankheitskeimen durch Angehörige und andere äußere Einflüsse zurückzuführen ist. Der großen Kindersterblichkeit liegen hauptsächlich soziale Ursachen zugrunde. Vergleichen wir die Sterblichkeit der ehelichen mit jener der unehelichen Säuglinge, so zeigt sich, daß die letztere immer und überall viel größer ist. In Preußen beispielsweise schwankte die eheliche Säuglingssterblichkeit im Jahre 1912 in den einzelnen Bezirken zwischen 83 und 182 auf je 1000 Geborene, während von den unehelichen Kindern unter einem Jahr 145 bis 388 starben. Besonders in den östlichen Provinzen war die Sterblichkeit der unehelichen Säuglinge erschreckend groß. In der niederländischen Stadt Amsterdam, die durch sehr geringe Allgemeinsterblichkeit ausgezeichnet ist, starben im Jahresdurchschnitt von 1913—1917 6 von 100 ehelichen, aber 10 von 100 unehelichen Kindern.

Die Höhe der Lebenshaltung, der materielle Wohlstand einer Bevölkerung sind es in erster Linie, welche den Umfang der Säuglingssterblichkeit bestimmen. In Preußen starben im Jahresdurchschnitt von 1906—1912 vor Vollendung des ersten Lebensjahres verhältnismäßig die meisten Kinder von häuslichen Dienstboten und in der persönlichen Dienstleistung tätigen Personen, und verhältnismäßig die wenigsten Kinder von höheren öffentlichen Angestellten und Angehörigen der freien Berufe. Von den Kindern der häuslichen Dienstboten usw. starben in sechs Regierungsbezirken 414 bis 570 von 1000 im Alter von weniger als einem Jahre. Am ärgsten ist die Sterblichkeit der Säuglinge dieser sozialen Gruppe im Bezirk Köln, obzwar die allgemeine Säuglingssterblichkeit dort nicht übermäßig hoch ist. Über 40 Proz. der Kinder von Dienstboten usw. starben überdies im ersten Jahre in den Bezirken Bromberg, Danzig, Marienwerder, Posen und Aachen. Zu einem großen Teil erklärt sich diese Sterblichkeit daraus, daß viele Kinder der Dienstboten und in der häuslichen Dienstleistung tätigen Personen uneheliche Kinder sind, bei welchen die Sterblichkeit schon ohne Bedachtnahme auf den sozialen Stand der Mütter übernormal groß ist.

Im ganzen darf man wohl von der Herabminderung der Säuglingssterblichkeit keine Verschlechterung der Rasse, keine Anhäufung von Personen mit unpassenden, das heißt Krankheiten begünstigenden Anlagen befürchten. Denn bei den häufigsten Todesursachen der Säuglinge ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß es gerade die durch erbliche Veranlagung weniger Widerstandsfähigen wären, die ihnen erliegen; dazu sind diese Krankheiten allzusehr von Zufälligkeiten der Ernährung, der Pflege und der Witterung abhängig.

Es ist durch mehrere Untersuchungen nachgewiesen, daß geringe Kindersterblichkeit nicht zu überhaupt geringerer Tüchtigkeit einer Bevölkerung führt. Generalstabsarzt Dr. v. Vogel fand[26]), daß in Bayern auf dem Lande hohe Sterblichkeit im Säuglingsalter und niedere Militärtauglichkeit sich im allgemeinen decken, ebenso ge-

[26]) Dr. v. Vogel, Die Sterblichkeit der Säuglinge und die Wehrfähigkeit der Jugend, S. 20 ff.

ringe Säuglingssterblichkeit und hohe Militärtauglichkeit. In einzelnen Bezirken und Jahren treffen zwar niedere Sterblichkeit und niedere Tauglichkeit zusammen, oder es decken sich hohe Sterblichkeit und mittlere oder sogar hohe Tauglichkeit; doch tut das dem Gesamtergebnis keinen Abbruch. In den Städten ist ein bestimmtes Verhältnis zwischen Säuglingssterblichkeit und Militärtauglichkeit nicht vorhanden, denn unter der städtischen Bevölkerung befinden sich viele Zugewanderte, deren Herkunft in den Tauglichkeitsziffern mit zur Geltung kommt; auch ist die städtische Tauglichkeit viel mehr von dem selbständigen städtischen Einfluß beherrscht, der fast durchaus herabsetzende Wirkung hat, weil er körperliche und geistige Mängel zum Vorschein bringt, die bei ruhigem Landleben verborgen bleiben würden.

In England hat Dr. Arthur Newsholme die Kindersterblichkeit eingehend untersucht, und er kam dabei zu dem Resultat, daß auf eine große Säuglingssterblichkeit in einem Gemeinwesen eine große Sterblichkeit in späteren Lebensjahren folgt, während eine geringe Sterblichkeit in den verschiedenen Altersklassen in derselben Weise zusammentrifft[27]). Daher kann große Kindersterblichkeit keineswegs ein Mittel fortschreitender Auslese sein in dem Sinn, daß sie die Untüchtigen ausmerzt und die Tüchtigen erhält, denn wenn die Schwächlinge in früherer Kindheit vernichtet würden, so müßte später die Sterblichkeit dort gering sein, wo sie zuerst groß war. Sofern die Kindersterblichkeit eine auslesende Wirkung hat, wird diese unter den obwaltenden Verhältnissen von den überwiegenden widerwärtigen äußeren Einflüssen verdeckt, unter denen die Kinder zu leiden haben. Die von Natur aus schwächlich oder sonst untauglich veranlagten Kinder werden wahrscheinlich zum größten Teil frühzeitig sterben und die Rasse nicht verderben, auch wenn alle uns zu Gebote stehenden Mittel angewendet werden, um die Lebensgefährdung des Nachwuchses durch ungünstige Umweltverhältnisse im weitesten Maße zu beheben. Die Untüchtigen, die trotzdem dadurch miterhalten bleiben, bedeuten keine Gefährdung der leiblichen Wohlfahrt der Bevölkerung, wenn sie nicht durch äußere Umstände später in der Gattenwahl den Tüchtigen gegenüber begünstigt werden.

Die wichtigsten Ursachen des Geburtenrückganges bei den Kulturvölkern sind vermehrte Fortpflanzungsunfähigkeit infolge Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten, Ausmerzung der Personen mit starkem Geschlechtstrieb, zunehmende Benutzung mechanischer und chemischer Mittel zur Verhinderung der Empfängnis, zunehmende Arbeitsintensität. Von diesen Einwirkungen auf die Geburtenhäufigkeit fand in der Öffentlichkeit bisher fast nur die Anwendung von Verhütungsmitteln ausgiebige Beachtung. Viel tiefgreifender als durch solche Mittel wird die Fortpflanzung der Kulturvölker durch die Überhandnahme der Geschlechtskrankheiten beeinträchtigt. Gerade weil diese Tatsache noch nicht allgemein anerkannt wird, muß immer wieder gesagt werden, daß die Unfrucht-

[27]) Dr. A. Newsholme, Report on Infant and Child Mortality, S. 9 ff. und 132.

barkeit in den allermeisten Fällen die Folge geschlechtlicher Erkrankung ist.

Grundfalsch ist die Meinung von der Harmlosigkeit des Trippers, die noch im Volke herrscht. Die Fortpflanzungsfähigkeit gefährdet er stets beim Übergreifen auf die hintere Harnröhre, in welche die Harnblase, die Vorsteherdrüse und die Samenleiter münden, die dann ebenso wie die Hoden und die Nebenhoden entzündet werden. Die tripperige Nebenhodenentzündung ist für das spätere Leben von Bedeutung, weil die Vereiterung zur Zerstörung der Nebenhodenkanälchen führt und damit dem männlichen Samen den Ausweg verlegt. War die Entzündung doppelseitig oder betraf sie zu verschiedener Zeit beide Hoden, dann ist der Mann für alle Zukunft zeugungsunfähig. Doch auch wenn es nicht zu Narbenbildung in den Nebenhodenkanälchen kommt, kann nach einer Trippererkrankung die Fortpflanzungsfähigkeit aufgehoben werden: In den Ausführungsgängen der Vorsteherdrüse und in den Samenblasen bleiben Trippererreger manchmal jahrelang am Leben, ebenso wie in den Drüsen und Gängen der vorderen Harnröhre. Diese Trippererreger unterhalten dann eine örtliche Entzündung und Eiterung. Das kann geschehen, ohne daß der Kranke das Geringste davon merkt; in anderen Fällen spürt er zeitweise Brennen oder Stechen, besonders am Schlusse des Urinlassens oder bei der Ausspritzung des Samens, denn dann werden Samenblase und Vorsteherdrüse gezerrt oder sie ziehen sich zusammen. Der Saft der Vorsteherdrüse enthält oft Trippererreger und Eiter und erfüllt dann die Aufgabe nicht mehr, die Samenfäden beweglich zu machen. Beim Weibe verursacht Tripper Fortpflanzungsunfähigkeit nur dann, wenn er Gebärmutter, Eierstöcke und Eileiter betrifft, was nicht die Regel ist. Können Eier noch austreten und in die Gebärmutterhöhle gelangen, so können sie sich dort in der entzündeten Schleimhaut meist nicht einnisten; und wenn auch dies noch möglich wäre, dann stößt sich nach Verlauf weniger Wochen oder längstens nach einigen Monaten der Schwangerschaft die Schleimhaut samt der Frucht ab, es kommt zur Fehlgeburt.

Die Syphilis bedroht die Fortpflanzung hauptsächlich durch Abtötung der Früchte, doch kann sie infolge von Narbenbildung auch bereits die Befruchtung hindern, was aber — bedauerlicherweise — nur selten vorkommt. Zumeist sind Syphilitiker fruchtbar, aber sie zeugen kranke Kinder. Die Übertragung der Syphilis selbst auf die Nachkommenschaft kann nur von der Mutter aus erfolgen, nämlich durch die im Nährblut des Embryo befindlichen Krankheitserreger. Es steht außer Zweifel, daß sich in dem Embryo niemals solche Erreger finden, wenn nicht auch die Plazenta erregerhaltig ist. Die Übertragung auf plazentarem Wege findet gewöhnlich im Frühstadium der Krankheit statt, ausnahmsweise jedoch selbst noch viele Jahre nach der Ansteckung der Mutter.

Bei Betrachtung der Fortpflanzungshemmnisse, die bei den Kulturvölkern bestehen, wird ein Umstand gewöhnlich übergangen, der die Geburtenhäufigkeit in bedeutendem Maße beeinflußt, nämlich die Geringschätzung — wenn nicht Verachtung — des Geschlechtstriebes und seiner Äußerungen, welche die Naturvölker

nicht kennen. Diese Geringschätzung alles Geschlechtlichen führt, besonders in Verbindung mit zunehmender Erwerbsarbeit der Frauen und Mädchen, zur Ausmerzung der Personen mit starkem Geschlechtstrieb. Wir können allenthalben sehr leicht beobachten, daß bei den herrschenden Verhältnissen nichts eher zum Verderben führt, als ein starker Geschlechtstrieb. Beim männlichen Geschlecht tritt der Nachteil, in dem sich sexuell mehr impulsive Personen befinden, weniger klar in Erscheinung als beim weiblichen, obzwar er besteht. Bei allen dem weiblichen Geschlecht neueröffneten Beschäftigungsarten werden von den privaten Arbeitsanwendern, wie von den Behörden, solche Personen bevorzugt, die wenig oder gar nicht durch Schwangerschaft, Kinderernährung und Erziehung in ihrer Berufstätigkeit gehindert werden. Dadurch werden die immer wieder aus dem Berufsleben verdrängt, bei welchen die Funktionen des weiblichen Organismus Störungen der Arbeitsleistung verursachen, wogegen jene die Berufstätigkeit fortsetzen, bei welchen Störungen infolge Präventivverkehrs oder unternormalen Geschlechtstriebes nicht oder doch nur selten vorkommen.

Es ist jetzt in unserem Kulturbereich ein Vorteil, wenn der Geschlechtstrieb schwach ist, denn dann besteht für die Person auch viel weniger Gefahr, mit der Gesellschaft in Konflikt zu geraten, als wenn sie starken Fortpflanzungstrieb besitzt. Namentlich die weibliche Kriminalität entspringt zum großen Teile sexuellen Motiven, und es ist nicht zu bezweifeln, daß dem sexuell begründeten Verbrechen jene am besten ausweichen können, die ihre Triebe am leichtesten zu unterdrücken vermögen; sie haben nicht zu befürchten, daß sie etwa wegen Verbrechens gegen das keimende Leben ins Zuchthaus wandern müssen. Es ist kaum fraglich, daß mit der Häufung der Frigidität auch die Kinderlosigkeit zunimmt.

Außerdem wird die abnehmende Geburtenziffer der Hochkulturvölker noch durch den Umstand mit veranlaßt, daß in den Kreisen der Gebildeten wie der aufgeklärten Arbeiter das Verantwortlichkeitsempfinden gegenüber dem kommenden Geschlecht eine starke Steigerung erfahren hat und eine viel größere Rolle spielt als in früheren Zeiten. Es ist, wie Julian Marcuse schreibt[28]): Die Schwächung des Fortpflanzungswillens ist keine rein persönlich zu begreifende Erscheinung, sondern eine bis zu einem gewissen Grade notwendige Rückwirkung der gegenwärtigen technischen und wirtschaftlichen Gütererzeugungsweise. Allem Handeln liegen, wenn auch unbewußt, gefühlsmäßige Antriebe zugrunde, deren Beeinflussung und Leitung vom Intellekt aus erfolgt, und zwar in um so höherem Maße, je reicher die von den Vorfahren übernommene Erbmasse war, je zweckdienlicher und lebendiger die eigenen Erfahrungen, je klarer die Einordnung derselben in die Bewußtseinssphäre. Je mehr bewußtseinssicher das Handeln ist, desto stärker kommen Verantwortlichkeitsgefühle und Selbstbeherrschung zur Geltung, desto mehr lassen sich die Menschen von Überlegungen in bezug auf das Schicksal der zu erwartenden Kinder lenken.

[28]) J. Marcuse, Die Beschränkung der Geburtenzahl, S. 93. München 1913.

Die Veränderungen im Wirtschaftswesen können aber auch in anderer Weise die sexuellen Triebe und das Maß der Fortpflanzungshäufigkeit beeinträchtigen. Hugo Sellheim[29]) macht auf folgendes aufmerksam: Es ist bekannt, daß die verschiedenartigen Leistungen der Menschen auf die gleiche Kraftquelle angewiesen sind, nämlich die Umwandlung strahlender Energie, der lebendigen Kraft des Sonnenlichtes, in freie Energie. Diese Arbeit besorgen die Pflanzen. Sie speichern freie Energie auf und teilen allen anderen Lebewesen davon mit, welche sich direkt oder indirekt von Pflanzenstoffen ernähren. So wird der regelmäßige Zufluß freier Energie aus der Sonne gesichert, welcher die Grundlage des Lebens ist. Doch kann kein Wesen diesen Zufluß beliebig vermehren. Die Energie, über die es verfügt, wird vor allem für das Wachstum des Körpers verbraucht, und zwar teils für das Eigenwachstum, das man auch als Wachstum innerhalb der Grenzen des Organismus zu bezeichnen pflegt. Ihm gegenüber steht die Fortpflanzung als „Wachstum über die Grenzen des Organismus" hinaus. Die Fortpflanzung tritt also in einen Wettbewerb mit dem Eigenwachstum in allen seinen einzelnen Formen. Je schwieriger die Selbsterhaltung wird, desto mehr wird die körperliche Kraftquelle für sie in Anspruch genommen, und desto weniger Kraft verbleibt für die Fortpflanzung. Im Gegensatz dazu ist vielfach der Nachweis zu führen, daß eine Erleichterung der Selbsterhaltung die Fortpflanzung deutlich begünstigt. Die besten Beispiele finden wir da, wo neben einer Vermehrung der Nahrungszufuhr eine Verminderung der Kraftausgabe sich findet. Unter günstigen Existenzbedingungen erfolgt eine spielende, nicht fühlbare, daher unbewußte Aufteilung der Menschenkraft auf Selbsterhaltung und Fortpflanzung. In den modernen industriellen Gemeinwesen aber ist die Selbsterhaltung entschieden viel schwieriger als sie bei weniger komplizierten Wirtschaftsverhältnissen war. Die Ansprüche an die Lebenshaltung stiegen zudem, was ebenfalls zu vermehrter Kraftausgabe im Interesse des eigenen Organismus führte. Trifft diese Annahme zu — und sie hat viel Wahrscheinlichkeit für sich —, so ist es leicht erklärlich, daß auf dem Lande, wo die wirtschaftliche Anspannung geringer ist, die Geburtenhäufigkeit die städtische übersteigt, und ebenso, daß in den kulturell weniger entwickelten Ländern von einer gleichen Zahl Frauen viel mehr Kinder geboren werden als in den Ländern mit hochentwickelter Kultur.

Ist unsere moderne Wirtschaftsweise deshalb, weil sie den möglichen Kraftaufwand für den Zweck der Fortpflanzung herabgemindert hat, eine Gefahr für den Bestand der Rasse und ihre Ausbreitung? Manche glauben es, sie schreiben der Industrialisierung Europas und Amerikas, besonders aber der Stadtkultur, eine entartende Wirkung zu, neben der Geburtenverminderung noch eine Zunahme der körperlichen Gebrechen und der Geisteskrankheiten.

Ein entartender Einfluß der städtischen Lebensweise und vor allem eine notwendige Beeinträchtigung der Fortpflanzung durch sie ist nicht erwiesen. Es ist richtig, daß bei der üblichen Berechnung nach der Gesamtbevölkerung die Geburtenhäufigkeit auf dem

[29]) Produktionsgrenze und Geburtenrückgang. Stuttgart 1914.

Lande größer und die Kindersterblichkeit geringer ist als in den Städten. Das erscheint auf den ersten Blick als der deutlichste Beweis der biologischen Nachteiligkeit des Stadtlebens. Betrachtet man die Dinge genauer, so erscheinen sie in anderem Licht. In den Städten wird absichtliche Verhütung der Empfängnis, die nicht als Ausdruck erblicher Entartung gelten kann, weit häufiger geübt als auf dem Lande. Überdies häufen sich in den Städten Tausende unverheirateter junger Leute, welche die in den amtlichen Statistiken zum Ausdruck kommenden Geburtenziffern herabdrücken. Man weiß nicht, wie sich diese Ziffern auf dem Lande stellen würden, wenn alle jungen Leute dort blieben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie dann wegen mangelnder Erwerbsquellen noch viel später zum Heiraten gelangen würden als in der Stadt. In 11 von 32 preußischen Regierungsbezirken, deren Geburtenziffern im Zeitraum 1886—1910 vergleichbar sind, war der Geburtenrückgang auf dem Lande größer als in den Städten. Die Abnahme der Geburtenzahl auf 1000 Einwohner machte in den Städten nur in sieben Regierungsbezirken, auf dem Lande jedoch in 10 Regierungsbezirken mehr als acht aus. Im ganzen kann man sagen, daß ein langsamer Ausgleich zwischen ländlichen und städtischen Verhältnissen stattfindet [30]).

In derselben Richtung weist z. B. die niederländische Statistik. In den Niederlanden betrug

	die Zahl der Geburten auf 1000 Einwohner				
	1913	1914	1915	1916	1917
in den 5 großen Städten	25,7	25,5	23,4	23,8	22,9
überhaupt	28,2	28,2	26,2	26,5	26,0

	die Zahl der Sterbefälle auf 1000 Einwohner				
	1913	1914	1915	1916	1917
in den 5 großen Städten	11,0	11,0	11,0	11,7	11,8
überhaupt	12,3	12,4	12,5	12,9	18,1

Die Geburtenhäufigkeit sank zwar seit 1913 in den Städten noch etwas mehr als im ganzen Lande, dafür ist aber auch die Sterblichkeit in den Städten trotz der schlimmen Einwirkung des Krieges auf die Ernährungslage bedeutend weniger gestiegen als im allgemeinen.

Beim Vergleich der Fortpflanzungsziffer von Stadt und Land ist zu bedenken, daß die Sterblichkeit bei der städtischen Arbeiterbevölkerung weitaus am größten ist und daß sich gerade unter ihr sehr viele Zuwanderer vom Lande befinden, die an das städtische Leben nicht angepaßt und deshalb mehr als die eigentlichen Städter den selektorischen Einflüssen des Stadtlebens ausgesetzt sind. Es ist auffallend, wie die vom Lande nach der Stadt zugewanderten Industriearbeiter in der neuen Umgebung herabkommen; man muß dabei unwillkürlich den Eindruck gewinnen, daß die Stärke dieser Leute, ihr gesundes Aussehen, etwas recht Trügerisches ist. Der Städter selbst mag von Anfang an weniger stark und blühend ausgesehen haben, doch vermag er besser Widerstand zu leisten.

[30]) Hillenberg, Geburtenhäufigkeit, Allgemeinsterblichkeit usw. Archiv für soziale Hygiene, Bd. 8. S. 37 u. f.

Es ist fraglich, ob die Landkinder kräftiger zur Welt kommen als die Stadtkinder. Gesagt wird das zwar allgemein, bewiesen ist es jedoch nicht. S. Peller[31]) fand bei einer Untersuchung des körperlichen Entwicklungszustandes der Neugebornen nur geringe Unterschiede nach der Herkunft der Mutter vom Lande oder von der Stadt; die Unterschiede waren zwar meist zugunsten des Landes, aber durchweg erwies sich der Einfluß der sozialen Verhältnisse der Mütter viel bedeutender als jener der Herkunft.

Nach den Rekrutierungsstatistiken zu urteilen, weist die Landbevölkerung im erwachsenen Alter im allgemeinen einen kräftigeren Körperbau auf als die Stadtbevölkerung — vorausgesetzt, daß nicht die Tendenz bestand, die Landbevölkerung aus politischen Gründen in verhältnismäßig größerem Umfange zum Waffendienst heranzuziehen als die städtische Bevölkerung.

Die moderne Industrie und Stadtkultur sind noch sehr jung, und es ist vom biologischen Standpunkt gar nicht anzunehmen, daß sie in der kurzen Zeit ihrer Existenz die ihnen zugeschriebene Massenentartung verursacht haben könnten. Selbst wenn durch äußere Verhältnisse, die auf die Ernährung des Keimplasmas wirken, ein indirekter Einfluß auf die Erbanlagen der kommenden Generation ausgeübt wird, der zur Folge haben kann, daß bei den aus den Keimen hervorgehenden Personen gewisse Eigenschaften nicht in der für das Gedeihen der Art erforderlichen Vollkommenheit ausgebildet sind, selbst dann ist es ganz unwahrscheinlich, daß die wirtschaftlichen Wandlungen der letzten Jahrzehnte zu einer merkbaren Verschlechterung der Erbanlagen des Volkes geführt hätten. Die Lebenshaltung der Volksmassen ist in der Zeit der Entfaltung der Industrie verbessert worden; Schädigungen durch gewerbliche Gifte werden mehr und mehr vermieden; der Alkoholverbrauch geht zurück; die Seuchenbekämpfung hat große Fortschritte gemacht usw. Wer eine Schädigung des Keimplasmas durch solche Einflüsse annimmt, der muß zugeben, daß die Gefahren verringert wurden.

Man darf sagen, daß im ganzen genommen die wirtschaftliche und allgemein kulturelle Entwicklung der weißen Rasse nicht als Gefahr für ihren Bestand und ihre Vermehrung aufgefaßt werden darf. Wir müssen namentlich das Sinken der Geburtenhäufigkeit bei den Hochkulturvölkern als Anpassung an geänderte Lebensbedingungen betrachten. Sie ist noch keine Gefahr für die Lebensgemeinschaft, und sozial ist sie vorteilhaft. Die Summe des Lebens sowie der Leistungen wird erhöht, trotz der Verminderung der Geburtenziffern. Die Folge der Veränderungen in der Geburten- und Sterblichkeitshäufigkeit ist eine Verlangsamung des Generationswechsels, längeres Zusammenleben und eine intensivere Wechselwirkung der einzelnen Generationen, eine größere individuelle und gesellschaftliche Ausnützung der Lebensarbeit und ihrer Erfolge und eine besser gesicherte Übertragung aller Errungenschaften der einen Generation auf die nächstfolgende. Alles in allem genommen wird so ein Maximum von Bevölkerung und Kultur durch ein Minimum von persön-

[31]) Peller, S., Einfluß sozialer Momente auf den körperlichen Zustand der Neugeborenen. Österr. Sanitätswesen, 1913, Beiheft 38.

lichem Wechsel erstellt. Das ist ein gewaltiger sozialer Fortschritt. In rassenhygienischer Beziehung ist die Verminderung der Geburtenhäufigkeit so lange nicht beunruhigend, als das Minus der Menge durch ein Plus der Qualität mehr als ausgeglichen wird, was zu erreichen wohl möglich ist. In einer Verringerung der Kinderzahl ist schon deshalb kein Entartungszeichen zu erblicken, weil der Kinderreichtum normaler Familien in der Regel kleiner ist als in den Familien der Verbrecher, Geisteskranken, Säufer, Schwindsüchtigen usw.

Während es bei den Naturvölkern die Regel ist, daß Geschlechtsverkehr und Fortpflanzung bald nach Eintritt der Geschlechtsreife beginnen, und daß die Eheschließung in sehr jungen Jahren erfolgt, wird bei den Kulturvölkern die Ehe meist erst eine ansehnliche Reihe von Jahren nach erlangter Reife eingegangen und es geht ihr — mindestens männlicherseits — gewöhnlich ein außereheliches Geschlechtsleben von langer Dauer voraus, das — im Gegensatz zu den Naturvölkern — in der überwiegenden Zahl der Fälle im Verkehr mit Prostituierten besteht und viel zur Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten und der Zeugungsunfähigkeit beiträgt, also die Fortpflanzungsfähigkeit bedroht. Dieser Umstand läßt die Frühehe erwünscht erscheinen, doch läßt sich andererseits auch manches zugunsten der Spätehe sagen. Die Entscheidung über den Zeitpunkt der Eheschließung geben aber bei den meisten Menschen nicht Erwägungen personal- oder rassenhygienischer Art, sondern wirtschaftliche Gegebenheiten.

Die Heiratsmöglichkeit und damit auch die wirkliche Heiratshäufigkeit steigt und fällt gewöhnlich mit der Gunst oder Ungunst der wirtschaftlichen Verhältnisse. Überdies hängt sie auch noch von etwa vorhandenen gesetzgeberischen Maßregeln ab, die geeignet sind, die Eheschließung zu fördern oder zu hemmen. Je geringer in einer gegebenen Bevölkerung und zu einer gegebenen Zeit die Zahl der Heiraten ist, desto größer wird die Zahl der äußeren, natürlichen oder künstlichen Hemmnisse sein, durch welche die mannbar gewordenen Personen zur Unterlassung oder Aufschiebung der Heirat genötigt werden. Indessen gibt es Umstände, welche das Verhältnis zwischen wirtschaftlichem Wohlstand und Heiratshäufigkeit, wie es normalerweise ist, stark beeinträchtigen können. So kommt es vor, daß eine in der miserabelsten Lage befindliche Bevölkerungsklasse eine weit größere Heiratslust aufweist als eine besser gestellte. Das kommt daher, daß große Not die Menschen abstumpft und gleichgültig macht, so daß sie Handlungen ohne richtiges Überlegen der Folgen begehen. Ein ähnlicher Umstand ist die Ungleichheit der Volksbildung. Wo die Volksbildung gering ist, ist das Volk auch nicht gewohnt, viel nachzudenken, am allerwenigsten über die Zukunft, und man bedenkt deshalb dort auch nicht die Folgen der Familiengründung in Ermangelung eines gesicherten Erwerbs. So wiesen vor dem Krieg die Länder Ost- und Südosteuropas trotz der umfangreichen Auswanderung, die von dort stattfand, eine viel größere Heiratshäufigkeit auf als die west- und mitteleuropäischen

Länder. Derselbe Umstand erklärt auch die besonders frühzeitigen Eheschließungen in den südeuropäischen Ländern. Deshalb ist zu beachten, daß Vergleiche zwischen Heiratshäufigkeit und wirtschaftlicher Lage der Bevölkerungen verschiedener Gebiete nur dann zulässig sind, wenn auf die sonstigen Umstände, die auf die Eheschließungen fördernd oder hemmend einwirken, ebenfalls gebührend Bedacht genommen wird. In Deutschland war die Heiratshäufigkeit während der Aufschwungsjahre nach dem Krieg von 1870—71 besonders groß. Die Höchstzahl von 10,3 Heiraten auf 1000 Einwohner wurde 1873 erreicht. Dann sank die Heiratshäufigkeit auf 7,5 auf 1000 Einwohner 1881 und hernach stieg sie wieder auf 8,5 1900. Die gute Wirtschaftslage um das Jahr 1900 übte in fast allen Kulturstaaten einen steigernden Einfluß auf die Zahl der Eheschließungen aus, während in den Jahren 1909 bis 1911 die unbefriedigende Wirtschaftslage nicht nur von hohen Arbeitslosenziffern, sondern auch von verhältnismäßig niedrigen Eheschließungsziffern begleitet war. Berechnet man die Heiratshäufigkeit in Deutschland für Jahrzehnte, so ergibt sich für die Zeit von 1861 bis 1910 folgende Übersicht. Auf je 1000 der mittleren Bevölkerung trafen im Jahresdurchschnitte Heiraten: 1861—70 8,5, 1871—80 8,6, 1881—90 7,8, 1891—1900 8,2, 1901—10 8,0[32]. Die Veränderungen in der Heiratshäufigkeit waren also andere als jene der Geburtenhäufigkeit; diese sank seit dem Beginne der achtziger Jahre beständig, während die Heiratshäufigkeit auf- und niederschwankte.

Die Heiratshäufigkeit hängt selbstverständlich von der Zahl der heiratsfähigen Personen ab, die besonders in jenen Zeitabschnitten steigt, wo die aus Jahren großer Geburtenhäufigkeit stammende Bevölkerung ins heiratsfähige Alter kommt. Auch ist es nicht zu verwundern, wenn nach Perioden großer Heiratshäufigkeit ohne das Auftreten ungünstiger wirtschaftlicher oder anderer Einflüsse wieder weniger Ehen geschlossen werden, weil eben die Zahl der Heiratsfähigen geringer geworden ist.

Die Altersgliederung einer Bevölkerung ist besonders wichtig für die Gestaltung der Heiratshäufigkeit, da ja immer nur ein Bruchteil der Volksmasse, nämlich der in einem gewissen „heiratsfähigen" Alter stehende, zur Ehe schreiten kann; und wo die Heiratsfähigen unter der Gesamtbevölkerung stark vertreten sind, sollte die Heiratshäufigkeit groß sein, also z. B. in den Industriestädten, wo die mittleren Altersklassen, die zur Eheschließung am meisten geeigneten Personen, erheblich stärker vertreten sind als in landwirtschaftlichen Gebieten. In Wirklichkeit findet man jedoch bei einem Vergleich von ländlicher und industrieller Bevölkerung, daß diese Regel in manchen Ländern nicht zutrifft. In Preußen z. B. heirateten im Jahresdurchschnitt von 1910 und 1911 von je 1000 mindestens 18jährigen ledigen Personen:

	männl. Geschlechts	weibl. Geschlechts
auf dem Lande	64,1	77,3
in den Städten	56,7	64,9

[32]) Nach Graßls Angabe im Archiv für Rassen- u. Gesellsch.-Biol. 9 Bd. 432 S.

Dagegen trafen in Bayern Eheschließungen auf je 1000 Einwohner in den Großstädten 9,6, in den übrigen Städten 7,5, auf dem Lande 6,8. In der Schweiz betrug die Ehehäufigkeit auf 1000 der Gesamtbevölkerung berechnet in den Städten mit mehr als 10 000 Einwohnern 9,1, in den übrigen Orten 6,8. Wo die Heiratshäufigkeit in den Städten kleiner ist als auf dem Lande, obwohl vom Lande Wanderung nach den Städten stattfindet, geben hierfür wirtschaftliche und sonstige kulturelle Verhältnisse den Ausschlag; in Betracht mag unter anderem kommen, daß in den Städten die Beständigkeit des Erwerbs und die Existenzsicherheit geringer ist als auf dem Lande. Auch ist langes Erwägen ob der Ratsamkeit einer Heirat auf dem Lande sicher nicht so sehr Brauch als in den Städten.

Das Heiratsalter beider Geschlechter hängt in der Hauptsache ebenfalls von den wirtschaftlichen Verhältnissen und den Ansprüchen ab, welche in einem Gebiete an die Lebenshaltung gestellt werden. Bei ungünstigen Erwerbsverhältnissen, welche den Männern ein höheres Heiratsalter geben, haben auch die Mädchen gewöhnlich länger zu warten, ehe sie oder ihre Eltern die Mittel zu ihrer Verheiratung beschaffen können; abgesehen hiervon wird doch selbstverständlich ihre Wartezeit um so länger dauern müssen, je später und seltener die Männer in den Stand gelangen, die ihnen entgegengestreckte Hand anzunehmen. In den Städten wird ganz allgemein später geheiratet als auf dem Lande. In den letzten Jahrzehnten vor dem Kriege ist in den meisten Ländern das durchschnittliche Heiratsalter ungefähr gleich geblieben; es ist im allgemeinen eher gesunken als gestiegen. In Deutschland war es im Durchschnitt von 1876—1880 29,6 Jahre und 1901—1910 29,0 Jahre. Eine Zunahme der Heiratshäufigkeit (berechnet auf je 1000 gleichaltrige Personen) ergab sich bei den Männern in den meisten Ländern nur in der Altersklasse 25—30 Jahre; im früheren und späteren Alter wurde seltener geheiratet. Von den weiblichen Personen heirateten die 20—30jährigen häufiger, die übrigen seltener als vor drei oder vier Jahrzehnten. Was die Männer betrifft, so werden nun wohl infolge des Abganges von Männern der jüngeren Altersklassen durch den Krieg die älteren unter den Heiratenden erheblich stärker vertreten sein als vordem.

In Deutschland ist die Verheiratung sehr junger Personen selten. Selbst weibliche Personen heiraten vor Vollendung des 20. Lebensjahres nur ganz ausnahmsweise, und für Männer kommt die Eheschließung vor dem 20. Jahr kaum in Betracht. In dem Zeitraum 1901—1910 heirateten

im Alter von	von je 1000 Personen männl. Geschlechts	weibl. Geschlechts
weniger als 20 Jahren	1	84
20—25 Jahren	293	486
25—30 „	428	274
30—40 „	205	116
40—50 „	46	30
über 50 „	27	10

Nach Ploetz' Einteilung der Ehen in vorzeitige, Frühehen, mittelzeitige und Spätehen ergibt sich für das Jahr 1913 fol-

gende Gruppierung der 513 283 heiratenden Personen jedes Geschlechts[33]):

Von den männlichen Personen heirateten:

unter 21 Jahren, also vorzeitig	3 253 =	0,6 Proz.
von 21—25 Jahren, also in Frühehen	147 856 =	28,8 „
von 25—35 Jahren, also in mittelzeitigen Ehen .	293 222 =	57,1 „
über 35 Jahre alt, also in Spätehen	68 952 =	13,3 „

Von den weiblichen Personen heirateten:

unter 18 Jahren, also vorzeitig	5 749 =	1,1 Proz.
von 18—22 Jahren, also in Frühehen	133 290 =	26,0 „
von 22—30 Jahren, also in mittelzeitigen Ehen .	295 578 =	57,6 „
über 30 Jahre alt, also in Spätehen	78 666 =	15,3 „

Wie häufig frühzeitiges Heiraten beider Geschlechter in verschiedenen Ländern Europas ist, zeigen folgende Zahlen. Im Jahresdurchschnitt von 1906—1910 standen von je 100 heiratenden Männern im Alter von weniger als 25 Jahren in Deutschland 30, in Frankreich 24, in der Schweiz 25, in Schweden 26, in Italien 35, in England 38, in Rußland 67. Von den eheschließenden weiblichen Personen waren in Rußland 57 Proz.[34]), in Italien 19 Proz., in Frankreich 16 Proz., in Deutschland 9 Proz., in Schweden 8 Proz., in England 7 Proz. und in der Schweiz 6 Proz. weniger als 20 Jahre alt.

Die Zahlen über den Altersabstand der heiratenden ledigen Personen lassen recht beträchtliche Unterschiede erkennen. Frankreich mit 4,2 Jahren Abstand zwischen dem mittleren Heiratsalter der Junggesellen und Jungfrauen steht obenan. Seit Jahrzehnten ist in den meisten Ländern eine Vergrößerung dieses Altersabstandes zu merken. In großen Städten sind gewöhnlich zwei Drittel der eheschließenden Männer älter als ihre Bräute. Die eheschließenden weiblichen Personen waren älter als ihre männlichen Partner in Zürich bei 26,5 Proz. der Eheschließungen, in Paris bei 22,8 Proz., in Breslau bei 22,3 Proz., in Lübeck bei 17 Proz., in Leipzig bei 15,1 Proz. und in Magdeburg bei 13,8 Proz. der Eheschließungen. (Die Zahlen beziehen sich auf die jüngste Zeit, zumeist auf die Jahre 1910/11.) Die Zahl der Ehen, in welchen die Frau älter ist als der Mann, ist also ziemlich groß. Annähernd gleichaltrige Brautleute sind häufiger in den armen als in den reichen Bezirken. Umgekehrt wächst die Häufigkeit der Ehen, in denen der Mann erheblich älter ist als die Frau, mit der Wohlhabenheit der Bezirke.

Vom Standpunkt der Fortpflanzungshygiene betrachtet, ist die Frühehe der Spätehe entschieden vorzuziehen; doch muß bei Entscheidung der Frage, ob für eine Vermehrung der Frühehen einzutreten ist, auch auf die wirtschaftliche Lage des betreffenden Volkes Rücksicht genommen werden, darauf, ob eine ausgiebige Volksvermehrung erwünscht ist, denn bei vorherrschender Frühehe kommen auch die kurzlebigen Menschen noch zur Fortpflanzung, ferner

[33]) A. Ploetz, Die Bedeutung der Frühehe usw. Münchn. med. Woch. 1918, Nr. 17.

[34]) Die Zahlen für Rußland beziehen sich auf das erste Jahrfünft dieses Jahrhunderts. (Nach Ploetz.)

haben junge Mütter in der Regel mehr Kinder als ältere Mütter und die Sterblichkeit ist bei den Kindern der ersteren geringer. A. Ploetz[35]) fand an einem Material von 4982 Kindern aus Bürger-, Bauern- und Arbeiterfamilien und 3321 Kindern aus fürstlichen Familien folgende Beziehungen zwischen dem Alter der Mutter bei der Geburt des Kindes und der Kindersterblichkeit bis zum vollendeten 5. Lebensjahr:

Alter der Mutter bei der Geburt des Kindes	Von den Kindern starben vor dem vollendeten 5. Jahr	
	Bürgerl. Familien usw.	Fürstl. Familien
weniger als 20 Jahre	30,0 Proz.	22,8 Proz.
20—25 Jahre	28,6 „	27,5 „
25—30 Jahre	30,5 „	26,0 „
30—35 Jahre	31,1 „	25,2 „
35—40 Jahre	33,9 „	29,7 „
40 Jahre und darüber	35,2 „	38,1 „
alle Altersklassen	31,1 „	26,7 „

Bei den Bürger-, Bauern- und Arbeitermüttern ergibt sich eine deutliche Zunahme der Sterblichkeit der Kinder entsprechend dem Alter der Mütter; nur die mütterliche Altersklasse „weniger als 20 Jahre“ macht eine Ausnahme, wofür ungeschickte Wartung der Kinder, namentlich der erstgeborenen, verantwortlich ist. In fürstlichen Häusern fällt geringstes Mutteralter und geringste Kindersterblichkeit zusammen, ebenso höchstes Mutteralter und größte Kindersterblichkeit. Bei dieser Klasse kommt in Betracht, daß auch von Natur aus lebensschwache Kinder weit mehr Aussicht auf Überleben haben als selbst bei der wohlhabenden bürgerlichen und bäuerlichen Bevölkerung. Die geringere Lebenskraft der in einem höheren mütterlichen Alter geborenen Kinder ist sicher auch einer der Umstände, die bewirken, daß kinderreiche Frauen von ihren Spätgeborenen weniger hochbringen als von ihren Frühgeborenen. An einem Material von 26000 Kindern aus Bergarbeiterfamilien stellte Arthur Geßler fest, daß die Sterblichkeit im ersten Lebensjahr betrug: Bei Erstgeborenen 23 Proz., bei Zweitgeborenen 20 Proz., bei Drittgeborenen 21 Proz., bei Viertgeborenen 23 Proz., bei Fünftgeborenen 26 Proz., bei Sechstgeborenen 29 Proz., bei Siebentgeborenen 31 Proz., bei Achtgeborenen 33 Proz., bei Neuntgeborenen 36 Proz., bei Zehntgeborenen 41 Proz., bei Elftgeborenen 51 Proz. und bei Zwölftgeborenen 60 Proz. Bei fürstlichen Familien fand Ploetz erst vom neuntgeborenen Kinde an eine erhöhte Sterblichkeit[36]), aber es spielt hier, wie schon bemerkt, die Erhaltung lebensschwacher Kinder weit mehr mit als in anderen Bevölkerungskreisen. Bei den besitzlosen Volksklassen ist die Übersterblichkeit spätgeborener Kinder durchaus nicht immer in geringerer Lebens- und Widerstandskraft begründet. Man muß vielmehr im Auge behalten, daß hier jedes hinzukommende Kind die Aussichten für die schon vorhandenen verschlechtert und daß auch es selbst ungünstigere Aus-

[35]) Ploetz, Zusammenhang der Sterblichkeit der Kinder mit dem Lebensalter der Eltern bei ihrer Geburt und mit der Geburtenfolge. Archiv f. Rassen- und Ges.-Biol., Bd. 8, S. 761.

[36]) A. Ploetz, Neomalthusianismus und Rassenhygiene. Archiv f. Rassen- u. Ges.-Biol., Bd. 10, S. 168.

sichten als die früheren Kinder hat, weil die verschlechterte Lebenshaltung es in einem früheren Lebensalter trifft. Andererseits aber würde der Vergleich des mütterlichen Alters und der Kindersterblichkeit gewiß noch mehr zugunsten junger Mütter ausfallen, wenn die kurzlebigen Stämme ausgeschieden würden; denn von den ersten Geburtennummern stammen weit mehr von frühsterbenden, also durchschnittlich lebensschwächeren Eltern, als von den Spätgeborenen, und erstere haben gewiß zumeist auch die für das Erhaltenbleiben ungünstigen Anlagen der Eltern geerbt.

Die jungen Jahre sind fruchtbarer als die späteren. Wenn die ehelichen Mütter in Altersklassen eingeteilt werden, die von fünf zu fünf Jahren steigen, so ergibt sich weitaus die höchste Geburtenzahl in der Altersklasse 25—29 Jahre, worauf in einigen Ländern die Altersklasse 20—25 Jahre, in anderen (besonders in Nord- und Westeuropa) die Altersklasse 30—34 Jahre folgt. In der Altersklasse 35—39 Jahre gibt es schon bedeutend weniger Geburten. Die 40jährigen und älteren Frauen tragen zur Gesamtgeburtenziffer nur mehr wenig bei und in der Altersklasse von 45 Jahren aufwärts gehören Geburten zu den Seltenheiten. Bemerkenswert ist überdies das Vorwiegen von Knabengeburten unter den Kindern junger Eltern. Bei über 40jährigen Müttern sind die Mädchengeburten zahlreicher als die Knabengeburten. Höheres Alter der Väter scheint dagegen keine bedeutende Veränderung der Knabengeburten zur Folge zu haben. Wenn man alle Ehen in Betracht zieht, in welchen der Mann jünger ist als die Frau, so ergeben diese Ehen einen ungefähr normalen Knabenüberschuß. Das stärkere Vorwiegen der Knabengeburten bei jungen Paaren weist darauf hin, daß die Einflüsse, welche das Überwiegen des männlichen Geschlechts bei den Empfängnissen herbeiführen, in der Jugend stärker wirksam sind als im späteren Alter. Sofern das männliche Geschlecht in Betracht kommt, stimmt dieses Ergebnis gut zu Correns „Konkurrenztheorie“: je reichlicher die um das weibliche Ei konkurrierenden männlichen Samen sind, desto stärker wird das Überwiegen des in bezug auf die Nachkommenzahl an sich schon im Vorteil befindlichen Geschlechts[37]).

Wenn im allgemeinen früher geheiratet würde, als es jetzt der Fall ist, so könnte davon als sehr erfreuliches Ergebnis eine Verminderung der Geschlechtskrankheiten erwartet werden, die nicht nur schwere Leiden und wirtschaftliche Nachteile verursachen, sondern auch das Maß der Fortpflanzung, die Zahl der hervorgebrachten Kinder, sowie deren Gesundheitszustand äußerst ungünstig betreffen. Durch die Frühehe wird die Zeit zwischen dem Beginn des sexuellen Lebens und der Ehe (die gerade bei den gebildeten Klassen am längsten währt) um ein gut Teil verringert, das ist aber die Zeit, in der sich der junge Mann sehr häufig der offenen oder geheimen Prostitution bedient und dadurch Gefahr läuft, einen ihn oder seine künftige Frau unfruchtbar machenden Tripper oder eine Syphilis zu erwerben. (Ploetz, Frühehe.) Geschlechtskranke Eltern haben in

[37]) Correns, Experimentelle Verschiebung des Geschlechtsverhältnisses. Berlin 1917. Sitzungsber. d. preuß. Akademie d. Wissenschaften.

der Regel auch wieder kranke Kinder, obzwar die Krankheit nicht vererbt wird; doch kann Syphilis intrauterin übertragen werden, und wo das nicht geschieht, ist eine Schwächung der Gesamtkonstitution oder einzelner Organe bei den Kindern kranker Eltern im Bereich der Wahrscheinlichkeit. Sozial hat die geschlechtliche Ansteckung den Nachteil, daß sie die Erwerbsfähigkeit und Schaffensfreudigkeit der betreffenden Person vermindert und überdies ihre Lebensdauer verkürzt, wodurch wieder hinterlassene Kinder benachteiligt werden, da ihnen die nicht zu ersetzende elterliche Führung vorzeitig genommen wird.

Prostitution und Geschlechtskrankheiten wären durch die Frühehe sicherlich weit leichter einzuschränken als auf irgendeine andere Weise, obzwar die Gefahr der geschlechtlichen Ansteckung auch bei jenen nicht ganz geschwunden ist, die früh heirateten. Nur allzuoft kommt es vor, daß Ehegatten, die sich gegenseitig nicht mehr anziehen, außerehelichen Verkehr suchen und infolgedessen während des Ehestandes zu geschlechtlicher Ansteckung kommen. Jeder Arzt, der Geschlechtskrankheiten behandelt, kann bezeugen, daß viele lang verheiratete Leute erstmalig solche Krankheiten erwerben.

In sozialer Beziehung hoch zu werten ist die Verminderung der Zahl der vorehelichen Geburten durch Vermehrung der Zahl der Frühehen, die zugleich Menschenökonomie bedeutet, denn von den außer der Ehe geborenen Kindern gehen weit mehr in früher Jugend zugrunde als von den ehelichen.

Die gesundheitlichen wie sozialen Schäden des Alkoholismus können durch die Frühehe ebenfalls verringert werden, denn die durchschnittlich große Notwendigkeit der jungen Gatten, sparsam zu wirtschaften, verringert die Möglichkeit, bedeutende Ausgaben für Alkohol zu machen.

Die Frühehe hat aber auch Schattenseiten. Sehr oft kommt es vor, daß junge Leute sich die Gattenwahl nicht gehörig überlegen, sondern unter dem mächtigen Einfluß des sexuellen Triebes einen infolge Veranlagung oder Erziehung nicht zu ihnen passenden Lebensgefährten wählen. Unendlich viel Leid ist durch solch schlechte Wahl schon gestiftet worden, nicht zum wenigsten für die Kinder aus Ehen, deren Partner nicht übereinzustimmen vermögen. Die Gattenwahl sollte so ausfallen, daß auch nach dem Vorübergehen des Liebesrausches die Gatten aneinander hängen und nicht voneinander abgestoßen werden. Nach dem Liebesrausch muß sich eine eheliche Kameradschaftlichkeit entwickeln können. Das wird aber nur zufällig und ganz ausnahmsweise zutreffen, wenn zwei sich die Hände fürs Leben reichten, ohne einander gut zu kennen. Dem gut Kennenlernen vor der Ehe steht wieder das Vorurteil gegenüber, das eine möglichst weitgehende Trennung der Geschlechter während der Schulzeit und danach verlangt. Dieser Zustand, der nur Nachteile und Gefahren bringt, muß überwunden werden.

Wenn sich suchende junge Menschen auf die Möglichkeit innerlicher Übereinstimmung sehen sollen, so heißt das keineswegs, daß

etwa ein Mathematiker von seiner zukünftigen Frau ein Studium der Mathematik verlangt, sondern daß er aufmerkt, ob ein ernsthaftes, ungekünsteltes Eingehen auf die tiefere Gestaltung seiner tätigen Art bei der erstrebten Ehekameradin wahrzunehmen ist, ob sie also seine Liebe zur Arbeit nachfühlen kann. Das junge Mädchen soll prüfen, ob ein Interesse für den ihr liegenden Wirkungskreis, sei er nun hauswirtschaftlich, beruflich, mütterlich oder wie immer gezogen, beim Manne vorhanden ist. Das Erkennen der Möglichkeit des seelischen Zusammenklangs ist in der Mehrzahl der Fälle sehr schwer. Meistens ist das Leben der Menschen gegensatzreich und widerspruchsvoll; denn in ihnen ringen die verschiedensten seelischen Erbkräfte und Erbanlagen miteinander, und oft sind sie selbst sich nicht klar, welcher Weg den stärksten Antrieben ihrer Seele Befriedigung verleiht. Nur selten kommt es vor, daß ein deutlich ausgeprägter eigenartiger Lebensrhythmus die Seele eines Menschen beherrscht und daß er mit einem zweiten ähnlich gearteten Menschen zusammentrifft. Die Zuneigung von Person zu Person bewirken meist äußerst rasch geknüpfte Fäden, die hauptsächlich aus Geschmacksdingen, einer gefühlsgemäßen Vorliebe für diese und jene Art des Benehmens, sich entwickeln. Es kann wohl sein, daß hierbei, wie Krische meint, eine Ahnung des gleichartigen Lebensrhythmus mitspielt. Trifft das zu, so ist die erste Vorbedingung einer glücklichen Ehe gegeben. Dagegen ist wohl zu merken: Das Schönheits- oder Lustempfinden wird durch diese oder jene Art einer Person des anderen Geschlechts schnell entfacht, ohne Rücksicht auf sonstige seelische Übereinstimmung. In den meisten Fällen sind diese Dinge die ersten zarten Verbindungen von Menschen, die sich zur Ehe finden. Erweist sich daneben eine Gemeinschaft ihrer Charaktere und seelischen Eigenarten, so ist damit ein sehr fester Grund der Ehe gegeben. Oft ist die erotische Einstellung so stark, daß sie die Bedenken einer Prüfung auf seelische Gemeinschaft niederschlägt, und doch nicht groß genug, um zur wahren Leidenschaft zu wachsen, — dann haben wir die übliche Ehe mit seelischem Getrenntgehen. Wo seelische Übereinstimmung gegeben ist, wird auch bei langer Dauer ein sexueller Reiz von anderer Seite nicht leicht so stark sein können, um die Ehe zu zerreißen. Da seelische Eigenschaften geradeso vererbt werden wie körperliche, so darf es nicht wundernehmen, wenn Ehegatten mit stark ausgeprägter Gegensätzlichkeit ihrer inneren Lebenslinie unharmonische, innerlich zerrissene, unbefriedigte Kinder haben. Also nicht nur das sichere Unglück des eigenen verfehlten ehelichen Lebens, auch das bei den Kindern, wohl gar bei den Enkeln auftretende, bis zur seelischen Erkrankung führende Zerrissene sollte Veranlassung geben, die Möglichkeit einer Gemeinsamkeit in der Ehe ernstlich zu prüfen[38]). Dem Nachteil, daß eine sehr junge Gattin vielleicht eine schlechte Hauswirtin und Kindespflegerin sein kann, könnte durch Aufklärung und Bildung der Mädchen abgeholfen werden. Übrigens finden sich intelligente junge Frauen, die ohne viel Kenntnis der Hauswirtschaft heirateten, in der Regel spielend leicht in diese

[38]) Paul Krische, Die Frau als Kamerad. S. 38—43. Bonn 1919.

wie in die Kinderpflege hinein. Wo es an Intelligenz, an Fähigkeit mangelt, da ist freilich schwer zu helfen, auch wenn die neue Ehefrau gar nicht mehr jung ist. Jedenfalls ist der Vorschlag abzulehnen, zur leichteren Ermöglichung der Frühehe eine Art wirtschaftliche Dienstpflicht einzuführen. Eine solche müßte mit Kasernierung verbunden sein, wobei eine mißratene oder schlecht erzogene Person die beste Gelegenheit bekäme, Scharen unschuldiger und leichtgläubiger Kameradinnen auf gefährliche Abwege zu bringen. Auch bringt solche Kasernierung und Massenunterweisung nichts als Schablone zustande; sie züchtet Herdenmenschen, während wir zu unserem Fortschritt und Gedeihen der Persönlichkeiten dringend bedürfen.

Ein anderer Nachteil der Frühehe besteht darin, daß sie körperlich und geistig mangelhaften Personen die Fortpflanzung ermöglicht, wo die Spätehe sie davon ausschließen würde. Zutreffend schreibt Ploetz (Die Bedeutung der Frühehe): Je später eine Ehe geschlossen wird, desto mehr kommen durchschnittlich dabei Personen in Betracht, die die Ausmerzungsvorgänge in der Zeit nach der körperlichen Reifung überstanden haben. Wer in dieser Zeit, in die ja die Frühehe fällt, an Schwindsucht oder sonst an einer Krankheit mit vererbbarer Disposition zugrunde geht, könnte bei Frühehe durchschnittlich noch ein oder vielleicht ein paar Kinder in die Welt setzen, denen er seine schwache Anlage hinterläßt. Für die Spätehe wäre er, als vorher ausgemerzt, nicht in Betracht gekommen. Ähnliches gilt für die vererbbare Geisteskrankheit. Je später durchschnittlich die Ehen geschlossen werden, um so weniger spielen dabei die Personen eine Rolle, die in jüngeren Jahren in bezug auf die Fortpflanzung ausgemerzt werden. Wie schwerwiegend dieser Nachteil der Frühehe für die Tüchtigkeit des Nachwuchses gegenüber ihren Vorteilen in derselben Richtung in die Wagschale fällt, ist angesichts der Unfähigkeit, zahlenmäßige Vergleiche anzustellen, nicht zu entscheiden.

Sofern es sich um Erwägungen der Fortpflanzungshygiene handelt, wäre dennoch die Frühehe der Spätehe gegenüber zu bevorzugen und praktisch zu begünstigen. Aber aus wirtschaftspolitischen Gründen ist hiervon für die nächste Zeit abzustehen. Man bedenke den Kriegsausgang und seine Folgen! Wir haben nicht einen raschen wirtschaftlichen Wiederaufschwung zu erwarten, keinen starken Bedarf an Arbeitskräften, sondern wir haben infolge des Verlustes unserer Auslandsmärkte und der Rückwanderung aus den verlorenen Gebieten einen starken Bevölkerungsüberschuß. Der Nahrungsmittelspielraum ist eingeengt, ein langdauernder Mangel von Lebensmitteln und anderen Gütern droht. Deshalb können wir keine rasche Volksvermehrung brauchen, welche die allgemeine Frühehe vor allem zur Folge haben würde.

Auch auf seiten des weiblichen Geschlechts werden die Kriegsverluste an Männern nicht nur eine Verminderung der Heiratsaussichten, sondern überdies ein Hinaufrücken des Heiratsalters zur Folge haben. In der gleichen Richtung wirken die wirtschaftliche Verarmung des Mittelstandes, sowie der Warenmangel und die Teuerung der Waren, welche weiten Kreisen die Beschaffung der für den

Haushalt nötigen Dinge ungemein erschweren. Dazu kommt noch der Wohnungsmangel, der viele Leute von der Eheschließung abhält, und er wird, wie der Warenmangel, nicht zu beheben sein, solange die gegenwärtige auf Verkennung der demokratischen Staatsbürgerrechte beruhende Arbeitsunlust dauert. Vor dem Kriege lagen die natürlichen Heiratsaussichten für das weibliche Geschlecht durchaus nicht so ungünstig, als gewöhnlich angenommen wird. Nach Grothjan [39]) kamen im Jahre 1907 auf 1000 ledige Männer in der Altersklasse 20—30 Jahre 753 ledige weibliche Personen, und noch in der Altersklasse 30—40 Jahre war das Verhältnis 1000 ledige Männer auf 923 ledige Frauen, wogegen 1000 40 bis 50jährigen ledigen Männern 1249 ledige Frauen gegenüberstanden. Hierin kommt zum Ausdruck, sagt Schallmeyer [40]), daß das männliche Heiratsalter im allgemeinen höher ist als das weibliche und daß beim Manne weit mehr als bei der Frau auch noch etwas ältere Jahrgänge für die Eheschließung in Betracht kommen. Die zahlenmäßige Möglichkeit, Ehegenossen zu finden, wird in Wirklichkeit nicht ausgenutzt. Vor dem Krieg waren in Deutschland von den 20—25jährigen Männern mehr als 11 von je 12 und selbst von den 26—30jährigen noch mehr als die Hälfte unverheiratet. Über 30 Jahre alte Junggesellen gab es Ende 1910 in Deutschland 1 356 250. Von allen 20—65jährigen Männern war fast der dritte Teil ledig (5 167 700 gegenüber 11 182 438 verheirateten, verwitweten und geschiedenen). Da von den Kriegstodesfällen etwa drei Viertel ledige Männer betrafen, ist nicht daran zu zweifeln, daß nun in allen Altersklassen bis zu 40 Jahren die ledigen weiblichen Personen zahlreicher sind als die männlichen. Ob dieser Frauenüberschuß besonders junge Männer häufig zur Heirat veranlassen wird, ist fraglich, doch nicht wahrscheinlich, namentlich so lange die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse fortbestehen. Wenn also derzeit eine Ausbreitung der Frühehe nicht rätlich und nicht leicht durchführbar ist, so muß die sexuelle Sozialpolitik besonders darauf gerichtet sein, der vorehelichen Verseuchung weiter Bevölkerungskreise vorzubeugen, die als schlimme Folge der Spätehe droht.

Wichtig ist die Beantwortung der Frage, ob es der weißen Rasse möglich sein wird, ihr Ausbreitungsgebiet noch wesentlich über dessen gegenwärtige Grenzen hinaus zu erweitern. Die klimatisch gemäßigten Gebiete, die heute noch nicht zum Wohngebiete unserer Rasse gehören, umfassen Asien von Anatolien bis Japan, sowie Nord- und Südafrika. Hier, in Südafrika, bilden die Weißen eine Minderzahl der Bevölkerung und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie die ihnen gegenüberstehenden lebenskräftigen Bantuvölker jemals zu verdrängen imstande sein werden. Teile von Nordafrika, mit Ausnahme Ägyptens, können wohl als künftige europäische Siedlungsländer betrachtet werden, doch ist zu befürchten, daß die dort

[39]) Grothjan, Geburtenrückgang und Geburtenregelung. 344 S. Berlin 1914.
[40]) Schallmayer, Zur Bevölkerungspolitik. Archiv f. Rassen- u. Ges.-Biol., Bd. 11, S. 717.

kolonisierenden Franzosen sich nicht rein zu erhalten vermögen, sondern in der farbigen Bevölkerung aufgehen werden. Das gemäßigte Asien ist im Westen — abgesehen von Anatolien und einigen anderen Landschaften — wegen seines vorwiegend wüstenhaften Charakters nicht zur Aufnahme einer dichten Bevölkerung geeignet, während im Osten der Raum den ausdehnungsbedürftigen Japanern und Chinesen bereits zu enge geworden ist.

Schwach bevölkert sind jedoch weite tropische Länder, besonders in Mittel- und Südamerika, aber auch in Afrika und Südasien, hier namentlich in Hinterindien und Indonesien. Aber sind diese Länder nicht wegen ihrer klimatischen Verhältnisse für Europäer ungeeignet? Eine endgültige Antwort auf diese Frage läßt sich noch nicht geben.

Bei der Anpassung an das Tropenklima muß sich der Organismus den veränderten Lebensbedingungen der neuen Umwelt anpassen, ohne daß dabei die wesentlichen Rasseneigenarten der Vorfahren verschwinden und ohne daß die Fruchtbarkeit in einem den Bestand der Rasse gefährdenden Maße herabgesetzt wird. Steudel sieht die Akklimatisation nur dann als vollendet an, wenn der Europäer in den Tropen ein Leben führen kann, genau wie in seiner alten Heimat, wenn also z. B. der Kleinbauer jahraus, jahrein 10 bis 12 Stunden schwere Feldarbeit zu leisten imstande ist[41]). Es ist noch fraglich, ob eine derartige Anpassung möglich ist. Die Erfahrungen, die bisher in dieser Beziehung gemacht wurden, sind nicht besonders ermutigend. Die Möglichkeit der Ansiedlung von Europäern in tropischen Hochländern wird zwar von den meisten Autoren zugegeben, die sich mit der Sache befaßten, von anderen aber doch bestritten, und zwar unter Hinweis auf die Schädigung des Nervensystems durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen. Die Frage nach den Akklimatisationsaussichten im tropischen Tieflande ist noch vollends unentschieden; zumeist wurde sie im negativen Sinne beantwortet. Die Ansichten über die Ursachen der Unmöglichkeit oder mindestens Schwierigkeit der Anpassung von Europäern an das Tropenklima weichen voneinander weit ab. In der Hauptsache werden zwei verschiedene Theorien vertreten. Die einen, namentlich die Kolonialärzte, führen das Mißlingen der europäischen Kolonisation im tropischen Tiefland auf Epidemien zurück, die in diesen Gegenden endemisch sind, die anderen, hauptsächlich die Anthropologen, schreiben den klimatischen Faktoren, insbesondere der Sonnenstrahlung, den vorwiegenden Einfluß zu, und sehen darin das Hindernis für die Besiedlung dieser Länder durch Bevölkerungen weißer Rasse. Wenn die Kolonialärzte im Rechte sind, so bestehen für die tropische Kolonisation gute Aussichten bei den Fortschritten, die die Medizin in der Bekämpfung der Tropenkrankheiten bereits gemacht hat. Die Ansicht der Anthropologen dagegen stellt bei der Unbeeinflußbarkeit der klimatischen Faktoren die pessimistische Richtung in der Akklimatisationsfrage dar.

Einige praktische Ergebnisse der Ansiedlung von Europäern in den Tropen sollen hier erwähnt werden. Eine im Jahre 1908 unter

[41]) Verhandl. d. Intern. Kolonialinstituts, 1911. 279 S.

Führung von Dr. v. Lindequist nach Ostafrika entsandte Kommission kommt in bezug auf die Erhaltungsfähigkeit von Europäern in tropischen Hochländern zu günstigen Ergebnissen [42]. In Höhen von 1200 bis 2000 m bewahren die Männer ihre Leistungsfähigkeit und die Frauen ihre Gebärtüchtigkeit. Entartungszeichen sind nirgends zu beobachten. Das ist darin begründet, daß in den besiedelungsfähigen Hochländern Ostafrikas die Lufttemperatur meist jene regelmäßigen täglichen Schwankungen aufweist, die der Europäer für die Wärmeregulierung seines Körpers bedarf. Die Luftfeuchtigkeit ist nicht so groß, daß sie Gesundheitsschädigungen zur Folge haben muß. In weiten Steppengebieten herrscht Lufttrockenheit, die erfahrungsgemäß Erkältungen nicht aufkommen und auch die tropischen Temperaturmaxima leicht ertragen läßt. Offenes und meist zu jeder Jahreszeit fließendes Wasser ist reichlich vorhanden; es ist fast überall frei von unangenehmen Beimengungen. Malariafreiheit ist in den ostafrikanischen Hochgebirgen dort sichergestellt, wo das nächtliche Temperaturminimum unter 10—15 C liegt, was im allgemeinen in Höhen von 1500 m und darüber der Fall ist, aber auch sonst auf isolierten Hügeln und stark Wärme ausstrahlenden Ebenen. Von den Orten, wo endemische Malaria festgestellt wurde, liegen einige über 1000 m, aber keiner liegt über 1500 m hoch. Die Schlafkrankheit wird nach allem, was bisher darüber bekannt ist, die Hochländer selbst nicht bedrohen. Ihr Auftreten ist an das Vorkommen von Glossina palpalis gebunden, und dieses Insekt, das zur westafrikanischen Waldfauna gehört, wird auf den ostafrikanischen Höhen nicht gefunden, weil hier augenscheinlich seine Lebensbedingungen, gleichmäßige Wärme, weite, buschumsäumte Gewässer usw. mangeln. Ruhr kommt zwar auch in den Höhengebieten vor, aber selten; Aussatz, Rückfallfieber und Wurmkrankheit sind dort ebenfalls nachgewiesen und fordern ernste Bekämpfung. Pest, Cholera, Typhus, Tuberkulose usw. gibt es in den von der Kommission besuchten Gegenden nicht. Von den verheirateten Ansiedlern, die Angaben machten, waren nur wenige kinderlos und diese waren meist erst kurz verheiratet. In etwa dem vierten Teil aller Ehen betrug die Kinderzahl über fünf.

Im brasilianischen Staat Espirito Santo gedeihen in den Hochländern unter etwa 20 Grad südl. Breite schon drei Generationen deutscher Kolonisten sehr gut; die Geburtenhäufigkeit ist dort sehr groß und die Sterblichkeit trotz des Mangels sanitärer Einrichtungen sehr gering. Dr. E. Wagemann [43] gibt für sieben Gemeinden dieser Kolonisten die Zahl der Geburten im Durchschnitt der Jahre 1908—1912 auf 480, die Sterbefälle aber auf durchschnittlich nur 92 an. Im Jahre 1912 kam auf jede 3. bis 4. Familie eine Geburt, ein Todesfall jedoch erst auf jede 22. Familie. Dabei ist die Altersgliederung der Bevölkerung durchaus normal; sie unterscheidet sich jetzt, 30—70 Jahre nach der Gründung der einzelnen Kolonien, nicht von der einer alteingesessenen Bevölkerung. Als endemische Tropenkrankheiten des deutschen Siedlungsgebiets von

[42] Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 147, 1. Teil.
[43] Die deutschen Kolonisten im brasilianischen Staat Espirito Santo. München 1915.

Espirito Santo kann man Malaria und Dysenterie bezeichnen. Sie treten aber fast ausschließlich in den Niederungen auf. Auch schwere Herzleiden kommen namentlich im Tieflande vor; einerseits wohl als Folge von Fieberkrankheiten, andererseits hervorgerufen durch Überanstrengungen, zu denen bei dem warmen, feuchten Klima die Landarbeit leicht führt. Die häufigsten Todesursachen sind im übrigen, und zwar sowohl im Hoch- wie im Tiefland Typhus, Krebs, Kindbettfieber. Schwindsucht soll unter den Kolonisten sehr selten sein. Hitzschläge und Sonnenstiche sind unbekannt. Geschlechtskrankheiten sind, wie es scheint, nicht vorhanden. Eine Krankheit, die früher viele Opfer forderte, und zwar besonders unter den Halbwüchsigen, ist die Wurmkrankheit. Die geringe Sterblichkeit ist um so mehr bemerkenswert, als es in den deutschen Siedelungen in Espirito Santo an Hebammen und Ärzten gänzlich fehlt. Wagemann sagt, jedenfalls dürften wenige Gebiete der Erde der menschlichen Gesundheit zuträglicher sein als die Bergwälder von Espirito Santo, wo die Tageshitze nicht übermäßig ist, und die Nächte meist kühl sind, und wo im Winter recht frische Regenperioden einen wohltätigen Ausgleich für die schwülen Wochen der Sommerzeit schaffen. Die Gunst des Klimas wird schon durch das Aussehen der deutschen Landesbewohner bestätigt. In Betracht zu ziehen ist allerdings, daß diese Leute ein geistig sehr wenig reges Leben führen und daß die Sensationen, denen sie ausgesetzt sind, sich so ziemlich auf gelegentlichen nachbarlichen und verwandtschaftlichen Streit beschränken. Die Lebensführung des Kolonisten, insbesondere der lange Schlaf, den er sich gönnt, ist dem Nervensystem sehr zuträglich. Doch scheint gerade die Tatsache, daß der Kolonist so sehr viel Zeit auf den Schlaf verwendet, ein Anzeichen dafür zu sein, daß das dortige Klima an die Nerven höhere Anforderungen stellt als bei uns.

Ein anderes Beispiel des Gedeihens von Europäern in den Tropen ist die erfolgreiche Besiedelung Nord-Queenslands durch Engländer und Deutsche. Anfänglich war dort zwar die Sterblichkeit groß, aber durch Beseitigung stagnierender Wässer und andere hygienische Maßregeln wurden die Gesundheitsverhältnisse so verbessert, daß nun die Lebensaussichten ebenso günstig sind wie in Europa.

Die Erfahrungen, die in tropischen Tiefländern mit europäischer Besiedelung gemacht wurden, sind entschieden ungünstig. Von Mittelamerika berichtet Prof. Sapper [44]), daß es dort um die Gesundheit der weißen Ansiedler schlecht bestellt ist und daß sie leicht den Einflüssen des Klimas erliegen, das erschlaffend wirkt, und zwar auch auf die Fortpflanzungsorgane, weshalb europäische Frauen meist kinderlos sind oder nur wenige Kinder haben. Südeuropäer passen sich leichter an als Nord- und Mitteleuropäer. In der Panamakanalzone haben die Amerikaner die Gesundheitsverhältnisse bedeutend verbessert, indem sie sanitäre Maßregeln mit eiserner Strenge durchführten; ähnliches ist aber nur dann möglich, wenn einer tropischen Siedelung bedeutende finanzielle Zuwendun-

[44]) Sapper, Mittelamerika; Ansiedlung von Europäern in den Tropen. 2. Teil.

gen von auswärts gemacht werden. Auf den kleinen Antillen nimmt die Zahl der Weißen fast überall ab, die Zahl der Neger und Mischlinge aber zu. Es hat sich herausgestellt, daß dem gelben Fieber Nordeuropäer viel leichter zum Opfer fallen als Südeuropäer. In Surinam (Südamerika) haben sich, wie Bloem berichtet[45]), nur wenige Nachkommen holländischer Ansiedler erhalten, die nach seiner Angabe zum größten Teil entartet sind.

Von Niederländisch-Ostindien, wo seit 300 Jahren europäische Kolonisation stattfindet, sagt Dr. Kohlbrugge, daß er nur eine Familie ermittelte, die rassenrein geblieben war und bereits in der vierten Generation dort lebte[46]). Es gibt in Niederländisch-Ostindien zwar Gegenden mit einem für Europäer günstigen Klima, aber im Verhältnis zum Ganzen sind sie nicht groß und sie hängen nicht zusammen, so daß die europäischen Ansiedler zwischen für die ungeeigneten Ländern eingeklemmt sein würden.

Die Europäer sind dem tropischen Tieflandsklima nicht angepaßt. Ihr Körper ist zu massig, ihre Haut gibt die Wärme weniger leicht ab als die dunkle Haut der Eingeborenen. Der große und massige Körper der Nord- und Mitteleuropäer, wie der amerikanischen Nordstaatler, ist wohl dem kalten Klima gut angepaßt, er eignet sich aber nicht für den Aufenthalt in den Tropen, wo er schwer kühl gehalten werden kann. Dem amerikanischen Arzt Dr. C. E. Woodruff[47]), der nach Ausbruch des spanisch-amerikanischen Krieges am Rekrutierungsgeschäft teilnahm, fiel der Gegensatz zwischen den schwachen Körpern der Freiwilligen aus den Südstaaten der Union und den starken, massigen Körpern der Leute aus den Felsengebirgs- und den nördlichen Präriestaaten auf. Doch hat die Erfahrung bewiesen, daß sowohl in Westindien wie auf den Philippinen die „Schwächlinge“ aus den Südstaaten tüchtige, widerstandsfähige Soldaten waren, während der massige nordische Typus nur zu leicht dem Klima erlag. Es ist denn auch das Durchschnittsgewicht der in heißen Ländern wohnenden Menschenrassen erheblich geringer als das der Europäer, Nordchinesen, nordamerikanischen Indianer und anderer Bewohner gemäßigter Klimate. Es gibt dort zwar sehr hochwüchsige Menschen, wie die Sudanneger, gewisse südamerikanische Indianervölker, Polynesier usw., aber erstens sind das Ausnahmen von der Regel, und zweitens sind diese großwüchsigen Tropenbewohner immer schlank und niemals massig.

Die dunkle Hautfarbe der Bewohner heißer Klimate bildet zwar keinen direkten Schutz gegen die Sonnenhitze, denn es ist bekannt, daß kalte dunkle Flächen die Sonnenwärme stärker aufnehmen als helle. Aber dieser Nachteil der dunklen Hautfarbe wird dadurch mehr als aufgewogen, daß sie die Ausstrahlung der Wärme erleichtert, während helle Hautfarbe die Wärme zurückhält, also in den Tropen zu hohe Körpertemperatur veranlaßt, die nachteilig ist. Der Fettschimmer der Haut der Tropeneingeborenen erfüllt den-

[45]) Bloem, Niederländisch-Westindien; ebenda, S. 101 u. f.

[46]) Kohlbrugge, Einfluß der Tropen auf den blonden Europäer. Archiv für Rassen- und Ges.-Biol., 7. Jg., S. 575.

[47]) Woodruff, Expansion of Races. S. 234—245. New York 1909.

selben Zweck wie die Dunkelfärbung der Haut, denn kalorimetrische Versuche haben gezeigt, daß die Fette ein sehr beträchtliches Strahlungsvermögen für Wärmestrahlen besitzen. Der Fettschimmer der Haut ist mithin ein Abkühlungsmittel. So ist es auch erklärlich, daß die Neger in den amerikanischen Nordstaaten sich schwer warmhalten können, während die Haut der Weißen Wärme zurückhält, dem kalten Klima angepaßt ist.

Es kommen auch noch andere Eigenschaften der Haut in Betracht, die den Klimaten angepaßt sind. Die Haut der dunkelfarbigen Rassen ist durch unvergleichlich heftige Hautatmung ausgezeichnet; diese massenhafte Verdunstung von Körperflüssigkeit durch die Haut erzeugt hochgradige Verdunstungskälte und darum fühlt sich z. B. die Negerhaut um so kühler an, je heißer die Sonne brennt. Beim Weißen aber bleibt in feuchtheißen Ländern der Schweiß auf der Haut stehen, ohne zu verdunsten.

Überdies ist die dunkle Hautfarbe eine Schutzeinrichtung gegen die chemischen (ultravioletten) Lichtstrahlen, und diese Funktion ist wahrscheinlich die wichtigste, weshalb die Hautfarbe überall der maximalen Intensität des Lichtes entspricht, in stark belichteten Erdräumen am dunkelsten ist. Selbst in unserem Klima kann, beispielsweise bei forcierter Sonnenkur, der Körper des Menschen geschädigt werden, wenn die Gesamtstrahlung einen zu großen Gehalt an ultravioletten Strahlen aufweist. Wohl vermag die Haut als Lichtfilter zu wirken und damit Schutz gegen unerwünschte Strahlen zu bieten; aber diese Fähigkeit ist eng begrenzt und die Erfahrung hat gezeigt, daß sie blonden Menschen in geringerem Grade eigen ist als brünetten.

Bei den an das tropische Tieflandsklima angepaßten Rassen haben Gelenke und Muskeln eine größere Elastizität als beim Europäer, weshalb die Arbeit sie nicht so sehr anstrengt und so rasch ermüdet. Auch die Reaktionsschnelligkeit des Nervensystems ist in den Tropen bei den Farbigen größer als bei den Europäern. Daher kommt es, daß z. B. Javaner in kürzerer Zeit auf verabredete Signale antworten als Europäer und daß die Schnelligkeit bei diesen abnimmt, je länger sie in den Tropen verweilen. Die Aufmerksamkeit ist nach längerem Aufenthalt in tropischen Tiefländern stark vermindert. Aus noch nicht näher bekannten Gründen wird dort auch das Nervensystem des Europäers ungünstig beeinflußt. Schlaflosigkeit und Reizbarkeit sind meist die ersten Anzeichen der Schädigung der Nerven. Unter gewöhnlichen Verhältnissen zeigt der Eingeborene die Reizbarkeit des Europäers nicht, wohl aber dann, wenn er eine höhere europäische Bildung genossen hat und sein Geistesleben sich dem europäischen nähert. Die schädigende Einwirkung des Tropenklimas auf die Nerven wird von fast allen Europäern bekundet, die während ihres Aufenthaltes in der heißen Zone zu geistiger Arbeit gezwungen waren, die dort viel schwerer zu leisten ist als in der Heimat. Doch auch anhaltende und anstrengende Arbeit, wie sie in Europa üblich ist, kann in den tropischen Tiefländern wegen des erschlaffenden Einflusses der Klimas, namentlich der Sonnenhitze, nicht geleistet werden. Ist doch sogar in unseren Breiten die Arbeitsfähigkeit während der heißen Jahreszeit

erheblich geringer als sonst. Unsere Arbeitsweise paßt für tropische Tiefländer nicht.

Die nachteiligen Einwirkungen namentlich des tropischen Tieflandsklimas auf die weiße Rasse erklären das Mißlingen der spanischen, portugiesischen und holländischen Siedlungsversuche in Asien und Amerika. Es ist wahrscheinlich, daß in tropischen Tiefländern der Nachwuchs der Weißen nicht so zahlreich ausfällt, als erforderlich wäre, um die Ansiedler dort zu halten, ohne daß stets ein neuer Zustrom stattfindet. Besonders Kinder erliegen dem Tropenklima allzuleicht.

4. Vom Völkertod.

Von den Naturvölkern, die noch in geschichtlicher Zeit lebten, sind als reine Rasse nur die Tasmanier vollständig verschwunden, während Buschleute, Hottentotten, ebenso Maori, Hawaiier und andere Völker der Inselwelt im Stillen Ozean an Zahl stark zurückgegangen sind, teils durch Einflüsse des Kulturwandels, teils aber infolge von Rassenkreuzung. Ob Umwelteinflüsse allein hinreichen, einen „Völkertod" herbeizuführen, ist mindestens noch unerwiesen. Das Gleichgewicht einer Rasse kann durch Änderungen der Lebensbedingungen sicherlich gestört werden. Individuen, die früher tüchtig waren, werden im Daseinskampf unterliegen, während eine ganz geringe Abweichung anderer, die von Vorteil geworden ist, sie zum Überleben und zur Fortflanzung fähig macht. Solche Änderungen können auf menschliche Gemeinwesen einen sehr unheilvollen Einfluß haben. Ob sie zum Untergang statt zu weiterer Anpassung führen können, steht nicht fest. Man darf es bezweifeln, denn es läßt sich kaum eine tiefergreifende Änderung der Lebensbedingungen denken als die, welcher die afrikanischen Neger bei ihrer Verpflanzung nach Nordamerika ausgesetzt waren. Sie führte nicht zum Niedergang, sondern im Gegenteil zu rascher Ausbreitung, die nur durch die fortschreitende Vermischung bedroht ist. Beide Menschenformen, die Weißen wie die Neger, strengen alles an, um sich mehr voneinander zu sondern, in dem instinktiven Empfinden, daß dies besser sei als Vermischung.

Die Meinung Paul Kammerers[48]), daß dem Fortbestand jeder Art, auch dem Fortbestand des Menschengeschlechts, natürliche Grenzen gezogen seien, weil der Lebenslauf der Art wie jener der Person in Jugend, Blüte der Kraft und rückschreitendes Alter zerfiele, dem der Arttod folgt, ist durchaus schlecht begründet. Übrigens schränkt Kammerer die Behauptung von dem notwendigen Arttod selbst ein, indem er sagt, der innerlich bedingten Lebensbegrenzung einer Art könne durch Wechsel der äußeren Lebensbedingungen entgegengewirkt werden. Das gleiche Ergebnis hat aber auch die Anpassung der Lebewesen an die geänderte Umwelt zufolge, und die Fähigkeit dazu ist bei den hochdomestizierten Menschen besonders

[48]) Kammerer, Einzeltod, Völkertod, biologische Unsterblichkeit. 1. Abschnitt. Wien 1918.

groß, weit größer als bei den Naturvölkern. Das ist im Vorstehenden wohl klar genug gezeigt worden.

Wenn vom Völkertod gesprochen wird, weist man meist auf das Verschwinden der großen Reiche des Altertums hin, obzwar es sich dabei nicht um das Zugrundegehen von Lebensgemeinschaften handelte — die nur durch wesentliche Hemmung der Fortpflanzungsmöglichkeit eintreten könnte — sondern um das Aufhören des Bestands bestimmter sozialer Organisationen. Es ist nicht einzusehen, weshalb soziale Organisationen, wie sie die Staaten darstellen, denselben Gesetzen von Wachstum und Verfall unterliegen sollen wie die Organismen, die Lebewesen. Der physiologische Tod der Einzellebewesen ist eine notwendige Vorbedingung der Möglichkeit der Anpassung der Organismen an die einem fortwährenden Wechsel unterworfenen Daseinsbedingungen, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß die Grenzen der individuellen Anpassungsfähigkeit verhältnismäßig enge sind, weit engere als die Anpassungsfähigkeit einer Art in einer Reihe von Generationen. Der Generationswechsel, und damit die notwendige Anpassungselastizität einer Art, wird durch die Fortpflanzung erreicht. Diese wieder setzt das Sterben der Einzelwesen voraus, da sich bei Unsterblichkeit, wenn zugleich Fortpflanzung bestünde, die Zahl der Wesen so stark vermehren würde, daß für sie alsbald zu wenig Raum auf der Erde wäre. Der Tod ist ein Mittel gegen die schrankenlose Vermehrung der Individuen. Staatliche Organisationen hingegen unterliegen nicht den biologischen Gesetzen, sie sind keine Organismen; sie pflanzen sich nicht fort und müssen deshalb auch nicht notwendigerweise untergehen, um neuen Staaten Platz zu machen. Als soziale Gebilde unterstehen sie vielmehr eigenen Gesetzmäßigkeiten. Die soziale Gemeinschaft hat kein besonderes Leben; sie ist nichts über den Individuen Stehendes, sondern nur eine Beziehung der Einzelnen zueinander, eine notwendige Ausrichtung jedes Einzelbewußtseins auf das andere, eine Verflochtenheit aller Individuen in dieselbe fundamentale Gesetzlichkeit ihres geistigen Daseins. Die soziale Gemeinschaft an sich ist nicht eine organische Lebendigkeit, sondern eine mentale Bezogenheit. Nicht im Triebhaften, sondern im Denkhaften wurzelt alle Gemeinschaft: in dem geistigen Charakter des Menschen selbst, demzufolge er kein anderes Bewußtsein gewinnen und aus keinem anderen Geiste heraus tätig werden kann als aus einem solchen, in welchem er sich innerlich bereits mit geistig gleichgestellten Nebenmenschen verbunden, auf sie hingewiesen und mit ihnen vergesellschaftet sieht. In der Tat läßt sich auch der durch die geschichtliche Erfahrung erwiesene Untergang von Staaten in keiner Weise mit dem persönlichen Tod von Lebewesen vergleichen. Recht deutlich zeigt das Max Verworn [49]. Auf die Frage, wodurch der Untergang eines politischen Systems, eines Staates, eigentlich gekennzeichnet sei, antwortet Verworn: „Wenn wir den Begriff eines politischen Systems definieren als eine selbständige Gemeinschaft von Individuen, die auf eigenem Territorium durch eine einheitliche Organisation vereinigt ist, so kann der Untergang desselben nur bestehen in dem Verlust der Selb-

[49]) Max Verworn, „Die biologischen Grundlagen der Kulturpolitik". Jena 1916.

ständigkeit oder der Einheitlichkeit in der Organisation. Eine Einbuße an Individuenzahl oder an territorialem Besitz braucht nicht den Untergang des Systems zur Folge zu haben", so lange sie nicht so weit geht, daß die Selbständigkeit des Gemeinwesens aufhört. Eine vollkommene Vernichtung aller Einzelwesen oder des Territoriums wäre nur durch Katastrophen denkbar; sie könnte auch nur kleine Gemeinwesen betreffen. Wenn die Selbständigkeit verloren geht, oder die einheitliche Organisation gebrochen wird, so fragt es sich wieder, ob wir diese Ereignisse als Naturnotwendigkeit der Entwicklung betrachten müssen oder betrachten dürfen. Verworn verneint eine solche Notwendigkeit, denn es können sich sowohl die Einzelwesen den staatlichen Einrichtungen anpassen, wie auch diese Einrichtungen und die ganze Kultur eines Gemeinwesens den veränderten Bedürfnissen der es bildenden Bevölkerung angepaßt werden können. „Wenn die bewußte Erkenntnis der notwendigen Korrekturen gleichen Schritt hält mit den Änderungen in den Lebensbedingungen, so ist das politische System physiologisch so unsterblich wie die Organismenwelt in ihrer Gesamtheit. Es kann die Kontinuität seiner Entwicklung bewahren, genau so wie die Organismenwelt trotz des Individualtodes die Kontinuität des Lebens erhält. Eine prinzipielle im innern Wesen des politischen Systems gelegene Todesbedingung ist so wenig zu finden, wie sie existiert für die Organismenwelt als Ganzes." (Verworn, a. a. O., S. 34.) In hohem Maße hängt das Schicksal jedes menschlichen Gemeinwesens davon ab, ob die zur Anpassung an veränderte Verhältnisse notwendigen Korrekturen von den Gliedern dieses Gemeinwesens — namentlich von seinen Führern — erkannt werden, ob und in welchem Grade sie ihr das Handeln bestimmende Denken der Wirklichkeit anpassen und damit unreales Denken vermeiden können. Ist ein Staatswesen auf einer Stufe der geistigen Kultur angekommen, auf der es erkennt, wo Korrekturen notwendig sind, und besitzt es die Energie, seine Erkenntnis in die Tat umzusetzen, dann bringt es auch dauernd seine inneren Einrichtungen untereinander und mit den äußeren sich ändernden Lebensbedingungen in Harmonie. Ein solches politisches System kann dauernd bestehen.

Wenn jedoch ein Staatswesen so geführt wird, daß es den Wirklichkeiten nicht entspricht und deshalb zusammenbrechen muß, so ist das kein Beweis von der Wirklichkeit des Völkertodes, der nur bei Fortpflanzungs- und damit Lebensunfähigkeit einer Rasse denkbar ist. Das jüdische Volk z. B. hat sein Staatswesen verloren, aber durchaus nicht seine Lebensfähigkeit, die fast zwei Jahrtausende nach dem staatlichen Zusammenbruch noch ungeschwächt fortbesteht.

A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn) in Bonn

Die Frau als Kamerad

Grundsätzliches zum Problem des Geschlechtslebens

von

Dr. Paul Krische

Zweite, unveränderte Auflage

Preis einschl. Teuerungszuschlag geheftet M. 7.35

Inhalt: Einführung — Die Frauenfrage in der Kulturgeschichte und Völkerkunde — Das Geschlecht nach den Einsichten der Lebens- und Seelenkunde (Biologisches und Psychologisches zur Frauenfrage) — Hemmungen — Vom unverzagten Willen zur Kameradschaft — Die Frau als ehelicher Kamerad — Die Frau als kameradschaftlicher Freund — Die Frau als Berufsgenosse — Die kameradschaftliche Frau und das geschlechtliche Frauenproblem — Die Frau als Volksgenosse — Die Frau als Weltbürger.

Soeben erschien:

Jugend!

Von

Dr. Paul Krische

Preis einschließlich Teuerungszuschlag 11 Mark

„Ein rechtes Wert zur rechten Zeit“ möchte man als Motto über diese neueste Schrift von Paul Krische setzen. Die frische, schwungvolle Art Krisches verwirkt sich mit dem stofflichen Inhalt des Buches zu einer prächtigen Harmonie. An der Hand geschichtlicher Tatsachen weist er die großen Erfolge der bereits in ihrer Jugend anerkannten Männer nach und stellt sich damit auf die Seite der Jungen, deren impulsives Drängen und Streben über die Grenzen des Althergebrachten hinaus nur allzuoft dem patriarchalisch bureaukratischen Geist von Eltern und Erziehern unterliegt. Er fordert ein Teilhaben der Jugend an den Geschehnissen unserer Zeit, eine Kameradschaft zwischen Jüngling und Jungfrau, zwischen Mann und Weib, in der sie vereint die gemeinsamen Kräfte zu einer ungeahnten Produktivität steigern.

Mit einer Wärme, die überaus sympathisch berührt, vertritt der Verfasser völlig neuartige Ideen, die geeignet sind, Eltern und Erzieher zu ernstem Nachdenken anzuregen und sie dahin zu führen, der Jugendpsyche mit höherem Verständnis entgegenzutreten und sie in ihren Eigenarten besser zu ergründen und zu würdigen.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Einzelpreis M. 14.— Vorzugspreis M. 10.50

ABHANDLUNGEN
AUS DEM GEBIETE DER
SEXUALFORSCHUNG

Herausgegeben im Auftrage der

Internationalen Gesellschaft für Sexualforschung von

Redigiert von Dr. MAX MARCUSE, Berlin

Band III Jahrgang 1920/21 Heft 5

Behandlung der Homosexualität: biochemisch oder psychisch?

Von

Dr. Albert Moll

Geh. Sanitätsrat in Berlin

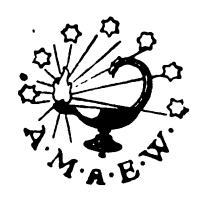


A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG, BONN

Behandlung
der
Homosexualität:
biochemisch oder psychisch?

Von

Geh. San.-Rat Dr. Albert Moll
in Berlin



BONN 1921
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn)

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Vorwort.

Die Frage der Behandlung der Homosexualität ist durch Steinachs Forschungen aktuell geworden. Die an diese geknüpfte Hoffnung, operativ die Homosexualität zu heilen, ist aber bisher kaum erfüllt worden. Jedenfalls wäre es ganz verfehlt, die psycho-therapeutische und psycho-hygienische Behandlung zu unterschätzen. Ich will in meiner Arbeit versuchen, die Bedeutung jeder dieser Behandlungsmethoden zu erörtern und übertriebne Hoffnungen auf die operative Behandlung einzudämmen. Die Behandlung hängt eng mit der Entstehungsart der Homosexualität zusammen. Ich muß deshalb auch auf diese ausführlicher eingehen. Hierbei verweise ich auf die noch immer nicht hinreichend gewürdigte Tatsache, daß sich die meisten homosexuellen Männer zu nicht geschlechtsreifen männlichen Personen hingezogen fühlen; einige zu Knaben, die meisten zu heranreifenden Jugendlichen, die aber noch im Stadium der Entwicklung sind und sich besonders noch durch Bartlosigkeit auszeichnen.

Einige Arbeiten, die nach Fertigstellung des Manuskripts erschienen sind, konnte ich nicht mehr berücksichtigen. Dies würde auch keinen wesentlichen Einfluß auf meine Stellungnahme ausgeübt haben. Es handelt sich u. a. um H. Stieve, Entwicklung, Bau und Bedeutung der Keimdrüsenzwischenzellen. Eine Kritik der Steinachschen Pubertätsdrüsenlehre. München u. Wiesbaden 1921; E. Kretschmer, Körperbau und Charakter. Berlin 1921; Arthur Weil, Geschlechtstrieb und Körperform. Zeitschrift für Sexualwissenschaft, August 1921; M. Hirschfeld, Hodenbefunde bei intersexuellen Varianten. Arch. f. Frauenkunde und Eug. (Beiheft) VII 2, 1921; A. Kronfeld, Der konstitutionelle Faktor bei sexuellen Triebanomalien nebst forensischen Bemerkungen. Zeitschrift für Sexualwissenschaft 1921, VIII. Band, Heft 1—3.

Berlin, Juli 1921.

Dr. Albert Moll.

die Möglichkeit, psychisch jemand von der Homosexualität zu befreien, ist von der Verschuldung durchaus zu trennen, denn es hat noch niemand meines Wissens behauptet, daß jeder Homosexuelle durch psychische Beeinflussung geheilt werden könne. Es gilt dies nur für einen Teil der Homosexuellen.

Anderseits können wir beobachten, daß übereifrige Verteidiger der Homosexualität die neuern Untersuchungen Steinachs, der morphologische Differenzen in den Hoden Homosexueller glaubt annehmen zu können, in dem ganz falschen Sinne verwerten, als ob damit nachgewiesen sei, daß die Homosexualität unveränderlich ist. Wir könnten — auf die Kritik gehe ich noch ein — morphologische Differenzen bei Homosexuellen annehmen und uns doch auf den Standpunkt stellen: die Entwicklung der Homosexualität ist nicht notwendigerweise an diese morphologischen Bedingungen geknüpft.

Die ganze Frage tritt sofort in ein andres Licht, wenn wir das in neurer Zeit von Verworn, Hansemann[1]) und andern empfohlene konditionale Denken in der Medizin an Stelle des ursächlichen setzen. Das ursächliche Denken besteht darin, eine Wirkung möglichst auf eine Ursache zurückzuführen, während doch in Wahrheit eine ganze Anzahl Faktoren zusammenwirken, ehe eine bestimmte Wirkung erzielt wird. Wenn wir jeden der zusammenwirkenden Faktoren nicht mehr einzeln als Ursache, sondern als Bedingung für das Eintreten einer Wirkung ansehen, wird die Fragestellung für die Homosexualität und andre sexuelle Perversionen ganz anders lauten. Sie lautet dann nicht mehr: Welches ist die Ursache der Homosexualität im einzelnen Falle? sondern: Welches sind die Bedingungen, unter denen die Homosexualität eintritt? Wenn wir dies tun, so haben wir wieder Bedingungen zu unterscheiden, die notwendig sind, damit die Wirkung eintritt und Bedingungen, die nicht unbedingt notwendig sind. Sehr schön hat Hansemann dies für eine ganze Reihe Krankheiten ausgeführt. Er zeigt z. B., daß der Tuberkelbazillus nur eine Bedingung für das Eintreten der tuberkulösen Lungenphthise ist. Die Tuberkelbazillen waren bisher allgemein verbreitet, und auch heute ist das noch gewöhnlich der Fall. Es müßten alle Menschen tuberkulös werden, wenn der Bazillus allein die Ursache der Krankheit wäre. Es muß noch etwas andres hinzukommen, wenn die Krankheit entstehen soll, und das ist, wie schon Freund gezeigt hat, die Stenose der Brustapertur, die bei der tuberkulösen Phthise der Lungenspitzen nie fehlt.

Übertragen wir dies konditionale Denken auf das Problem der Homosexualität, so lautet nicht die Frage: Ist eine bestimmte Beschaffenheit des Hodens die Ursache der Homosexualität? sondern: Ist eine bestimmte Beschaffenheit des Hodens eine Bedingung für das Eintreten der Homosexualität? und ferner, wenn die Frage bejaht wird: Ist sie eine notwendige Bedingung oder kann sie fehlen? Und ebenso würde die Frage für die psychischen Faktoren lauten müssen: Ist eine psychische Ursache eine Bedingung für die Entwicklung der Homosexualität? und bejahendenfalls: Ist sie eine

[1]) Über das konditionale Denken in der Medizin. Berlin 1912.

notwendige Bedingung? Dasselbe würde für das, was wir Degeneration nennen, gelten. Ist die Degeneration eine Bedingung bzw. notwendige Bedingung für die Entwicklung der Homosexualität oder nicht? In der Tat ist es richtig, in dieser Weise die Frage zu stellen. Wir werden uns dann über die Bedeutung der biologischen Faktoren, wenn dieses konditionale Denken Gemeingut wird, weit eher einigen können.

II. Die biochemische Behandlung.

Während man früher annahm, daß die Drüsen dazu bestimmt seien, Stoffwechselprodukte aus dem Körper zu entfernen, haben sich in neurer Zeit immer mehr die Erfahrungen gehäuft, die neben der erstgenannten exkretorischen Tätigkeit der Drüsen auch eine inkretorische annehmen lassen, d. h. eine unmittelbare Überführung von Drüsenprodukten in das Blut und die Lymphbahn. Die bei der innern Sekretion dem Organismus zugeführten Stoffe nennt man Hormone. Zwar weiß man schon lange, daß die exkretorischen Drüsenprodukte nicht nur unmittelbar nach außen geführt werden, daß vielmehr die Exkrete mitunter wieder von neuem in den Kreislauf eintreten. Die von der Leber abgesonderte Galle wird nicht durch den Darmkanal ohne weitres nach außen befördert, sie hat vielmehr im Darm noch wichtige Funktionen zu erfüllen, und es werden Bestandteile der Galle wieder dem Organismus zugeführt. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß ein Unterschied besteht, ob die Absondrungsprodukte von Drüsen nach außen befördert oder unmittelbar der Blut- und Lymphbahn zugeführt werden. Eine große Anzahl Drüsen, ich nenne nur als Beispiel die Schilddrüse, die Nebenniere, die Milz kannte man schon lange Zeit, aber ohne ihre große Bedeutung für den Organismus zu ahnen. Jetzt weiß man, daß sie der innern Sekretion dienen. Der Drüsenbegriff selbst steht in der Anatomie nicht ganz fest. Immerhin hat man bisher als Drüsen bestimmte morphologische Gebilde bezeichnet. Die Arbeiten über die Inkretion haben dazu geführt, den Drüsenbegriff nicht mehr so scharf morphologisch abzugrenzen, wie es früher geschah, man rechnet vielmehr zu inkretorischen Drüsen auch solche Organe oder Organteile, die morphologisch nicht als selbständige Gebilde erscheinen. Die Kenntnis der innern Sekretion hat sich in den letzten Jahren außerordentlich vergrößert. Zwei Drüsen, von denen man früher ebenfalls noch annahm, daß sie auf dem Wege der Nerven einen Einfluß auf den Organismus ausübten, sind als äußerst wichtig für die innre Sekretion erkannt worden: der Hoden und der Eierstock, d. h. die Geschlechtsdrüse des Mannes und die des Weibes. Die von ihnen erzeugten innersekretorischen Stoffe nennt man Sexualhormone. Beide Drüsen entfalten daher ebenso eine exkretorische Tätigkeit (Erzeugung des herauszubefördernden Samens und der Eier), wie eine inkretorische (Erzeugung der Sexualhormone). Die Drüsenteile, in denen die Sexualhormone erzeugt werden, nennen S t e i n a c h und L i p s c h ü t z die Pubertätsdrüse. Ich komme auf die Einwürfe noch zurück, die zum Teil mit Recht gegen die Benennung gemacht wurden. Die vom Eierstock abgesonderten

Sexualhormone sind spezifisch und von denen, die aus dem Hoden stammen, verschieden.

Welche Bedeutung hat nun die von der Pubertätsdrüse ausgehende innre Sekretion? Steinach sagt, die Pubertätsdrüse fördert die Entwicklung der homologen, und sie hemmt die Entwicklung der heterologen Geschlechtsmerkmale. Die homologen Geschlechtsmerkmale sind diejenigen, die zu dem entsprechenden Geschlecht gehören, die heterologen die, die dem entgegengesetzten Geschlecht zukommen. Bisher sprach man gewöhnlich von sekundären Geschlechtscharakteren, die man den primären entgegenstellte. Zu den primären rechnete man gewöhnlich nicht nur die Geschlechtsdrüsen, Hoden und Eierstock, sondern auch die dazugehörigen Geschlechtsorgane, besonders die der Begattung dienenden Teile. Indessen ist der Begriff der sekundären Geschlechtscharaktere nicht ganz festgelegt und augenblicklich besonders strittig geworden. Wird doch schon die Vermutung ausgesprochen, daß sogar die der Fortpflanzung dienenden Teile der Geschlechtsdrüse zu den sekundären Geschlechtscharakteren in dem Sinne gehören, daß sie von der Beschaffenheit der Pubertätsdrüse abhängig sind. Wenn auch der Satz von Steinach nicht als allgemein gültig angesehen wird, so kann man doch im großen und ganzen auch heute noch sagen, daß die sekundären Geschlechtscharaktere (beim Mann z. B. der typische Kehlkopf, Bartwuchs, die typische Anordnung der Schamhaare, Geschlechtstrieb zum Weibe, beim Weibe weibliches Becken, Brüste, lange Haare, die typische Anordnung der Schamhaare, Geschlechtstrieb zum Mann) zu den sekundären Geschlechtscharakteren gehören und von der Pubertätsdrüse entsprechend dem Geschlecht gefördert oder gehemmt werden. Ich komme jetzt zur Besprechung der Frage, welche Teile in den Geschlechtsdrüsen dienen der innern Sekretion?

Wenn man den Hoden durchschneidet, findet man zwischen den Samenkanälchen, in denen der Samen erzeugt wird, Zellen, die man als interstitielle bezeichnet. Es sind das große protoplasmareiche Zellelemente, die sich gruppenweise in einem lockern Bindegewebe zwischen den Kanälchen finden. Sie enthalten in wechselnder Menge Fettropfen, Pigmentkörnchen und Kristalloide [2]). Das Hodenparenchym bildet ein dichtes Konvolut von Kanälchen. In diesen findet die Samenbildung statt. Die Samenkanälchen haben eine bindegewebige Membran. Auf dieser findet sich ein mehrschichtiges Epithel, das aus zwei Arten von Zellen besteht, den Sertolischen Zellen und den Ursamenzellen. Erstere sind nur in einer Lage vorhanden und stellen Stützelemente dar, während die Ursamenzellen die Stammzellen der Spermatozoen sind. Die interstitiellen Zellen, auch Leydigsche Zellen genannt, werden als Sitz der innern Sekretion angesehen. Indessen nimmt Lipschütz [3]) an, daß neben den interstitiellen, den Leydigschen Zellen, auch die Sertolischen

[2]) Genaures hierüber bei Richard Weißenberg, Biologie und Morphologie: Das Geschlecht mit besonderer Berücksichtigung des Genitalsystems des Menschen. In Moll, Handbuch der Sexualwissenschaften, 2. Aufl. Leipzig 1921, S. 39 ff. Die obige morphologische und biologische Darstellung schließt sich fast wörtlich an Weißenberg an.

[3]) Die Pubertätsdrüse. Bern 1919.

Zellen beim Mann für die innre Sekretion in Frage kommen. Ja, Poll[4]) hält es nicht einmal für widerlegt, daß außer diesen beiden Zellgruppen beim Manne selbst die samenbildenden Zellen eine Rolle spielen. Ähnlich hat sich auch Stieve ausgesprochen[5]).

Komplizierter liegt die Sache beim weiblichen Geschlecht. Auf Durchschnitten des Eierstocks erkennt man eine große Zahl geschloßner Bläschen, die sich in verschiednen Entwicklungsstadien befinden. Zwischen diesen Bläschen findet sich das Zwischengewebe und in ihm ebenfalls interstitielle Drüsenzellen, die den entsprechenden des Hodens in vielen Beziehungen ähnlich sind. In frischem Zustande sind sie charakterisiert durch Einlagerung von fettähnlichen Substanzen (Lipochrom). Sie sollen durch Umwandlung von Zellen der Theka folliculi entstanden sein, auf die ich noch zu sprechen komme.

Was die Bläschen betrifft, die man Follikel nennt, so werden die großen reifen Bläschen Graafsche Follikel genannt. Sie bilden sich langsam aus, und ich wiederhole das wichtigste, was Weißenberg darüber sagt. Die ursprünglichen Stadien heißen Primärfollikel. Hier sieht man die protoplasmareichen Eizellen mit ihrem großen bläschenförmigen Kern und deutlichem Kernkörperchen. Die Eizellen sind von den platten Follikelzellen umgeben. Allmählich wachsen die Eizellen und gleichzeitig die Follikelzellen, die schließlich ein hohes Zylinderepithel bilden, das die Eizelle umgibt. Als Produkt der Follikelzellen erscheint eine starke Membran, die Zona pellucida, die sich zwischen dem genannten Epithel und dem Ei befindet. Die Follikelzellen nehmen zu und umgeben schließlich das Ei nicht mehr einschichtig, sondern mehrschichtig. Zwischen den Follikelzellen entstehen Vakuolen, die mit Flüssigkeit gefüllt sind. Diese fließen zu einem größern Raume zusammen, dem Liquor follikuli, der mit eiweißhaltiger Flüssigkeit gefüllt ist. Außen von der Zona pellucida befindet sich der Liquor folliculi. Die Follikelzellen sind durch letztre in zwei Gruppen auseinandergedrängt, in eine, die die Eizellen unmittelbar umgibt und die, mit dem Strahlenkranz der Sonne verglichen, als Corona radiata bezeichnet wird, und in eine zweite Gruppe, die die Wand des mit Flüssigkeit gefüllten Bläschens austapeziert. Sie wird als Membrana granulosa bezeichnet. Bei noch weitrer Entwicklung nimmt dann der ganze Follikel an Umfang beträchtlich zu. Die das Ei umgebenden Zellen der Corona radiata ragen hügelartig nach innen hervor. Dieser Hügel wird als Discus oophorus bezeichnet, in seiner Mitte ist das Ei eingeschlossen. Dieser Follikel vergrößert sich weiter und erreicht dann die Endstufe seiner Ausbildung, d. h. das Stadium des Graafschen Follikels. Unterdessen hat sich um den Follikel eine besondre Bindegewebslage, die Theka folliculi, gebildet, in deren innerster Schicht polyedrische oder kuglige Zellen vorherrschen.

Wenn der Follikel reift, dehnt er sich immer mehr nach der Oberfläche aus, sprengt schließlich die Hülle, und das Ei tritt aus dem Eierstock heraus. Viele Follikel springen nicht, dann gehen

[4]) Medizinische Klinik 1920, Nr. 36.
[5]) Angeführt von Waldeyer-Hartz, Anatomie der endokrinen Drüsen. Archiv f. Frauenkunde u. Eugenetik, 7. Bd. 1921, 1. Heft, S. 28.

das Ei und die Wandzellen im geschloßnen Follikel zugrunde, was auch in den verschiedensten jüngern Stadien der Follikelbildung stattfindet. Diesen Vorgang nennt man Follikelatresie. Hierbei bilden sich vielleicht Zellen der innern Lage der Theka folliculi in Zellen um, die gleichwertig sind den bereits genannten interstitiellen Drüsenzellen. Der geplatzte Follikel verwandelt sich in einen drüsenartigen Körper, das Corpus luteum. Die Wandzellen des Follikels wuchern und werden zu großen, gelblich gefärbten Elementen. Auch diese Corpuslutein-Zellen sind, abgesehen von ihrer bedeutendern Größe, den interstitiellen Drüsenzellen außerordentlich ähnlich und enthalten wie diese in Form feiner Körnchen einen gelben Lipochromfarbstoff, der ebenso wie bei den interstitiellen Drüsen als Lutein bezeichnet wird. Unter der Voraussetzung, daß die Corpuslutein-Zellen im Gegensatz zu den interstitiellen Drüsenzellen epithelialer Abkunft sind, können sie als Granulosalutein-Zellen den interstitiellen Thekalutein-Zellen gegenübergestellt werden. Nach dieser Weißenbergschen Schilderung des morphologischen Zustandes gehe ich zur Hauptfrage über.

Wo findet in dem Ovarium die innre Sekretion statt? Die Ansichten gehen auseinander. In Frage kommen nach Knud Sand[6]) drei Gewebe: die Follikel, das Thekalutein-Gewebe (aus zugrundegegangnen Follikeln entstanden, die interstitiellen Drüsenzellen) und die Corpora lutea. Bucura nahm an, daß alle drei Gewebe wirken können, das Corpus luteum am stärksten, die Follikel am schwächsten. Auf jeden Fall, meint Knud Sand, sei das Corpus luteum und das Thekalutein-Gewebe bei der innern Sekretion beteiligt.

Man ersieht aus dem Vorhergehenden, daß die Frage, wo die innre Sekretion stattfindet, weder für den Hoden, noch für den Eierstock, endgültig gelöst ist, ja daß zum Teil dieselben Elemente möglicherweise der innern Sekretion dienen wie der äußern. Unter diesen Umständen kann man nicht, wie es sonst wohl geschieht, rein anatomisch die der innern Sekretion dienenden Teile der Geschlechtsdrüsen bezeichnen. Man ist vielmehr darauf angewiesen, eine Funktion der Bezeichnung zugrunde zu legen. Die Franzosen Ancel und Bouin[7]) haben zuerst darauf hingewiesen, welche Bedeutung die interstitiellen Drüsenzellen des Hodens für die innre Sekretion haben, sie haben deshalb den Ausdruck Glande interstitielle oder diastématique geprägt, dem im Deutschen Stützgewebedrüse entsprechen würde, da Diastema Stützgewebe bezeichnet. Da aber, wie wir gesehen haben, die Frage, wo die innre Sekretion stattfindet, gegenwärtig noch im Fluß ist, ist von andern lediglich die Funktion der Bezeichnung zugrunde gelegt worden. Knud Sand hat wohl einen ganz treffenden Ausdruck geprägt, indem er das für die innre Sekretion dienende Gewebe als Sexualhormongewebe bezeichnet. Da aber vielleicht dasselbe Gewebe für die innre Sekretion wie für die äußre zum Teil in Frage kommt, ist der Ausdruck ebenfalls nicht ganz treffend. Die alte Waldeyersche Einteilung

[6]) Moderne experimentelle Sexualforschung, besonders die letzten Arbeiten Steinachs. Zeitschrift f. Sexualwissenschaft, 7. Bd., 6. Heft, 1920, S. 178.
[7]) Presse Médicale 13. Jan. 1906.

der Geschlechtsdrüse im Sexualgewebe und germinatives Gewebe ist wegen des Ausdruckes „sexual", das sich ebenso auf die äußre wie auf die innre Sekretion beziehen könnte, für diese Funktionsbetätigung ebenfalls nicht prägnant genug. Steinach und Lipschütz haben, wie erwähnt, einen andern Ausdruck gewählt, und zwar Pubertätsdrüse. Sie wollen damit sagen, daß es sich um den Teil der Geschlechtsdrüse handelt, der den Erscheinungen der Pubertät zugrunde liegt. Die Schwäche dieses Ausdruckes ist klar. Er ist keine anatomische Bezeichnung, sondern nur eine funktionelle und steht insofern mit dem bisherigen Drüsenbegriff in Widerspruch. Trotzdem habe ich den Ausdruck ebenfalls angenommen, da er bereits allgemein verbreitet ist und ein beßrer, der die Funktion anzeigt, bisher nicht geschaffen ist, wenn ich auch zugebe, daß gerade die Bezeichnung Sexualhormongewebe manchen Vorzug hätte.

Im Gegensatz zur Pubertätsdrüse würden wir dann die Teile des Hodens und des Eierstocks, die der Fortpflanzung dienen, als Fortpflanzungs- oder Keimdrüse bezeichnen. Die Tätigkeit der Keimdrüse ist die exkretorische, beim Mann werden hier die Samenfäden, beim Weib die Eier erzeugt.

Wie der Ausdruck sagt, dient die innre Sekretion, d. h. die Tätigkeit der Pubertätsdrüse, der Ausbildung der Pubertät und damit der der sekundären Geschlechtscharaktere. Lipschütz nimmt zwei große Phasen der Pubertätsentwicklung an, und zwar entsprechend der Entwicklung der Zwischensubstanz. Die erste Phase sei das zweite Viertel der Embryonalzeit, die zweite Phase sei die Entwicklung der Pubertät [8]).

Indem ich auf die Schilderung der Steinachschen methodisch ausgeführten Experimente an dieser Stelle nicht eingehe, erwähne ich nur das folgende [9]). Es ist Steinach gelungen, das Geschlecht teilweise umzuwandeln. Wurden Männchen und Weibchen jung kastriert und ihnen Geschlechtsdrüsen des entgegengesetzten Geschlechts eingepflanzt, d. h. dem ursprünglichen Männchen Eierstöcke, dem ursprünglichen Weibchen Hoden, so entwickelte sich das Tier entsprechend den eingepflanzten Geschlechtsdrüsen. Das Männchen zeigte typische weibliche Erscheinungen, es entwickelte sich sogar die Brustdrüse, es sezernierte Milch, und es säugte zu ihm gelaßne Junge, während das ursprüngliche Weibchen sich wie ein Männchen benahm. Auch der Geschlechtstrieb entwickelte sich entsprechend den eingepflanzten Geschlechtsdrüsen, d. h. das ursprüngliche Männchen suchte jetzt Männchen auf, das ursprüngliche Weibchen Weibchen. Die Umwandlung des Männchens in ein Wesen mit

---

[8]) Das Wort Pubertät wird vielfach, auch von Lipschütz, falsch gebraucht. Pubertät ist ein Zustand und bedeutet den Zustand der Reife. Wenn man die Zeit der Reifung bezeichnen will, muß man von Pubertätsentwicklung oder Zeit der Pubertätsentwicklung sprechen. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff „mannbar" und „Reife". Beide Begriffe werden oft für die Zeit, in der sich die Pubertät entwickelt, gebraucht, während sie in Wirklichkeit gerade den Zustand bezeichnen sollten, der nach der Entwicklungszeit auftritt. Soweit ich sehe, bedeutet auch im Lateinischen das Wort Puber oder Pubes den erwachsnen, mannbaren Mann und Pubertas nicht die Geschlechtsreifung, sondern Geschlechtsreife.

[9]) Genaures hierüber siehe Moll, Handbuch der Sexualwissenschaften, 2. Aufl., Leipzig 1921, S. 1014 ff.: Die Pubertätsdrüse.

weiblichen Eigenschaften wird als Feminierung, die eines Weibchens in ein Individuum mit männlichen Eigenschaften als Maskulierung bezeichnet.

Damit war der Beweis geliefert, daß die Geschlechtsdrüsen nicht nur für die Bildung der sekundären Geschlechtscharaktere wichtig sind, sondern daß sie auch eine spezifische Wirkung haben, indem der Hoden männliche, der Eierstock weibliche sekundäre Geschlechtscharaktere erzeugt.

Den Versuchen folgte später die künstliche Erzeugung von Zwittern, indem früh kastrierten Tieren ein Hode und ein Eierstock eingepflanzt wurden. Beide heilten ein, und das Tier zeigte alle Merkmale des Zwitters. Wurden nichtkastrierten Tieren die Geschlechtsdrüsen des entgegengesetzten Geschlechts eingepflanzt, so gingen diese zugrunde. Die vorherige Kastration schien notwendig. Hingegen gelang es Knud Sand, eine artifizielle Mischung von Eierstock und Hoden zu erzielen, indem er die Hoden nicht entfernte, sondern in sie Ovarien einpflanzte. Es entwickelte sich eine echte Zwitterdrüse, in der sich noch nach Monaten Teile des Eierstockgewebes und Hodengewebes unterscheiden ließen.

Steinach [10]) hat ferner Untersuchungen an Ziegen gemacht, bei denen Zwittertum keine Seltenheit sei. Er nahm zwei Ziegenzwitter, die vorwiegend weiblich gebildet waren. Der zweite Fall soll uns hier beschäftigen, weil es sich um eine homosexuelle Ziege handelte. Zur Kontrolle wählte er eine Schwester dieser Ziege. Als diese brünstig und bockig wurde, blieben bei dem eigentlichen Versuchstier solche Brunstzeichen aus. Sie besprang aber die übrigen Ziegen des Stalles, benahm sich also männlich. Die mikroskopische Untersuchung ergab eine zwittrige Beschaffenheit beider Eierstöcke. Es waren Stücke Hodensubstanz in den Eierstöcken eingesprengt. Steinach schloß daraus, daß die weibliche Pubertätsdrüse innerhalb der Zwitterdrüse so ausgebildet war, daß sich alle weiblichen Organe rechtzeitig entwickeln konnten. Nach und nach hätten sich dann die Eierstockselemente verringert und ihre innersekretorische Tätigkeit eingestellt; dadurch sei die männliche Pubertätsdrüse aktiviert worden und hätte schließlich ihre männlich-erotisierende Wirkung ausgeübt. Steinach schließt seine Ausführung mit dem Satz: „Mit den oben beschriebnen neuen Beobachtungen bei experimenteller Zwitterbildung, sowie mit Auffindung der zwittrigen Pubertätsdrüse bei einem naturgegebnen Fall konträrer Geschlechtsempfindung ist die Frage nach der biologischen Grundlage der Homosexualität wohl endgültig gelöst.“ So positiv hat sich meines Wissens Steinach später nicht mehr ausgesprochen. Er ist auch mit dieser Behauptung zu weit gegangen. Schon bei der Arbeit, die ich jetzt erwähne, spricht er nur von der angebornen Homosexualität, nicht von der Homosexualität schlechthin.

Er hat nämlich die Hoden von 6 homosexuellen Männern untersucht. In dieser Arbeit ist er in der Schlußfolgerung vorsichtiger als in der über die Ziegen, wo er allgemein die biologische Grund-

[10]) E. Steinach, Experimentelle und histologische Beweise für den ursächlichen Zusammenhang von Homosexualität und Zwitterdrüse. S. A. aus dem akademischen Anzeiger Nr. 11, Wien 1919.

lage der Homosexualität als endgültig feststehend hinstellt. Er spricht bei den Schlußfolgrungen nur noch von der angebornen Homosexualität, und dies ist wichtig, da sehr bedeutende Autoren annehmen, daß die angeborne Homosexualität die Ausnahme, und daß die Homosexualität meistens erworben sei. Steinach behauptet in dieser Arbeit, spezifische Verändrungen in den Hoden Homosexueller gefunden zu haben. Diese Verändrungen beziehen sich sowohl auf die Keimdrüse, die Steinach als Samendrüse bezeichnet, wie auf die Pubertätsdrüse.

Magnus Hirschfeld erklärt in einer populären Arbeit über die betreffenden Experimente Steinachs folgendes: „Erstens ist es ihm tatsächlich geglückt, in der Pubertätsdrüse von homosexuellen Männern in mehreren Fällen Abweichungen von der normalen männlichen Pubertätsdrüse mit dem Mikroskop festzustellen usw. Die von Steinach veröffentlichten Abbildungen von mikroskopischen Präparaten des Hodens Homosexueller weisen in der Tat besondre Eigentümlichkeiten auf. Diese Eigentümlichkeiten betreffen ausschließlich denjenigen Anteil, den wir als Pubertätsdrüse bezeichnen usw." Mit dieser Behauptung von Magnus Hirschfeld, daß nur die Pubertätsdrüse Abweichungen zeige, steht geradezu in Widerspruch, was Steinach selbst über diesen Befund sagt. Er glaubt nämlich Änderungen nicht nur in der Pubertätsdrüse, sondern auch in der Samendrüse, die wir als Fortpflanzungs- oder Keimdrüse bezeichnen, gefunden zu haben. Er beschreibt die Verändrungen in folgender Weise[11]).

Samendrüse: In allen fünf Hoden unverkennbare Zeichen von Degeneration, die mit dem Alter des Hodens fortschreitet und bis zur vollständigen Atrophie des samenbildenden Gewebes führt. Die Samenkanälchen stehen nicht dicht aneinander wie beim normalen Testikel, sondern in bald kleineren, bald größeren Abständen: ihre Querschnitte sind verengt, verkleinert; ihre Wandungen verdickt oder geschrumpft und von höckrigem oder zackigem Verlauf. Das Bild erinnert diesbezüglich sofort an den kryptorchischen Hoden. Einerseits beim jüngern Hoden, anderseits auch bei ein und demselben Altersstadium in der oberflächlichen, der Albuginea nahen Schichte sieht man zwischen den randständigen Sertolischen Zellen noch einzelne Spermatogonien liegen. Zahlreichre Spermatogonien sitzen zentralwärts den Sertolischen Zellen in einfacher oder mehrfacher Lage auf. Dazwischen befinden sich kernlose Zellen und Zellreste, sowie größre Gewebstücke. In der Oberflächenschicht des Hodens begegnet man noch Spermatiden und Spermaköpfen, die in der Tiefenschicht vollkommen fehlen.

Beim ältern Hoden ist die vollkommne Atrophie der Samendrüse eingetreten: Die Sertolischen Zellen sitzen wie ein einschichtiges Epithel gedrängt der Membrana propria auf; im übrigen sind die Kanälchen leer und sehr verengt. Aber auch die Sertolischen Zellen beginnen vielfach schon zu zerfallen. Und doch sind auch hier in der oberflächlichsten Schicht ganz vereinzelte Kanälchen unversehrt, wobei dahingestellt bleibt, ob es sich um ausnahmsweise Resistenz oder um Regeneration handelt. Diese Einzelkanälchen mit allen Stadien der Spermiogenese erklären es, daß sich im Ejakulat, welches vor der Operation untersucht wurde, geringe Mengen lebender und abgestorbner Spermatozoen gefunden haben; sie machen es verständlich, daß auch schwere Homosexuelle in ihrer Jugend Zeugungsfähigkeit besitzen.

Pubertätsdrüse: So sehr homosexueller und kryptorchischer Hoden im Bau ihrer Samendrüse übereinstimmen, ebensosehr weichen sie in ihrer Pubertätsdrüse voneinander ab. Bei Kryptorchismus zeichnet sich die Pubertätsdrüse durch kräftige Wucherungen Leydigscher Zellen aus, die in Inseln oder Haufen die weiten Zwischenräume zwischen den geschrumpften Samenkanälchen erfüllen. Beim homosexuellen

[11]) E. Steinach, Histologische Beschaffenheit der Keimdrüse bei homosexuellen Männern. Mitteilungen aus der biologischen Versuchsanstalt der Akademie der Wissenschaften, Physiolog. Abteilung, Nr. 39, Wien 1919, S. 2/3.

Hoden dagegen sind die typischen Leydigschen Zellen nicht vermehrt, eher verringert: ein Teil davon hat normale Größe und gesundes Aussehen. Ein andrer Teil ist plasmaarm, klein, unregelmäßig gestaltet, hie und da stark vakuolisiert, Zell- und Kernbegrenzung oft eingedrückt und verwischt: es handelt sich um atrophierende Zellen.

Außerdem finden sich in der Pubertätsdrüse der Homosexuellen vereinzelt oder zu Gruppen gesellt noch andre Elemente, die vor allem durch ihre Größe auffallen und, verglichen mit dem Durchschnitt der Pubertätsdrüsenzellen, im normalen oder kryptorchischen menschlichen Testikel folgende Eigentümlichkeiten vorweisen. Sie sind besonders reich an Protoplasma, infolgedessen zwei- oder dreimal so groß. Sie sind etwas schwächer färbbar. Sie besitzen große, vermöge geringern Chromatingehalts hellre Kerne, von denen in derselben Zelle sehr oft zwei, seltner drei vorhanden sein können. Das Zytoplasma ist stärker und gröber granuliert. Krystalle sind darin nur ausnahmsweise enthalten, im Gegensatz zu deren häufigem Vorkommen in den typischen Leydigschen Zellen. Unverkennbar ist die Ähnlichkeit dieser strotzenden, sukkulenten (aber nicht etwa Zellkonglomerate darstellenden, sondern einheitlichen) Gebilde mit Luteinzellen, besonders mit solchen, welche an rissigen Stellen oder am Rande des Corpus luteum frei aus der gepreßten Zellmasse heraustreten.

Er faßt dann die histologischen Kennzeichen des Hodens von Homosexuellen in folgender Weise zusammen: „Degeneration bis Atrophie der Samendrüsen; Verringrung und teilweise Degeneration der männlichen Pubertätsdrüsenzellen; Vorhandensein großer Zellen, die im Aussehen den weiblichen Pubertätsdrüsenzellen nahekommen." Die großen von ihm gefundnen Zellen seien den Luteinzellen ähnlich. Er nennt sie unverbindlich F-Zellen im Gegensatz zu den M-Zellen, die die Zellen der normalen männlichen Pubertätsdrüse sind (besonders Leydigsche Zellen).

Nach Benda[12]) sind die Steinachschen F-Zellen typische Leydigsche Zellen, die mit schlecht konservierten Reinkeschen Kristallen angefüllt sind. Auch nach Polls Annahme sind die F- und M-Zellen nicht voneinander zu unterscheiden. Steinach scheint in diesem Punkte einen schweren Irrtum begangen zu haben. Seine Annahme, man könne den Hoden von Homosexuellen — selbst wenn sich dies nur auf die angeborne Homosexualität bezieht — von dem Hoden normaler Männer heute unterscheiden, ist vorläufig nicht als bewiesen anzusehen. Auch Richard Mühsam[13]), der günstige Erfolge von der Hodentransplantation gesehen haben will, erklärt, daß sich die Steinachschen Befunde über die anatomischen Verändrungen im Hoden Homosexueller, wie sie auch Lipschütz in seinem Buche „Die Pubertätsdrüse" darstellt, nicht bestätigt hätten. Gerade in einem Falle ausgesprochner Homosexualität, wo sogar familiäre Grundlage der abnormen Neigung bestand, hätte man erwarten müssen, die Steinachschen Befunde bestätigen zu können. Hansemann hat den Hoden dieses Kranken genau untersucht und keinerlei Abweichungen in seinem Bau gefunden. Ebenso ergebnislos war die Untersuchung eines von einem 55jährigen aktiven Homosexuellen stammenden Hodenstücks, die Benda vorgenommen hat. Es lägen hier durchaus normale Verhältnisse, namentlich in Beziehung auf die Spermatogenese und die interstitiellen Zellen vor. Die geringre Verbreitrung des Binde-

[12]) Bemerkungen zur normalen und pathologischen Histologie der Zwischenzellen des Menschen und der Säugetiere. Archiv f. Frauenkunde u. Eugenetik, 7. Bd., 1. Heft, Leipzig 1921.

[13]) Über die Beeinflussung des Geschlechtslebens durch freie Hodenüberpflanzung. S.-A. aus der Deutschen medizinischen Wochenschrift 1920, Nr. 30.

gewebes, die allenfalls in Übereinstimmung mit Steinachs Befunden stehe, könne durch die verschiedensten anderweitigen Schädigungen erworben sein.

Damit entfällt auch Steinachs Annahme, man könnte bereits auf Grund der jetzigen Ergebnisse die eingeborne Homosexualität diagnostizieren, indem man eine Probeexstirpation am Hoden des Homosexuellen vornimmt. Ebenso entfällt damit, was Steinach über die M- und F-Zellen und ihre Beziehungen zum Zwittertum, zu dem auch die Homosexualität gehören würde, sagt. Er hält es nämlich nicht für ausgeschlossen, daß es M- und F-Zellen bei jedem Mann gebe. Im embryonalen und präpuberalen Leben bleiben die M-Zellen, so nennt er dann diejenigen, die maskulierend wirken, also beim Mann den Trieb zum Weib bewirken, an Zahl und Kraft vorherrschender und hemmen die Tätigkeit der F-Zellen. Es entsteht infolgedessen der männliche Habitus mit allen zugehörigen Mannesattributen. Vor der Reife oder später geschehe aber eine Umschaltung. Die großen F-Zellen werden aktiviert und betätigen von da an erstens ihre Hemmungswirkung, die zur Rückbildung der männlichen produktiven Gewebe und zum Teil auch der M-Zellen führt, zweitens machten aber auch die F-Zellen ihre Fördrungswirkung geltend auf bisher unbeeinflußte Apparate. Beschränkt sich diese auf das Zentralorgan, d. h. das Gehirn, so entsteht bloß die weibliche, auf den Mann gerichtete Triebrichtung, d. h. die Homosexualität. Erstreckt sie sich weiter, so entstehen auch körperliche Weibattribute, wie Busen, Hüftausladung, weibliche Form des Kehlkopfes, der Behaarung u. dgl. mehr. Wenn aber diese Auffassung Steinachs richtig ist, so ist die Hauptfrage für die Praxis noch nicht gelöst. Sie lautet: Woher kommt es, daß mitunter die F-Zellen, mitunter die M-Zellen aktiv werden?

Noch ein Weitres ist hier zu erwähnen. Steinach hat bisher nach seiner Angabe keinen Hoden festgestellt, selbst bei den offenbar gesiebten Homesexuellen nicht, wo diejenigen Elemente fehlten, die den Trieb zum Weibe grade nach seiner Theorie machen, nämlich die M-Zellen. Wenn wir weiter berücksichtigen, daß er sogar die Sertolischen Zellen, von denen angenommen wird, und auch Lipschütz anzunehmen scheint, daß sie zur Pubertätsdrüse gehören, so ist es mir schlechterdings unverständlich, wie man die Steinachschen Untersuchungen in dem Sinne verwerten kann, daß man sagt, hier sei der biologische und histologische Beweis dafür erbracht, daß die Homosexualität auf bestimmten Eigenschaften des Hodens beruht. Tatsache ist doch folgendes. Die M-Zellen, immer wieder vorausgesetzt, daß solche histologisch unterscheidbar sind, werden gefunden, F-Zellen werden gefunden. Steinach bestreitet nicht einmal, daß es auch im normalen Hoden F- und M-Zellen gibt. Auf solche vage Behauptungen hin will man heute behaupten, daß durch Steinach nachgewiesen worden sei, die Homosexualität ist eine angeborne Erscheinung. Selbst Steinach hat in der spätern Publikation nicht behauptet, daß die Homosexualität stets angeboren sei, sondern er hat nur für seine Fälle, wo er die Differenzen im Hoden gefunden zu haben glaubt, angenommen, daß es sich um eingeborne Fälle handle.

Ich erwähnte schon, daß, selbst wenn man die F- und M-Zellentheorie von Steinach als richtig voraussetzt, daraus nicht im mindesten hervorgeht, weshalb die F-Zellen in manchen Fällen später aktiviert werden. Nehmen wir aber diese Theorie als richtig an, so bleibt noch die weitere Frage zu erörtern, ob nicht diese Aktivierung erst durch die ungünstigen Einflüsse erfolgt, denen die Homosexuellen oft ausgesetzt werden. Da wir wissen, daß durch dauerndes Zusammensein von Personen des männlichen Geschlechts mit Ausschluß des weiblichen, ebenso von Personen des weiblichen mit Ausschluß des männlichen nicht nur homosexuelle Akte, sondern auch homosexuelle Neigungen entstehen, so würde, wiederum die Theorie Steinachs als richtig vorausgesetzt, zu untersuchen sein, ob nicht durch bestimmte psychische Einflüsse erst die „Aktivierung" eintritt. Wir wissen seit längrer Zeit bereits, daß die Drüsentätigkeit oft unter psychischen Einflüssen steht, und es wäre durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch die Pubertätsdrüse solchen Einflüssen zugänglich ist. Jedenfalls hat sich Steinach meines Wissens niemals dahin ausgesprochen, daß nicht durch psychische Einflüsse die Homosexualität in vielen Fällen erst geweckt wird, und noch deutlicher hat sich in dieser Beziehung Lipschütz geäußert, der keineswegs etwa die Homosexualität ausschließlich mit der innern Sekretion erklären will. Er erklärt z. B.[14]), daß das psychosexuelle Verhalten des Menschen nicht allein aus den innersekretorischen Wirkungen der Geschlechtsdrüsen erklärt werden könne. Die äußern Faktoren spielten bei der Determinierung des psychosexuellen Verhaltens des Menschen eine große Rolle. Es gehe das schon daraus hervor, daß die äußern Faktoren, die die Psyche gestalten, das Substrat selbst, d. h. das zentrale Nervensystem verändern, auf das die Geschlechtsdrüse durch ihr innres Sekret wirkt. Nur sei zuzugeben, daß man die Gesetze der innersekretorischen Wirkung der Geschlechtsdrüse in Betracht ziehen müsse, um zu einer Analyse des psychosexuellen Verhaltens des Menschen zu kommen. Jedoch bedürfe es hierzu noch weitrer Forschungen. An andrer Stelle spricht sich Lipschütz ähnlich aus.

Wichtiger scheinen die Berichte über die Folgen operativer Eingriffe bei Homosexuellen zu sein. R. Lichtenstern[15]) berichtete zusammenfassend über 18 Operationen, in denen er beim Menschen Hoden transplantierte. Die 18 Operationen wurden in 4 Fällen zur Heilung der Folgezustände nach Hodenverlust beim Erwachsnen, in 8 zur Beeinflussung der Homosexualität, in 6 Fällen zur Bekämpfung des Eunuchoidismus vorgenommen. Betrachten wir zunächst die erste Gruppe. Lichtenstern berichtet darüber folgendes: Die Zeit zwischen Verletzung bzw. Operation (Hodenverlust) und der Einpflanzung betrug in zwei Fällen wenige Monate; bei zwei andern acht und zehn Jahre. In den beiden letztern Fällen waren infolgedessen schon die Folgen der Spätkastration im vollsten Maße zur Entwicklung gekommen. In allen vier Fällen trat nach der Überpflanzung eines Hodens eine vollkommne und dauernde Wieder-

[14]) Die Pubertätsdrüse S. 128.
[15]) Archiv f. Frauenkunde u. Eugenetik, 7. Bd., 1. Heft, Leipzig 1921, S. 68 ff.

entwicklung der Männlichkeit ein, Erektion, typische männliche Behaarung, die in allen vier Fällen schon 5—6 Wochen nach dem Eingriff festgestellt werden konnte. Auch das ganze Wesen der Kranken habe sich gebessert, sie hatten eine energische und männliche Art wieder angenommen. In den zwei Fällen, wo jahrelang die Folgen der Spätkastration entwickelt waren, war die verkümmerte Prostata 8 bis 10 Monate nach der Inplantation wieder außerordentlich deutlich entwickelt. Der Geschlechtstrieb und die Fähigkeit zur Kohabitation sei in allen vier Fällen normal gewesen. Drei von diesen Kranken sind verheiratet und leben in vollkommen glücklicher Ehe.

Ähnlich sind die sechs Fälle von Eunuchoidismus verlaufen. Fast alle sekundären physischen und psychischen männlichen Sexuszeichen haben sich wieder entwickelt bzw. sind neu entstanden. Auch hier bildeten sich die Barthaare neu, die Achselhöhlen behaarten sich, die Pubes und die Extremitäten. Die Kastratenstimme nahm einen tiefern, heisern, mehr männlichen Charakter an, Libido und Potentia coeundi entwickelten sich. Ebenso habe sich das Wesen und der Charakter dieser Kranken vollkommen geändert. Vorher gedrückt und scheu, seien sie energisch, zielbewußt und arbeitsfreudig geworden.

Was die acht Fälle von Homosexualität anlangt, so handelte es sich um den einen Fall, der Lichtenstern zur Heilung der Kastrationsfolgen zugewiesen wurde und dessen anamnestische und somatische Untersuchung ergab, daß es sich um einen seit Erwachen des Geschlechtstriebes rein homosexuellen Mann handelte. Durch die Hodentransplantation sei der einseitige Geschlechtstrieb geschwunden und rein heterosexuell geworden. In den sieben andern Fällen wurde das Ideal der Operation, nämlich die doppelseitige Kastration und die nachherige Implantation eines normalen Hodens nicht ausgeführt, da Lichtenstern den radikalen Eingriff der beiderseitigen Kastration scheute. Trotzdem hatte sich auch in diesen sieben Fällen eine deutliche Beeinflussung der homosexuellen Neigung gezeigt. Dieser Trieb sei zurückgedrängt und das normale Empfinden entwickelt worden.

Auch R. Mühsam[16]) in Berlin veröffentlichte drei Fälle von Hodenüberpflanzung. Der eine betraf gleichfalls eunuchoide Erscheinungen. In den beiden andern Fällen handelte es sich das eine Mal um einen bisexuellen Mediziner, das andre Mal um einen rein Homosexuellen. Auch hier sind nach Mühsams Ansicht außerordentlich günstige Erfolge betreffend die Heterosexualität beobachtet worden.

In dem einen Fall, den Richard Mühsam veröffentlichte[17]), hat dieser selbst angegeben, daß der Homosexuelle oder vielmehr Bisexuelle vor der Operation besondre Anfechtungen als Soldat durch das dauernde Zusammensein mit jungen Männern gehabt, seinen Trieb aber immer zu beherrschen gewußt habe. Mühsam

16) Archiv. f. Frauenkunde u. Eugenetik, 7. Bd., 1. Heft, Leipzig 1921, S. 70.
17) Über die Beeinflussung des Geschlechtslebens durch freie Hodenüberpflanzung. S.-A. aus der Deutschen medizinischen Wochenschrift Nr. 30, 1920.

hält trotzdem den Fall als operativ geheilt. „Denn wenn auch der ihn erregende Einfluß des Beisammenseins mit vielen Männern nach dem Kriege fortgefallen war, so hat der sich beobachtende junge Mann doch ein immer stärkres Hervortreten der heterosexuellen Neigungen auf sich feststellen können.“ Der Grund, weshalb Mühsam den Fall als operativ und nicht durch Eintritt in eine neue soziale Umgebung geheilt ansieht, ist der, daß bei dem jungen Mann nicht nur die gleichgeschlechtliche Neigung fortfiel, sondern sich auch die Heterosexualität entwickelte. Indessen hätte Mühsam dies schwerlich angenommen, wenn er die vielen Fälle gleichgeschlechtlicher Umgebung gekannt hätte, bei denen sich sofort die Heterosexualität entwickelt, wenn die Homosexualität schwindet. Es gibt einzelne Fälle, wo erst ein Stadium der Neutralität eintritt. Indessen ist dies keineswegs notwendig. Wenn keine andern Stützen für die Bekämpfung der Homosexualität durch Operation bestehen als solche Erwägung, dann würde die operative Behandlung überhaupt auf sehr schwankem Boden stehen. Hier haben wir einen typischen Fall, wo nach den eignen Mitteilungen des Operatörs gleichzeitig mit der Operation eine Ändrung des Milieus stattfand, so daß der Einfluß der Operation in diesem Falle nach keiner Richtung als bewiesen angesehen werden kann. Damit behaupte ich nicht etwa, daß die psychischen Faktoren stets das Maßgebende sind.

Was den dritten Fall Mühsams betrifft, so wird mir allerdings von privater Seite mitgeteilt, daß er sich nach keiner Richtung als eine Heilung erweise, und Herr Kollege Mühsam war so freundlich, mir auch mitzuteilen, daß ein zweiter Transplantationsversuch hier gemacht wurde. Jedenfalls ist die Beobachtungszeit viel zu kurz, um endgültige Erfolge anzuerkennen. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß die Vorbedingungen für die Operation für den Erfolg zum Teil auch nicht ganz günstig sind. Steinach hatte seinerzeit angenommen, daß die Maskulierung von Weibchen erst dann eintrete, wenn das Weibchen vorher kastriert worden ist. Wenn es auch gelungen ist, gelegentlich experimentell — ich verweise auf das, was ich oben über Knud Sand gesagt habe — männliche und weibliche Drüsen einheilen zu lassen, so bleibt doch immer noch die alte Steinachsche Erfahrung bestehen, wonach dies gewisse Schwierigkeiten zu bereiten scheint. Wenn daher auch die bisherigen operativen Erfolge meiner Ansicht nach ungünstiger sind als zum Teil die Autoren in Veröffentlichungen annehmen, so könnte auch das ungünstige Resultat darin begründet sein, daß die vorherige Kastration nicht erfolgt ist. In dieser Beziehung gibt der eine Fall von Lichtenstern, wo eine Kastration stattgefunden hat, doch ein ganz andres Bild, das die operative Behandlung nicht ganz aussichtslos erscheinen läßt.

Was die operativen Eingriffe betrifft, so muß man für jeden Fall zur Beurteilung eine genaue Krankengeschichte, besonders auch die Anamnese haben. Ein Teil der Operationen ist, wie ich privatim höre, erfolglos geblieben.

Man müßte aber von jedem Fall eine genaue Krankengeschichte haben, um den Wert zu beurteilen. Wie alt waren die Betreffenden, hatten sie nur homosexuelles Empfinden oder war auch heterosexu-

elles vorhanden, hatten sie sonst konträr-sexuelle Geschlechtscharaktere? Wie lange ist die Heilung beobachtet worden? Was wird als Heilung angesehen, einfache Erektion oder starker Geschlechtstrieb? Worin äußerte sich der Geschlechtstrieb, nur in Umarmungen oder in Beischlaf? Haben vor, während und nach der Operation besondre psychische Einwirkungen stattgefunden, ist z. B. der Betreffende nach der Operation in eine andre Umgebung gekommen, die vielleicht für die Haftung der heterosexuellen Empfänglichkeit günstig war?

Nahe liegt der Einwand, daß es sich um eine Suggestionswirkung handelt. Zweifellos kann man durch Suggestion eine ganze Reihe homosexueller Männer in heterosexuelle verwandeln. Ob dies die Homosexuellen und deren Vorkämpfer bestreiten oder nicht, ist gänzlich gleichgültig für die Beurteilung der Sache. Es können auch andre psychische Faktoren vorhanden sein. So kann eine verständige psychosexuelle Hygiene ohne Suggestion wirken. Auch die einfache Erwartung, die von der gewöhnlichen Suggestion zu unterscheiden ist, kann einen mächtigen Impuls für das Erwachen einer bestimmten Richtung des Geschlechtstriebs geben, kurz und gut, wir sind bisher noch nicht in der Lage, die psychischen Faktoren auszuschließen.

Lichtenstern hat mit Steinach[18]) in der Münchner medizinischen Wochenschrift folgenden Fall beschrieben. Ein 30jähriger Homosexueller mit angeblich angeborner Homosexualität zeigt auch sonst viele feminine somatische Zeichen. Beide Hoden waren tuberkulös und wurden deshalb entfernt. Da zufällig ein kryptorchischer Hoden eines zu gleicher Zeit operierten Mannes zur Verfügung stand, wurde eine Implantierung vorgenommen. In der sechsten Woche soll sich die Homosexualität in Heterosexualität verwandelt haben. Ein Jahr nach dem Eingriff heiratete der Patient und soll eine ganz normale Vita sexualis gehabt haben. Man wird einem solchen Fall gegenüber nicht ohne weitres behaupten dürfen, daß die psychische Beeinflussung das Wesentliche ist. Man wird vielmehr berechtigt sein, für einzelne Fälle der Einpflanzung eines normalen Hodens die Hauptursache für das Wecken des heterosexuellen Triebes zuzuschreiben.

Zur Erklärung erwähne ich folgendes: Man hat lange Zeit die Homosexualität in die angeborne und die erworbne eingeteilt. Krafft-Ebing verdanken wir diese Einteilung in erster Linie. Ich selbst habe eine angeborne Disposition zur Homosexualität bei vielen Leuten schon seit langer Zeit angenommen. Ich habe die Homosexualität in solchen Fällen als einen konträr entwickelten sekundären Geschlechtscharakter aufgefaßt und hingestellt. Ich sagte folgendes darüber: Jeder sekundäre Geschlechtscharakter kann gelegentlich auf das falsche Geschlecht übergehen. In dem einen Fall sehen wir z. B. Männer mit Brüsten, im andern Frauen mit Bärten, in dem einen Männer mit weiblicher Kehlkopfbildung, im andern Frauen mit männlicher. Wenn ich die Richtigkeit der Einreihung des konträren Geschlechtstriebes unter die konträren sekun-

18) Münchner medizinischen Wochenschrift 1918, Nr. 6.

dären Geschlechtscharaktere begründen will, ist es notwendig, vom normalen heterosexuellen Trieb auszugehen. Handelt es sich bei diesem um eine eingeborne oder um eine erworbne Eigenschaft? Meines Erachtens kann kein Zweifel sein, daß es sich um eine eingeborne handelt. Schon die Erscheinungen in der Tierwelt zeigen dies auf das allerdeutlichste. Es ist nicht ein Zufall des Lebens, daß sich der normale Mann zum Weib, das normale Weib zum Mann hingezogen fühlt. Tiere, die niemals andre Tiere gesehen haben, suchen in der Regel ein Individuum des andern Geschlechts zur Begattung. Der Umstand, daß wir auch in der Tierwelt homosexuelle Erscheinungen beobachten, spricht nicht dagegen; sie sind das seltnere und kommen fast niemals vor, wenn geeignete weibliche Individuen anwesend sind. Wenn es auch öfters vorkommt, daß junge Tiere homosexuelle Erscheinungen zeigen und solche auch bei erwachsnen Tieren, wenn sie vom andern Geschlecht ausgeschlossen sind, auftreten, so ist auch das Normale der spontane Durchbruch der Heterosexualität. Dies zeigt sich bei allen Arten von Tieren, auch bei solchen, die eine Anleitung von Elterntieren nicht erhalten haben können, z. B. bei vielen Fischen oder isoliert lebenden Raubtieren, die ihre Elterntiere sofort verlassen, sobald sie imstande sind, sich selbst Nahrung zu suchen. Auch bei den in der Gefangenschaft gebornen Tieren findet sich dasselbe. Dieses und manches andre spricht dafür, daß die Heterosexualität eine eingeborne Reaktionsfähigkeit ist.

Wenn wir dies aber annehmen, so werden wir weiter fragen müssen, ob die Homosexualität eingeboren oder erworben ist. Wenn auch der Bart des Mannes, die Zähne dispositionell bei der Geburt vorhanden sind, so entwickeln sie sich doch erst viele Jahre später im Leben. Die spätre Entwicklung hat also nichts mit dem Eingebornen zu tun. Ebenso aber, wie wir nun sehen, daß andre sekundäre Geschlechtscharaktere auf das falsche Geschlecht übergehen können, werden wir dies auch für die Triebrichtung gelegentlich erwarten dürfen. Es wäre deshalb verfehlt, zu behaupten, daß die Homosexualität nicht eingeboren sein kann. Ebenso verfehlt wäre es freilich zu behaupten, daß sie immer eingeboren ist. Die oben erwähnten Fälle sprechen schon dafür, daß sie mitunter erworben ist. Aber auch hier ist wohl in den meisten Fällen etwas vorhanden, was ein eingeborner Faktor ist, und zwar eine Labilität des Nervensystems, die in vielen Fällen als Degenerationserscheinung aufgefaßt werden muß. In solchen Fällen besteht die Neigung, daß sich nicht die normalen festen psychischen Verknüpfungen ausbilden, sondern daß eine Lockrung derselben besteht und infolgedessen perverse Reaktionsfähigkeiten leichten Boden finden. So ist es durchaus erklärbar, daß Homosexualität ebenso wie Fetischismus und andre Perversionen gelegentlich infolge einer Labilität des Nervensystems erworben sein kann.

Haben wir demgemäß in der normalen Richtung des Geschlechtstriebes einen sekundären Geschlechtscharakter zu sehen, so wird die Auffassung des konträren Triebes als konträren sekundären Geschlechtscharakter, ähnlich wie wir dies für andre sekundäre Geschlechtscharaktere finden, kaum als unrichtig angesehen werden

können. Es wäre mit dieser Auffassung durchaus vereinbar, daß der Hoden des Homosexuellen von dem des Heterosexuellen zuweilen morphologisch abweicht, auch wenn die Art der Abweichung noch nicht festgestellt ist und, wie es scheint, die Steinachschen Angaben nach dieser Richtung irrtümlich sind, und daß die Einpflanzung eines normalen Hodens bei manchen Homosexuellen die heterosexuelle Geschlechtsrichtung erleichtert.

Soweit die zum größten Teil recht dürftigen Krankengeschichten ein Urteil zulassen, halte ich in einem Teil der Fälle es für unwahrscheinlich, daß es sich lediglich um psychische Wirkungen handelt, auch wenn ich eine private Mitteilung berücksichtige, daß neben der Operation in solchen Fällen ein stark psychohygienischer Einfluß ausgeübt wird, die Betreffenden z. B. sich nicht nach der Operation in Päderastenklubs und ähnlichen Vereinen herumtreiben. Ich kann mir sehr wohl denken, daß die angebornen homosexuellen Dispositionen eine Änderung durch Implantation eines normalen Hodens erfahren, auch wenn zuzugeben ist, daß Steinachs Annahme, man könne heute schon homosexuelle und heterosexuelle Hoden unter dem Mikroskop unterscheiden, einen großen Irrtum darstellt.

III. Psychische Behandlung.

Jedenfalls werden wir die Frage der Behandlung der Homosexuellen auf diesem Wege nicht als gelöst ansehen dürfen. Auch wird fast immer ein praktisches Hindernis entgegenstehen, nämlich der Umstand, daß fast niemals derartige Hoden[19]) für die Einpflanzung zur Verfügung sein werden. Dies würde schon die Frage aufwerfen lassen, ob wir nicht verpflichtet sind, nach andern Heilmitteln Umschau zu halten, die leichter anwendbar sind. Wenn dies für die psychische Behandlung der Fall ist, so wird naturgemäß diese, da sie nicht an eine meistens unmögliche Voraussetzung, Beschaffung eines heterosexuellen Hodens gebunden ist, berücksichtigt werden müssen. Aber man wird weiter folgende Bedenken überhaupt geltend machen müssen, die nichts mit der Beschaffung des normalen Hodens zu tun haben. Ich erwähnte eben, daß man sehr oft die Homosexualität in die eingeborne und die erworbne Form teilt. Diese Tren-

[19]) Es besteht aber die große Gefahr, daß sich aus dieser Indikation sogar eine Art Hodenhandel entwickelt, und es ist mir bereits in dieser Beziehung Material bekannt geworden. Ein junger Mann bekam für seinen normalen Hoden von einem Arzt 500 Mark, und dieser Hode wurde, wie mir der Herr mitteilte, einem reichen Mann eingepflanzt. Dem jungen Mann genügten die 500 Mark nicht, als er erfuhr, daß der reiche Herr tausende für die Operation bezahlt hätte. Der Einwand, daß ein Hode für die Fortpflanzung genügt, ist nicht stichhaltig, denn der Betreffende würde unter Umständen bei einer Erkrankung des übriggebliebenen Hodens zeugungsunfähig werden, während er bei Besitz beider Hoden einer solchen Gefahr viel weniger ausgesetzt ist. Weiter kommt hinzu, daß wir noch gar nicht wissen, ob nicht das Vorhandensein von zwei Hoden einen bestimmten Zweck hat. Jedenfalls sei darauf hingewiesen, daß auch strafrechtlich die Frage keineswegs harmlos liegt. Der alte Grundsatz volenti non fit iniuria besteht strafrechtlich durchaus nicht unbedingt. Die Entfernung eines normalen Hodens lediglich, um ihn einem Zweiten einzupflanzen, kann, selbst wenn dieser Hode bezahlt wird und der Betreffende nach Aufklärung des Sachverhalts seine Einwilligung gegeben hat, eine schwere Körperverletzung darstellen und strafbar sein.

nung ist jedoch nicht ohne weitres durchführbar. Wir haben nicht zu vergessen, daß alles, was der Mensch hat, alle Eigenschaften des Menschen, sowohl die des Körpers, wie die der Seele, ein Produkt von Eingebornem und Erworbnem sind. Nehmen wir selbst an, daß die Homosexualität in vielen Fällen eingeboren ist, so geht daraus noch nicht hervor, daß sie in Wirklichkeit mit Sicherheit zur Ausbildung kommen muß. Angeboren kann nur die Disposition zur Homosexualitätsentwicklung sein, und wir wissen, daß viele ererbte Tendenzen, wenn man sie nur richtig behandelt, überhaupt niemals im Leben manifest werden. Dies gilt auch für die Homosexualität. Aber es ist mehr als fraglich, ob nicht in zahllosen Fällen überhaupt das Schwergewicht auf das Erworbensein zu legen ist, und zwar nach folgender Richtung. Es ist nämlich sehr oft nur eine allgemeine Labilität des Nervensystems angeboren, und in einem solchen Falle können sich irgendwelche Verändrungen von Gefühls- und Triebrichtungen im Leben selbst leichter ausbilden, als wenn diese Labilität nicht besteht. Diese Labilität findet sich besonders oft unter dem Einfluß der angebornen Entartung. Hier ist nur angeboren eine Labilität des Nervensystems, nicht aber eingeboren irgendeine spezifische Richtung des Geschlechtstriebes. Diese wird vielmehr in solchen Fällen ausschließlich von Vorgängen des Lebens bestimmt, von Eindrücken, die auf den Menschen einwirken. Es kann sich dann in dem einen Fall die Homosexualität, im andern Fall die Pädophilie, d. h. die Neigung zu Kindern, im dritten Fall die zum Masochismus oder Sadismus entwickeln. Es richtet sich dies ausschließlich nach zufälligen Erlebnissen, und man wird begreifen, daß in solchen Fällen, selbst alle sonstigen Steinachschen Behauptungen als richtig vorausgesetzt, die Homosexualität als eine erworbne Eigenschaft zu betrachten ist.

Freilich muß hier noch eine Ergänzung hinzugefügt werden. Wenn auch in diesen Fällen wirklich die Homosexualität erworben und angeboren nur die Labilität des Nervensystems ist, so besteht noch weiter die Möglichkeit, daß sich der perverse Trieb erst auf einer abnormen Schwäche der Heterosexualität aufbaut. Es ist durchaus denkbar, daß bei Entarteten die normalen Dispositionen besonders schwach sind, daß die Fähigkeit des Mannes, auf die normalen Reize des Weibes zu reagieren, die des Weibes auf die normalen Reize des Mannes, bei bestimmten Personen entweder an sich besonders schwach ist, oder daß der Komplex, der dieser Reaktionsfähigkeit zugrunde liegt, besonders stark gelockert ist, so daß ungünstige Verhältnisse des Lebens diese angeborne Lockerung vollkommen vernichten. So ist es erklärlich, daß sich die Homosexualität mitunter nicht nur auf einer allgemeinen Entartung gründet, sondern auch auf einer abnormen labilen oder schwachen heterosexuellen Reaktionsfähigkeit. In diesem Falle findet die Fixierung einer abnormen Reaktionsfähigkeit statt, weil sie nicht durch eine starke normale Reaktionsfähigkeit verhindert wird. Dadurch erklärt es sich, daß überhaupt bei Belasteten allerlei Perversionen des Geschlechtstriebes, ebenso aber auch andre abnorme Triebe und Affekte, Gefühle beobachtet werden. Das Normale ist nicht hinreichend vorgebildet, um das Abnorme zu verhindern. In diesen

Fällen also handelt es sich nicht um eine eingeborne Homosexualität, sondern nur um eine eingeborne Schwäche der Heterosexualität, auf deren Boden sich dann, oft vielleicht durch Zufälle des Lebens, der abnorme Trieb ausbildet.

Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht auch der homosexuelle Trieb als spezifisch angeborne Disposition auftreten kann. Es ist aber, wie schon erwähnt, festzuhalten, daß sich aus einer spezifischen angebornen Triebdisposition noch nicht dieser Trieb notwendig entwickelt. Auch hier spielen Vorgänge des Lebens eine große Rolle. Ist der Betreffende in einer günstigen Umgebung, so wird sich der angeborne Trieb gar nicht entwickeln, ist die Umgebung ungünstig, so wird er sich ausbilden. Ebenso liegt es aber mit dem normalen Triebe. Auch dieser muß sich nicht notwendigerweise ausbilden, auch wenn die spezifische heterosexuelle Disposition angeboren ist. Jedenfalls ist es gut, diese Dinge vollständig voneinander zu trennen, um eine Verwirrung der Begriffe zu vermeiden. Es ist stets zu unterscheiden, ob die homosexuelle Neigung im Leben dadurch entsteht, daß der normale Triebkomplex gelockert ist, und es ist weiter zu unterscheiden, selbst bei einer spezifischen angebornen Disposition, ob Einflüsse des Lebens den Trieb erst wecken. Die modernen Forschungen über die Biologie haben in immer reichrem Maße gezeigt, daß angeborne Dispositionen durch Einflüsse des Lebens beliebig in der Entwicklung gehemmt oder gefördert werden können. Ererbte Eigenschaften von Pflanzen kommen zur Entwicklung, wenn man sie im Licht aufzieht. Sie bleiben unentwickelt, wenn sie im Schatten stehen. Soll unter diesen Umständen tatsächlich ernstlich noch behauptet werden, daß die Homosexualität notwendigerweise und unbedingt zur Entwicklung kommen m u ß , wenn die Disposition angeboren ist? Nur weil Homosexuelle oder für die Homosexualität besonders interessierte Personen dies behaupten oder auch ernste Forscher, die dem Denkfehler verfallen sind, angeborne Dispositionen führen unbekümmert um äußre Einflüsse, zu deren fatalistischer weitrer Entwicklung, soll man das glauben?

Wird man aber auch berechtigt sein, in einem Teil der Fälle von Homosexualität diese als eingebornen konträr entwickelten sekundären Sexualcharakter zu betrachten, so zeigt doch, wie ich bereits erwähnt habe, die Erfahrung, daß die Homosexualität in andern Fällen überhaupt nicht in dieser Weise gewertet werden kann. Zu diesem Zweck ist es notwendig, daß wir die Verschiedenheiten der Homosexuellen selbst betrachten. Sie unterscheiden sich schon zum großen Teil dadurch, daß sie bei der zu liebenden Person bestimmte Eigenschaften beanspruchen, um überhaupt sexuell angezogen zu werden. In erster Linie steht hierbei das Alter. Wir tun gut, vier Gruppen zu unterscheiden: 1. die mit Neigung zu unreifen Knaben, 2. die mit Neigung zu heranreifenden Jünglingen, 3. die mit Neigung zum erwachsnen Mann, und 4. die mit Neigung zu alten Männern (Gerontophilen).

Wenn wir weiter fragen, wie groß die Zahl jeder Gruppe ist, so sei hierüber folgendes erwähnt. M a g n u s H i r s c h f e l d hatte früher behauptet, daß die Neigung zu unreifen Knaben fast gar nicht vorkomme. Später hat er wenigstens zugegeben, daß sie bei 5 Proz.

der Homosexuellen sich findet. Nach meiner Auffassung sind es erheblich mehr, und zwar mindestens 10 bis 12 Proz. Zu den Gerontophilen rechnet er 5 Proz. und zur Gruppe 2 und 3 je 45 Proz. Auch hier sind meine Zahlen etwas anders. Zu den halbreifen jungen Männern haben nach meinen Zahlen nicht 45 Proz., sondern mindestens 55 Proz. Neigung, zu den Greisen etwa nur 2 bis 3 Proz., und zu ausgereiften Männern etwa 30 Proz. Ich habe diese Zahlen dadurch gewonnen, daß ich mir ganz beliebig die ersten 500 der nach der Reihe liegenden Fälle herausgesucht habe. Es ist möglich, daß bei einer größern Zahl die Zahlen sich etwas verschieben würden, aber eins ist ganz sicher, daß die Neigung zu unreifen Knaben und zu Halberwachsnen die beiden andern bei weitem an Häufigkeit überragt.

Es ist jedoch zu erwähnen, daß sich bei manchen Homosexuellen das bevorzugte Alter mit der Zeit ändert, so daß sie beim Älterwerden Neigung zu ältern männlichen Personen haben. Es mag hier ähnlich liegen, wie bei Heterosexuellen, die sich wenigstens in der Ehe so aneinander anpassen, daß sie später ebenso zu einander Neigung haben, wie in jüngern Jahren. Anderseits ist nach meinen Erfahrungen ein solcher Vorgang bei den Homosexuellen bei weitem seltner. Es ist etwas ganz gewöhnliches, daß sich ein Homosexueller von seinem Freunde später abgestoßen fühlt, weil er ihm zu alt ist, während er früher mit ihm in leidenschaftlicher Liebe verkehrte. Schon das Wachsen des Bartes macht dem Liebestraum oft ein Ende, und so finden wir sehr viele Homosexuelle, die im Alter von 25 Jahren dieselbe Neigung haben wie mit 40, 50 Jahren und in noch höherm Alter. Die Neigung geht dauernd auf heranreifende, noch nicht reife, männliche Personen.

Wenn wir es nun aber mit einem konträr sekundären Geschlechtscharakter zu tun hätten, dann müßte die Neigung so beschaffen sein wie beim normalen Weib. Das normale Weib[20]) hat aber im großen und ganzen keine Neigung zu unreifen Knaben oder zu heranreifenden. Es kommt das letztre vor, aber soweit ich festzustellen vermochte, sind es im wesentlichen dekadente weibliche Personen, die zu solchen noch nicht geschlechtsreifen Personen männlichen Geschlechts eine Neigung haben. Die überwältigende Zahl der Frauen und der reifen Mädchen hat Neigung zum reifen Mann. Er braucht nicht etwa 40, 45 Jahre alt zu sein, aber doch etwa Mitte bis Ende der 20er. Und wenn wir dies berücksichtigen, so fragen wir uns einmal, wie verhalten sich hier die Homosexuellen? Damit man nicht etwa den Einwand macht, ich beurteile die Sachlage falsch, indem ich heranreifende junge Männer nicht als das Liebesziel für normale Frauen betrachte, sei noch auf folgendes hingewiesen. Die genannten Homosexuellen, d. h. etwa 70 Proz., zeigen ihre ausgesprochne Neigung zu nicht reifen Männern darin, daß sie den

20) In neurer Zeit haben mir auffallend viele weibliche Personen berichtet, daß sich die Neigung des geschlechtsreifen Weibes außerordentlich häufig auf erheblich ältre Männer richtet, nicht etwa auf solche, die bereits Greise sind, sondern auf Vollmänner im Mannesalter. Die Neigung zu halbreifen ist nach Erkundigungen, die ich jetzt noch in größrer Zahl eingeholt habe, ganz selten, bei Dekadenten scheinen sie etwas häufiger vorzukommen. Aber auch da ist die Neigung zum vollkommen reifen Mann das weitaus häufigre.

Bartwuchs beim andern verabscheuen. Genau wie manche Homosexuelle einen Horror feminae haben, so haben sie einen Horror vor jedem Bart. Nur die gerade hervorsprießenden Barthaare sind für sie das Lockende, einen Mann mit Schnurrbart lehnen sie mit derselben Entrüstung ab wie der normale Mann. Dieser Widerwille gegen den Bart ist nicht mehr unter den Begriff des konträren sekundären Geschlechtscharakters zu bringen. Vielmehr liegt die Sache doch so, daß hier etwas Besondres vorliegen muß. Es gibt perverse Frauen, die zu unreifen, dekadente, die zu heranreifenden männlichen Personen Neigung haben, aber der Widerwille gegen den Bart ist bei ihnen auch dann im allgemeinen nicht vorhanden. Ich kenne Frauen, die den Mann rasiert wünschen. Aber auch da handelt es sich um reife Männer. Besonders sind mir mehrere Fälle bekannt, wo sehr sensible weibliche Personen den Mann zum Abnehmen des Schnurrbarts veranlaßt haben, weil beim Küssen ihnen dieses Kitzelgefühl unangenehm ist. Aber immer wieder bleibt die Tatsache bestehen, daß erstens diese weiblichen Personen nur in geringer Zahl vorhanden sind und zweitens, daß sie auch dann wieder den ausgewachsnen Mann lieben.

Der Ausdruck Invertierte (Inversion des Geschlechtstriebes) kann auf solche Homosexuelle nicht angewendet werden, die nicht so fühlen, wie das Weib, denn Umkehrung des Geschlechtstriebes, Inversion, kann sinngemäß nur den Fall treffen, bei dem es sich um ein Empfinden handelt, das normalerweise das andre Geschlecht hat. Ein solcher Widerwille gegen den Bart, wie er sich, und zwar nach meinen Zusammenstellungen, bei der Mehrzahl der Homosexuellen findet, wird beim weiblichen Geschlecht nicht angetroffen. Eine merkwürdige, aber interessante Statistik hat vor längrer Zeit ein Franzose[21]) nach dieser Richtung mitgeteilt. Er schickte an alle seine Freunde und Bekannten ein Zirkular mit der Frage, warum sie einen Bart trügen. Unter 165 Antworten waren nur 15 in dem Sinne negativ, daß die Antwort lautete, sie trügen überhaupt keinen Bart. 150 der Angefragten trugen einen Bart und als Motiv hierfür gaben 65 an, daß ihre Frau es wünschte, 28, daß ihre Geliebte es wünschte, d. h. 93 trugen einen Bart, grade weil das Weib es wünschte. Die andern gaben verschiedne Antworten. Die einen wollten das Rasieren vermeiden, die andern fürchteten, sich zu erkälten, einige wollten ihre schlechten Zähne verbergen und 4 wollten damit die Länge ihrer Nase etwas vermindern. Jedenfalls ergeben Umfragen auch von mir bei weiblichen Personen, daß ein Widerwille gegen den Bart, wie er sich als ganz gewöhnliche Erscheinung bei Homosexuellen findet, kaum je angetroffen wird. Auch dies spricht gegen die Auffassung, daß die meisten Homosexuellen Invertierte seien. Die Auffassung, daß bei ihnen die Homosexualität angeboren sei, wird durch diesen Abscheu gegen den Bart sicherlich keine Stütze finden, eher wird man hierin einen Grund dafür sehen müssen, daß in diesen Fällen die Homosexualität nicht ohne weitres eingeboren ist.

---

[21]) Angeführt bei H. T. Finck, Romantische Liebe und persönliche Schönheit, 2. Bd., 2. Aufl., Breslau 1894, S. 453.

Ich brauche wohl hier nicht auf den Einfluß der Mode einzugehen. Wir wissen, daß in Amerika und England viele Männer rasiert, d. h. bartlos sind. Aber auch dort ist keineswegs ein Widerwille der Frauen gegen den bärtigen Mann vorhanden, und dieser Umstand hat meine Aufmerksamkeit schon lange Zeit darauf hingelenkt, ob man überhaupt diese Fälle von Homosexualität zu den konträren sekundären Geschlechtscharakteren rechnen darf. Ich komme immer mehr zu der Anschauung, daß es sich in diesen Fällen um etwas erworbnes handelt, und zwar in folgendem Sinne.

Max Dessoir hat auf die Periode des undifferenzierten Geschlechtstriebes hingewiesen. Wenn wir annehmen, daß das kleine Kind sexuell neutral ist — die Freudschen Anschauungen übergehe ich hier als nicht hierhergehörig —, so kommt später das Stadium der Undifferenziertheit. Es erwacht zuerst eine Neigung zu andern Personen, aber das Liebesziel ist noch nicht differenziert. Von Zufällen hängt es ab, ob jetzt das Liebesziel in diesen Jahren männlich oder weiblich ist, ob es einen erwachsnen Mann oder ein erwachsnes Weib, einen Knaben oder ein Mädchen zu erreichen strebt. Ja, Max Dessoir wies mit Recht darauf hin, daß in diesen Jahren mitunter auch Tiere das Ziel der Libido sein können, da es sich wesentlich um den Drang zu etwas lebenswarmem handelt. Nun sind aber in diesen Jahren der sich entwickelnden Geschlechtsreife die jungen Männer hauptsächlich mit Altersgenossen zusammen, die noch keinen Bart haben, die noch nicht reife Männer sind, bei denen vielmehr eben erst ein leichter Flaum sich zeigt, und wir werden die Frage zu prüfen haben, ob sich nicht durch dies häufige Zusammensein mit Gleichaltrigen zunächst der Trieb auf Gleichaltrige richtet und die Fixierung der Triebrichtung auf diese jungen Leute dadurch eine dauernde wird. Ich weiß keine bessre Erklärung für die Tatsache, daß die Homosexuellen in den meisten Fällen zu solchen heranreifenden jungen Männern Neigung haben.

Wenn wir aber dies berücksichtigen, so wird die Genese durch einen biologisch angebornen spezifischen Faktor an sich schon unwahrscheinlich, und damit natürlich auch die therapeutische Beeinflussung auf diesem Wege mindestens nicht als notwendig erscheinen. Hingegen wird die psychische Behandlung in diesem Falle der Kernpunkt sein müssen, weil durch psychische Einflüsse die Triebrichtung fixiert wurde.

Es ist weiter zu berücksichtigen, daß die Homosexuellen in der Triebrichtung, nicht nur was das Alter betrifft, sondern auch sonst fundamentale Unterschiede zeigen. Der eine hat Neigung zu ganz normalen, kräftigen Männern, Naturburschen, der andre mehr zu feinen Männern der höhern Stände, ein Dritter zu Männern, die recht weibisch sich benehmen, ja sogar in Frauenkleidern gehen. Wie soll dies durch eine biologische Differenz in den Hoden erklärt werden? Es liegt doch erheblich näher, hier eine (eingeborne oder erworbne) Differenz im Gehirn anzunehmen. Nun gibt Steinach zu, daß grade für die Sexualhormone das Gehirn eine besondre Affinität hat, so daß gewissermaßen das Gehirn früher beeinflußt wird als andre Körperteile. Indessen ist mit dieser Erklärung nicht viel an-

zufangen, abgesehen davon, daß sie, wie wir noch sehen werden, kaum richtig sein kann.

Anzufangen ist mit dieser Erklärung deshalb nicht viel, weil sie die Individualität des Geschmacks nach keiner Richtung erklärt. Selbst wenn das Sexualhormon zuerst das Gehirn beeinflußt, so ist die Individualisierung dabei nach keiner Richtung berücksichtigt. Warum hat der eine Neigung zu halbreifen, der andre zu vollständig gereiften Männern? Warum hat der eine Neigung zum schmutzig aussehenden Straßenkehrer, der andre zu dem fein geschniegelten Salonlöwen? Warum hat der eine Neigung zum vollkommnen Mann, der andre zum weibischen Homosexuellen, der in Frauenkleidern geht? Selbst wenn die Tatsache richtig ist, daß zunächst von Sexualhormonen das Zentralnervensystem und erst später andre Teile des Körpers beeinflußt werden, bleiben so viele Rätsel übrig, daß wir ohne eine psychologische Wurzel der Homosexualität nicht auskommen, denn es liegt doch viel näher, anzunehmen, daß diese eigentümliche Individualisierung durch zufällige Vorkommnisse des Lebens, durch zufällige Eindrücke, die auf den Homosexuellen gewirkt haben, ausgelöst wird, als durch Sexualhormone.

Abgesehen davon aber ist mit der Sexualhormontheorie deshalb hierbei nicht viel anzufangen, weil die Voraussetzung nach keiner Richtung bewiesen, ja nicht einmal wahrscheinlich erscheint. Steinach nimmt für die Beeinflussung des Körpers durch Sexualhormone an, daß zuerst das Gehirn, später erst andre Teile des Körpers konträr beeinflußt werden. Durch diese Annahme wird nicht erklärt die Tatsache, daß es viele Fälle gibt, wo nicht der Geschlechtstrieb homosexuell ist, wohl aber bestimmte Teile des Körpers, z. B. des Skeletts, eine feminine Bildung beim Mann zeigen. So gibt es Männer mit weiblichem Becken und sonst vollkommner Heterosexualität, ja Männlichkeit, und ebenso Frauen mit einem engen männlichen Becken, ohne daß der Geschlechtstrieb bei ihnen abnorm ist. So können wir feststellen, daß jeder sekundäre Geschlechtscharakter sich konträr entwickeln kann und daß dadurch allerlei Mischungen zwischen männlicher und weiblicher Bildung vorkommen. Es ist aber unrichtig, in dem einen ohne weitres eine Steigrung des andern zu erblicken. Ich kenne effeminierte Männer, die vollkommen heterosexuell sind, Frauen mit virilem Habitus, viriler Körper- und Gesichtsbildung und vollständiger Heterosexualität. Es ist mir bekannt, daß man mehrfach versucht hat, die Frauenbewegung und besonders die Frauenrechtlerinnen in gewisse Beziehungen zur Homosexualität zu bringen. Gewiß finden wir unter diesen Frauen Homosexuelle. Aber wir finden auch eine ganze Reihe Heterosexueller unter ihnen, und zwar auch unter denen, die äußerlich schon nicht nur Neigung zu männlichen Berufen haben, sondern auch äußerlich männliche Bewegungen, männliche Körperformen zeigen.

Ohne die Annahme einer bedeutenden psychischen Wirksamkeit ist die Homosexualität für die meisten Fälle nicht erklärbar. Es sprechen noch folgende Gründe für diese Auffassung. Daß, wenn Männer lange zusammen sind, mit Ausschluß des andern Geschlechts, homosexuelle Handlungen ausgelöst werden, ist bekannt. Aber nicht

nur homosexuelle Handlungen werden ausgelöst, sondern es entstehen auch homosexuelle Gefühle. Das gleiche gilt für das weibliche Geschlecht. Wenn diese Personen wieder mit Personen des andern Geschlechts zusammenkommen, schwinden meistens die homosexuellen Empfindungen. Es werden diese Fälle in neurer Zeit als Pseudohomosexualität bezeichnet, indes mit Unrecht. Es sind dies tatsächliche Fälle von vorübergehender Homosexualität, deshalb sind sie aber noch nicht pseudohomosexuell. Aber wie wir auch in der Psychiatrie, ja in der gesamten Pathologie an Übergangszuständen, an leichtern Fällen die Pathogenese schwerer Fälle lernen, so werden wir auch hier das tun müssen. Es handelt sich um Fälle, wo die Betreffenden, auch wenn sie schon aus der Zeit der Undifferenziertheit des Geschlechtstriebes heraus sind, je nach ihrer Umgebung homosexuell oder heterosexuell sind, nicht etwa nur homosexuelle oder heterosexuelle Handlungen ausführen. Dies ist unerklärbar durch eine primäre Wirkung der Hormone.

Eher ließe sich die Auffassung vertreten, daß die Sexualhormone hier von den primären psychischen Eindrücken beeinflußt werden. Wir müßten dann annehmen, daß unter dem Einfluß der Reize von Männern weibliche Sexualhormone abgesondert werden und unter dem Einfluß von Frauen männliche. Da die Einwirkung des weiblichen Geschlechts und die des männlichen eine spezifische ist, ist diese Erklärung an sich denkbar. Sie stände auch vollständig im Einklang mit andern Behauptungen von Steinach; denn dieser hält es nicht für ausgeschlossen, daß vielleicht bei allen Männern M-Zellen und F-Zellen vorhanden sind, und daß die Art der Aktivierung der einen oder der andern erst den Geschlechtstrieb bestimmt. Wir könnten uns nach dieser Theorie denken, daß wenn der Mann dauernd mit Männern zusammen ist, die F-Zellen, wenn er dauernd mit Frauen zusammen ist, die M-Zellen aktiviert werden. Auch andre Erfahrungen weisen darauf hin, daß die Umgebung einen spezifischen Einfluß ausübt. Lehrer, die vollständig normal sexuell fühlen, werden mitunter Pädophile, weil sie dauernd mit Kindern zusammen sind. So erklärt es sich, daß auffallend viele Lehrer bei den Sittlichkeitsverbrechen an Kindern unter 14 Jahren beteiligt sind. Es sind mir einige Fälle von Lehrern bekannt, die in den großen Ferien oder wenn ein längrer Urlaub stattfindet, geschlechtlich vollständig normal sind, bei denen hingegen, wenn sie wieder mit den Kindern zusammenkommen, die Neigung zu Unreifen sich sofort wieder entwickelt, ja, es sind mir Lehrer bekannt, die deshalb ihren Beruf aufgegeben haben, weil sie über die Anfechtungen nicht hinwegkamen und aus sittlichen und strafrechtlichen Gründen im Berufswechsel allein ihre Heilung suchten und fanden.

Noch ein Weitres wäre zu erwähnen. Es gibt eine Reihe Personen, die geschlechtlich ganz normal erscheinen und erst unter dem Einfluß eines leichten Alkoholrausches homosexuelle Neigungen zeigen. Allerdings muß hier zugegeben werden, es ist schwer festzustellen, ob die Betreffenden vielleicht durch den Alkohol nur die Hemmungen verlieren, die sie von der Betätigung abgeschreckt haben oder ob sie durch den Alkohol homosexuell werden. Ich glaube, man wird nach den Mitteilungen, die ich von solchen Per-

sonen habe, annehmen können, daß beide Möglichkeiten vorkommen. Wenn aber der Alkohol hier diese Wirkung haben soll, so liegt es immer noch näher, anzunehmen, daß die Wirkung auf das Gehirn stattfindet, als auf die Hoden. Immerhin lege ich auf diese Fälle kein zu großes Gewicht. Die meisten Fälle, die ich gesehen habe, waren kriminelle, und vom Beschuldigten und Angeklagten wird man viel weniger leicht auf wahrheitsgemäße Auskünfte rechnen können als von andern Personen.

In dasselbe Gebiet gehören die Fälle von periodischem oder gelegentlichem Auftreten der Homosexualität. Steinach versuchte, die periodischen Fälle gerade durch die Annahme einer Zwitterdrüse zu erklären. Indessen hat auch hier das Psychische eine große und offenbar primäre Bedeutung. Es gibt Männer, die nur dann homosexuell empfinden, wenn sie keine Gelegenheit zum heterosexuellen Verkehr haben, z. B. Ehemänner in der Zeit, wo die Frauen die Periode haben oder hochschwanger sind oder im Wochenbett liegen, und die deshalb vom ehelichen heterosexuellen Verkehr abgeschnitten sind, auch homosexuellen Reizungen ausgesetzt sind. Ich habe mehrere solche Fälle gesehen. Übrigens hat auch schon Tarnowski die periodische Homosexualität beschrieben. Diese Fälle stehen, wie schon angedeutet, sehr nahe denen, wo bei Ausschluß des andern Geschlechts die Homosexualität auftritt. Manche unterscheiden sich von ihnen dadurch, daß die heterosexuelle Triebrichtung auf ein Individuum beschränkt ist, wie es bei manchen Ehemännern geschieht, so daß beim Fehlen dieser Möglichkeit die Homosexualität auftritt.

Ich komme nunmehr zur Frage der psychischen Behandlung. Ich habe den Einfluß der psychischen Faktoren mehrfach erwähnt, und zwar gerade im Zusammenhang mit den biologischen, und man wird nun auch begreifen, weshalb mir die konditionale Denkweise für die Entstehung und Behandlung der Homosexualität klarer erscheint als die rein ätiologische. Wir haben bei der eingebornen Homosexualität die angeborne Disposition zur Homosexualität und die allgemeine Disposition für Verknüpfung perverser Vorstellungen zu unterscheiden, wie sie bei der angebornen Entartung vorliegt. Ich will hier nur die erste Gruppe besprechen. Hier handelt es sich darum: ist es möglich, die angeborne Disposition zur Homosexualität durch psychische Einflüsse zu unterdrücken? Die Frage muß bejaht werden. Wilhelm Roux hat sich ganz besonders mit der Entwicklungsmechanik beschäftigt und viele Beiträge dazu geliefert, daß selbst Körpereigenschaften durch bestimmte Vorkommnisse des Lebens beeinflußt werden können. Wir wissen, daß der Knochen seine Struktur ändert, sobald er nicht mehr in der normalen Weise funktioniert, etwa eine Fraktur mit schiefer Heilung stattgefunden hat. Hier und in vielen ähnlichen Fällen werden Körpereigenschaften trotz der angebornen Disposition vollkommen geändert, weil eben die Disposition durch besondre Wirkungen des Lebens ausgeschaltet wird, und wenn wir sehen, daß dies für Körpereigenschaften der Fall ist, sollten wir da nicht annehmen, daß dasselbe auch für seelische Eigenschaften erfolgt? Wir können nicht gut annehmen, daß grade psychische Eigenschaften, die wir bisher

für viel mehr beeinflußbar gehalten haben, von einer solchen Beeinflussung ausgeschlossen sein sollten, und deshalb spricht schon a priori alles dafür, daß, selbst die eingeborne Disposition zur Homosexualität in manchen Fällen zugegeben, sich hier diese nicht ohne weitres zu entwickeln braucht.

Die Annahme, daß die Einwirkung männlicher Reize auf den Mann anders wirke als die weiblicher, kann nicht ohne weitres von der Hand gewiesen werden. Daß psychische Reize einen Einfluß auf Drüsen ausüben, ist lange bekannt. Ich erwähne den Einfluß der Vorstellung von wohlschmeckenden Speisen auf die Speichelsekretion. Wir wissen weiter, daß die Basedowsche Krankheit, die wohl als eine Schilddrüsenerkrankung aufgefaßt werden muß, wahrscheinlich mitunter durch psychische Erregungen eintritt. Wenn wir annehmen, daß im Hoden sowohl männliches wie weibliches Pubertätsdrüsengewebe tatsächlich vorhanden ist, wie es Steinach tut, so ist die Auffassung gar nicht so fernliegend, daß durch bestimmte Reize die eine, durch andre psychische Reize die andre Pubertätsdrüsenart angeregt wird.

Was nun die psychische Behandlung anlangt, so können wir sehen, wie mit der Entwicklung der Psychotherapie in neurer Zeit auch die Behandlung der Perversionen allmählich gewechselt hat. Die moderne Psychotherapie wurde eingeleitet durch den Hypnotismus. Nachdem durch die Nanziger Schule gezeigt worden war, daß die Hauptbedeutung der Hypnose in deren suggestiver Verwertung liegt, lag es nahe, die Suggestion zur Behandlung sexueller Perversionen zu benutzen. Dies ist wiederholt auch mit mehr oder weniger Erfolg geschehen. Doch darf man sich darüber nicht täuschen, daß die suggestive Ersetzung einer homosexuellen Reaktionsfähigkeit durch die heterosexuelle Schwierigkeiten begegnen wird. Zunächst gibt es viele Menschen, die gar nicht oder nicht tief genug hypnotisierbar sind, um die hypnotische Suggestion nach dieser Richtung zu verwerten. Daß man in der leichten Hypnose, wo vollständiges Selbstbewußtsein, Selbstkontrolle und nachher Erinnrung an alles besteht, schwerlich einen solchen Affekt durch den andern wird ersetzen können, liegt auf der Hand. Aber selbst in der tiefsten Hypnose begegnet man mitunter Schwierigkeiten. Es ist bei vielen die Reaktionsfähigkeit auf die Reize des gleichen Geschlechts so eng mit der ganzen Persönlichkeit verknüpft, daß selbst in tiefer Hypnose eine Abwehr der Suggestion erfolgt. Ein effeminierter homosexueller Mann wird z. B., wenn man ihm suggeriert, er solle zu einem Stelldichein mit einer weiblichen Person gehen, auf jede Weise widerstreben, und zwar auch in der allertiefsten Hypnose. Er wird es dann gewissermaßen zu begründen suchen, weshalb er das nicht tut. So sagte der eine immer wieder, es ist noch nicht Zeit oder er hat eine andre Verabredung, weshalb er zu dem Stelldichein nicht gehen kann. Es war ihm das Zusammentreffen mit dem weiblichen Geschlecht so widerstrebend, daß er selbst in der tiefsten Hypnose immer noch Gründe suchte, es zu vermeiden. Wieviel mehr wird die Suggestion dann mißlingen müssen, wenn man unmittelbar auf das Ziel lossteuert und etwa jemand sagt, er werde in Zukunft nur noch für die Reize des Weibes sexuelle Empfänglichkeit haben.

Daß in einer Reihe von Fällen das trotzdem mit Erfolg durchgeführt werden kann, beweist, daß mitunter selbst die Suggestion eine solche Macht entfaltet, wie man sie kaum zu erwarten erhofft.

Als dann durch die Lehre von Breuer und Freud die kathartische Heilmethode, später die psychoanalytische, besonders durch Freud entwickelt wurde, hat man versucht, auch sie zur Behandlung der Homosexuellen auszunützen. Sie geht davon aus, daß irgendwelche frühern Erlebnisse zur Homosexualität geführt haben, Erlebnisse, die jetzt in das Unterbewußte oder, wie es Freud nennt, in das Unbewußte gesunken sind. Solche Erlebnisse der Kindheit seien in das Unbewußte verdrängt worden, durch die Psychoanalyse kann man sie wieder zum Vorschein bringen und damit heilen. Ich halte die ganze sich hieran knüpfende Theorie über die Entstehung der Homosexualität für verfehlt. Es wird so dargestellt, als ob sich im Unbewußten die Verknüpfung herausbildet, und grade dies halte ich für einen fundamentalen Irrtum in der Beurteilung der Entwicklung sexueller Perversionen, darunter der Homosexualität. Nicht im Unbewußten, sondern grade im Oberbewußtsein entwickelt sich die Homosexualität; und ebenso andre sexuelle Perversionen. Hat nämlich einmal eine Verknüpfung stattgefunden zwischen sexueller Erregung und einem gleichgeschlechtlichen Eindruck, so ist der Betreffende geneigt, diese Erregung sowohl durch die psychische Onanie, wie durch die genitale Masturbation dauernd enger zu gestalten, wobei diese mit der Phantasievorstellung des perversen Objekts verbunden wird. Durch diese dauernden psychischen Akte, d. h. sowohl die psychische Onanie, wie die Masturbation mit perversen Vorstellungen, wird eine immer engre Verknüpfung der sexuellen Lustbetonung und der Vorstellung erzeugt. Genau wie auch sonst Bahnen immer mehr ausgeschliffen werden, je öfter sie miteinander in Konnex kommen, so liegt es auch hier. Grade im Oberbewußtsein spielt sich diese Fortzüchtung der Homosexualität ab, und deshalb ist die Voraussetzung der Psychoanalytiker meines Erachtens an sich nicht richtig. Wenn sie trotzdem Erfolge erzielt zu haben glaubt, so haben wir damit zu rechnen, daß bei keiner Behandlungsart die Suggestion ausgeschlossen werden kann.

Ausgehend von der Überzeugung, daß jedenfalls die Einwirkung gleichgeschlechtlicher Reize die Homosexualität zu erzeugen, die andersgeschlechtlicher Reize sie zu zerstören vermag, hat man sich nun die Frage vorzulegen, ob man nicht hierauf eine Therapie zu begründen hat, und dies habe ich versucht.

Die Methode erscheint einfach und ist trotzdem kompliziert. Mancher, dem man sie auseinandersetzt, sagt wohl, er habe das schon selbst, aber vergebens versucht. Wenn man genauer nachforscht, ergibt sich gewöhnlich, daß er durchaus nicht diese Behandlungsart methodisch durchgeführt hat, sondern bald das eine, bald das andre zeitweise getan, aber die Gesamtheit der Vorschriften längre Zeit hindurch noch nie durchgeführt hat. Es ist diese Therapie vom theoretischen Standpunkt aus als rationell, vom praktischen aus als erfolgreich anzusehen. Sie besteht in der richtigen Leitung des Vorstellungslebens, in der methodischen Ausbildung der normalen

und in der methodischen Unterdrückung der perversen Assoziationen. Man ist dadurch imstande, viele teils vor der weitern Entwicklung der Perversion zu schützen, teils von ihrer bereits ausgebildeten Perversion zu heilen. Ich bezeichne die Methode als Assoziationstherapie [22]), weil das Wesentliche dabei die Schaffung oder vielmehr Kräftigung bestimmter Assoziationen, die Lockrung oder Ausschaltung andrer ist. Man kann das Prinzip von den psychologischen Assoziationsbegriffen auch auf den anatomisch-physiologischen Mechanismus übertragen. Es handelt sich darum, einen Teil der Assoziationsfasern leitungsfähig, andere möglichst leitungsunfähig zu machen. Nur müssen wir das Ganze als ein Schema betrachten. Wo ich von einem Zentrum für die Vorstellungen spreche, die den Mann zum Inhalt haben, soll das nicht etwa sagen, daß nun wirklich ein derartig zirkumskriptes Zentrum besteht, es soll damit nur angedeutet werden, daß jenes Zentrum die Zellen des Gehirns umfaßt, wo sich die Vorstellungen vom Mann lokalisiert haben. Es können diese Zellen über große Flächen verbreitet sein, ein bestimmtes zirkumskriptes Zentrum ist jedenfalls da, wo ich im folgenden von Zentrum oder Lokalisation spreche, nicht gemeint.

Der Homosexuelle reagiert, wenn die Homosexualität die ausschließliche Äußrung seines Geschlechtslebens ist, nur auf Vorstellungen, die vom gleichen Geschlecht ausgehen. Es ist aber in neurer Zeit immer mehr beobachtet worden, daß die Fälle, wo Homosexualität und Heterosexualität in den verschiedensten Stärkeverhältnissen bei derselben Person bestehen, sehr häufig, anscheinend sogar das Häufigere sind. Aber auch wo die Homosexualität die ausschließliche Reaktionsweise zu sein scheint, kann man anamnestisch sehr häufig feststellen, daß es Zeiten gegeben hat, wo der Betreffende auch für die Reize des andern Geschlechts zugänglich war, selbst wenn wir von den Fällen des undifferenzierten Geschlechtstriebes absehen. Aber selbst da, wo ausschließlich gleichgeschlechtliche Personen den Mann reizen, finden wir wieder viele Fälle, wo irgendwelche weiblichen Eigenschaften von der erregenden Person beansprucht werden. Schon der Umstand, daß sich die meisten zu solchen männlichen Personen hingezogen fühlen, die noch nicht reif sind, weist darauf hin. Am ungünstigsten sind anscheinend die Fälle, wo der homosexuelle Mann sich zum typisch ausgereiften Mann hingezogen fühlt und ebenso das homosexuelle Weib zu dem vollständig entwickelten geschlechtsreifen Weib. Aber

[22]) Ich weiß sehr wohl, daß der Ausdruck „Assoziationstherapie" nicht allen Anfordrungen entspricht. Er ist einerseits zu allgemein und anderseits ist man leicht geneigt, bei dem Wort „Assoziation" zunächst an Vorstellungen, weniger an Gefühle und Triebe zu denken. Indessen sei erwähnt, daß die Anwendung von Assoziation auf die Entstehung von Gefühlen und Trieben nicht in Widerspruch mit irgendwelcher anerkannten Nomenklatur steht. Falls jemand einen passendern Ausdruck für die oben entwickelte Therapie findet, die darauf hinausläuft, das Sexualgefühl in methodischer Weise mit den normalen Vorstellungen zu verbinden und diese Verbindung zu verstärken, so will ich ihn gern annehmen. Ausdrücke wie „Pädagogische Therapie", „Psychische Orthopädie" decken jedenfalls nicht die Gesamtheit der oben entwickelten therapeutischen Maßnahmen. Ein großer Teil der folgenden Ausführungen ist von mir seinerzeit in der Arbeit „Die Behandlung sexueller Perversionen mit besondrer Berücksichtigung der Assoziationstherapie" (Zeitschrift für Psychotherapie und medizinische Psychologie, 3. Bd., Stuttgart 1911) mitgeteilt worden.

auch da finden wir mitunter wenigstens doch noch solche, bei denen die Heterosexualität periodisch auftritt oder umgekehrt solche, bei denen die Homosexualität nur periodisch vorhanden ist. Immerhin wird es eine Reihe Fälle geben, wo die Homosexualität schon so entwickelt ist, und so ausschließlich die Umkehrung der Triebrichtung zeigt, daß wir nicht imstande sind, etwas Heterosexuelles nachzuweisen. Aber selbst in diesem Falle würde ich die psychotherapeutischen Versuche nicht für nutzlos halten, und gelegentlich habe ich auch bei solchen Fällen, die prognostisch außerordentlich ungünstig zu sein schienen, eine Umwandlung des Triebes, mindestens aber eine starke Entwicklung der Heterosexualität, noch beobachten können. Mitunter stehen wir gradezu vor einem Rätsel. So gibt es Fälle, wo Personen ausgesprochen homosexuell erscheinen, und zwar nur Neigung zu reifen Männern haben und die, ohne daß man einen Grund angeben kann, wenn sie oft genug mit weiblichen Personen zusammen sind, eines Tages darüber überrascht sind, daß sie nicht nur plötzlich eine Neigung zu weiblichen Personen empfinden, sondern daß diese Neigung zu einer bestimmten Person geht und alle Zeichen dauernder Liebe zeigt.

Die Gewöhnung an gewisse Reize spielt offenbar im Sexualleben eine außerordentliche Rolle. Wir beobachten mitunter Ehen oder freie Liebesverhältnisse, wo die Frau alles andre, nur nicht sexuell anziehend erscheint, wo sich jeder Dritte abgestoßen fühlt, und trotzdem finden wir, daß in diesen Verbindungen ein normaler sexueller Verkehr statthat. Die Gewöhnung läßt das Abstoßende nicht mehr empfinden, und es wirken infolgedessen auch diese Frauen auf ihre Männer sexuell erregend. Noch deutlicher können wir es sehen bei den Rassengegensätzen. Ein normaler in Deutschland lebender Mann wird sich abgestoßen fühlen von Negermädchen. Wer aber nach Afrika gegangen ist und dort lange Zeit gelebt hat, empfindet dieses Abstoßende nicht mehr, und gar nicht so selten tritt allmählich sogar ein starker Geschlechtstrieb auf, dessen Ziel die Negerin ist.

Aus alledem ergeben sich für die Behandlung wichtige Folgen. Zunächst muß man in allen Folgen die Individualität des Perversen auf das genauste studieren. Man wird dann fast immer feststellen können, daß irgendwo eine Brücke zum Normalen hinüberleitet. Die meisten bestreiten das bei der ersten Besprechung. Je mehr man aber in das Seelenleben des Betreffenden eindringt, um so mehr überzeugen sich der Fragende und der Befragte davon, daß es in der Tat eine solche Brücke meistens gibt. Wo sie sich findet, das ergibt sich erst aus der genausten Analysierung des Falles. Es gibt Männer, die homosexuell empfinden, aber mitunter durch etwas männlich geartete Frauen gereizt werden; andre, die sonst homosexuell empfinden, haben ebenfalls eine leichte Berührung mit der Heterosexualität; aber sie werden durch alles Virile am Weibe abgestoßen. Der Homosexuelle wird in sehr vielen Fällen erklären, er gebe zu, daß manche Frauen ihn interessieren; es sei aber nur ästhetisches Interesse, nicht ein sexuelles. Wenn man dann weiter forscht, ob er jemals eine weibliche Person gekannt habe, deren Berührung, deren Umarmung ihm sympathisch war, so wird man in vielen Fäl-

len eine bejahende Antwort erhalten. Man lasse sich nicht dadurch abstoßen, daß der Betreffende sofort hinzufügt: aber etwas Sexuelles war nicht dabei. Er weiß nicht, was man unter einem sexuellen Interesse versteht, und wenn wir bedenken, daß sich die sexuelle Neigung zu einer zweiten Person zunächst gewöhnlich gar nicht in dem Wunsch eines Geschlechtsaktes zeigt, sondern oft genug ausschließlich in dem Wunsche einer Annäherung, einer Berührung, einer Umarmung, eines Andrückens, eines Kusses, so wird man begreifen, wie genau man examinieren muß, ehe man behaupten darf, in einem Falle fehle jede Brücke zum normalen Geschlechtsleben. Je eingehender man dann forscht, um so häufiger wird sich eine Brücke finden, und wenn man sie gefunden hat, ist der Fall zwar noch lange nicht als prognostisch günstig zu betrachten, wohl aber als ein solcher, den man mit einem gewissen Recht von den aussichtslosen ausschließen darf.

Es ist nun von der größten Wichtigkeit, auf den Perversen möglichst normale Reize einwirken zu lassen. Den Homosexuellen bringe man dahin, möglichst wenig mit Geschlechtsgenossen und möglichst häufig mit weiblichen Personen zusammenzutreffen. Von der Individualität mag man es aber dann auch abhängig machen, welche Art weibliche Personen in Frage kommen. Die vorigen Ausführungen haben schon ergeben, daß man in dieser Beziehung nicht einen Fall genau wie den andern behandeln kann, jedenfalls aber verzichte man nicht auf das Prinzip, das darin besteht, auf den homosexuellen Mann die spezifischen Reize des Weibes, auf das homosexuelle Weib die spezifischen Reize des Mannes wirken zu lassen. Daß es sich hierbei nicht etwa um einen geschlechtlichen Verkehr handelt, sei nochmals erwähnt, und ebenso wird man, wie erwähnt, darauf achten müssen, daß das Zusammensein mit Geschlechtsgenossen in solchen Fällen möglichst vermindert werde. Ein vollständiger Ausschluß der Geschlechtsgenossen wird kaum möglich sein, eine Vermindrung aber wird doch in vielen Fällen durchgeführt werden können. Dies gilt ganz besonders auch von jüngern Leuten, bei denen sich die Perversion erst zu entwickeln scheint. Tanzstunden, Sport, gemeinsame Ausflüge, geselliges Zusammensein, wie andre Gelegenheiten, sind ganz vortreffliche Mittel, prophylaktisch und therapeutisch zu wirken. Der strenge Abschluß der Geschlechter ist vom Standpunkt der Perversion, speziell der Homosexualität aus, nicht zu billigen.

Man wird auch begreifen, weshalb ich die Koitustherapie verwerfe. Es soll auf den homosexuellen Mann der typisch weibliche Reiz wirken; es soll seine sexuelle Empfänglichkeit für die Reize des weiblichen Geschlechts erhöht werden; nicht aber soll er durch perverse Phantasievorstellungen zu irgendwelchem Verkehr kommen. Die Erfahrung zeigt freilich, daß, wenn man einen solchen platonischen Verkehr mit weiblichen Personen anrät, sehr oft erwidert wird: „Ich glaube nicht, daß ich davon einen Erfolg haben werde. Ich bin stets so viel mit weiblichen Personen zusammengekommen, und trotzdem bin ich pervers geworden.“ Man frage den Betreffenden dann weiter, ob er auch die andern von mir noch zu erwähnenden Vorschriften innegehalten hat, ob er sich sonst in seinem psychi-

schen Leben so verhalten hat, wie es notwendig ist. Das häufige Zusammensein mit weiblichen Personen kann nicht genügen, wenn gleichzeitig oder kurz darauf der Betreffende in seiner Phantasie die perversen Vorstellungen weiter schafft und ausbaut; nur in der gleichmäßigen Befolgung aller Ratschläge kann der Weg zur Heilung gefunden werden.

Und nicht nur auf den geselligen Verkehr ist zu achten, sondern auch auf andre Faktoren, die wichtige Unterstützungsmittel der Behandlung sein können. Ebenso wie man durch Ausschluß normaler und Einwirkung perverser äußrer Objekte normale Menschen wenigstens vorübergehend pervers machen kann, so gilt dies auch für andre psychische Vorgänge. Eine wichtige Rolle spielt die Lektüre. Wenn solche Personen ihre Lektüre und die dadurch bedingten Phantasiebilder stets nach homosexueller Richtung wählen, wird das normale Geschlechtsleben immer mehr unterdrückt, das homosexuelle verstärkt. Die in dieser Beziehung bestehende medizinische Gefahr mancher Literaturprodukte ist ebenso wichtig wie die Gefährdung der Sittlichkeit. Jedenfalls wird man sich unter Berücksichtigung dieses Umstandes die Frage vorlegen dürfen, ob bei Leuten, die homosexuell oder sonstwie pervers empfinden, nicht umgekehrt durch qualitativ normale Phantasien das normale Geschlechtsleben verstärkt oder entwickelt werden kann. Wir sahen, daß fast stets bei den Perversen eine Brücke zum normalen Geschlechtsleben führt, und diese werden wir auch zur Wirkung der Lektüre benützen müssen, um dadurch nach Möglichkeit das Normale zu fördern.

Der Arzt wird sich mitunter bei der Empfehlung von Lektüre über Bedenken von Sittenrichtern hinwegsetzen müssen, und er kann zu diesem therapeutischen Zweck selbst eine Lektüre empfehlen, die Moralpredigern vielleicht geeignet erscheint, das „Schamgefühl gröblich zu verletzen". Die etwas freire Schilderung eines Weibes, die sinnlich erregende Schilderung eines Boudoirs oder eines Harems, wie sie sich nicht selten in der erotischen, aber auch in der sonstigen belletristischen Literatur findet, wird in solchen Fällen oft gute Dienste leisten.

Vielleicht wird mancher nach den Titeln und Autoren fragen, die hier in Betracht kommen. Doch würde die Antwort sehr ausführlich sein müssen, zumal da auch hier die Individualisierung von größter Bedeutung ist. Der grobe Naturalismus, besonders aber die Pornographie, ist vollkommen ungeeignet, da sie kaum jemals zu sexueller Erregung führt. Höchstens würde dies dann der Fall sein, wenn sich die Perversion nach der pornographischen Richtung hin äußert, was immerhin selten der Fall, und wenn es einmal der Fall sein sollte, unterdrückt, nicht aber durch Lektüre weiter gezüchtet werden soll.

Dasselbe wie für die qualitativ normale erotische Lektüre gilt für Abbildungen. Auch diese kann man mit Vorteil zum Heilzweck benutzen. Leicht verhüllte weibliche Personen oder auch bekleidete, gelegentlich vielleicht sogar wirkliche Aktdarstellungen können benutzt werden. Kaum jemals aber ist es angezeigt, pornographische Abbildungen zu wählen. Abgesehen davon, daß sie nur in den sel-

tensten Fällen zu einer sexuellen Erregung unmittelbar führen, würde man ebenso wie mit der pornographischen Lektüre hierbei Gefahr laufen, dem Betreffenden das Geschlechtsleben von der häßlichsten Seite zu zeigen. Ähnlich wie Abbildungen und Lektüre können Theatervorstellungen wirken sowohl durch das gesprochene Wort, noch mehr aber durch die auftretenden Personen, z. B. wenn es sich um einen homosexuellen Mann handelt, durch weibliche Personen in erotisch anregenden Kostümen. Was von der Theatervorstellung gilt, gilt natürlich ebenso von lebenden Bildern, wie sie heute gelegentlich vorgeführt werden. Man wird dabei berücksichtigen müssen, daß es nicht immer möglich sein wird, den Anblick von Geschlechtsgenossen dabei zu vermeiden, aber man kann dem Homosexuellen doch anderseits den erotisch anregenden Anblick von Angehörigen des andern Geschlechts dabei verschaffen.

Noch wirkungsvoller ist für solche Fälle das Kino. Dem Film wohnt offenbar eine besonders eindrucksvolle Wirksamkeit inne. Ich will hier nicht auf die oft erörterten Gründe eingehen, aber die heterosexuelle Triebrichtung kann bei manchen homosexuellen Männern durch geeignete Films außerordentlich gesteigert werden.

Man lasse sich nicht durch den im Vorhergehenden erwähnten Ausdruck erotisch, sei es in Beziehung auf die Lektüre, sei es in Beziehung auf Abbildungen usw. beeinflussen. Ich habe diesen Ausdruck wesentlich gebraucht, um die Dinge so zu bezeichnen, wie sie liegen. Gemeint sind aber nur die psychischen Einwirkungen, in denen sehr oft sogar ästhetische Gefühle mit den sexuellen verschmelzen. Ebenso wie der Normale an einer Lektüre, die ihm ein Mädchen in angenehmer Weise körperlich und seelisch reizvoll schildert, Interesse nimmt, ebenso soll dies für den Perversen durch die genannte Therapie erreicht werden. Erotische Gefühle sind durchaus nicht etwas Unsittliches, wie das mitunter auch im andern Sinne gebrauchte Wort erotisch annehmen lassen könnte.

Ich habe bisher die äußern Reize besprochen, die zur Ausschleifung der normalen Bahnen benutzt werden sollen. Dasselbe gilt von den Bildern, die durch die Phantasie erzeugt werden. Zu vermeiden hat der Betreffende die weitre Ausbildung der perversen Bahnen, die dann erfolgt, wenn er sich immer wieder absichtlich den perversen Vorstellungen hingibt. Fast jeder, der sein sexuelles Leben zurückverfolgt, wird zugeben, daß sich häufig erotische Phantasiebilder einstellen; sie mögen bei dem einen kürzer, bei dem andern länger dauern, bei dem einen häufiger auftreten, bei dem andern seltner, in vielen Fällen sind sie von Vorgängen in den peripheren Geschlechtsorganen begleitet. Die sexuellen Phantasiebilder entstehen willkürlich oder unwillkürlich. Fällt einem Homosexuellen eine homosexuelle Szene ein und verläßt ihn nun diese Phantasie nicht, so haben wir eine unwillkürliche perverse Phantasie. Wenn er hingegen, weil es ihm nun gerade angenehm ist und er Zeit hat, sich willkürlich die seinem sexuellen Empfinden adäquaten Phantasiebilder erzeugt, so haben wir es mit willkürlichen zu tun. Diese beiden Entstehungsarten spielen eine wesentliche Rolle. Wenn man Homosexuelle fragt, so sagen die meisten, daß sie sich absichtlich die Phantasiebilder nur selten erzeugen, daß diese hin-

gegen unabsichtlich häufig auftreten und dann längre Zeit das Bewußtsein beherrschen. Manche geben auch ohne weitres eine häufige willkürliche Erzeugung solcher perversen Phantasien zu. Fast alle sind darin einig, daß die willkürliche Erzeugung bei ihnen vorkommt; der eine hält sie für häufiger, der andre für seltner.

Für die Assoziationstherapie hat die doppelte Entstehungsart der Phantasiebilder eine große Bedeutung. Man wird begreifen, daß der Patient zunächst jene Vorstellungen unterdrücken kann, die er willkürlich erzeugt. Aber gerade die willkürliche Erzeugung von Vorstellungen ist für den Patienten sehr gefährlich. Er muß diese willkürlichen perversen Bilder unterdrücken, und es muß ihm die Notwendigkeit hiervon klargemacht werden. Häufig begegnet man dem Einwand, daß diese willkürlichen Bilder nur einen verhältnismäßig geringen Prozentsatz ausmachen, ein Einwand, der aber nicht als maßgebend betrachtet werden darf. Wenn man bei einem Homosexuellen alle perversen Phantasiebilder nach der Entstehungsart einteilt, und wenn man annimmt, daß die Bilder nur in 10 Proz. der Fälle willkürlich entstehen, so müssen doch die willkürlichen Phantasiebilder zunächst unterdrückt werden, sonst werden niemals die unwillkürlichen schwinden. Zur Unterdrückung der willkürlichen ist der Patient imstande, wenn er ernstlich die Heilung wünscht und an ihr mitwirkt. Durch Befolgung des entsprechenden Rates bessert sich mitunter die Perversion wie durch einen Zauberschlag, in andern Fällen tritt eine Rückbildung langsamer und allmählicher, nichtsdestoweniger aber häufig ganz deutlich auf. Auch die unwillkürlich entstehenden Phantasiebilder gehen oft überraschend schnell zurück, wenn sich der Patient daran gewöhnt, niemals sich solchen absichtlichen Phantasien hinzugeben. Die moralische Kraft, die dazu gehört, ist in vielen Fällen nicht gering, aber bei gutem Willen wird man besonders in jüngern Jahren vieles dabei erreichen.

Der Perverse kann aber auch noch mehr leisten. Er kann, selbst wenn perverse Phantasien unwillkürlich auftreten, zu ihrer Unterdrückung manches tun. Die Ablenkung durch geistige oder körperliche Arbeit ist hierbei von Bedeutung; eventuell kann er dadurch, daß er sofort auf ein ihn interessierendes Gebiet seine Aufmerksamkeit hinlenkt, vielleicht auch versucht, normale sexuelle Vorstellungen zu erzeugen, das Spiel der unwillkürlichen perversen Phantasie außerordentlich abkürzen.

Ganz besonders gefährlich ist bei diesen perversen Phantasien die sich damit verknüpfende Neigung zur Masturbation. Ich will auf die allgemeinen Gefahren der Masturbation nicht eingehen und hier nur erwähnen, daß die Hauptgefahr darin liegt, daß sich mit den peripheren sexuellen Vorgängen grade während des hohen Affektes die perversen Vorstellungen immer enger verbinden. Wenn sich der Patient durchaus nicht von der Masturbation zurückhalten kann, soll er wenigstens versuchen, möglichst normale Phantasien zu erzeugen und mit diesen die Masturbation zu verknüpfen; das beste ist natürlich, er unterläßt sie ganz.

Nicht nur die in dieser Weise geübte Unterdrückung der perversen Phantasien spielt eine Rolle, sondern auch die willkürliche

Erzeugung der normalen. Man darf sich hierbei natürlich nicht von Sittlichkeitsfanatikern die Therapie verkümmern lassen. Man gebe dem Perversen ruhig auf, sich entsprechend seiner individuell genau geprüften Veranlagung, d. h. entsprechend der Pforte, wo das Normale einen Eingang findet, normale Bilder in der Phantasie zu erzeugen. Besonders abends vor dem Einschlafen ist dies wichtig und verhältnismäßig leicht zu erreichen. Ich habe gesehen, daß selbst in das Traumleben normale Vorstellungen mit hinübergenommen werden, wenn sich der Betreffende kurz vor dem Einschlafen Mühe gibt, sich normale Bilder vorzustellen. Vielleicht handelt es sich dabei um Zufälle, wenn unmittelbar dadurch das Traumleben beeinflußt schien. Anderseits ist festzuhalten, daß die Ruhe und Dunkelheit des Schlafzimmers dem Betreffenden die Möglichkeit lassen, sich hier besser zu konzentrieren, so daß das Spiel seiner Phantasie, wie es entsprechend dem therapeutischen Zweck stattfinden soll, wenigstens durch äußre Ablenkungen nicht behindert wird. Bei tief hypnotisierbaren Personen kann man die Träume unmittelbar durch die posthypnotische Suggestion beeinflussen, und man wird sich dieses Mittels zur Erreichung eines Heilerfolges bedienen müssen.

Man wird vielleicht einwenden, daß in Fällen, wo keine Brücke vom Perversen zum Normalen hinüberführt, die von mir empfohlne Behandlungsmethode nicht anwendbar ist. Demgegenüber weise ich darauf hin, daß erstens eine Methode durchaus nicht geeignet sein muß, jeden Fall zur Heilung zu bringen. Das leistet kaum eine Methode in der Medizin. Es wird auch nicht einmal jeder Fall, wo sich eine Brücke findet, auf diese Weise geheilt werden können. Zweitens aber glaube ich behaupten zu können, daß, auch wo keine Brücke gefunden wird, besonders auch in jüngern Jahren, sehr wohl eine Umändrung der Perversion, ein Ersatz derselben durch normales Empfinden möglich ist, wenn sich der Perverse nur sonst an die von mir oben ausführlich mitgeteilten Vorschriften hält. Ich muß hier wiederum auf die Erfahrungen hinweisen, wo Personen, die zunächst nicht das geringste Homosexuelle darzubieten scheinen, wo also anscheinend keine Brücke zur Perversion führt, unter bestimmten Verhältnissen, z. B. beim Ausschluß des andern Geschlechts, vorübergehend homosexuell werden. Genau das Entsprechende dürfen wir für die Beseitigung des perversen Fühlens erwarten, und auf Grund einiger Fälle kann ich dies gradezu behaupten.

Die Verhältnisse liegen für das weibliche Geschlecht nicht anders als für das männliche. Nun wird man natürlich auf die immerhin anders geartete Stellung des Weibes manche Rücksicht nehmen müssen. Eins aber möchte ich dringend empfehlen, auch homosexuell entwickelten weiblichen Personen möglichst viel den Verkehr mit anständigen jungen Männern zu gestatten. Ich habe dabei nicht nur homosexuelle Erregungen, sondern leidenschaftliche homosexuelle Liebe bei weiblichen Personen vollkommen zurückgehen sehen.

Man hat den Homosexuellen, den man durch Benutzung seiner eignen Willenstätigkeit und Vorstellungstätigkeit heilen will, von

der Möglichkeit solcher Heilung zu überzeugen. Nur dann wird er ernstlich an der Behandlung mitwirken. Unbedingt ist es nötig, daß der Patient besonders die Bedeutung der mit homosexuellen Vorstellungen getriebnen psychischen Onanie erkenne. Immer und immer wieder wird man ihm das wiederholen müssen, um die Wichtigkeit dieses Faktors nicht vergessen zu lassen. Man wird sich zu diesem Zweck mit dem Patienten in Gespräche einlassen müssen, man wird seine Einwände entgegennehmen und widerlegen müssen. Man wird ihn darauf hinweisen müssen, wie z. B. die zufällige Begegnung mit einer ihm sympathischen Person, ein Satz in einem sonst ganz harmlosen Buch, oft eine organische Reizung, z. B. bei Abstinenz die Ansammlung von Samen, anfangs sexuelle Ideen unwillkürlich wecken kann, und wird ihm dann zeigen, was er zu tun hat, um die unwillkürlich entstandnen Ideen möglichst zu unterdrücken. Man wird ihn auf den Unterschied der willkürlich und unwillkürlich erzeugten Gedanken hinweisen müssen. Man wird ihm sagen müssen, wie sich fast jeder zeitweise durch seinem Empfinden adäquate Vorstellungen Lustgefühle absichtlich schafft, wie gefährlich es aber ist, wenn der Homosexuelle hierbei der homosexuellen Phantasie freien Lauf läßt. Wenn der Patient, wie schon erwähnt, erwidert, er erzeuge nur selten willkürlich homosexuelle Phantasien, sie träten meistens unwillkürlich auf, so weise man ihn darauf hin, daß auch in solchem Falle die willkürlichen perversen Ideen, selbst wenn sie selten auftreten, unterdrückt werden müßten. Man zeige ihm aber auch, daß seine Schätzung über die Häufigkeit willkürlich erzeugter homosexueller Phantasiebilder sehr leicht eine Selbsttäuschung sein kann. Der Patient muß begreifen, daß man ihm etwa nicht zumutet, das Auftreten abnormer sexueller Vorstellungen überhaupt zu unterdrücken, daß man vielmehr von ihm nur verlangt, er solle die absichtliche Erzeugung unterlassen und Gelegenheiten, wo sie ihm aufgedrängt werden, möglichst meiden. Man wird dem Patienten, der erwidert, bei ihm sei die Homosexualität angeboren, mithin unheilbar, nachweisen müssen, daß die Bedeutung der angebornen oder vielmehr eingebornen Homosexualität oft überschätzt worden ist, und daß auch angeborne Dispositionen einer Umändrung durch Einflüsse des Lebens fähig sind. Man zeige ihm weiter, daß weder das frühzeitige Auftreten, noch das primäre Erscheinen, noch selbst das ausschließliche Vorliegen homosexuellen Fühlens, ohne weitres das Eingeborensein oder die Unheilbarkeit beweisen.

Jedenfalls habe ich in Fällen, die von Anfang an eine ungünstige Prognose darzubieten schienen, oft und schnell das Abnorme zurücktreten sehen, wenn sich erst der Patient mit dem Gedanken vertraut gemacht hatte, daß er selbst alles tun müsse, sich von der Homosexualität zu befreien. Ohne hypnotische Behandlung und ohne wesentliche andre Eingriffe konnten Patienten durch ihre Selbstzucht zum normalen Geschlechtsleben geführt werden, wobei allerdings noch zu bemerken ist, daß die Prognose von verschiednen Momenten abhängt.

Zur Anwendung der geschilderten Therapie gehört aber eine gewisse Selbstüberwindung und Entschlußfähigkeit, da der Patient

die für ihn lustbetonten, ihm liebgewordenen sexuellen Vorstellungen nur ungern aufgibt. Sie bedeuten für ihn dasselbe wie die normalen Vorstellungen für den normalen Menschen. Zur Heilung ist aber der Entschluß, an der Behandlung mitzuarbeiten, die erste Vorbedingung. Man muß versuchen, dem Patienten die Notwendigkeit oder das Wünschenswerte eines normalen Fühlens zu begründen. Wenn er aber trotz aller Bemühung nicht freiwillig mitarbeitet, wird man schwerlich etwas erreichen. Besonders, wenn sich der Homosexuelle gerade im Banne einer Liebesleidenschaft befindet, wird man mit aller Beredsamkeit ihn kaum je zur freiwilligen Mitarbeit bringen können. Auch der normal liebende gibt nur ungern das Objekt seiner Liebe auf. Der Gedanke an dieses Objekt ist jedem viel zu teuer, als daß er sich von dem Bild trennen möchte. Auch bei unerwiderter Liebe bietet die Vorstellung der geliebten Person so viele Reize, daß sich der Liebende ihr immer wieder hingeben wird. Die meisten von der Homosexualität beherrschten werden sich in einem solchen Zustande allerdings auch schwerlich an den Arzt wenden. Immerhin gibt es Fälle, wo das geschieht. Ich erwähne z. B. einen Homosexuellen, der es tat, weil die maßlose Eifersucht ihn weder zu Schlaf noch sonst zur Ruhe kommen ließ. Ich erinnre an Fälle, wo die Betreffenden, um bei den durch die homosexuelle Liebe entstandnen Familienkonflikten Entgegenkommen zu beweisen, sich dem Rate ihrer Angehörigen zur Aufsuchung ärztlicher Hilfe fügten. Aber auch da wird der gute Wille zur Mitwirkung durch Vermeiden perverser Phantasien oft nicht vorhanden sein.

Ebenso wird dieser in vielen Fällen dann fehlen, wenn der Homosexuelle unter dem Einfluß einer ungeeigneten Umgebung steht, die ihn in seiner Perversion bestärken will. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch das Wirken mancher Agitatoren anzusehen, die den Homosexuellen die Unwandelbarkeit und Unheilbarkeit ihres Zustandes suggerieren. Besonders gefährlich ist aber dieser Einfluß dann, wenn er sich auf jüngre Leute erstreckt. Das gilt auch dann, wenn die Wandelbarkeit durch Operation zugegeben, die Wirksamkeit psychischer Einflüsse aber möglichst herabgemindert wird. Abgesehen von der Fragwürdigkeit der biologischen Grundlage kommen wir, wie schon erwähnt, ohne die Betonung der psychischen Einflüsse nicht aus. Auch Steinach und Lipschütz haben deren Bedeutung meines Wissens nie bestritten.

Über Jugendliche möchte ich überhaupt noch einige Worte sagen, weil es sich bei ihnen zum großen Teil darum handelt, sie vor der Entwicklung und Verstärkung der Homosexualität zu schützen. Wir kennen die Periode des undifferenzierten Geschlechtstriebes, wie sie Dessoir beschrieben hat. Es gibt Personen, die in dieser Periode anscheinend homosexuell sind oder doch homosexuelle Empfindungen haben. Diese Periode zeigt sich ungefähr in den Jahren der Reifung oft etwas früher, mitunter etwas später. In dieser Periode kann der Knabe ebenso ein Mädchen oder eine Frau, ebenso aber auch einen andern Knaben oder einen Mann lieben, ohne daß wir deshalb von etwas Krankhaftem sprechen dürfen. Ähnlich liegt es beim jungen Mädchen in dieser Periode der Undifferenziertheit. Ich erinnre an die Pensionsfreundschaften zwischen jungen Mädchen, die

mitunter nichts andres als Liebschaften zwischen solchen Mädchen sind. Es scheint mir nicht unwahrscheinlich, daß sich gelegentlich durch Fortzüchtung aus den homosexuellen Erscheinungen der Periode der Undifferenziertheit eine dauernde Homosexualität entwickelt[23]), und deshalb scheint es mir notwendig, junge Leute davor zu schützen. Sie auf die Gefahren der perversen psychischen und physischen Onanie hinzuweisen, ist ernste Pflicht; hier ist eine wahre sexuelle Aufklärung[24]) am Platze. Es dürfte kaum eine Gebiet der Psychotherapie dankbarer sein als die frühzeitige Behandlung der Homosexualität. Die Verschlossenheit in sexuellen Dingen verhindert dies. Es muß als ein Unglück betrachtet werden, daß der heranreifende junge Mann, das heranreifende junge Mädchen nur selten einen Vertrauten finden, keinen, bei dem sie auf Verständnis rechnen können, dem sie über ihr innres Fühlen einmal Mitteilung machen möchten. Sie vergraben es in ihrem Innern, sie wissen nicht die Bedeutung dieser Fortzüchtung perverser Ideen zu würdigen, und so kommt es dann, daß sie, die so leicht vor einem unglücklichen Leben hätten bewahrt werden können, in spätern Jahren dauernd der Homosexualität verfallen.

Neben dieser psychosexuellen Therapie wird auch auf die allgemeine psychische und somatische Behandlung eingegangen werden müssen. Was die psychische betrifft, so muß auf eine geregelte Beschäftigung, auf eine möglichst den Anlagen und Neigungen entsprechende Berufstätigkeit hingewiesen werden. Gerade die Beschäftigung steht in engster Beziehung zur psychosexuellen Therapie. So wird auch die Neigung der Homosexuellen, sich den homosexuellen Vorstellungen allzu sehr zu überlassen, hiermit erfolgreich bekämpft werden.

Daß der Homosexuelle alles tun soll, was das Nervensystem stärkt, alles unterlassen soll, was es schädigt, brauche ich nicht weiter auszuführen. Schon aus diesem Grunde ist die Masturbation, besonders ihre häufigere Ausführung, zu verbieten, und in erhöhtem Maße gilt dies von jener Masturbation, die mit homosexuellen Phantasievorstellungen geübt wird, da nichts so sehr die Homosexualität fortzüchtet, wie die mit perversen Vorstellungen ausgeführte Masturbation. Aber auch sonst sind wir verpflichtet, alles zu tun, was den oft neuro- oder psychopathischen Homosexuellen eine Kräftigung des Nervensystems schaffen kann. Durch Medikamente, durch die Diät hat der Arzt hierfür zu sorgen. Er wird dann die speziell gegen die Perversion gerichtete Therapie durch diese Allgemeinbehandlung unterstützen.

Mit einigen Worten möchte ich jetzt noch auf die Prognose der Assoziationstherapie und andrer Behandlungsmethoden, soweit es sich um die Homosexualität handelt, eingehen.

Auf die Einteilung der Homosexualität in eingeborne und erworbne will ich hierbei kein zu großes Gewicht legen. Man hat mehrfach die eingeborne Homosexualität als prognostisch ungünstig,

[23]) Vgl. oben S. 36.

[24]) Ich verweise hier auf das, was ich in der Zeitschrift für Sexualwissenschaft Februar 1920 bei Besprechung der Arbeit von Fried: „Das männliche Urningtum in seiner sozialen Bedeutung“ gesagt habe.

die erworbne als prognostisch günstig bezeichnet. Ich lege aber für die Praxis deshalb keinen so großen Wert auf diese Einteilung der Perversionen, weil die Trennung des Eingebornen und Erworbnen oft sehr schwer, mitunter auch gar nicht möglich ist und eingeborne Dispositionen an sich einer methodischen Beeinflussung im Leben mitunter zugänglich sind, anderseits aber manche psychischen Eigenschaften, die wir als einen Einfluß der Erziehung, der Umgebung oder doch des Lebens betrachten, durchaus nicht immer eine günstige Prognose bieten. Es gibt Einflüsse des Lebens, deren Wirkungen später kaum noch ausgeschaltet werden können; jahrelanger Kummer, Sorgen, dauernde Erregungen werden oft das Nervensystem und das Seelenleben schädigen, und die Schädigung wird oft auch dann bestehen bleiben, wenn nach längrer Zeit diese Affekte nicht mehr vorliegen. Ebenso kann jahrelange homosexuelle psychische Onanie eine dauernde homosexuelle Assozierung bewirken, die auch dann noch bestehen bleibt, wenn sich der Patient später davon fernhält.

Eher würde ich in prognostischer Beziehung Wert darauf legen, ob das homosexuelle Empfinden schon lange besteht oder nicht, ob es von früher Kindheit an als ausschließliches sexuelles Empfinden der Persönlichkeit angehört oder nicht. Wenn wir die Dauer der Perversion als ein wichtiges prognostisches Charakteristikum ansehen, so ergibt sich daraus, daß das Alter, in dem sich der Patient behandeln läßt, eine große Rolle spielt. Die Erfahrung bestätigt das.

Man hat vielfach die Homosexualität als eine Folge oder als Symptom der angebornen Entartung angesehen. Man könnte daraus vielleicht schließen, daß, je mehr der Homosexuelle erblich belastet ist oder sonstige Zeichen der Degeneration bietet, um so ungünstiger die Prognose ist. Dies ist jedoch nicht ohne weitres richtig. Bei einigen stark degenerierten Personen läßt sich das Homosexuelle ziemlich schnell dauernd umwandeln. Ich erwähne aber den gegen die Behandlung und Heilung solcher Personen gemachten Einwand, daß, wenn man bei solchen Leuten die Homosexualität beseitigt und besonders die Zeugungsfähigkeit schafft oder erleichtert, man damit nur die weitre Degeneration des Menschengeschlechts, die Zeugung neuer degenerierter Individuen begünstige. Diese Frage, die eine ethische und soziologische Bedeutung hat, will ich aber an dieser Stelle nicht ausführlich erörtern. Erwähnen will ich jedoch, daß wir sehr schwer in der Lage sind, die Wahrscheinlichkeit, mit der eine kranke Nachkommenschaft erzeugt wird, richtig zu bemessen. Es gibt einzelne Fälle, wo wir mit großer Wahrscheinlichkeit eine solche Nachkommenschaft voraussehen dürfen. Anderseits sehen wir mitunter aus anscheinend gesunden Familien Kinder mit schweren Degenerationszeichen hervorgehen und von einem degenerierten Vater oder einer degenerierten Mutter Kinder hervorgehen, die nach sorgfältiger Untersuchung gesund scheinen. Was die Umwandlungsfähigkeit der Homosexualität bei Degenerierten betrifft, so will ich auf eine Gruppe von Fällen hinweisen, wo bei psychischer Behandlung sehr schnell die Umwandlung der perversen in normale Empfindungen gelingt, aber mitunter überaus schnell Rückfälle eintreten. Der Degenerationszustand ist mit einer gewissen Labilität des Ner-

vensystems, mit einer leichten Dissoziierbarkeit, aber auch lockern Assoziierbarkeit oft verbunden. Ebenso wie man sehr leicht pathologische Assoziationen zerstört und normale schafft, ebenso wird man nicht selten beobachten, daß sehr schnell die Homosexualität wieder auftritt, besonders wenn nicht die methodische Ausbildung und Selbstdisziplin die normalen Assoziationen kräftigt. Die schnellen Besserungen sind deshalb keineswegs die prognostisch günstigen und dauerhaften. Die Dauer der Heilung wird oft am ehesten dann zu erreichen sein, wenn wenig Degeneration besteht, obwohl die Behandlung grade dann längre Zeit beanspruchen muß.

Eine ganze Reihe für die Prognose wichtiger Momente habe ich bereits im Vorhergehenden besprochen. Die Umgebung des Patienten, insbesondre die Frage, ob er sich dauernd unter dem Einfluß von Personen befindet, die ihm die Unheilbarkeit seines Zustandes suggerieren, die Energie, mit der er selbst an seiner Heilung mitwirken will, sind prognostisch von großer Bedeutung. Ebenso ist die Frage, wie stark die Brücke ist, die zum normalen Geschlechtsleben hinüberleitet, für die Prognose wichtig. In dieser Beziehung gibt es Fälle, die in forensischer und sozialer Beziehung äußerst gefährlich sind, in therapeutischer Beziehung aber eine günstige Prognose bieten. Es gibt Personen, die sich durch ein weiches Knabengesicht sehr leicht wenigstens vorübergehend sexuell erregen lassen. Es gibt andre, bei denen die Neigung überhaupt auf Knaben mit Milchgesichtern gerichtet ist. Ein solcher Fall bietet, wenn es sich um Knaben unter 14 Jahren handelt, forensische Gefahren. Anderseits wird aber hier die Prognose günstiger liegen, als für einen Fall von vollständiger Inversion, wo sich der Betreffende zu voll gereiften Männern von 30 Jahren hingezogen fühlt. Ein solcher Mann von 30 Jahren unterscheidet sich von dem Weibe viel mehr als ein Knabe, und deshalb wird eine Umwandlung im erstern Falle leichter gelingen als im letztern.

Mitunter dürfte die Prognose so ungünstig liegen, daß man dem Homosexuellen überhaupt zu einer Behandlung der Perversion nicht zuredet. Aber auch dann wird man doch manches zur Erleichtrung tun können. Hierher gehört besonders die Bekämpfung der sexuellen Hyperästhesie, die in einer großen Reihe von Fällen mit der Homosexualität verbunden ist. Diese Steigerung des Geschlechtstriebes ist für den Patienten oft eine große Qual. In solchem Falle wird man sowohl durch innre Mittel, wie durch gewisse Wasserprozeduren, besonders aber auch durch Ablenkung, Beschäftigung, körperliche und geistige, vieles tun können, was den Patienten erheblich erleichtert. Anderseits gibt es Fälle, wo man von einer Behandlung Abstand nehmen soll, weil die Sache zu unbedeutend ist, um den ganzen Apparat einer fortgesetzten Behandlung aufzubieten. Es könnte vorübergehend jemand, der sonst ganz normal ist, eine homosexuelle Empfindung haben. Es könnte z. B. einmal, ohne daß man eine Behandlung einzuleiten braucht, bei einem Manne eine vorübergehende Neigung zu einem Knabengesicht stattfinden. In solchen Fällen wird man überlegen müssen, ob es sich nicht nur um eine ganz kurze Episode handelt, die spontan verschwindet.

Man ersieht aus dem Vorhergehenden, wie mannigfach die Aufgabe des Arztes und wie verschieden die Mittel bei Bekämpfung der Homosexualität sein müssen. Takt, Erfahrung und Menschenkenntnis werden den Arzt hierbei leiten müssen. Unter dieser Voraussetzung wird es ihm oft gelingen, bei den schwersten Konflikten des Lebens mildernd zur Seite zu stehen, in andern Fällen Konflikte zu verhindern, Differenzen in der Familie, die sich durch die Homosexualität eines ihres Angehörigen ergeben haben, zum Ausgleich zu bringen. Allerdings darf der Arzt nicht in allen Fällen ein ideales Resultat erwarten, da die Prognose sehr verschieden ist und von allerlei Faktoren abhängt. Mitunter wird er auf den Erfolg verzichten und sich mit dem Gedanken trösten müssen: optimum voluisse.

Man wird die Frage aufwerfen dürfen, ob man nicht auch gegen die psychische Behandlung der Homosexualität einen bestimmten Einwand erheben muß. Es gibt Homosexuelle mit so vollständig konträr-sexueller Ausbildung der sonstigen psychischen und somatischen Eigenschaften, daß man wohl hier die Frage aufzuwerfen hat, ob man nicht eine Disharmonie in die Persönlichkeit bringt, wenn man die Homosexualität überhaupt bekämpft. Hierher würden etwa die effeminierten Männer und die entsprechenden Frauen gehören, die sich ganz und gar in ihrem psychischen Verhalten dem andern Geschlecht nähern, ja, ihm mehr oder weniger gleichen, und noch mehr könnte man diese Frage aufwerfen bei jenen Personen, die sich sogar in ihren Körpereigenschaften dem andern Geschlecht nähern.

Indessen würde dies zunächst nur für eine verhältnismäßig geringe Zahl Homosexueller gelten, denn die effeminierten Männer, die entweiblichten Frauen, bilden unter den Homosexuellen nur eine verhältnismäßig kleine Zahl und jedenfalls die Minderzahl. Allerdings wird von Homosexuellen oft behauptet, daß die urnische Persönlichkeit etwas geschloßnes sei. Es ist ganz merkwürdig, daß dies von derselben Seite behauptet wird, die demgegenüber erklärt, jeder Mann habe ein Teil Weibtum und jedes Weib ein Teil Manntum an sich. Danach würde es eine eingeschlechtige Bildung überhaupt nicht geben. Es wäre verkehrt, nun, wo es sich um die Frage der psychischen Umwandlung Perverser handelt, den genannten Einwand gelten zu lassen. Abgesehen davon kämen wir sonst vielleicht sogar dazu, heterosexuelle Männer, die irgendwelche konträrsexuellen Eigenschaften haben, z. B. weibliche Brustdrüsen oder weiblichen Kehlkopf oder auch Neigung zu Handarbeiten, künstlich in Homosexuelle verwandeln zu müssen, um aus ihnen eine „geschloßne Persönlichkeit“ zu machen. In Wirklichkeit ist bei den Homosexuellen von einer solchen einheitlichen urnischen Persönlichkeit nur selten die Rede. Wie schon erwähnt, wissen wir ferner, daß es heterosexuelle Männer mit sonstigen weiblichen Seelen- und Körpereigenschaften gibt und ebenso heterosexuelle Frauen mit Eigenschaften, wie sie sonst dem Manne zukommen. Wie kann man da ernstlich behaupten, daß die urnische Persönlichkeit etwas Einheitliches ist! Immerhin wird die Prognose in solchen Fällen, wo das ganze psychische Verhalten, nicht nur der Geschlechtstrieb, sich wie

beim andern Geschlecht verhält, ungünstiger sein, aber auch erst dann, wenn der Betreffende bereits die Reife erreicht hat, nicht etwa, wenn er sich noch im Stadium der Reifung befindet. Abgesehen davon ist zu berücksichtigen, daß mit der Umwandlung des Geschlechtstriebes sehr häufig eine Umwandlung auch sonstiger psychischer Eigenschaften erfolgt. Der betreffende Mann fühlt sich männlicher, das Weib weiblicher, und so ist es durchaus nicht ausgeschlossen, daß sich fast automatisch auch andre Eigenschaften normal gestalten werden. Man wird ferner bei der Behandlung auch darauf Rücksicht zu nehmen haben, daß die sonstigen psychischen konträren Eigenschaften ebenfalls beeinflußt werden und nicht nur die Richtung des Geschlechtstriebes. Überhaupt darf man sich eine solche psychische Behandlung nicht etwa so vorstellen, daß man die Homosexuellen nur unter dem Gesichtspunkt des Geschlechtstriebes betrachtet, sondern man wird die Persönlichkeit als Ganzes, die Konstitution mit zu berücksichten haben. Wenn wir dies tun, kann von einer Kontraindikation, die solchen Fall bedingungslos von der Behandlung ausschließt, kaum die Rede sein.

Ich komme jetzt zur Besprechung einiger Fälle, die die Wirksamkeit psychischer Einflüsse wohl dartun werden. Ich beginne mit einem Fall, der zunächst hypnotisch und sonst suggestiv behandelt wurde. Der Fall ist dadurch charakteristisch, daß der Betreffende, ehe er noch aus der Behandlung entlassen war, sich wieder in homosexuelle Kreise begab. Aus seinen vielen Mitteilungen an mich geht dies unzweideutig hervor. Der Fall ist auch dadurch besonders wertvoll, daß er zeigt, wie wenig von dem Märchen von der geschloßnen urnischen Persönlichkeit zu halten ist. Ich bringe den Fall mit Hinweglassung einiger unwichtigen und zum Teil nur persönlich interessierenden Stellen, so wie der Betreffende sich selbst geschildert hat.

1. Fall. Ich bin 23 Jahre. In der Familie anscheinend einzelne sexuell abnorm.

Solange meine Erinnrung reicht, habe ich diesen oder jenen Mitschüler leidenschaftlich geliebt. Beispielsweise weinte ich in Quinta bei dem Tode eines hübschen Kameraden stundenlang. Vom 11. Jahr ab masturbierte ich und dachte dabei stets an Knaben. Ich weilte mit Vorliebe schon damals in Badeanstalten. Vor allem spähte ich in Pissoirs nach dem Anblick männlicher Genitalien, wobei ich bis heute oftmals psychische Harnverhaltung beobachte. In Quarta begann ich mutuelle Onanie, die auf unserm Gymnasium sehr verbreitet war. Besonders hatte ich in Sekunda einen Nachbarn, der „angefangen hatte“, mit dem ich täglich während des Unterrichts unter der Bank bis zur Ejakulation onanierte.

Um diese Zeit begann, wie ich mich genau erinnre, eine große Vorliebe für Stiefel, namentlich hohe Rohrstiefel. Spitze, verzierte, sowie Damenstiefel sind mir bis heute verhaßt. Ledergeruch erregte mich ungemein. Häufig nahm ich Stiefel mit ins Bett. Bis heute sehe ich jedem Mann nach den Stiefeln, was mich ungemein belästigt. Mit 16 Jahren wurde ich im Theater von einem neben mir sitzenden Mädchen an die Genitalien gefaßt. Ich vollzog mit ihr an demselben Abend den ersten Koitus. Seitdem habe ich alle 2 bis 3 Monate den Koitus ausgeübt, doch niemals empfand ich bei einem Weib die große glühende Leidenschaftlichkeit, den körperlosen Wonneschauer wie im mannmännlichen Geschlechtsverkehr. In Anwesenheit von Freunden, was bisher zweimal der Fall war, brachte ich beim Weibe keine Erektion zustande.

Im 17. Jahr trat ein entscheidendes Ereignis ein. Ich lag zu Bett, als ich im Halbschlummer bemerkte, wie unter der Decke eine fremde Hand an meinem erigierten Penis spielte. Es war ein meiner Familie nahestehender Herr. Wort- und willenlos ließ

ich, anscheinend schlummernd, ihn gewähren. Dieser Mann Y. verfolgte mich von da ab auf Schritt und Tritt. Ich haßte ihn furchtbar und konnte mich ihm doch nicht entziehen. Wir sprachen nie zusammen. Stunden lagen wir der finstern Leidenschaft ob. Ich hielt ihn für einen lasterhaften Menschen. Ich habe ihn oft jahrelang nicht gesehen. So oft ich nach seinem Wohnort kam, näherte er sich mir in alter stummer Weise und stets unterlag ich. In Parenthese füge ich bei, daß dieser Kranke mehrere Kinder hat, von denen eins entschieden sexuell abnorm ist.

Mit 19 Jahren bezog ich die Universität. Bis zu meiner Militärzeit hatte ich keinen direkten Verkehr mit Männern, dagegen masturbierte ich sehr viel nur mit Vorstellungen schöner männlicher Körper; doch vollzog ich auch oftmals den Koitus. Einmal zog ich mir ein Ulcus molle zu und schwängerte auch ein Mädchen.

Ohne mir des geschlechtlichen Hintergrundes bewußt zu sein, fühle ich mich leidenschaftlich zu jungen Studenten hingezogen, besonders liebe ich einen bestimmten Typus, schlank, bleich, mit leisem Bartflaum (17. bis 23. Jahr) und mehr interessanten als schönen Zügen. Männer mit Vollbärten lassen mich ebenso kalt wie Weiber. Auf dem Theater fesselten mich in erster Reihe Männerrollen. Beim Anblick männlicher Genitalien in Museen durchströmt mich wonniges Empfinden. Vor allem interessierte ich mich für Turner und Akrobaten, doch liebte ich auch stets jugendliche Arbeiter (Schiffer) in schmutzigen Arbeitskleidern und hohen Stiefeln. Als Soldat trieb ich nach langer Zeit zum ersten Mal namentlich während des Manövers mutuelle Onanie. Nach der Entlassung vollzog ich Monate hindurch nur und stets mit Erfolg den Koitus.

Da berührte ich auf der Durchreise in meine Heimat eine Großstadt. Ich fiel einem der männlichen Prostituierten in die Hände, von deren Vorhandensein ich ganz zufällig früher gehört hatte. Die folgende Nacht — es war die entsetzlichste meines Lebens — fiel ich einem Erpresser in die Finger. Nach einiger Zeit und in gewissen Zwischenräumen trieb ich mit dem genannten Y. täglich mutuelle Onanie und in dem Sommer darauf geschah es, daß zum ersten Mal bei der bloßen Anpressung an einen Arbeiter Ejakulation erfolgte. Ich war darüber so bestürzt, daß ich mich einem Psychiater und einem Nervenarzt anvertrauen wollte, doch ich kehrte vor ihren Türen um, weil ich mich mehr als Verbrecher als als Kranker fühlte.

Da kam ich im August d. Js. zu mehrwöchigem Aufenthalt nach A., einem großen Badeort, wo ich oft zuvor geweilt. Hier ging mir eine neue Welt auf. Ich wurde in einen echt urnischen Kreis eingeführt. Meine Verwundrung war grenzenlos. Wir waren 10 bis 14 Urninge, die wir miteinander Umgang pflegten, Leute aus allen Gegenden, den verschiedensten Ständen, in jedem Alter. Es war mir, als ob neben der großen normalen Welt noch eine zweite, den meisten unbekannte Welt existiere. Ich machte damals tagebuchartige Aufzeichnungen, um gelegentlich einmal das Leben in dieser neuen Welt zu veröffentlichen, von der Psychopathia sexualis von v. K r a f f t - E b i n g und Ihrem vortrefflichen Werk hatte ich noch keine Ahnung. Täglich traf ich mich mit meinen Freunden in Bädern (Doppelzellen), vor allem aber jeden Abend nach dem Konzert in den Anlagen, und oft weilten wir bis zum frühen Morgen in einem Restaurant, wo wir häufig Sekt tranken, in unaufhörlicher Unterhaltung über urnische Dinge. Mit höchster Verachtung sahen wir auf Männer, die sich für Geld hingaben. Wenn ich auch bald den Eindruck gewann, daß viele Übertreibungen und Lügen bei den Homosexuellen vorkamen, so machten einige aus den höheren Ständen doch auf mich den Eindruck lauterster Wahrhaftigkeit.

Tagsüber war ich tief unglücklich über meine abnorme Veranlagung; mein früherer Frohsinn, mein guter Humor schwand, das Interesse für Naturwissenschaften und Künste nahm ab. Ich eile zum Schluß. Ich folgte der Einladung eines Urnings in seine Heimatstadt. Er besaß außerordentliche Erfahrung. Ich gelobte mir, es solle die letzte meiner Orgien sein. Nachher arbeitete ich und onanierte während dieser Zeit nur 2mal. Am 22. Oktober reiste ich nach Berlin. Mehrere Wochen, die ich in der Großstadt bin, leide ich mehr denn je unter dem höchst deprimierenden Zustand. Ich kenne hier keinen echten Urning, nur 12 bis 16 Prostituierte. Mit unbezwinglicher Gewalt treibt es mich abends an die Stellen, wo diese sind, immer wieder unterliege ich dieser entsetzlichen Versuchung. Am meisten reizen mich gerade diese bleichen, unglücklich aussehenden Leute, die mit einem Fuß im Zuchthaus, mit dem andern im Grabe zu stehen scheinen, ja, was mir selbst am unbegreiflichsten ist, sogar jenen entsetzlichen Erpresser, den ich wiedergesehen habe, liebe ich. Es ist, als ob alle Hemmungsbahnen der Leidenschaft, Überlegung, Furcht, Scham durchschnitten sind. Wohin ich auch fliehe, post equitem sedet atra cura. Vor acht Tagen vollzog ich, um zu sehen, ob es noch möglich war, mit einer Prostituierten nach sechsmonatiger Abstinenz mit Erfolg den Koitus.

In meiner Umgebung ahnt keiner meinen Zustand. Ich enthalte mich wegen meines Leidens des Alkohols und gelte als sparsam und solide, und ich verfolge keine Weiber, man hält mich für hochanständig. Da ich mich durch Arbeit zu betäuben suche, hält man mich für sehr fleißig, und da ich viel nachdenke, für strebsam. Kurz, ich gelte als Muster männlicher Tugenden, man sagt von mir, ich sei ohne jede Leidenschaft, und doch stöhne ich unter der Last dieses schweren Geheimnisses. Ich liebe eigentlich nur Masturbation und mutuelle Onanie, wobei ich die Betreffenden mit heißen Küssen bedecke. In A. ließ ich mir von solchen, die es sehr liebten — es waren die meisten — am Membrum sugere, habe im ganzen ungefähr 8mal Immissio penis in anum bei solchen ausgeführt, die mich sehr darum baten (es erschien mir immer als eine Art Übergang zum normalen Akt).

Irgendeinen weiblichen Zug habe ich nie an mir bemerkt, im Gegenteil habe ich fast eine krankhafte Aversion gegen Schmuck und alle blanken Gegenstände, Ringe, Uhrketten. Im übrigen bin ich kräftig und gesund, vornehmlich trotz der zahllosen Exzesse in venere nicht neurasthenisch.

Ergänzend schrieb mir der Patient noch auf Grund einiger Fragen, die ich an ihn gestellt hatte, folgendes:

„Je mehr ich darüber nachdenke, um so öfter erinnre ich mich, die heterosexuelle Kohabitation ohne homosexuelle Vorstellungen mit Libido und Orgasmus ausgeübt zu haben, namentlich ehe ich über meine perverse Richtung Klarheit hatte. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle erfolgte Erektion ohne Gedanken an Männer. Nur eine Reizung war sehr hervortretend, nämlich die Weiber stets, meist post coitum, nach der Art des Umgangs mit andern Männern zu fragen, und diese Erzählungen sowie die Gedanken an mit natürlicher Leidenschaft empfindenden Herren erregten mich stets ungemein.

Erotische Träume, die im allgemeinen nicht häufig bei mir vorkommen, betreffen fast nur junge Männer.

Mein Stiefelfetischismus war in der Zeit der Pubertät viel stärker und auch mehr ausgesucht erotischer Natur wie heute. Während ich damals Stiefel mit ins Bett nahm, habe ich seit Jahren danach kein Verlangen mehr. Es scheint mir jetzt mehr als eine Art Zwangsvorstellung. So muß ich beispielsweise oftmals in Konzerten oder Vorlesungen jedem Eintretenden nach den Stiefeln sehen, ungefähr wie andre jedem nach dem Hosenschlitz sehen. Erektion ist dabei nie eingetreten."

Der Patient sollte dann später nach einiger Zeit wieder in Behandlung treten, es war ihm aber aus äußern Gründen nicht möglich, nach Berlin oder einem andern geeigneten Ort zu kommen. Über sein weitres Ergehen äußerte er sich in folgender Weise:

„Was mein Befinden anlangt, so ist dasselbe das gleiche, wie unter der hypnotischen Behandlung, eher hat die Besserung noch zugenommen. Wenn auch der hermaphroditische Trieb noch besteht (Träume), so ist es mir doch gelungen, jegliche Betätigung desselben nach der homosexuellen Seite strengstens zu vermeiden, vor allem auch durch prophylaktische Kautelen (so gehe ich abends fast nie aus). So hoffe ich, daß durch die Kraft des Willens die nicht geübte Leidenschaft schwinden und eine Art Inaktivitätsatrophie eintreten wird.

Gestatten Sie, sehr geehrter Herr Doktor, daß ich Ihnen bei dieser Gelegenheit meinen wärmsten aufrichtigsten Dank für Ihr Interesse, für Ihre Mühe und Aufmerksamkeit ausspreche und daran die ergebenste Bitte knüpfe, mir auch Ihre weitern Ratschläge nicht vorzuenthalten."

Ich habe diesen Fall, obwohl er zu einer endgültigen Heilung nicht kam, deshalb angeführt, weil ähnliche Fälle, übrigens einer, der mir ganz besonders diesem ähnlich scheint, von andrer Seite oft als Beweis dafür angeführt werden, daß eine Umwandlung der Homosexualität nicht möglich sei. Der Herr, auf den sich diese Beobachtung erstreckt, kam nachher wieder in ausschließlich homosexuelle Kreise. Die Bemühungen, ihn aus diesen Kreisen zu entfernen, litten Schiffbruch, als er, durch äußre Verhältnisse veranlaßt, sich meiner Beeinflussung entzog. Und so ist es nicht wunder-

bar, wenn sich derartige Personen dann wieder vollständig dem homosexuellen Fühlen zuwenden und infolge von Selbsttäuschungen sich dann für unheilbar erklären. Die Unheilbarkeit ist in zahllosen Fällen auf die ungünstige Umgebung und auch auf den Mangel an eignem Willen, bei der Heilung mitzuarbeiten, zurückzuführen.

Ich komme zu einem weitern Fall.

2. Fall. X., 19 Jahre alt, Vater ein ernster nervöser Mann. In der Familie des Vaters wie der Mutter viele Fälle von Neurasthenie. X. war als Kind zart und blaß, wurde mehrfach von den Ärzten für blutarm erklärt. Er liebte die Einsamkeit und konnte sich nur schwer an Kameraden anschließen. Schon in seiner frühen Kindheit haben die Angehörigen bedauert, daß er kein Mädchen geworden sei, weil Sprache, Gang und Betragen bei ihm einen weiblichen Charakter gehabt hätten. Von früh auf zeigte er sich sehr schamhaft. Wenn er Wadenstrümpfe anziehen oder gelegentlich bei einer Maskerade mit nackten Armen gehen sollte, schrie er jedesmal, weil er vor Scham das nicht gern tun wollte. Mit 9 Jahren wurde er von einem etwas älteren sehr mädchenhaften Knaben innig geliebt und oft abgeküßt. X. war aber des andern Mädchenhaftigkeit zuwider, und er brach fast mit Gewalt die Beziehungen ab. In der Schule war er zerstreut und lernte nicht gut. Mit 10 Jahren hörte er öfter von seinen Schulkameraden gemeine Worte in der Unterhaltung und verfiel, durch solche Äußerungen angeregt, in die Onanie. Im 12. Lebensjahre kam er in eine Erziehungsanstalt. Durch die dortige strenge Lebensweise ließ er von der Onanie fast ab, aber in den Ferien, wo er auf sich selbst angewiesen war, verfiel er von neuem in die Onanie.

Er lernte gern, aber langsam und zählte während der ganzen Schulzeit zu den bessern Schülern. Das religiöse Leben in der Pension beeinflußte ihn sehr. Sein ganzes Tun wurde durch die Religion bestimmt, und er wurde dadurch glücklich und zufrieden. Das blieb so bis zum Anfang seiner kaufmännischen Lehrzeit. Seine schönste und reinste Erholung fand er im Gebet.

Als seine größte Sünde betrachtete er die Onanie, nach deren Ausführung er stets einen seelischen Druck und starke Reue sowie physische Schwächung fühlte. Trotzdem war nachher manchmal der Drang zur Onanie fast unwiderstehlich, besonders war dies abends im Bett der Fall. Dann sprang er entweder aus dem Bett oder richtete sich auf, und die Hände in die Decke gekrallt, fing er an, stark zu beten. Am liebsten hätte er geschrien, so daß alle herbeigelaufen wären und dadurch, wie er es sich etwa vorstellte, „der Teufel Reißaus genommen hätte". Aber wenn er auch einen Tag widerstand, am folgenden Tage konnte er es schon nicht mehr. Die Aufrichtigkeit seines religiösen Lebens wurde durch diese Vorgänge damals noch nicht beeinflußt.

Er führte ein so lebhaftes geistiges Leben, daß er abends sehr spät einschlief und dann hatte er, wie überhaupt im ganzen Knabenalter, sehr viel nächtliche Träume. Es zog ihn stets zu Schülern der obern Klassen hin, weil diese schon eine gewisse Männlichkeit und Bestimmtheit erkennen ließen. Sie schienen ihn auch gut zu leiden, interessierten sich für ihn, und er strebte, so würdig zu sein wie sie. Als er in die Pension eingetreten war, verliebte sich Y., ein ältrer Schüler von 17 Jahren, in X. Y. tat alles, was er dem X. an den Augen absehen konnte, und beide verstanden sich, bis Y. eines Abends einen heimlichen Kuß von seinem Freunde verlangte. Nun hatte ihm aber ein andrer hübscher, schlanker Junge, der sich ihm anfangs angeschlossen hatte, geraten, niemals auf einen Kuß einzugehen, weil das üble Folgen haben könne, wie er sie auch selbst schon erlebt habe. Sowie nun das Wort „Kuß" von Y. gefallen war, verabschiedete sich X. kalt und verschwand blitzschnell; die Freundschaft war jetzt aus. Nachher wurde X. von einem zwei Jahre ältern Schulkameraden geliebt. Es entwickelte sich aus dem Verhältnis eine wahre, echte Freundschaft, die auf gemeinschaftlichem Interesse beruhte und sich auch bewährte. Etwa mit 14 Jahren bemerkte X. den Beginn der Pubertät. Wenn er viel gegessen hatte und er sich gleich danach zum Arbeiten hinsetzte, einmal auch, als er bei einer Klassenarbeit eine mathematische Aufgabe durchaus nicht lösen konnte und darüber verzweifelte, hatte er Ejakulationen. Mit 15 Jahren gehörte er schon unter die ältern Schüler und fing an, aufmerksam zu werden auf einzelne nette Knaben in dem Institut. Einer fiel ihm ganz besonders auf. Er war oft so lebhaft und vergnügt, daß er kaum ruhig auf dem Platz sitzen konnte. Diese Lebhaftigkeit sprach auch aus des Knaben blitzenden Augen, die den X. geradezu berauschten. Er verliebte sich vollständig in den Knaben. X. wollte sich aber klar sein, ob er den Knaben selbst oder nur seine äußre Schönheit liebte, und deshalb näherte er sich ihm erst, nachdem er 3/4 Jahre die Liebe innerlich empfunden hatte und nun feststellen

konnte, daß ihm des Knaben Wildheit und Lebensfreude so sehr gefiel. Am Abend vor dem Einschlafen stellte sich X. im Geiste des Knaben Gesicht vor, aber die Phantasie ging weiter: er stellte sich seinen Liebling in wundervoller Nacktheit vor, umgeben von Glorienschein, über dem Ganzen, d. h. des X. Bett schwebend. Empört darüber, daß er seine Liebe zu dem Knaben durch sinnliche Gedanken verunreinigt, verscheuchte er das Bild, indem er sich mehrmals im Bett herumwälzte, aber die Erinnrung an diese Erscheinung verursachte dem X. ein großes Wohlbehagen.

Peinlich war X. das Baden in der Pension. Es standen in einem Raum mehrere Wannen, die unter Aufsicht eines Lehrers abteilungsweise von den Schülern benutzt wurden. X. wußte, daß ihm der Anblick nackter Knaben Ejakulation verursachte und wusch sich, aus Angst, aufzufallen, mit nervöser Hast ab.

Vor seinem Examen machte X. mit seinem zwei Jahre jüngeren Liebling eine Reise. Beide schliefen in demselben Zimmer, und X. hatte eine Freude daran, sich im Nachthemd mit dem Knaben zu balgen. Eine Berührung seines Körpers verursachte dem X. ein sinnliches Wohlbehagen. Er gab dem Knaben einmal einen Handkuß und kam sich darüber sehr kühn vor. Er wollte sich oft mit ihm zusammen in ein Bett legen, wagte es aber niemals. Als der Knabe bei einer Balgerei auf dem Bauch lag, zog X. ihn an den Füßen, so daß der Körper des Knaben bis zu den Hüften entblößt wurde. Dieser Anblick hat den X. so betroffen, daß er die Füße losließ und sich plötzlich ganz still und ruhig verhielt.

Mit $16^1/_2$ Jahren kam X. in ein Geschäft. Er fühlte sich, da verhältnismäßig wenig zu tun war, nicht ganz wohl, und da die strenge Zucht der Schule vorbei war, verfiel er wieder in die Onanie. Es wurde aber sein Konflikt mit der Religion sehr beunruhigend. Der Geschlechtstrieb widersprach dem religiösen Empfinden des X., und dieser bemerkte, daß er doch seinen Trieb nicht unterdrücken konnte. Er vertraute sich einem Freund an und erfuhr durch diesen, daß das ein Naturtrieb sei, dem der Mensch gehorchen müsse, er solle es mit Maß und Ziel machen und sich entschließen, zum Weibe zu gehen. Dies widerstand aber dem X. innerlich, er hatte gar keinen Drang zum weiblichen Geschlecht, und er trieb nun etwa ein Jahr lang wieder Onanie, von der er aber glaubte, ungünstige Folgen für Körper und Geist zu bemerken. Seine Religiosität konnte danach nicht mehr aufkommen und nahm dauernd ab. „Mein Gewissen widerspricht dem Naturtrieb." Das konnte X. nicht recht begreifen, und die Frage konnte er nicht lösen. Er wurde daher gegen die Religion gleichgültiger. Er besuchte das Schwimmbad, um sich abzuhärten, aber auch, um sich an den schönen Gestalten von Knaben und Jünglingen zu erfreuen. Jeden Abend ging er hin. Einmal sah er einen wohlgeformten Jüngling in „klassisch schöner Haltung" stehen. Dieser Anblick nahm des X. Sinne ganz gefangen. Es kam eine feierliche Stimmung über ihn. Er lobte den Schöpfer wegen dieser herrlichen Jünglingsgestalt, die ihn in ein solches Entzücken versetzt, daß er sich zu allem Guten und Schönen aufgelegt fühlte. Wenn er sich aber in seinen Gedanken nicht sehr beherrschte, verursachte ihm der Anblick schöner Knaben stets Erektion. Er hätte sich so gern einem netten Knaben genähert, vermied es aber, da er fürchtete, die Sinnlichkeit würde dabei eine zu große Rolle spielen und er könnte dem Knaben schaden. Mitunter versuchte er, sich von der Masturbation zu enthalten, dann bekam er aber eine solche geschlechtliche Manie, daß sein Innres von der Sehnsucht nach der Umarmung eines nackten Knaben vollkommen ausgefüllt wurde. Da er dazu weder Mut noch Gelegenheit hatte, trat Ejakulation durch Phantasiebilder auf. X. ging dann in Variétés. Die Weiblichkeit hatte wenig Einfluß auf ihn, dagegen sah er gern Akrobaten. Mit 18 Jahren hatte er Tanzstunde. Die jungen Damen langweilten ihn, und er wußte nicht recht, was er aus ihnen machen sollte. Er hatte das bestimmte Gefühl, als könne er nicht im geringsten das Interesse weiblicher Personen erregen. Besser fühlte er sich in Gesellschaft von Herren, die ihn auch gut leiden mochten. Er war stets froh, wenn die Tanzstunde zu Ende war. 18 Jahre alt, hatte er einen Anfall von übermäßigem Geschlechtstrieb. Es gelang ihm, Knaben auf sein Zimmer zu bestellen. Aber wenn der Knabe da war, um zu fragen, was er wünschte, kam er plötzlich wieder zu sich, schickte den Knaben weg und lachte über sich selbst. Er berichtete diesen Vorfall seinem Freund, sprach dabei den Wunsch aus, bald eine Freundschaft schließen zu können, die ihn in dieser Beziehung beruhigte. Er erhielt als Antwort, so etwas sei eine Schmach, das deutsche Gesetz stelle schwere Strafe darauf, zwinge ihn eventuell, sich zu erschießen oder zu fliehen. Dieser Rat machte aber wenig Eindruck auf X., da er fühlte, wie ungerecht er sei. Da er einen Freund hier nicht fand, wandte er sich an seinen frühern Freund, der an seinem Schicksal teilnahm. Dieser riet ihm, er solle sich zusammennehmen und durch ordentliches Arbeiten auf andre Gedanken kommen. Er besuchte aber weiter Badeanstalten. Die Onanie ließ etwas nach, aber er hatte häufig Ejakulation durch Phantasiebilder.

Die Behandlung bestand zunächst in Anwendung der Hypnose, doch war als wesentliches Heilmittel hier, besonders auch nach Entlassung aus der Behandlung, Anschluß an das weibliche Geschlecht und besonders absichtliches Vermeiden homosexueller Phantasien und homosexuellen Verkehrs angeraten worden. Der Erfolg war derartig, daß nach einigen Jahren X., der sich mehrfach an Mädchen unterdessen angeschlossen hatte, sich in ein Mädchen verliebte und den Wunsch hatte, es zu heiraten.

Über den weitern Verlauf möge folgendes aufklären. Als er, 25 Jahre alt, sich in dieses Mädchen verliebte und meinen Rat wegen der Heirat einholte, erklärte er folgendes: Mit dem einen jungen Mann, mit dem er früher in sexuellen Beziehungen stand, verbinde ihn auch jetzt noch eine wahre Freundschaft; aber jede Spur von Sexualität sei aus diesem Verhältnisse gewichen. Überhaupt seien die homosexuellen Empfindungen nahezu gänzlich verschwunden, wenn sie auch gelegentlich noch aufträten, er fühle sich aber heterosexuell. Die nächtlichen Träume sind gleichfalls stets heterosexuell; die Neigung, die er zu der jungen Dame hat, wird erwidert. Allerdings befürchtet er, daß sich seine frühere Homosexualität auf seine Kinder vererben könne und dieser Punkt beunruhigte ihn. Ich konnte ihn darüber vollkommen beruhigen, zumal da die junge Dame, die er heiraten will, aus vollkommen gesunder Familie ist, soweit festgestellt werden kann.

Bei dem folgenden Herrn, bei dem nach jeder Richtung die Assoziationstherapie angewendet wurde und der ein überaus gewissenhafter Patient war, ist jede Spur einer Homosexualität nach verhältnismäßig kurzer Zeit geschwunden.

3. Fall. X. war, als er zu mir in Behandlung trat, 24 Jahre alt. Erbliche Belastung war nach keiner Richtung nachweisbar. Er war der jüngste von 6 Geschwistern. X. selbst war nie ernstlich krank und hat stets Anstrengungen oder Strapazen gut ertragen können. Infolge frühzeitigen Todes seiner Eltern kam er schon mit 10 Jahren in ein Pensionat. Es waren dort Pensionäre im Alter von 8 und 10 Jahren, drei oder vier zusammen in gemeinsamen Schlafräumen, sie trieben solitäre oder mutuelle Onanie oder übten andre homosexuelle Akte aus. Meistens wurde das Membrum inter femora eingeführt oder es fand gegenseitige Masturbation statt. Er selbst wurde kurz nach seiner Ankunft verführt und verfiel dem homosexuellen Verkehr mit wahrer Leidenschaft. Als die Geschlechtsreifung und besonders die Samenproduktion begann, hat er fast täglich in dieser Weise homosexuell verkehrt. Er führte darauf eine gewisse geistige Abstumpfung zurück. Anfangs ein begabter Schüler, wurde er bald unaufmerksam und träge, verfiel auf allerlei Allotria und befand sich nach einem Jahr unter den letzten der Klasse. Von dem Tage seines ersten Samenergusses an — es war dies in seinem 13. Jahre — war er als Schüler vollständig willenlos, immer nur darauf bedacht, die Wollust soviel wie möglich zu genießen. War er von einem seiner Kameraden befriedigt, so wiederholte er dies noch durch einsame Onanie. Er kam in verschiedne Pensionen, fand aber überall Altersgenossen, die derselben Verirrung zum Opfer gefallen waren. Er verkehrte am liebsten mit Knaben, die ihm auch an sich sympathisch waren, und in Zeiten längrer Trennung empfand er starke Sehnsucht nach ihnen. Dem Geschlechtsverkehr ging gewöhnlich Umarmung im Bett, Betasten der Geschlechtsteile voraus; der geschlechtliche Verkehr selbst aber fand gewöhnlich in der obengenannten Weise statt. Als ihm im Alter von 17 Jahren eine Ahnung über das Gesundheitsschädliche dieser Vorgänge kam, gelobte er sich Enthaltsamkeit, aber vergebens. Im 21. Lebensjahre machte er das Abiturientenexamen und ging zur Universität. In Bordellen versuchte er einige Male heterosexuellen Verkehr. Obwohl er nicht viel Gefallen daran fand, wiederholte er doch den Versuch, aber vergebens, da jeder Trieb und die Erektion fehlten. Er trank große Quantitäten geistiger Getränke, was er übrigens schon auf der Schule getan hatte. Unter seinen Bekannten galt er infolgedessen stets als ein forscher Kerl, und keiner ahnte seinen Zustand. Er trieb allerlei Sport, focht viele Mensuren aus und hatte auch sonst im wesentlichen männliche Neigungen. Er war mit Leib und Seele während der einjährigen Dienstpflicht Soldat. Seit der Schulzeit hatte er keine Gelegenheit mehr, homosexuellen Verkehr zu wiederholen, und so befriedigte er sich durch Onanie. Er suchte wieder weiblichen Verkehr auf, hat ihn aber nach mehreren vergeblichen Versuchen unterlassen. Geschlechtskrankheiten hatte er nie. Seit drei Jahren, d. h. seit dem 22. Lebensjahr, suchte er der Onanie, sowohl der körperlichen wie der seelischen, Herr zu werden, aber vergebens. Nächtliche Träume und Vorstellungen führen ihm wieder die alten Gestalten, d. h. männliche Personen vor Augen, und häufig kommt er dann zur Onanie, um auf kurze Zeit befreit zu werden. In seinen Träumen spielt besonders der homosexuelle Koitus in os eine Rolle, und immer träumt er von konkreten Personen, mit denen er in der Jugend

geschlechtlich verkehrt hat. Drei seiner frühern Freunde, für die er wirkliche Zuneigung empfand, kehren immer wieder im sexuellen Traumleben zurück. Diese Vorstellung quält ihn auch am Tage und macht ihm ein ernstes Studium unmöglich. Des Morgens kann er kaum aufstehen, ist tagsüber matt und schläfrig, bar aller Lebensfreude und mitunter der Verzweiflung nahe. Vom geschlechtlichen Verkehr mit Prostituierten ist er völlig abgestoßen. Der gesellige Verkehr mit Damen der guten Gesellschaft sagt ihm sehr zu, gelegentlich war vielleicht auch ein ihm nicht bewußtes sexuelles Gefühl vorhanden, dem er aber nicht weiter nachgab. Die männlichen Personen seiner jetzigen Bekanntschaft erwecken ihm keine sexuelle Begierde; es wäre ihm im Gegenteil der sexuelle Verkehr mit einem von ihnen durchaus ekelhaft, aber er denkt immer wieder an frühre Bekanntschaften zurück oder an jüngre Personen, mit denen er den sexuellen Verkehr ausüben möchte. Dabei hat er stets Furcht vor gesellschaftlicher Ächtung und besonders davor, daß er einmal einem Erpresser in die Hände fallen könnte. In dem Schluß eines Briefes, den er mir damals schrieb, standen die Worte: „Ich habe den aufrichtigen Wunsch und den festen Willen, aus diesem schmachvollen Zustand herauszukommen und verspreche, sehr geehrter Herr Doktor, allen Ihren Anordnungen unbedingten Gehorsam."

Er hat allen Ratschlägen Folge geleistet. Die Behandlung bestand kurze Zeit in hypnotischer Behandlung. Da aber eine tiefre Hypnose nicht zu erzielen war, legte ich das Hauptgewicht auf die Behandlung durch Erziehung und Willensrichtung. Es war ihm ganz besonders aufgegeben, alle perversen absichtlichen Vorstellungen vollständig zu unterlassen und zu unterdrücken. Nachdem er dies längre Zeit getan hatte, wurde ihm aufgegeben, willkürlich heterosexuelle Vorstellungen öfters zu erzeugen. Nachdem er auch dies längre Zeit befolgt hatte, zeigte sich allmählich eine Umwandlung. Die homosexuellen Elemente traten immer weiter zurück, und bei dem Gedanken an weibliche Personen zeigten sich allmählich deutlich Erektionen. Er verliebte sich später in eine junge Dame und ist dann jahrelang, wo ich es noch verfolgen konnte, nie mehr, auch nicht in Träumen, in homosexuelle Ideen zurückverfallen.

Im folgenden Falle handelt es sich um einen jungen Mann, der sich möglicherweise noch im Stadium der Undifferenziertheit des Geschlechtstriebes befand. Immerhin war bei ihm das homosexuelle Empfinden sehr ausgeprägt. Er war bereits stark unter den Einfluß homosexueller Agitatoren geraten, über deren Gefahren für die Jugend ich oben bereits gesprochen habe.

4. Fall. X., beinahe 20 Jahre alt, behauptet, daß er schon seit früher Kindheit homosexuell sei. Im Alter von 12 Jahren habe er Neigung zu alten Männern gehabt. Er ging deshalb gern in Bedürfnisanstalten, um deren Membra anzusehen. Er suchte sich unter dem Anschein des Unabsichtlichen diesen Anblick zu schaffen. Diese Neigung blieb bestehen, aber das Alter, zu dem er sich hingezogen fühlte, änderte sich. Während ihn anfangs nur Männer über 60 Jahre anzogen, ist jetzt seine Neigung auch auf jüngre gerichtet. Immerhin müssen es solche sein, die bereits äußerlich vollständig den Eindruck des Mannes machen, jüngre können ihn nicht reizen. Selbst Männer von 30 Jahren sind ihm daher meistens sexuell nicht sympathisch. Sein Geliebter ist 38 Jahre alt. Ganz junge Leute, etwa solche unter 20 Jahren, sind ihm ebenso widerwärtig wie das weibliche Geschlecht. Was dieses betrifft, so hat er im Alter von 14 oder 15 Jahren geschlechtlich mit einem Mädchen verkehrt, das ihm keine Ruhe ließ. Es ist dabei auch einige Male bis zur Ejakulation gekommen, niemals auch nur bis zur Introduktion. Er habe den Akt dann mit dem Mädchen nur noch deshalb ausgeübt, weil er gern als Mann hätte erscheinen wollen. Dieses oder ein andres Mädchen sonst körperlich zu berühren, habe ihm nie einen Reiz verursacht; er habe sie auch nie geküßt. Sonst habe er nie auch nur eine vorübergehende Neigung zu einer weiblichen Person gehabt. Hingegen hat er, wie schon erwähnt, jetzt einen Geliebten, und zwar seit zwei Jahren. Er hat mit ihm ohne Wissen seiner Angehörigen sogar große Reisen gemacht.

X. macht im großen und ganzen einen körperlich normal entwickelten Eindruck. Er raucht sehr gern, kann nur wenig pfeifen und trinkt kein Bier. Er ist musikalisch. Sein ganzer Lebenslauf ist etwas zerfahren und zerfallen. Er stammt aus angesehner Familie, wechselte mehrfach die Schule, versäumte diese oft ohne Wissen der Angehörigen und sollte schließlich Kaufmann werden. Ein Hauptinteresse konzentriert sich bei ihm auf die Frage, in welchen Ländern homosexuelle Akte nicht mit Strafe bedroht sind, da er gern ein solches Land aufsuchen möchte. Von Behandlung wollte er nichts wissen, die hätte überhaupt keinen Zweck, die Homosexualität sei angeboren, er trage sie mit sich herum, und er werde sich nur aus Rücksicht auf seine Angehörigen einer Behand-

lung unterziehen. Er würde auch später, wenn er wieder homosexuell verkehre, stets Rücksicht auf seine Angehörigen nehmen, um diese nicht zu kompromittieren. Der ganze Eindruck, den man von ihm bekommt, ist der eines abnormen, etwas stark selbstbewußten Menschen mit typisch unstetem Charakter.

Die eine Zeitlang eingeleitete Behandlung, die wesentlich psychotherapeutisch war, und, abgesehen von gelegentlicher Suggestion, den geselligen Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht, Unterdrückung absichtlicher homosexueller Phantasien zum Ziele hatte, führte zu einem vollen Erfolg. Er hat sich vollständig heterosexuell entwickelt, wobei es allerdings gerade in diesem Fall fraglich ist, ob es sich bei der heterosexuellen Entwicklung um die Unterdrückung einer Homosexualität handelt, oder ob nicht etwa die homosexuellen Erscheinungen solche des noch undifferenzierten Geschlechtstriebes sind, die sich allmählich von selbst verloren. Die Tatsache der Umwandlung der homosexuellen Erscheinungen, die noch im 20. Lebensjahr aufs stärkste bestanden, in heterosexuelle, ist jedenfalls in diesem Fall vollständig erfolgt.

Der folgende Fall betrifft einen Herrn, der homosexuell empfand, bei dem aber im wachen Zustand der homosexuelle Geschlechtstrieb keine so große Rolle spielte, während er verhältnismäßig oft nächtliche Pollutionen mit homosexuellen Träumen hatte. Er litt ferner nach seiner Annahme an Spermathorrhöe, in Wirklichkeit handelte es sich um eine Urethrorrhoea ex libidine. Der wenn auch nicht starke Geschlechtstrieb war sonst ausschließlich homosexuell.

5. Fall. X., 27 Jahre alt, hat Neigung zu jungen Männern etwa im Alter von 17 bis 20 Jahren. Es macht ihm keine große Schwierigkeiten, den Trieb zu beherrschen. Immerhin fehlte ihm jedes heterosexuelle Empfinden, soweit er sich erinnern kann.

Er wurde zuerst hypnotisch behandelt, später wurde die beschriebne Assoziationstherapie bei ihm durchgeführt. Er war ein überaus folgsamer Patient, da er sich durch sein homosexuelles Empfinden sittlich geschädigt glaubte. Er stammte aus einer Familie, in der über das Sexuelle überaus strenge Ansichten herrschten.

Die Behandlung dauerte etwa fünf Monate, fand aber mit Ausnahme von drei Wochen nur in größern Pausen statt.

Über sein spätres Befinden machte er mir folgende Mitteilung. Obwohl er gelegentlich etwas Alkohol trank, der ihm zur Vermeidung sexueller Reizungen untersagt war, kamen sexuelle Handlungen nicht vor. Es war ihm besonders aufgegeben worden, sich abends vor dem Einschlafen heterosexuelle Vorstellungen zu machen. Anfangs gelang ihm das verhältnismäßig leicht, später wurde es schwerer, und zwar deshalb, weil er sich abends meist sehr ermüdet fühlte und sehr schnell einschlief. Die Urethrorrhöe hat aufgehört, Pollutionen fanden ebenso häufig wie früher, durchschnittlich jede vierte Nacht, statt. Oft waren Träume damit verbunden. Während sie aber früher ausschließlich homosexuell waren, wechselten jetzt heterosexuelle oft mit den homosexuellen ab. Er schrieb mir noch ausdrücklich: „Von früher her sind mir heterosexuelle Träume mit Pollution nicht erinnerlich."

Heterosexuelle Vorstellungen führten fast stets zu einer Erektion. Später ließ die Häufigkeit der Pollutionen und sexuellen Träume nach. Wenn Pollutionen auftraten, waren die Träume mindestens ebenso häufig heterosexuell wie homosexuell.

Es war ihm besonders aufgegeben worden, platonisch mit Damen zu verkehren. Es zeigten sich bei ihm ganz deutlich erotische Empfindungen, auch eine Neigung zu einer bestimmten Dame trat ein. Er hat aber nie einen Versuch gemacht, außerehelich zu verkehren. Ein Jahr später schrieb er mir, daß er sich in eine Dame verliebt habe. Die homosexuellen Träume waren vollständig zurückgetreten. Er konnte sich in dieser Zeit rein homosexueller Träume bei Pollutionen aus den letzten Monaten überhaupt nicht mehr erinnern. Allerdings kamen gelegentlich in dem heterosexuellen Traum auch homosexuelle Elemente vor, während in vielen andern Fällen der Traum, der die Pollution begleitete, ausschließlich heterosexuellen Charakters war. Meistens war es eine bestimmte weibliche Person, deren Vorstellung im Traum die Pollution begleitete. Er hat später eine männliche Person wiedergesehen, zu der er früher eine starke Neigung hatte, doch hat sich diese nicht nur nicht wiederholt, sondern er blieb vollständig kalt. Hin und wieder drängten sich dann später nach einem weitern Jahre, d. h. als er 29 Jahre alt war, gelegentlich einige perverse Bilder auf. Es kam auch wieder einmal ein homosexueller Traum ohne Pollution, der aber sofort von einem heterosexuellen Traum abgelöst wurde, der zur Pollution führte. Nur noch einmal kam ein rein homosexueller Traum mit Pollution in der Nacht vor. Im großen und ganzen traten die homosexuellen Träume

überhaupt zurück. Gelegentliches Zusammensein mit einer früher geliebten männlichen Person führten auch jetzt zu keinem Wiederaufflammen der Neigung, noch zu irgendwelchem homosexuellen Empfinden. Gelegentlich hat er später noch onaniert, aber ohne homosexuelle Vorstellungen. Die heterosexuellen Empfindungen blieben auch im Traum vorherrschend. Er hat mir genaure Aufzeichnungen darüber geschickt. Es ergibt sich daraus, daß er gelegentlich sogar im Traum selbst, wenn ein homosexueller Gedanke kommt, eine Art Hemmungsversuch macht; einmal träumte er dabei, daß er dem Mann entfliehe, dabei trat aber einmal doch schon die Ejakulation ein.

Die zuletzt erwähnte Dame, in die er sich verliebt hatte, hat er später geheiratet und lebt jetzt seit etwa zehn Jahren in guter glücklicher Ehe. Sein Geschlechtstrieb ist nicht besonders stark, aber ausschließlich heterosexuell.

Der folgende Fall ist einer der alltäglichen, wie wir sie in den Autobiographien sehr häufig finden.

6. Fall. X., 28 Jahre alt, erbliche Belastung ist nicht nachweisbar, nur sei mitgeteilt, daß sein Vater mehr als 20 Jahre älter war als die Mutter. Das erste geschlechtliche Gefühl trat bei ihm im Alter von 8 oder 9 Jahren auf, und zwar gegenüber einem Diener, der in seiner Nähe saß, und den er darum bat, ihm seine Geschlechtsorgane zu zeigen. Dieser tat das bei dieser Gelegenheit und später noch zwei- oder dreimal, wobei X. die Genitalien des Dieners anfaßte und bei diesem Ejakulation eintrat. X. wußte zu dieser Zeit noch gar nicht, was das bedeutet, und er fühlte Ekel, als er den Samen sah. Von dieser Zeit an fühlte er sich dauernd zu Personen des männlichen Geschlechts hingezogen und verband damit das Verlangen, ihre Geschlechtsorgane zu sehen. Er glaubt, daß er gelegentlich auch wohl ein gewisses Verlangen für das weibliche Geschlecht hatte, aber zweifellos interessierten ihn nach seiner Erinnrung Männer mehr. Kurz nach Vollendung seines 10. Lebensjahres begann er selbst zu masturbieren, und zwar, wie er behauptet, ohne daß ihn jemand dazu verleitete. Er setzte das dann allein fort bis zum Alter von ungefähr 14 Jahren. In diesem Alter trat auch zuerst die Ejakulation ein, während die vorher geübte Onanie zwar Wollust- und Befriedigungsgefühl, nicht aber einen sichtbaren Flüssigkeitserguß bewirkte. Von 14 Jahren an onanierte er gelegentlich mit Schulkameraden, meistens aber allein, und setzte das zunächst bis zum Alter von 17 Jahren fort. Hin und wieder pflegte er dabei an die Geschlechtsorgane erwachsner Männer zu denken, die ihn lebhaft anzogen. Mit 17 Jahren sah er in einer Bedürfnisanstalt einen Mann mit erigiertem Membrum, und er konnte der Versuchung nicht widerstehen, das Glied zu berühren, aber lebhaft erschreckt und voll Angst rannte er sofort weg. Kurz darauf sah er jedoch einen andern Mann, der ihm erlaubte, ihn bis zur Ejakulation zu masturbieren. X. hatte dabei ein überaus lebhaftes Wonnegefühl, obwohl es bei ihm selbst nicht bis zur Ejakulation kam, diese vielmehr erst eintrat, als er, nach Hause zurückgekehrt, sich masturbierte. X. würde auch dem Manne nicht gestattet haben, sein Glied zu berühren, und trotzdem beschäftigte ihn, nachdem er ihn verlassen hatte, der Gedanke, daß das Vergnügen für ihn erheblich größer sein würde, wenn ein Mann, den er liebte, ihn masturbieren würde. Jedenfalls war die Lust, die er bei dieser Gelegenheit empfand, sehr stark, stärker als jemals früher. Von dieser Zeit an fühlte er volles Lustgefühl nur bei mutueller Onanie mit einem andern Mann. Gelegenheit dazu fand er ziemlich selten, da ihn Furcht von solchen Akten abhielt. Anderseits fühlte er niemals die starke Neigung zu den Männern, mit denen er in dieser Weise verkehrte. Im Gegenteil, unmittelbar nach Ausübung des Aktes trennte er sich von ihnen, und er wünschte, sie nie wieder zu sehen. Keiner dieser Leute konnte ihn innerlich richtig befriedigen. Er enthielt sich jetzt auch der eignen Masturbation, da er den Wunsch hatte, nur mit einem Mann, den er liebte, geschlechtlich zu verkehren. Allmählich kam er dazu, sich in der Phantasie einen Typus zu schaffen, und zwar sollte es ein großer, starker Mann in voller Gesundheit sein, den er sich als Ziel seiner Liebe wünschte.

Mit 18 Jahren übte X. den ersten Koitus aus. Er war potent ohne irgendwelche Schwierigkeiten, aber auch ohne besondres Lustgefühl. Er fühlte sich auch nicht dazu getrieben, vielmehr war Neugier sein Motiv, und so ging er in ein öffentliches Haus, um das Experiment zu versuchen. Wie er zum Erguß gekommen ist, kann er selbst nicht sagen. Er stellte sich dabei nicht grade einen Mann vor, aber auch das Weib reizte ihn nicht.

Ein Jahr später, d. h. im Alter von 19 Jahren, wiederholte er den Koitus mit einem andern Mädchen. Er war vorher zwei oder drei Wochen oder noch länger abstinent gewesen, und ohne irgendeine Anstrengung gelang es ihm, den Beischlaf mehrere Male zu vollenden. Obwohl das Lustgefühl dabei ziemlich groß war, fehlte ihm doch etwas

dabei. Von dieser Zeit an hatte er noch gelegentlich geschlechtlichen Verkehr mit Frauen, aber mehr in der Absicht, sich von der Homosexualität dadurch zu befreien. Niemals hatte er dabei für das Weib das starke Gefühl, das ihn zu den Männern hinzog.

Im Alter von 21 Jahren lernte er eine Dame kennen, die sich in ihn verliebte. Er hoffte, daß sich dadurch sein Zustand ändern würde. Aber trotz seines geschlechtlichen Verkehrs mit ihr, der mehrere Monate hindurch von Zeit zu Zeit erfolgte, wurde er niemals vollständig befriedigt. Zuweilen war er nur potent durch die Phantasievorstellung eines Mannes. Er fühlte dabei Sympathie für Frauen, aber dieses Gefühl geht niemals weiter.

Im Alter von 23 Jahren traf er einen Mann, der, obwohl er nicht sein Ideal war, ihn doch ziemlich stark anzog. Mit diesem hatte er mehrere Monate hindurch sexuelle Beziehungen. Allmählich wurde er seiner überdrüssig, und als dieser Mann versuchte, Geld von ihm herauszupressen, brach er den Verkehr ab, ohne daß er dabei irgendwelchen Verlust empfand. Kurz nachdem er 25 Jahre alt geworden war, lernte er zwei Männer kennen. Er knüpfte mit beiden sexuelle Beziehungen an, die sich regelmäßig fortsetzten, und zwar so, daß er durchschnittlich eine Woche mit dem einen, die andre Woche mit dem andern verkehrte. Diese Beziehungen dauerten ein Jahr, er fühlte sich dabei sehr wohl. Er hatte sie auch ganz gern, obwohl er sie eigentlich nicht liebte. Er hatte, wenn er mit ihnen zusammen im Bett lag, das Gefühl, daß dieser Verkehr für ihn das Natürliche sei. Er hatte dabei auch Lustgefühl, obwohl keiner von ihnen seinem Phantasietypus entsprach. Nach etwa einem Jahr machte es die räumliche Trennung unmöglich, den Verkehr fortzusetzen. Obwohl er ihnen noch lange freundschaftliche Gefühle bewahrte, hat die Trennung ihn doch nicht im geringsten getroffen. Er suchte nun einen andern, der an die Stelle der beiden treten sollte, aber, obwohl er Gelegenheit hatte, zwei weitre Männer zu treffen, war sein Verkehr mit ihnen nicht so regelmäßig, wie der mit den beiden eben genannten; vielleicht störte es ihn, daß beide zum Trunk neigten.

In dieser Zeit war der Gesundheitszustand von X. vortrefflich. Der Verkehr gab ihm ein Gefühl von Ruhe und Wohlgefühl. Von Zeit zu Zeit hatte er Verkehr mit Frauen. Zuweilen hatte er dabei auch zur Gesellschaft einen seiner männlichen Freunde. Aber, obwohl er nach einiger Zeit fühlte, daß seine Neigung zu beiden Männern schwächer wurde, wurde sein Verkehr mit Frauen und sein Gefühl für diese durchaus nicht stärker. Während seines Verkehrs mit diesen Männern bestand dieser in gegenseitiger Onanie. Nur ausnahmsweise fand Befriedigung per os statt.

In dieser Zeit, d. h. im Alter von 27 Jahren, lernte er einen Mann kennen, der in ihm die erste wirkliche Liebe auf homosexueller Grundlage erweckte. Er fand sein Aussehen sympathisch, und trotzdem war es nicht der Typus eines Mannes, wie er ihn sich vorher als sein sexuelles Ideal vorgestellt hatte. Tatsächlich entstand sein sexuelles Gefühl auch erst, als er ihn schon mehrere Monate kannte. Kurz nachdem er ihn kennengelernt hatte, hatte er zunächst eine Periode, während der es ihm verhältnismäßig leicht gelang, seine geschlechtlichen Neigungen zu beherrschen. Nach einiger Zeit bemerkte er eines Tages zufällig die Genitalorgane dieses Mannes Y. Da trat ein geschlechtliches Verlangen auf, das er aber schnell zu unterdrücken suchte. Trotzdem kam dieses Verlangen von Zeit zu Zeit wieder, aber stets gelang es ihm zunächst, es zu unterdrücken, zumal da er als Vorgesetzter des Y. besondre moralische Bedenken hatte, es könnte als ein Mißbrauch der Autorität ihm gegenüber erscheinen. Indessen kam das Gefühl immer häufiger und mit vermehrter Stärke, bis X. schließlich nicht mehr widerstand und wenigstens untersuchte, wie es mit Y. selbst bestellt war. Er überzeugte sich aber sehr bald, daß dieser vollständig normal war. Diese Feststellung wirkte insofern günstig, als er sich nun wenigstens dem Y. gegenüber besser beherrschte. Allerdings machte er jetzt zufällig die Bekanntschaft eines andern Mannes, mit dem er sexuellen Verkehr pflegte, besonders auch in der Hoffnung, dadurch die Gefühle gegen Y. zu überwinden. X. reiste nun mehrfach herum. Obwohl er dabei Gelegenheit hatte, mit andern Männern zu verkehren, besonders auch mit einem, den er ziemlich regelmäßig mehrere Monate hindurch sah, wurde doch seine Neigung zu Y. immer stärker und er fand, daß es sich dabei nicht nur um das Verlangen eines sinnlichen Genusses, sondern um eine tiefre Neigung handelte. Er konnte feststellen, daß er wirklich in Y. verliebt war. Dieses Stadium hatten die Dinge erreicht, als Y. entdeckte, daß X. homosexuell war. In dieser Zeit wurde auch die Leidenschaft des X. so stark, daß er es unmöglich vor Y. länger verbergen konnte. Kleine Unvorsichtigkeiten des X. hatten zur Entdeckung durch Y. geführt. Der Gedanke, daß er soweit gegangen war, daß auch andre Leute jetzt seine homosexuellen Gefühle entdecken könnten, machte einen starken Eindruck auf ihn. Er hoffte schon, daß gerade dadurch seine Neigung zu Y. beendet würde. Anstatt sich über ihn zu ärgern, fühlte er aber, daß es ihn glücklich machte, einen Mann kennengelernt

zu haben, der sein Geheimnis wußte, und grade dadurch, daß seine Gefühle den eignen entgegengesetzt waren, ihm von Nutzen sein konnte. Beide wurden eng miteinander befreundet, zumal da Y. der einzige Mann war, dem X. seine Gedanken und Gefühle anvertrauen konnte, und auch sehr gern bereit war, dem X. aus seiner schrecklichen Situation herauszuhelfen. X. hatte infolgedessen jetzt auch starke Hoffnungen auf eine mögliche Heilung. Jedoch befiel ihn wieder die starke sexuelle Leidenschaft für Y., und zwar mehr denn je. Obwohl er mit aller Kraft sie zu unterdrücken versuchte, konnte er sich schließlich doch nicht enthalten, den Y. darum zu ersuchen, daß er ihm zu Willen sei. Y. machte ihn jedoch darauf aufmerksam, daß er sein Versprechen gebrochen habe, das dahin ging, von ihm nichts derartiges zu fordern, und daß er ihm niemals in dieser Situation würde zur Seite stehen können. Diese Vorwürfe bewirkten bei X. eine Reaktion, nach der er wieder die Selbstbeherrschung gewann. Aber er fühlte sich doch sehr deprimiert, obwohl es ihm gleichzeitig Freude bereitete, seine Leidenschaft überwunden zu haben. Y. tat alles, dem X. zu helfen.

Aber all dies wirkte nur kurze Zeit auf den X. Nach dieser kehrte seine Leidenschaft wieder zurück, und zwar mit noch größrer Gewalt, und trieb ihn endlich dazu, von Y. fast in Verzweiflung zu fordern, daß er ihm zu Willen sei. Des Y. Festigkeit bewirkte bei X. wiederum eine Krise und darauf eine Periode von Ruhe. Aber diese Zwischenräume wurden doch kürzer und kürzer, und als er das fünfte Mal den Versuch machte, hatte die Art, wie Y. dies aufnahm, einen vollständigen nervösen Zusammenbruch bei X. zur Folge.

Seit Beginn dieser leidenschaftlichen Neigung ist X. dauernd magrer und schwächer geworden, und er hat das Gefühl, als wenn er immer mehr hinschwände. Er hat seinen ganzen Willen gegen diese Neigung aufgeboten, aber weit davon entfernt, sie zu unterdrücken, findet er, daß er immer wieder von ihr besiegt wird. Jede Sache wird für ihn gleichgültig, und er fühlt sich nicht mehr geneigt zu irgendeinem Verkehr mit einem andern Mann, obwohl er glaubt, daß vielleicht ein solcher Verkehr seine Leidenschaft für Y. mildern würde. Nur e i n Mann hat in dieser Zeit ihn noch gereizt. Aber es handelt sich dabei mehr um einen sinnlichen Trieb, nicht um irgendwelche Liebe, und er hat ihn auch in der ganzen Zeit nur einmal gesehen.

Mit Ausnahme weniger Fälle hat er niemals mehr als eine Ejakulation im homosexuellen Verkehr. Sobald der Akt vollendet ist, tritt sein moralisches Gefühl wieder vollständig auf, und er kann dann seine sinnlichen Gelüste bezwingen.

Pollutionen sind niemals in großer Zahl bei X. aufgetreten. Er kann sich höchstens an sechs oder sieben, die in langen Zwischenräumen auftraten, aus seinem ganzen Leben erinnern. Die Träume betreffen dann meistens Männer. Zuweilen aber träumt er auch von einem Weib. Er träumt aber überhaupt nicht sehr oft und schläft im allgemeinen sieben oder acht Stunden in tiefem gesunden Schlaf.

Niemals hat er irgendwelche Exzesse begangen, und bis vor wenigen Monaten erfreute er sich einer ausgezeichneten Gesundheit. Niemals waren bei ihm irgendwelche Zeichen von Effemination vorhanden. Vor der gegenwärtigen Depression war er ein großer Freund von Sport und andern männlichen Beschäftigungen. Er besitzt eine kühne Natur und gilt als sehr energisch. Er ist auch stets in allem, was er sich vorgenommen hatte, erfolgreich gewesen, mit Ausnahme seiner Neigung zu Y, wo sein Wille versagte. Er fühlt keinerlei Gewissensbisse deshalb, daß er homosexuell ist, obwohl ihm diese Abnormität unsympathisch ist, wie jede Abnormität, sei es bei ihm selbst, sei es bei andern. Trotzdem wäre es ihm lieb, wenn er von dieser Neigung befreit würde, aber ganz ebenso, wie er von irgendeiner andern Krankheit befreit sein möchte.

Niemals fühlt er eine Neigung zu irgendeinem Mann von seiner eignen sozialen Stellung. Es hängt dies mit der Tatsache zusammen, daß er leichter Personen, die sich seinem Idealtypus kräftiger Männer näherten, in den untern Klassen fand. Hätte er eine solche in seinen eignen sozialen Schichten gefunden, dann wäre, wie er glaubt, seine Neigung um so stärker geworden.

Homosexualität ist in seiner Familie nicht vorgekommen. Er war stets davon überzeugt, daß, wenn er sich in ein Weib verlieben könnte, dies in seinen Gefühlen eine Ändrung herbeiführen würde und daß er dann fähig sein würde, dieses Weib zu heiraten. Anderseits glaubt er, daß Verkehr mit einem Mann, der seinen Gefühlen freien Lauf ließe, nach einiger Zeit bei ihm Ekel vor der ganzen Sache hervorrufen würde.

X., dem es infolge seiner günstigen sozialen Verhältnisse sehr erleichtert war, vielfach mit weiblichen Personen zusammenzukommen, und zwar solchen aus allerlei gesellschaftlichen Kreisen, tat dies auf meinen Rat hin. Er wurde auch mehrfach hypnotisch behandelt. Ich bin aber geneigt, auf die hypnotische Behandlung nicht das Gewicht zu

legen, wie auf die gleichzeitig von X. in konsequenter Weise geübte Selbsterziehung, die ihn sowohl von dem von ihm geliebten Manne sich trennen ließ, wie auch sonst das Auftreten homosexueller Gedanken stark hemmte. Er kam sehr viel mit weiblichen Personen zusammen, teilweise auch mit solchen aus der geistig höher stehenden Halbwelt. Nachdem er längre Zeit rein gesellig mit solchen Personen verkehrt hatte, kam er ganz spontan dazu, den Beischlaf auszuüben. Er setzte diesen heterosexuellen Verkehr längre Zeit fort. Nachdem dies mehrere Monate geschehen war und er auch sonst gesellschaftlich mit vielen Frauen zusammengekommen war, machte er die Bekanntschaft einer jungen Dame, an die er sich bald durch das Band der Liebe gefesselt fühlte. Die homosexuellen Ideen waren bis auf gelegentlich auftretende Reste vollkommen geschwunden und längre Zeit, wo ich den Patienten beobachten konnte, waren später ausschließlich heterosexuelle bei ihm vorhanden.

Ich komme zu einem weitern charakteristischen Fall.

7. Fall. X., 36 Jahre alt, von Kindheit auf angeblich homosexuell und dem homosexuellen Verkehr ergeben. Seit acht Jahren hat er diesen allerdings nicht mehr ausgeübt. Er konnte sich aber, wenn der Geschlechtsdrang sehr stark auftrat, nicht gänzlich von der Onanie freimachen. Für das weibliche Geschlecht hat er gar kein sexuelles Interesse. Überzeugt davon, daß sein homosexuelles Empfinden krankhaft sei, möchte er gern davon befreit sein. Er leidet darunter furchtbar, und er fühlt, daß infolge dieses innern Konfliktes die bestehende Neurasthenie immer mehr zunimmt. Er ist überzeugt davon, daß seine Homosexualität eingeboren ist, obwohl irgendwelche erblich belastende Krankheiten nicht festgestellt werden können. Wenn er auch kein sexuelles Interesse für das weibliche Geschlecht hat, gilt er doch für einen gegenüber Frauen sehr liebenswürdigen Mann. X. wurde eine Zeitlang hypnotisch behandelt. Es wurde ihm außerdem aufgegeben, alle homosexuellen Phantasien zu meiden und sich möglichst dem weiblichen Geschlecht anzuschließen. Nach einiger Zeit schrieb er:

„Freudigen Herzens kann ich Ihnen mitteilen, daß ich mich nach den hypnotischen Sitzungen in einer früher nie gekannten seelisch gehobnen Stimmung befinde. Mein Innenleben scheint sich ganz entschieden in andre Bahnen zu lenken. Eine gewisse Harmonie des Gemütes und der Seele ist über mich gekommen. Ich sehe der Zukunft vollkommen ruhig und zuversichtlich entgegen und hege auch die Hoffnung, daß ich mit der Zeit ein in geschlechtlicher Hinsicht normal empfindender Mensch werde. Ich fühle, wie sich ein etwas regres Interesse für das weibliche Geschlecht bei mir bemerkbar macht, allerdings zunächst in fast platonischer Weise. Sinnliches Verlangen nach geschlechtlicher Befriedigung, wie es sich früher im homosexuellen Sinne so oft fühlbar machte, hat sich noch nicht gezeigt.

Ganz frei von homosexuellen Ideen bin ich auch insofern noch nicht, als ich auf eine mir sympathisch erscheinende, körperlich schön gewachsne männliche Gestalt noch leicht aufmerksam werde und, falls ich mit dem Betreffenden gesellschaftlich Fühlung habe, mich gern mit ihm unterhalte. Allerdings ist dieses Interesse jetzt meist sehr flüchtig und hinterläßt keinen oder sehr wenig Eindruck auf die Psyche. Während sonst derartige Eindrücke, wenn ich sie mit aller Gewalt zu bannen suchte, mich sehr oft in düstre melancholische Stimmung versetzten oder, wenn ich ihnen in Gedanken nachging, meine Phantasie zuweilen in einer Weise lebhaft erregten, daß ich öfters nahe daran war, meine schwer erkämpften Grundsätze über den Haufen zu werfen, irritiert mich eine solche Begegnung heute sehr wenig, und ich denke sehr ruhig darüber."

Durch besondre Umstände habe ich dann von dem Betreffenden später nichts mehr gehört. Es ist aber dieser Brief charakteristisch für die Art, wie sich allmählich die Umwandlung vollzieht. Es tritt sehr oft ein Stadium der Neutralität des Geschlechtstriebes ein, wie wir es auch hier sehen, wo wenigstens das homosexuelle Empfinden erheblich vermindert, das heterosexuelle noch nicht genügend geweckt ist. Später pflegt dann aus dem Stadium der Neutralität in zahlreichen Fällen, wenn der Betreffende regelmäßig den psychotherapeutischen Ratschlägen weiter folgt, ein durchaus normales Geschlechtsleben hervorzugehen.

Es sei bei diesem Fall bemerkt, daß oft die Homosexuellen Jahre hindurch beobachtet werden müssen, nicht etwa in der Weise, daß eine dauernde Behandlung stattfindet. Aber mit Rücksicht auf die

Ausbreitung der Homosexualität und das agitatorische Hervortreten gewisser Personen und Kreise ist die Gefahr sehr groß, daß der Homosexuelle durch andre Personen, durch falsche Lektüre immer wieder in die homosexuelle Bahn zurückgeschleudert wird, sobald sich gelegentlich wieder bei ihm homosexuelle Erscheinungen zeigen. In dieser Beziehung ist es notwendig, ihn lange Zeit vor dem Gift zu bewahren; nur dann wird ein dauernder Erfolg stattfinden. Wie schon im Falle 1 gezeigt, ist der Erfolg sonst kaum je nachhaltig.

Ich schildre einen weitern Fall, der einen ethisch sehr hochstehenden Herrn betrifft, ebenso wie der nächstfolgende.

8. Fall. X., 29 Jahre alt, war von Geburt an sehr zart, aber lebhaft. Sieben Monate alt, fiel er aus dem Bett und auf den Kopf, doch wurden damals weitre Folgen nicht bemerkt. Er wurde von einer Amme genährt, über deren sittlich verwahrlostes Leben und Treiben die Angehörigen erst spät Mitteilungen erhielten. Er hat in der Kindheit verschiedne Krankheiten durchgemacht, besonders viel an Würmern gelitten. Er entwickelte sich seelisch als Kind recht gut, war ein außergewöhnlich liebenswürdiges und gutmütiges Kind, litt aber bei seiner Zartheit noch längre Zeit an Darmkatarrh wie an andern Affektionen. Er lernte in der Schule ausgezeichnet. Als er in Unterprima war, trat eine Erschlaffung des gesamten Nervensystems ein, die mehrfach ein Fehlen und längres Beurlauben aus der Schule notwendig machte. Er war in der Schule ehrgeizig. Um die vielen mechanischen Arbeiten, die ihm aufgegeben wurden, zu bewältigen, schlief er die Nächte wenig, arbeitete vielmehr ziemlich stark und begann damals, d. h. im Alter von 17 Jahren, zu onanieren. Nachdem er mehrfach noch in Behandlung von Nervenärzten gewesen war, hatte er öfters Gelegenheit, in der Gesellschaft von Damen zu sein und interessierte sich sehr lebhaft für junge Damen. Nachdem er die Schule verlassen hatte, genügte er seiner Militärpflicht, die ihn aber ziemlich stark angriff. Er ging dann seinem Studium nach, trank gelegentlich ziemlich viel, nicht aus eignem Wunsch, sondern um es den andern nachzumachen. In den folgenden Jahren traten bei ihm homosexuelle Erscheinungen immer deutlicher auf. Er wußte aber im allgemeinen jede Handlung vollständig zu unterdrücken. Gelegentlich hat er in der Trunkenheit homosexuelle Handlungen ausgeübt. Die heterosexuelle Empfindung war gleich Null. Die Behandlung bestand in längrer hypnotischer Behandlung. Ganz besondrer Wert wurde dabei und auch später auf die genannten psychotherapeutischen Faktoren gelegt: Meiden der perversen Phantasie, Verkehr mit anständigen jungen Damen. Auch hier trat sehr bald die Homosexualität zurück, und es entwickelten sich vollständig normale heterosexuelle Empfindungen, die auch zu einem Liebesverhältnis führten. Gelegentlich an einzelnen Tagen traten allerdings auch später noch homosexuelle Empfindungen verhältnismäßig stark auf, aber diese Rückfälle wurden, wenn er die früher gegebnen Ratschläge befolgte und besonders auf sein Nervensystem im allgemeinen dabei geachtet wurde, immer verhältnismäßig schnell bekämpft.

9. Fall. X., 28 Jahre alt, von sehr nervösem Vater stammend, hatte von jeher große Liebhaberei zur Literatur und zu eignen literarischen Produktionen; diese Liebhaberei ist, wie X. glaubt, durch die Art seines Unterrichts in früher Jugend hervorgerufen worden. Ebenso hat er ein besondres Interesse für die Schönheit der Natur. Auf der Schule war X. im allgemeinen faul; er machte nur langsame Fortschritte, und besonders war ihm alles Lernen in der Grammatik zuwider. Hingegen hatte er von jeher für die alten Klassiker Interesse, und infolgedessen waren die Fortschritte des X. gerade in den höheren Klassen gut. Als X. dann später zu größern körperlichen Anstrengungen, während er sein Jahr abdiente, gezwungen wurde. zeigte sich, daß seine Körperkräfte sehr gering waren.

Sein sexuelles Leben kann X. bis zu seinem achten Jahre zurückverfolgen. In dieser Zeit hatte er, wie er sich erinnert, angenehme Aufregungen bei zufälligen Berührungen seines Membrums, namentlich aber trat ein starker Reiz bei ihm auf, wenn er auf den Podex geschlagen wurde, was in der Schule nicht so selten vorkam. Über den Unterschied der Geschlechter wurde X., als er 11 Jahre alt war, von Schulkameraden belehrt. 13 Jahre alt, erhielt X. von denselben Jungen auch das praktische Vorbild im Verkehr mit gleichaltrigen Mädchen. Er spürte aber damals zum erstenmal eine unüberwindliche Abneigung gegen das andre Geschlecht, trotz sehr starken Geschlechtstriebes. Infolgedessen hat er auch damals nie den Versuch zum Koitus gemacht; wohl aber beginnt in jener Zeit die Onanie. Im Alter von 14 bis 19 Jahren wurde der Geschlechtstrieb des X. immer stärker, und dabei wurde seine Phantasie zügellos und durch die Lektüre der Antike besonders angeregt.

Es beginnt nun bei ihm ein unbewußtes Suchen nach einem Freunde, der, ihm geistig und gesellschaftlich gleichstehend, ihm volles Verständnis entgegenbrächte; in jener Zeit hat X. sich auch in Gedichten versucht.

X. bildete sich ein, bald sei es dieser, bald jener Freund, der seinen Wünschen entspräche; aber er fand trotzdem eigentlich niemand. 19 Jahre war X. alt, als er zum ersten Male versuchte, den heterosexuellen Verkehr zu pflegen. Dieser Versuch mißlang aber vollkommen. Wiederholungen hatten dasselbe Resultat. X. war verzweifelt, glaubte er doch, daß er die einzige Ausnahme in der Natur sei. Bald belehrten ihn Genossen, daß dem nicht so sei, daß der perverse Trieb zum eignen Geschlecht krankhaft, aber eine traurige Eigenschaft vieler Menschen sei. In den folgenden Jahren wurden durch seine Tätigkeit und durch Studien alle Kräfte des X. in Anspruch genommen. Nach einigen Jahren aber, als er in stetem Verkehr mit Altersgenossen war, brach die Leidenschaft wieder durch. Allein er beherrschte sich, zwang sich zeitweise zum heterosexuellen Verkehr, der ihm aber nur dann glückte, wenn X. sich in die Illusion versetzen konnte, daß er homosexuell verkehre. Onanie hat X. seit seinem 19. Jahre nicht mehr getrieben.

Dieses fortwährende Kämpfen genügte dem X. nicht mehr, und so kam es schließlich, daß er einmal, animiert, wie er glaubte, von Wein und auch angeregt durch das Erwachen des Frühlings, seine Selbstbeherrschung verlor und mit einem Manne in Beziehungen trat, die besonders unangenehme Folgen für ihn hätten herbeiführen können. X. sah dieses Verhältnis zuerst noch sehr optimistisch an. Er bildete sich ein, einen Leidensgefährten gefunden zu haben. Später wurde ihm immer klarer, daß es sich um weiter nichts, als um Gelderwerb von seiten seines Clodius, wie er ihn nennt, handelte. Derselbe machte zunächst nur leichtre Andeutungen, die aber schließlich in Erpressungen ausarteten. Einige Zeit darauf suchte X. wieder in starker Arbeit möglichst Ablenkung von seinen sexuellen Neigungen. Im großen und ganzen konnte er sie auch unterdrücken. Während des letzten Jahres hat er aber noch einmal heterosexuell verkehrt. Es handelte sich um eine brünette Dame, die einzige Frau, die ihn, ohne daß er sich homosexuelle Illusionen machte, fesselte und potent machte.

Erwähnt sei noch, daß X. in früherer Zeit nach seiner ganzen Schildrung an einer Art Krampfanfälle litt, die er zwar als nur nervös bezeichnet, die aber doch einen epileptischen Eindruck machen.

X. wünscht ärztliche Behandlung, da das Gefühl, mit den Anschauungen der gebildeten Welt zu kollidieren, ihn sehr unglücklich macht. Die Behandlung fand statt. Sie dauerte längre Zeit. X. hielt sich von allen homosexuellen Beziehungen fern. Er pflegte geselligen und gesellschaftlichen heterosexuellen Verkehr. Nach längrer Zeit gewann er Interesse für eine junge Dame. Er verlobte sich mit ihr und lebt seit ungefähr 15 Jahren mit ihr in durchaus glücklicher harmonischer Ehe.

Der folgende Fall ist besonders interessant. Es handelte sich um einen jungen Mann, der sich offenbar im Stadium der Undifferenziertheit des Geschlechtstriebes befand und durch homosexuelle Agitatoren verführt, sich für unheilbar hielt.

10. Fall. X., 30 Jahre alt, hatte als junger Mann im Alter von etwa 16 Jahren wiederholt Liebeleien mit jungen Mädchen. Als er weiter geschlechtlich reifte, trat mit 19 Jahren eine Neigung zu einem etwa gleichaltrigen jungen Mann Y. ein. Beide verkehrten anfangs nur durch gelegentliches Küssen, später aber trat intimer geschlechtlicher Verkehr ein. Jede Neigung zum weiblichen Geschlecht trat jetzt bei X. zurück und, wie er behauptete, war nur noch ein ästhetisches Interesse vorhanden. Jahre hindurch dauerten die Beziehungen des X. mit Y. Eines Tages vertraute er sich mir an, nicht um eine ärztliche Behandlung zu erfahren, sondern weil er andre nervöse Beschwerden hatte. Ich ging auf die homosexuelle Frage natürlich bei ihm ein und veranlaßte ihn, sich der von mir geschilderten Therapie zu unterwerfen, machte ihm auch kein Hehl daraus, daß Monate hindurch, vielleicht ein Jahr hindurch, eine solche Behandlung dauern könnte. Er verkehrte jetzt viel in Damengesellschaft. Von Zeit zu Zeit pflegte er zu onanieren, er gehörte aber zu denen, bei denen das Onanieren nur ein physisches Bedürfnis ist; es geschah ohne jede Phantasievorstellung, sei es eines Mannes, sei es eines Weibes. Nach längrer Zeit traten deutliche Neigungen zum weiblichen Geschlecht auf. Er fragte, ob er einmal mit einem Mädchen geschlechtlich verkehren dürfte; ich selbst redete dazu nicht zu, hielt es aber auch unter diesen Umständen, da er in sich den Drang empfand, nicht für richtig, ihm abzureden, forderte nur, wie in allen ähnlichen Fällen, die strikteste Innehaltung prophylaktischer Maßregeln, besonders die Anwendung eines Condoms. Er ging jetzt zu einem Mädchen, und zwar zu einer der bessern Prostituierten, der Geschlechtsverkehr gelang, und er ging gelegentlich wieder zu ihr hin.

Ich verlor den X. dann eine Zeitlang aus den Augen. Nach etwa einem Jahre kam er wieder zu mir und erklärte mir jetzt, daß er seit einigen Monaten wieder homosexuell verkehre. Er habe einen anständigen jungen Menschen kennen gelernt, der es so ehrlich mit ihm meine, und er glaube, daß er doch homosexuell sei. Es war ein richtiges Liebesverhältnis, das ihn mit diesem jungen Manne verband. Den vereinten Anstrengungen der Angehörigen, denen gegenüber er mich von der Schweigepflicht entband, und von mir gelang es, ihn noch einmal zu dem Versuche einer Behandlung zu führen. Die Behandlung wurde durchgeführt, und zwar wiederum mehrere Monate. In dieser Zeit entpuppte sich der „gute Freund", der mit einem andern zusammen arbeitete, als gemeiner Erpresser. X. wendete sich spontan an ein Mädchen, um mit ihm geschlechtlich zu verkehren. Von jedem homosexuellen Verkehr zog er sich zurück und suchte möglichst viel Damengesellschaft auf. Nach einiger Zeit war jede Spur von Homosexualität verschwunden. X. verliebte sich in ein junges Mädchen, dieses auch in ihn, beide heirateten, sie sind seit einer Reihe von Jahren ein glückliches Paar, haben Kinder, und es ist nicht die Spur einer Homosexualität seit ungefähr sechs Jahren bei ihm aufgetreten.

Das überaus Merkwürdige ist, daß dieser Herr bei jener berühmten „wissenschaftlichen" Umfrage, die vom Wissenschaftlich-Humanitären Komitee aus statistischen Gründen angestellt wurde, als homosexuell fungiert. Da er nämlich, als die Umfrage stattfand, mit einem jungen Manne gelegentlich sexuell verkehrte, sonst aber höchstens gelegentlich onaniert hatte, hielt er sich auf Grund dieses Fragebogens für homosexuell! Ich habe diese Statistik bereits an andrer Stelle angegriffen und führe diesen Fall hier an, um die überaus schwachen wissenschaftlichen Grundlagen noch besonders zu zeigen.

Ich bringe jetzt noch einige Fälle von **weiblichen** Personen.

11. Fall. X., eine 22jährige junge Dame, hat mit einer frühern Lehrerin ein homosexuelles Verhältnis. Angeblich ist sie von Kindheit auf homosexuell. Heterosexuelle Neigungen sind angeblich nie vorhanden gewesen, doch zeigte sich, daß diese Annahme nicht richtig ist, wenigstens lassen sich doch gewisse heterosexuelle Anknüpfungen ganz deutlich nachweisen. Aber seit mehreren Jahren, wo sie eine homosexuelle Liebe hat, vernachlässigt sie Haus, Eltern, Geschwister. Ihre Freundin ist ein Jahr älter. Über die Art des Verkehrs antwortet sie nur zögernd, weil ihr die ganzen Beziehungen zu ihrer Freundin etwas Heiliges seien. Sie betrachtet das Verhältnis wie eine Ehe. In nächtlichen Träumen hat sie niemals Wollustempfindungen gehabt, obwohl sie öfters von der Freundin träumt. Auch am Tage hat sie nie masturbiert. Den Ausdruck Onanie kennt sie überhaupt nicht. Weitres Befragen ergibt, daß die Beziehungen zur Freundin acht Jahre alt waren, ein intimes Verhältnis aber erst ungefähr seit $1^1/_2$ Jahren bestand. Als die Eltern merkten, daß es sich um intime Beziehungen handelte, drohten sie der Tochter mit dem Irrenhaus und suchten durch unpraktische Gewaltmaßregeln eine Trennung herbeizuführen. Alle Versuche der Angehörigen, sie an sich zu fesseln, mißlangen, besonders da, wie es gewöhnlich in solchen Fällen geschieht, die Eltern nicht genug das Verhalten der Tochter tadeln und besonders ihr gegenüber ihre Freundin stets aufs stärkste herabsetzen. Als ich Fräulein X. sah, erklärte sie auch von Anfang an, daß sie eine unheilbar Homosexuelle sei. Offenbar hatte die gefährliche Lektüre sie ungünstig beeinflußt. Sie geht aber schließlich auf den Vorschlag ein, sich mehrere Monate allen homosexuellen Ideen zu entziehen unter der Bedingung, daß, wenn bis dahin eine Heilung nicht eingetreten sei, man ihr nichts weiter in den Weg legen wollte oder vielmehr ich einen entsprechenden Rat den Angehörigen geben sollte. Nachdem mit Fräulein X. in dieser Weise ein Kompromiß geschlossen war, ging sie wieder in Gesellschaft, kam viel mit jungen Männern zusammen. Sie verliebte sich auch in den einen und ist seit mehreren Jahren glückliche Gattin.

12. Fall. Der folgende Fall betrifft ein junges 15jähr. Mädchen X. in der Zeit des undifferenzierten Geschlechtstriebes, das ebenfalls bereits von andern Homosexuellen gehört hatte, es müsse dauernd homosexuell sein. Verdächtig geworden war sie dadurch, daß sie an eine frühre Lehrerin leidenschaftliche Liebesbriefe schrieb. Obwohl diese Lehrerin bei allen Schülerinnen sehr beliebt war, mußte doch die Art der Briefe Verdacht erregen; denn sie waren so deutlich erotisch betont, daß hier von Briefen bloß aus Verehrung nicht die Rede sein konnte. Hinzu kam, daß ein andres Mädchen aus der Schule versucht hatte, die genannte X. zu homosexuellen Handlungen zu verführen. Es kam aber nicht dazu. Die X. war sehr eifersüchtig, wenn ein andres Mädchen von der Lehrerin vorgezogen wurde, und hatte stets dabei den Gedanken, die Lehrerin sei ihr nicht gut. Auf einige verdächtige Erscheinungen somatischer Natur weise ich nur hin: unregelmäßiger Herzschlag, auffallende Blässe, leichte Tuberkulose. Das Mädchen machte im Charakter einen ganz vortrefflichen Eindruck.

Ich konnte die Eltern vollständig beruhigen und empfahl ihnen, das Mädchen nur nicht etwa vom männlichen Geschlecht jetzt in der Zeit der Entwicklung abzuschließen. Im übrigen wies ich auf die Gefahren der Weiterzüchtung der Homosexualität hin. Der Erfolg war ein durchschlagender, das Mädchen wurde vollständig heterosexuell.

Ich komme zu einem weitern Fall, der eine 27jährige weibliche Person betrifft; sie war wenigstens in diesem Alter, als ich sie kennen lernte. Sie hatte bereits homosexuelle Empfindungen in den Zeiten des undifferenzierten Triebes, sie hat mit einigen Männern gelegentlich verkehrt. Ihre dauernde Homosexualität ist aber anscheinend darauf zurückzuführen, daß sie sich an eine ältre homosexuelle Freundin, unter deren Einfluß sie geriet, angeschlossen hat.

13. Fall. Frl. X., 27 Jahre alt, stammt aus der Familie eines Subalternbeamten. Die Eltern sind tot. Zahlreiche Verwandte von ihr sind jung gestorben, doch weiß sie bei den meisten die Ursache nicht. Ein Bruder der Mutter ist geisteskrank gewesen, eine Schwester der Mutter ist sehr nervös. Der Vater soll Potator gewesen sein. Als Kind spielte sie häufig mit andern Kindern, hat auch gern mit Puppen gespielt, sie hat ihnen Kleider gemacht und niemals an Knabenspielen Gefallen gehabt. Die X. hat eine gute Erziehung genossen, hat die höhre Töchterschule besucht und macht im allgemeinen einen weiblichen Eindruck.

Sie hat von jeher an Blutarmut gelitten und ist sehr erregbar. Häufig ist sie mit ihrer Freundin aus irgendeiner geringfügigen Veranlassung zusammengeraten. Einmal war sie mit Lues infiziert, doch scheinen alle Spuren, soweit man sehen kann, verschwunden zu sein.

Ihre ersten sexuellen Erregungen verspürte sie zwischen dem 13. und 14. Jahr. Es war dies kurz nachdem die Menstruation eingetreten war. Damals fand sie viel Gefallen an einer Schulfreundin, die im gleichen Alter wie sie war. Beide haben gelegentlich an den Genitalien gespielt; etiam oscula applicabant ad genitalia alterius. Eine sexuelle Befriedigung hat sie hierbei nicht verspürt; diese trat erst später ein, als die X. 16 Jahre alt war. In dieser Zeit vom 14. bis zum 16. Jahre hat die X. überhaupt nicht sexuell verkehrt; sie hat sich in dieser Zeit aber durch Masturbation befriedigt. Seit ihrem 16. Jahre hat sie dies, soweit sie sich erinnert, nie mehr getan. Zu dieser Zeit lernte sie eine neue Freundin kennen, die sie heute noch hat. Der Verkehr besteht im Kunnilinktus, und zwar war in den ersten Jahren des Verhältnisses die Freundin der X. aktiv, die X. selbst passiv; jetzt ist die X. mitunter auch der aktive Teil, meistens aber ist sie auch jetzt noch passiv. Die Freundin der X. ist älter als sie, 36 Jahre. „Ich liebe sie so, wie ein andres Mädchen einen Herrn lieben würde, und ich habe die Gewißheit, daß meine Freundin mich ebenso liebt. Ich habe meine Freundin noch nicht hintergangen, und daß diese mich etwa hintergehe, halte ich für vollkommen ausgeschlossen." Auf die Frage, ob sie, wenn sie eine andre hübsche Dame sähe, Lust hätte, mit ihr zu verkehren, erklärte sie: „Das kann ich nicht sagen. Man kommt doch öfters auf einen Ball oder sonstwo mit andern zusammen, wo man auch schöne Gesichter sieht. Es kommt dann wohl vor, daß ich sage: das ist ein hübsches Mädchen, die hat was Schönes an sich; aber daß ich darauf käme: mit der möchte ich sexuell verkehren, das empfinde ich nicht."

Die Freundin der X. verkehrt jetzt angeblich nicht mit Männern. Früher hat sie das getan, aber jetzt tut sie es nicht mehr. Die X. würde gar nicht dulden, daß sich ihre Freundin Männern hingibt. Sie, die X., hat es einigemale getan, weil sie, wie sie sagt, sich auf diese Weise ein bequemres Leben mit einigem Toilettenluxus usw. gestatten konnte. Nur deshalb habe sie einige Male kürzre Verhältnisse gehabt. Der Verkehr selbst war ihr unangenehm.

Die Freundin der X. ist gleichfalls homosexuell; sie hat von ihrem 21. Jahr an stets eine Freundin gehabt. Vorher hat sie mit einem Mann verkehrt, von dem sie ein Kind gehabt hat. Sie war zuerst in Stellung in einem Geschäft, wo sie von einer Verkäuferin zum Kunnilinktus veranlaßt wurde. „Dies hat ihr gefallen, und so ist sie dazu gekommen." Auf die Frage, ob die Freundin den Mann ernstlich geliebt hat, vermag die X. nichts Sichres zu sagen. Sie selbst, die X., könne einen Mann absolut nicht lieben. „Ich habe nie eine Neigung für einen Mann gehabt"; die erste sexuelle Empfindung, die sie hatte, sei auch bei einer Schulfreundin eingetreten.

Auf weitre Fragen erklärt die X. noch folgendes: „Wenn sich ein Mann mir nähern wollte, würde ich ihn nie küssen. Wenn er es tun wollte, suchte ich es möglichst zu vermeiden, da ich es nicht liebe und mich nicht einmal gern auf die Backe

küssen ließe. Kunnilinktus ließ ich mir von Herren, auch wenn sie es wollten, nicht machen. Die Zahl derer, die es tun wollten, ist sehr groß; für diesen Akt habe ich meine Freundin, und ich würde beim Manne keinen Gefallen daran finden. Allerdings ließ ich mir den Koitus von einem Manne gefallen, aber das war mehr Sache der Gewöhnung, da kommt mir gar nicht mehr der Gedanke, daß ich es mit einem Manne zu tun habe, dabei denke ich eben überhaupt an nichts."

Die sexuellen Träume der X. beziehen sich stets darauf, daß sie eine Freundin bei sich hat.

Die X. lebt sehr mäßig; sie trinkt dann und wann einmal ein Glas Bier, raucht öfters Zigaretten. In der Tat erklärt sie auch, daß in dem ganzen Verhältnis ihre Freundin die männlichere sei.

Durch einen Zufall hatte ich Gelegenheit, diese Dame drei Jahre, nachdem ich sie kennen gelernt hatte, wiederzusehen. Sie hatte sich von ihrer Freundin getrennt. Sie war in ganz andre Kreise gekommen, sie verliebte sich in einen Herrn, der mit ihr die Ehe einging. Sie verkehrte in ganz normaler Weise, die homosexuellen Erscheinungen, wie ihr ganzes erotisches Empfinden waren auf den einen Mann, mit dem sie verheiratet war, konzentriert, und sie fühlte sich durchaus wohl und glücklich, und dies ist mehrere Jahre hindurch, wo ich den Fall verfolgen konnte, so geblieben.

Man sieht auch hieraus, daß unter Umständen die Verbindung einer weiblichen Person mit einem andern Weib die Entwicklung der Heterosexualität hindern kann, und daß, wenn diese ungünstigen Vorbedingungen fortgefallen sind, nicht nur heterosexuelles Empfinden, sondern auch heterosexuelle Liebe möglich ist.

Bei dieser Gelegenheit sei auch andrer Fälle gedacht, die nicht selten im Zusammenhang mit der Homosexualität genannt werden. Schon im Jahre 1870 veröffentlichte Westphal einen Fall, wo ein Mann mit durchaus heterosexuellem Geschlechtstrieb sich als Frau zu kleiden liebte. Er gab an, daß, wenn er seinen Trieb zum Anlegen von Frauenkleidern unterdrücke, er Angstzustände bekäme, die erst mit dessen Befriedigung nachließen. Er zeigte auch sonst in seinem Wesen ein fast vollständig weibliches Fühlen, und gerade mit Rücksicht auf solche Fälle hat Westphal seinerzeit den Ausdruck **„konträre Sexualempfindung"** geschaffen, der etwas ganz andres bedeutet als Homosexualität, da es sich nicht um den Trieb zum gleichen Geschlecht dabei handelte, sondern um eine innre Entfremdung von dem Empfinden, das ihm nach der Geschlechtszugehörigkeit sonst normalerweise zukommt. In neuerer Zeit hat Magnus Hirschfeld[25]) solche Fälle beschrieben. Er hat die Fälle als eine Form der sexuellen Zwischenstufen behandelt. Schon Havelock Ellis[26]) hat sich dagegen gewendet und nicht nur die Bezeichnung bekämpft, sondern auch behauptet, daß dieser Verkleidungstrieb, wie er auch genannt wird, mitunter grade ein typisches Zeichen der Heterosexualität sei, indem sich der Betreffende gewissermaßen in die von ihm geliebte Person so hineinfühlt, daß er sich sogar in der Kleidung ihr nähert. Havelock Ellis hat aber, wie ich glaube, auch hiermit nicht für alle Fälle recht. Ein Teil der Fälle gehört allerdings zu diesen, und

[25]) Die Transvestiten. Eine Untersuchung über den erotischen Verkleidungstrieb. Berlin 1910.

[26]) Sexo-ästhetische Inversion. Zeitschrift für Psychotherapie, 5. Bd., S. 134, Stuttgart 1914.

für sie ist wohl der Ausdruck sexo-ästhetische Inversion, den Havelock Ellis geschaffen hat, zutreffend. Auch Hirschfelds Verallgemeinerung ist falsch. Der Trieb, sich wie das andre Geschlecht zu verkleiden, kann ganz verschiednen Motiven und Empfindungen entspringen. Daß er nicht nur bei der Homosexualität vorkommt, hat Hirschfeld mit Recht schon hervorgehoben. Richtig wäre es allerdings gewesen, wenn er hierbei Westphal, der das Wesentliche schon gesagt hat, Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Wir können die Fälle, wie ich glaube, am besten in vier große Gruppen einteilen: Erstens Fälle von Homosexualität, bei denen der Verkleidungstrieb einen Teil der konträrsexuellen Psyche bildet; zweitens Fälle von Heterosexualität, bei denen zwar die Richtung des Geschlechtstriebes normal ist, der Verkleidungstrieb aber offenbar, wie in dem Fall von Westphal, einen Teil des konträrsexuellen Seelenlebens bildet; drittens Fälle, die Havelock Ellis erwähnt, wo der Wunsch, die Kleidung des andern Geschlechts zu tragen, geradezu ein übertriebner Ausdruck der Heterosexualität ist und viertens Fälle, wo die Verkleidung aus andern Gründen gewählt wird (der Wunsch, seine Persönlichkeit zu verheimlichen, Bühnenrollen u. dgl. mehr).

Gleichviel, welche Form des Transvestitismus vorliegt, man wird die Einflüsse des Lebens hier nicht ausschalten können, auch nicht bei den Fällen, wo es sich um eine Äußrung der konträren Sexualempfindung handelt; denn der Trieb des Mannes, Hosen anzuziehen, der des Weibes, Röcke zu tragen, ist offenbar erst durch die Erziehung geschaffen, wie man schon daraus erkennt, daß bei manchen Völkern auch die Frauen Hosen tragen, z. B. bei den Grönländern und Lappen, aber auch Sennerinnen in den Alpen, bei andern die Männer Hosen nicht tragen, z. B. im Altertum die Römer und in neurer Zeit noch die Bergschotten. Es würde zu weit führen, hier diese Frage noch weiter zu erörtern, und ich möchte deshalb nur noch betonen, daß es nicht richtig wäre, die Transvestiten, wenn es sich um eine Form der konträren Sexualempfindung handelt, auch als unheilbar zu betrachten und ihnen mit allerlei Gutachten unter dem Deckmantel der Wissenschaft Freibriefe auszustellen, damit sie in der Kleidung gehen, die sie anlegen wollen. Die Behörde hat ein Interesse daran, daß Männer in Männerkleidern, Frauen in Frauenkleidern gehen, und zwar deshalb, weil, wie schon erwähnt, der Tausch der Kleidung oft nur geschieht, um die Spuren eines Verbrechens zu verwischen. Auch in Westphals Fall war der Betreffende wegen andrer krimineller Handlungen verfolgt worden. Wie immer man sich dazu stellt, ich habe eine ganze Reihe Transvestiten gesehen, bei denen diese Erscheinung eine Form der konträren Sexualempfindung teils mit, teils ohne Homosexualität war, und bei denen durch Selbsterziehung und sonstige psychische Behandlung eine vollkommne Herstellung gelang. Ich bringe von meinen vielen Fällen nur den folgenden:

14. Fall. X. war vom 14. bis zum 19. Jahr in einem Alumnat. Er hatte stets den Drang, in weiblicher Kleidung zu gehen und bedauerte es stets, daß er nicht als Mädchen geboren wurde. Er hatte immer ein gewisses Interesse für geschlechtlich zweideutige Personen. Ein Interesse für Frauen hatte er, besonders waren es im Theater Darstellungen

von Frauenrollen, die ihn interessierten. Es interessierten ihn besonders dabei Frauen in Männerkleidern, aber auch Männer in Frauenkleidern. Ein einfaches Hauskleid hatte für ihn mehr Interesse, als eine elegante etwa dekolletierte Robe. Er sah Frauenkleider auch genau an, wenn sie von Frauen getragen wurden, und hat ein lebhaftes Interesse für weibliche Kleidung. Er war stets sehr schamhaft, mehr aber vor Frauen, als vor Männern. Pollutionen sind bei ihm sehr selten gewesen: wenn sie aber vorkamen, so waren es Frauen, die dabei eine Rolle spielten. Mitunter träumt er aber, selbst in weiblicher Kleidung zu gehen.

X. war, als er zu mir in Beobachtung trat, 36 Jahre alt. Er fühlte sich nur wohl in weiblicher Kleidung. Erblich belastende Krankheiten waren in der Familie nicht vorgekommen. Er selbst hatte Neigung zu beiden Geschlechtern. Niemals hat er den Koitus ausgeübt. Versuche, die er in den letzten Jahren gemacht hat, waren erfolglos, nicht einmal Erektionen traten dabei ein. Er behauptet, daß solche früher bei intimer Annäherung an Kellnerinnen und ähnliche Personen bestanden haben, und zwar, als er ungefähr Anfang der 20er Jahre stand. Er zieht sich, wenn er allein ist, sehr häufig weibliche Kleidungsstücke an, weibliches Hemde, Korsett u. dgl. Er hält diese Dinge in seinem Schrank verschlossen, hat sich auch mehrfach zu Diebstählen solcher Gegenstände hinreißen lassen. Er ist sonst sehr gern mit Frauen zusammen, unterhält sich gern mit ihnen, behauptet aber, daß er nur verhältnismäßig wenig Gelegenheit dazu habe. Mit Rücksicht auf seinen Kleidungstrieb hat er nicht geheiratet, hat aber oft den Wunsch empfunden, eine Familie zu gründen.

Die Therapie bestand in zweierlei. Es wurde dem Patienten erstens geraten, sich möglichst viel in anständiger Damengesellschaft zu bewegen und mit Damen zu unterhalten; zweitens alle absichtlichen perversen Phantasiebilder, insbesondere das Tragen weiblicher Kleidung zu unterlassen und sich äußerlich möglichst als Mann zu gerieren. Der Erfolg war ein durchschlagender. Die Neigung, weibliche Kleider zu tragen, trat immer mehr zurück, die Neigung, mit männlichen Personen etwa irgendwie in körperliche Berührung zu kommen, desgleichen, hingegen wuchs immer mehr die Neigung, sich mit dem weiblichen Geschlecht zu beschäftigen. Dies führte dahin, daß er sich sogar in eine Dame verliebte, die er später heiratete. Es ist alles vollkommen nach Wunsch verlaufen. Es kam nicht nur zu Erektionen, sondern auch vollständig zur Einführung und zur Deflorierung seiner Frau. Allerdings war anfangs die Situation insofern etwas ungünstig, als der Koitus ihm, wohl auch mit Rücksicht auf die Unerfahrenheit, große Schwierigkeiten machte. Da erfahrungsgemäß solche Schwierigkeiten sehr leicht zum Gefühl der Impotenz führen und damit die Potenz selbst schwächen, so war es notwendig, ihm eine gewisse Stütze zu geben, und zwar dadurch, daß er dieses Gefühl der Scham der Frau gegenüber verlor. Frauen sind mitunter außerordentlich klug und geschickt, und da ich die Frau selbst als eine sehr kluge Frau bald kennen lernte, riet ich ihm, der Frau vollständig über die Hauptpunkte Mitteilung machen zu dürfen. Es zeigte sich hier das in der Tat von der größten Wichtigkeit. Es ist das Wichtigste in solchem Fall, daß die Frau selbst sich nicht etwa als die liebesbedürftige zeigt, daß der Mann nicht annimmt, daß die Frau den Koitus kaum erwarten kann, weil ihm dann die Harmlosigkeit, die zum Gelingen des Koitus wichtig ist, verloren geht. Selbst wenn die Frau in solchem Fall etwas sinnlich ist, ist es notwendig, dies dem Manne gegenüber nach Möglichkeit zu verheimlichen. Die Frau tat dies, und der Mann, der nun nicht mehr vor die Aufgabe gestellt war, so schnell wie möglich den Koitus auszuüben, war in kurzem dazu fähig. Seitdem ist die Ehe gut und vollständig glücklich verlaufen.

Ich könnte noch eine Reihe ähnlicher Fälle anführen, darunter solche, die ich mehr als ein Jahrzehnt, ja sogar mehr als zwei Jahrzehnte beobachtet habe. Ich glaube aber, die vorhergehenden Fälle werden dem objektiven Beobachter genügen, denn wer sich nicht überzeugen lassen will, wird nicht überzeugt werden. *Man zerstöre in erster Linie die Suggestion von der Unmöglichkeit, die Richtung des Geschlechtstriebes zu ändern, und man wird dann schon eine günstige Vorbedingung geschaffen haben.*

Selbstverständlich werden etwa nicht alle Fälle durch psychische Behandlung geheilt, es geht dies schon aus meinen Ausführungen über die Prognose hervor. Immerhin ist die Prognose durchaus

nicht so ungünstig, wie es oft dargestellt wird, und eine große Reihe Homosexueller könnte geheilt werden, wenn sie sich allen Anordnungen des Arztes entsprechend der Assoziationsbehandlung unterzieht.

Die meisten Fälle müssen sehr lange und immer wieder von neuem auf die Wichtigkeit der Unterdrückung homosexueller Gedankenverbindungen hingewiesen werden. Sie müssen unter allen Umständen davor bewahrt werden, in jene homosexuellen Kreise zu kommen, wo das Märchen von der Unabänderlichkeit des Triebes besondre Verbreitung findet. Nur wenn sich der Homosexuelle dazu entschließt, lange Zeit hindurch und geduldig den Anordnungen zu folgen, wird eine Heilung möglich sein, besonders da die Gefahren der Möglichkeit der Gegensuggestion heute größer sind denn je.

Die größte Gefahr ist die Suggestion von der Unheilbarkeit und die Suggestion, daß junge Leute, die homosexuell empfinden, dauernd homosexuell sich entwickeln müssen. Deshalb ist das Wirken gewisser Personen und Vereinigungen, die junge Leute bei sich aufnehmen und unter ihren homosexuellen Einfluß zu bringen suchen, auf das stärkste zu verurteilen. Die Verantwortung, die jene auf sich nehmen, die in dieser Weise die Homosexualität geradezu züchten, ist nicht gering. Wenn Vertreter der Homosexuellen oft genug behaupten, daß sie das Interesse der Homosexuellen wahrnehmen, weil diese sonst um ihr Lebensglück betrogen würden, falls man ihnen nicht soziale Gleichberechtigung gibt und die Strafbarkeit der homosexuellen Handlungen aufhebt, ist zum großen Teil unlogisch. Sie lassen die jungen Männer erst zu dauernd Homosexuellen werden und züchten die Homosexualität als eine dauernde Erscheinung. Die „Aufklärung", die gewisse Leute verbreiten, indem sie die Homosexualität als eine nicht zu beseitigende Erscheinung, die Entwicklung der Homosexualität aber bei jungen homosexuell fühlenden, die noch im Stadium der Undifferenziertheit des Geschlechtstriebes sind, als unabwendbar bezeichnen, ist gemeingefährlich und leider nicht genügend gewürdigt.

Die Vertreter der Homosexuellen haben recht, wenn sie erklären, daß intellektuell und sittlich hochstehende Persönlichkeiten homosexuell gewesen sind. Ich selbst habe eine Liste solcher zusammengestellt, und es ist mir unbegreiflich, wie Voreingenommenheit gegen die Homosexuellen diese mit genügend Material belegten Fälle leugnen kann. Aber daraus darf nicht geschlossen werden, daß etwa die Homosexualität eine erstrebenswerte Erscheinung ist oder gar daß die Homosexuellen besonders unter geistig und sittlich hochstehenden Persönlichkeiten gefunden werden. Ein allgemeines Verdammungsurteil war ungerecht. Wenn man aber sittlich oder geistig hochstehende Homosexuelle nennt, so darf man jene auch nicht so darstellen, als ob dadurch die Homosexualität etwa zu einem Vorzug wird und nicht vielmehr eine pathologische Erscheinung auch dann bleibt, wenn sie sich bei hervorragenden Menschen findet. Um kein falsches Bild zu geben, so darf man auch jener Homosexuellen nicht vergessen, die, von jeder ethischen Empfindung losgelöst, die schwer-

sten Verbrechen begangen haben. Ich erwähne hier nur den Oberst Redl aus dem österreichischen Generalstab, der kurz vor dem Kriege offenbar methodisch zusammen mit andern allerlei militärische Geheimnisse an Rußland verschacherte, so daß vorläufig noch gar nicht feststeht, wieviel ihm und seinen Helfershelfern, die ebenfalls zum Teil homosexuell gewesen sein sollen, an dem unglücklichen Kampfe, den Österreich seit Beginn des Weltkrieges geführt hat, zuzuschreiben ist, und welche Schuld diese Homosexuellen an dem für die Mittelmächte unglücklichen Ausgang des Weltkrieges auf sich geladen haben.

IV. Psychohygiene und Strafgesetz.

Wenn, wie wir gesehen haben, das psychische Moment eine so große Rolle für die Entstehung der Homosexualität spielt, so folgt daraus nicht nur, daß man bei der Bekämpfung die psychische Behandlung der Homosexuellen in erste Linie zu stellen hat, sondern auch daß wir die vorbeugende Psychohygiene berücksichtigen müssen, und zwar sowohl die individuelle, wie die soziale. Es ist nicht gleichgültig, wie im Leben die Homosexualität bewertet wird, in welcher Umgebung der Homosexuelle aufwächst und sich später befindet. Ist er mit Personen zusammen, die ihm die Homosexualität als eine so wunderbar schöne Sache darstellen, so wird er schon an sich wenig geneigt sein, ihre Entwicklung zu hemmen. In dieser Beziehung ist auch die Zeitströmung bedeutsam; wenn diese die Homosexualität als etwas Erstrebenswertes ansieht oder doch als etwas, was nicht bekämpft werden soll, wird naturgemäß hieraus die Gefahr einer stärkern Entwicklung der Homosexualität folgen. So ist es erklärbar, daß im alten Griechenland die Homosexualität zeitweise und in bestimmten Ländern eine allgemeine Erscheinung war. Damals sahen hervorragende Persönlichkeiten in der Homosexualität, Päderastie genannt, etwas Schönes, und der Einfluß solcher Zeitanschauungen auf die einzelnen Personen kann nicht überschätzt werden. So ist es auch erklärlich, daß damals die Homosexualität soweit verbreitet war, wobei natürlich zwischen homosexuellen Akten und Homosexualität noch unterschieden werden muß. Denn es gab auch im alten Griechenland Zeiten und Staaten, wo die homosexuellen Akte verworfen waren, die Homosexualität aber als Liebe zum gleichen Geschlecht keineswegs als verwerflich galt. Freilich wollen wir uns darüber keinen Täuschungen hingeben; daß aus der Homosexualität sehr leicht die homosexuellen Akte folgen. Unsre modernen Lobredner der Homosexualität pflegen gern über diesen Punkt mit einem Saltomortale, wenn der Ausdruck gestattet ist, hinwegzugleiten und verschweigen, daß heute bei weitem die meisten Homosexuellen auch homosexuell verkehren. Dem Volke, das man aufklären will, muß man auch sagen, was die Homosexuellen tun, und nicht nur was sie subjektiv empfinden. Man muß dem Volke sagen, ihre eignen Kinder, besonders die Schüler und Lehrlinge, sind in Gefahr, Homosexuellen zum Opfer zu fallen. Ebenso wie der heterosexuelle Trieb, wenn man die individualisierte hohe Liebe allein

betrachtet, nur von diesem einen Gesichtspunkt aus geschildert wird, so machen es manche Homosexuelle auch mit der Homosexualität. Sie schildern, wie der Betreffende veranlagt ist und zeigen, wie er erzieherisch auf seinen Geliebten wirkt. Sie zeigen aber nicht, was die beiden zusammen unter vier Augen treiben. In einem homosexuellen Film wird gezeigt, wie ein homosexueller Musiker einen jungen Mann unterrichtet, ihn zum Künstler ausbildet. Es wird aber nicht geschildert, was die beiden in den Pausen machen und in der Zeit, wo sie zusammen sind, ohne daß musiziert wird. Die gegenseitige Onanie, den Coitus inter femora, die so häufige Einführung des Gliedes in den Mund, das zeigt uns weder der Film, noch zeigen es die Verfechter der idealen Homosexualität. Gewiß wird auch in Romanen, auf der Bühne, in heterosexuellen Films nicht gezeigt, welche Akte aus dem heterosexuellen Triebe folgen. Aber hier braucht das Volk nicht aufgeklärt zu werden, da jeder weiß, daß meistens die Sache nicht mit einer romantischen platonischen Liebe endet. Diese ist viel häufiger der Anfang, und der Schluß sind die Geschlechtsakte. Mitunter werden diese auch in Dramen oder Romanen in der weitern Entwicklung angedeutet oder die Folgen geschildert. Ich erinnre an Faust, an die „Jugend", das Drama von Max Halbe. Aber Verfechter der idealen Homosexualität stellen es mit Vorliebe so dar, als ob sich der Homosexuelle mit dem Geliebten nur mit pädagogischen Aufgaben beschäftigt, oder sie stellen die Homosexualität als etwas rein Ästhetisches hin, die homosexuellen Akte und besonders die Verführung der jungen Leute verschweigen sie.

Ich sprach vorhin davon, daß die Beurteilung der Homosexualität auf Zeitströmungen beruht. Hier findet ein gegenseitiger Einfluß statt. Einerseits wird die öffentliche Wertung der Homosexualität die Gefahr von deren Vermehrung und Verbreitung bringen, anderseits die Verbreitung der Homosexualität auch die Wertung ändern. Je mehr Homosexuelle es gibt, um so weniger würde die Homosexualität verachtet sein. Dieser gegenseitige Einfluß muß berücksichtigt werden. Jedenfalls müssen wir eine Verherrlichung der Homosexualität, wie sie heute mitunter geschieht oder auch nur eine romantische aber meistens unwahrhaftige Verklärung als eine überaus große Gefahr ansehen. Wenn, wie es geschah, ein Film mit homosexuellem Charakter gezeigt wird, mit aller Raffiniertheit, die den Film durch seine psychische Wirkung besonders gefährlich macht, so soll man sich nicht wundern, wenn unklare und überspannte Köpfe, besonders solche in der Zeit des undifferenzierten Geschlechtstriebes durch die Darstellungen homosexuell werden. So hat auch die soziale Psychohygiene Pflichten zu erfüllen, und der Staat kann nicht ruhig zusehen, wenn man die Homosexualität durch Bilder, Filme, Worte als eine Art Verklärung und etwas Erstrebenswertes hinstellt. Dabei setze ich voraus, daß die Verbreitung der Homosexualität nicht erstrebenswert ist und gehe auf die Gründe an dieser Stelle nicht ein, da dies nicht zu meinem Thema gehört. Wer über die ethische Wertung einer Verbreitung der Homosexualität anders denkt, wird sich daher meinen Schlußfolgrungen nicht anzuschließen brauchen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs zu betrachten. Ich habe bei frühern Gelegenheiten nachgewiesen, welch unlogische und ungerechte, zum großen Teil auch nutzlose Härte in dem jetzigen § 175 des Deutschen Reichsstrafgesetzbuches liegt. Aber man wird dem Problem nicht gerecht, wenn man sich nicht die Frage vorlegt, ob die Gesetzgebung nicht auch eine erzieherische Wirkung auf die Allgemeinheit ausüben soll. Dabei wird man auch eine gewisse Härte gegen den einzelnen nicht immer vermeiden können. Der einzelne muß sehr oft leiden im Interesse des Staates und der Allgemeinheit. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man sagen, eine Bestrafung des homosexuellen Verkehrs ist gerechtfertigt, weil das Volk zu dem Glauben erzogen werden muß, ein homosexueller Verkehr sei für den Staat nicht wünschenswert.

Immerhin enthält auch bei Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte die geltende Gesetzgebung so viele Widersprüche, daß meines Erachtens die Aufrechterhaltung des § 175 in der jetzigen Form gar nicht verteidigt werden kann. Verboten ist nur die widernatürliche Unzucht, nicht aber andre homosexuelle Akte, z. B. die mutuelle Onanie. Verboten ist widernatürliche Unzucht nur bei Männern, nicht bei Frauen, und verboten sind auch nicht jene perversen Akte zwischen Mann und Weib (z. B. Pädicatio), die zum Teil an Widerlichkeit denen zwischen Männern nicht nachstehen. Verboten ist auch nur unter ganz besondern Umständen die planmäßige Verführung junger unerfahrner Mädchen. Solange der Staat nicht eine gewisse Folgerichtigkeit in der Gesetzgebung über die Sittlichkeitsdelikte zeigt, scheint es mir verkehrt, die homosexuelle Unzucht zu bestrafen. Es wird hier beliebig eine Gruppe von Handlungen zum Verbrechen gestempelt, während andre ebenso widerliche und gefährliche vom Strafgesetzbuch geschont werden. Unter dem Gesichtspunkte des erzieherischen Einflusses ist der jetzige § 175 nicht zu rechtfertigen. Er hat dadurch, daß gleich verwerfliche Handlungen mit ganz verschiednem Maße betrachtet werden, Verwirrung angerichtet.

Damit ist nicht etwa gesagt, daß alle homosexuellen Handlungen straflos sein sollen. Daß, wenn Gewalt angewendet wird oder öffentliches Ärgernis stattfindet, solche Handlungen unter denselben Bedingungen strafbar sein müssen wie heterosexuelle, darüber dürfte keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Über dies hinaus hat das Gesetz nur die Pflicht, noch die Jugendlichen zu schützen. Wenn aber zwei vollständig erwachsne Männer, ob verheiratet oder unverheiratet, miteinander innerhalb der vier Wände homosexuelle Handlungen ausführen, hat der Staat kein Recht, sich darum zu kümmern. Wenn die Männer verheiratet sind, mag die Frage die Ehefrau angehen. Aber ebenso wie der Staat den Ehebruch nur bei entsprechenden Anträgen und unter gewissen sonstigen Voraussetzungen verfolgt, so sollte es auch hier sein. Der Schutz der Jugendlichen soll aber nicht ausgeschaltet werden. Nach dem heutigen Strafgesetzbuch ist die widernatürliche Unzucht bei Aufhebung des § 175 nur dann strafbar, wenn sie mit Knaben unter 14 Jahren vorgenommen wird. Höchstens läge noch die Möglichkeit

vor, den Täter wegen Beleidigung zu bestrafen, doch würde dies meistens aus formalen und materiellen Gründen, wenn der Jugendliche eingewilligt hat, kaum möglich sein. Das Schutzalter von 14 Jahren muß demnach bei einer Gesetzesänderung erhöht werden. Wie hoch, darüber gehen die Ansichten auseinander. Ich erwähnte, daß die Geschlechtsreife beim Mann erst mit 23 Jahren durchschnittlich vollendet ist, beim weiblichen Geschlecht früher. Es wäre aber ein Unding, den Schutz des Mannes bis zu diesem Alter auszudehnen. Wenn der Mann mit 20 Jahren wahlberechtigt, mit 21 Jahren großjährig ist, wird man ihn nicht gut als Jugendlichen im Strafgesetzbuch ansehen dürfen. Nach Wulffen[27]) muß das Schutzalter bis zum 20. Lebensjahre mindestens, wenn nicht bis zur Volljährigkeit, also bis zum 21. Jahre, ausgedehnt werden. Gewiß lassen sich für Wulffens Ansicht gewichtige Gründe anführen. Trotzdem würde ich den Schutz bis zum vollendeten 18. Lebensjahr in mancher Beziehung für richtiger halten, und zwar mit Rücksicht darauf, daß mir ein Hinausgehen über das vollendete 18. Lebensjahr aus allgemeinen strafrechtlichen Gründen bedenklich erscheint. Besteht doch auch die relative Strafmündigkeit nur bis zum vollendeten 18. Lebensjahr. Nicht mit Unrecht sagt Wulffen, daß die Jahre von 16—20 die gefährlichsten sind, weil sich in ihnen der Geschlechtstrieb differenziert und fixiert. Er fügt auch hinzu, daß, wenn die Homosexuellen eine niedrigere Altersgrenze verlangen, sie sich hierdurch verdächtig machen. Der Jurist Wulffen sieht auch keinen Widerspruch darin, daß für das junge Mädchen ein niedrigeres Schutzalter angesetzt ist als für den jungen Mann, zumal da die künftige Gesetzgebung wohl auch bei den Mädchen die Altersgrenze wenigstens etwas erhöhen würde. Sehr beachtenswert ist, was Wulffen hinzufügt. Es handle sich bei dem jungen Mann um Bewahrung vor einer Abnormität bzw. Degeneration, die bei dem jungen Mädchen nicht in Frage stehe, so folgenschwer ein geschlechtlicher Mißbrauch für sie sein kann. Gleichviel aber, ob man Wulffens Vorschlag annimmt, eine Erhöhung der Schutzgrenze bis zum 18. Lebensjahr ist das allermindeste, was verlangt werden sollte. Das sollten die Homosexuellen selbst tun, um, wie Wulffen sagt, sich nicht verdächtig zu machen. Selbstverständlich darf dann auch nicht nur die widernatürliche Unzucht, d. h. der beischlafsähnliche Akt (Einführung in den After, in den Mund usw.) bestraft werden, sondern die Bestrafung muß sich auch auf alle homosexuellen unzüchtigen Handlungen erstrecken, weil diese genau dieselben Gefahren herbeiführen, wie die widernatürliche Unzucht.

Es sei zugegeben, daß der Jugendliche durch einen gelegentlichen Geschlechtsakt mit dem homosexuellen Mann nicht homosexuell wird. Groß aber ist die Gefahr, daß dieser gelegentliche geschlechtliche Verkehr den Jugendlichen nach andrer Richtung auf die falsche Bahn bringt. Es wird der Verkehr mit ihm nicht ausgeübt werden, wenn der Verführer ihn nicht als etwas Schönes und nicht Verachtenswertes hinstellt. Der Jugendliche kommt dadurch in homosexuelle Kreise, und hier wird er das Gift aufnehmen, das

[27]) Der Sexualverbrecher. Berlin-Gr.-Lichterfelde 1910, S. 612.

ihn zum Homosexuellen macht. Nicht der gelegentliche homosexuelle Verkehr wird dieses bewirken, sondern der daraus leicht folgende fortgesetzte Geschlechtsverkehr und der von ihm fast unzertrennliche suggestive Einfluß der Homosexuellen. Deshalb ist ein Schutz der Jugend notwendig, und es kann sich nur darum handeln, wie hoch dieser ausgedehnt werden soll. Aus den genannten Gründen, die ich auch bereits früher[28]) angeführt habe, bin ich der Ansicht, daß das Schutzalter mindestens bis zum vollendeten 18. Lebensjahr erhöht werden muß. Wulffen geht, wie ich erwähnt habe, allerdings erheblich weiter.

Ich sprach von der erzieherischen Wirkung der Gesetzgebung, und gerade deshalb habe ich sie in dieser Arbeit, in der ich die psychische Behandlung der Homosexualität erörtere, ausführlich besprechen müssen. Man wird vielleicht einwenden, daß die Straflosigkeit des homosexuellen Verkehrs zwischen erwachsnen Männern ebenfalls unter dem Gesichtspunkt der erzieherischen Wirkung der Gesetzgebung zu bekämpfen sei. Indessen ist es etwas ganz andres, ob der Staat in einem Pflichtenkonflikt es übernimmt, die Jugend zu schützen oder ob er Erwachsne gegen ihren Willen schützen will. Zunächst ist auch die Gefahr der Anzüchtung der Homosexualität bei Erwachsnen geringer als bei jungen Leuten. Abgesehen davon ist es nicht Aufgabe des Staates, jeden Menschen vor irgendwelchen Handlungen zu bewahren. Hier maßt sich der Staat vielmehr ein Recht an, das ihm nach keiner Richtung zukommt. Ist doch schon und mit gewichtigen Gründen die Frage erörtert worden, ob der Staat überhaupt die Sittlichkeitsdelikte als solche bestrafen darf, und ob nicht die sonstigen Abschnitte des Strafgesetzbuches, wenn sie entsprechend umgearbeitet werden, vollständig genügen würden. Das mögen Juristen im einzelnen durcharbeiten. Hier sei nur erwähnt, daß der Staat auf die Ausdehnung der Bestrafung des homosexuellen Verkehrs zwischen reifen, erwachsnen Männern verzichten kann. Die Annahme, es könnte etwa dann die Homosexualität doch als etwas besonders Erstrebenswertes angesehen werden, wenn die Bestrafung fällt, ist meines Erachtens unberechtigt. Die Homosexualität ist nicht nur deswegen beim Volke geächtet, weil sie bestraft wird, sondern vielmehr deshalb, weil das Volk selbst einen instinktiven Widerwillen dagegen empfindet. Der Homosexuelle stellt ein Zwittertum dar, indem die Seele dem Leibe nicht entspricht, und gegen solche Mißverhältnisse besteht im Volke ohne jede Strafandrohung eine Geringschätzung. Die erzieherische Tätigkeit des Staates zu weit auszudehnen, wäre eine Übertreibung.

Noch ein Wort über die Bestrafung des homosexuellen Verkehrs des weiblichen Geschlechts. Ich habe bereits erwähnt, daß ein erheblicher Widerspruch im Gesetze vorliegt, indem manche homosexuellen Akte zwischen Männern bestraft werden, nicht aber solche zwischen Frauen. Hier gilt aber dasselbe für das, was ich über das männliche Geschlecht gesagt habe: auch das heranwachsende Mäd-

[28]) Albert Moll, § 175, Zukunft, 27. 5. 1905.

chen muß geschützt werden. Ob man das Schutzalter des Mädchens, das früher seine Geschlechtsreife erreicht als der Mann, niedriger ansetzen soll als beim Mann, möchte ich bezweifeln, wenigstens ist das Schutzalter von 18 Jahren auch für das weibliche Geschlecht kein besonders hohes. Ich habe grade junge Mädchen kennen gelernt, die von Tribaden dem Elternhaus entführt und ferngehalten wurden. In andern Fällen wurde wenigstens eine starke seelische Entfremdung den Eltern gegenüber herbeigeführt. Auch das Mädchen wird der Staat nicht durch Gesetze bis ans Lebensende beschützen können. Aber das junge, noch nicht reife Mädchen ist vor Verführungen durch homosexuelle Frauen ebenso zu schützen wie vor Verführung durch heterosexuelle Männer.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Vorentwurf zu einem Strafgesetzbuch von 1909 und den sogenannten Entwurf von 1919 einzugehen. In beiden wird der homosexuelle Verkehr ebenso unlogisch behandelt wie in der bisherigen Gesetzgebung, nur daß der Jugendschutz dabei berücksichtigt ist. Die hohen Strafen, die aber für die Verführung angedroht sind, stehen mit der Milde bei der heterosexuellen Verführung in zu starkem Widerspruch, als daß ich die Fassung billigen könnte[29]).

V. Zusammenfassung.

Die vorhergehenden Ausführungen dürften erweisen, daß weder die homosexuelle Disposition notwendigerweise zur Entwicklung kommen muß, noch eine entwickelte Homosexualität notwendigerweise eine dauernde Erscheinung darstellt. Im Gegenteil, wir sind durchaus in der Lage, durch günstige psychohygienische Maßregeln die Homosexualitätsentwicklung zu hindern, in andern Fällen die Homosexuellen zu heilen. Ich weise die operative Behandlung der Homosexuellen nicht zurück, obwohl die Krankengeschichten zum bei weitem größten Teil so lückenhaft und unvollständig sind, daß es schwer ist, ein endgültiges Urteil zu fällen. Wir dürfen nicht vergessen, daß gewisse Moden in der Chirurgie oft schon eine verhängnisvolle Rolle gespielt haben. Aber auch wenn wir hier keineswegs nur eine Modeströmung, sondern einen ernsten Untergrund sehen, geht aus den berichteten Fällen nicht ohne weitres hervor, daß die Operation eine notwendige Vorbedingung für die Beseitigung der Homosexualität ist. Die theoretischen Auseinandersetzungen Steinachs über die F- und M-Zellen sind gegenwärtig noch so strittig, daß wir auf sie nicht bauen können.

Ich fasse meine Ausführungen in folgendem zusammen:

1. Ein Beweis dafür, daß der Hoden mancher Homosexueller anders beschaffen sei als der der Heterosexuellen, ist bisher nicht erbracht. Damit ist aber die Möglichkeit einer solchen Verschiedenheit nicht ausgeschlossen.

---

[29]) Vgl. auch Fritz Dehnow, Die Sexualvergehen im neuen Strafgesetzentwurf. Zeitschrift für Sexualwissenschaft, März 1921.

2. Die meisten bisher veröffentlichten Operationen beweisen nichts dafür, daß man die Homosexualität durch Hodentransplantation heilen kann. Die theoretische Möglichkeit ist trotzdem für manche Fälle nicht von der Hand zu weisen.
3. Die psychische Behandlung kann für die Bekämpfung der Homosexualität nicht entbehrt werden und ist oft erfolgreich.
4. Besonders im Stadium der Undifferenziertheit ist es möglich, die Entwicklung der Homosexualität durch günstige psychohygienische Maßnahmen zu hemmen.
5. Die Hauptgefahr für die Entwicklung und das Bestehenbleiben der Homosexualität ist die Suggestion, daß eingeborne Dispositionen unabänderlich sind, und die Ableugnung psychischer Bedingungen für das Entstehen der Homosexualität.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.

Einzelpreis M. 5.— Vorzugspreis M. 3.75

ABHANDLUNGEN
AUS DEM GEBIETE DER
SEXUALFORSCHUNG

Band III Jahrgang 1920/21 Heft 6

Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II.
Der Fall Jean-Jacques Rousseau

Von

Dr. Gaston Vorberg



A. MARCUS & E. WEBERS VERLAG

Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II.

Der Fall Jean-Jacques Rousseau

Von

Dr. Gaston Vorberg



BONN 1921
A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn)

I.

Der Klatsch über das Geschlechtsleben Friedrichs II.

Friedrich der Große ist wohl eine der eigenartigsten Herrschergestalten, die jemals auf einem Königsthrone gesessen haben. Alle Welt glaubte, daß der schwächliche Sohn Friedrich Wilhelms nach seiner Thronbesteigung das Leben eines Mediceers führen würde, ein weichliches, den Musen gewidmetes Leben und allen Kriegstaten abhold. Aber dieser Friedrich setzte die Welt in Staunen, er wurde ein kühner Feldherr, ein glänzender Staatsmann und fand trotzdem Zeit, dauernd mit den größten Gelehrten und Künstlern in Gedankenaustausch zu treten und seinen Neigungen nachzugehen.

Friedrich war ein duldsamer und liebenswürdiger Herrscher, verdroß man ihn aber, so zeigte er sich nicht immer wählerisch in seiner Ausdrucksweise, in beißenden Spottreden machte er seinem Unwillen Luft. Die Höflinge und Neider, denen sein Spott galt, waren keineswegs immer gewillt, solche Demütigungen geduldig hinzunehmen. Sie rächten sich durch Schmähschriften, worin sie den König bloßzustellen suchten. Friedrich wurde als Pharisäer, als Geizhals, als ruhmsüchtiger Streber vorgeführt, das Volk schmachte in Sklavenketten usw. Nicht genug damit, auch über das Geschlechtsleben verbreitete man Behauptungen, die ihn verächtlich machen sollten. Friedrich, der Weiberhasser und Enthaltsamkeitsheuchler, gebe sich heimlich der griechischen Liebe hin. Zuerst tauchte die Beschuldigung widernatürlicher Neigungen Friedrichs 1753 auf in der Idée de la personne, de la manière de vivre et de la cour du roi de Prusse, sie kehrte dann 1766 in den Matinées du roi de Prusse écrites par lui-même wieder, findet sich auch in den Mémoires pour servir à la vie de Voltaire (1784), in der Vie privée du roi de Prusse und in Büschings Charakter Friedrichs II. (1788). Man wußte nicht recht, wer der Verfasser jener Schmähschriften sei. Es tauchten allerhand Vermutungen auf. Für die „Idée" machte man Tyrconnell, La Beaumelle verantwortlich, als Verfasser der „Matinées" nannte man den piemontesischen Offizier Patono und Bonneville, Flügeladjutanten des Marschalls von Sachsen. Bonneville sollte von dem Schreiber Friedrichs wirkliche und angebliche Äußerungen des Königs erhalten und zu den Matinées verarbeitet haben [1]).

[1]) Im Jahre 1860 glaubte Henri Nadault de Buffon, ein Nachkomme des berühmten Naturforschers, beweisen zu können, daß Friedrich II. der Verfasser der „Matinées" sei. Er behauptete, im Nachlasse seines Großoheims sei die Handschrift der „Matinées" gefunden worden. Er stützte sich auf die Abschrift, die der Schreiber seines Großoheims im Auftrage des alten Buffon angefertigt hatte. Der Graf de Buffon habe seinem Vater

Mit der ihm eigenen Bosheit suchte sich an Friedrich der Mann zu rächen, den der König in seinem Zorne als den „verräterischsten Schurken, den es auf der Welt gebe“, als „großen Schuft und Menschen von niedriger und feiger Gesinnung“ bezeichnet hatte: F. M. Arouet de Voltaire. Voltaire sann nach seinem Zerwürfnis mit dem König auf Rache. Er hielt sich für berechtigt, Friedrich dem Spott und der Verachtung der Nachwelt preiszugeben: „C'est que j'ai la volonté et le droit de laisser à la postérité sa condamnation par écrit“ [2]). Aber nicht nur in Briefen und durch schamlose Verse suchte Voltaire seinen Zweck zu erreichen, wahrscheinlich hat er auch die „Idée“, den Abschiedsgruß an den Preußenkönig, und die „Mémoires“ auf dem Gewissen. Marquis de Condorcet sagt von den Memoiren Voltaires: „Ces mémoires ou le souvenir profond d'un juste ressentiment n'étouffe, ni la gaieté ni la justice“ [3]). Um seinen Stil zu verdecken, soll Voltaire die „Idée“ ins Deutsche und dann wiederum ins Französische haben übersetzen lassen. Die „Idée“ deutet jedoch nur an, was die „Mémoires“ und die „Matinées“ ausführlich behandeln.

Ergötzlich ist, daß gegen Voltaire, der den König der Sodomiterei verdächtigte, im Jahre 1725 ein Beamter der Pariser Sittenpolizei dieselbe Anschuldigung erhob [4]).

In der „Idée“ liest man auf Seite 6: Er zieht sich nach der Tafel oft mit einigen jungen Leuten in seine Gemächer zurück; alles was ihn umgibt, ist zum Malen, die hübschesten Gesichter. („Il arrive souvent qu'il fait entrer avec lui quelques-uns de ses jeunes gens; tout ce qu' entoure est fait à peindre et les plus jolies figures.“)

Bei den „Matinées“ [5]) handelt es sich angeblich um eine geheim zu haltende Staatsschrift, um einen Leitfaden der Regierungs- und Lebenskunst, den Friedrich zur Belehrung des Thronfolgers verfaßt haben sollte. Friedrich gibt in dieser Schrift nicht nur seine Staatsgrundsätze preis, sondern auch die verborgensten Geheimnisse seines Geschlechtslebens.

In der vierten Morgenplauderei — sechster Abschnitt — über die Vergnügungen heißt es: „Amor ist ein Gott, der kein Erbarmen kennt; sucht man seinen Pfeilen, die er nach altem ehrlichen Kriegs-

die „Matinées“ als Geschenk des Königs überbracht. Der junge französische Gardeoffizier Buffon wurde am 18. Mai 1782 von Friedrich empfangen. Wie sollte der König bei dieser Gelegenheit einem jungen Manne eine Schmähschrift überreicht haben, die schon seit vielen Jahren in Paris bekannt und in Hunderten von Abzügen verbreitet war? Durch eine solche Schmähschrift hätte sich Friedrich ja nur selbst erniedrigt. Bei den „Matinées“ handelt es sich um das Erzeugnis eines rachsüchtigen Höflings oder sonst eines Ränkeschmieds; daran ändert auch der Umstand nichts, daß sich ein Gelehrter aus irgendeinem Grunde für seine Bücherei eine Abschrift herstellen ließ. Um die eigene und die fremde Klatschsucht zu befriedigen, nahmen die Schmähschriften mit jeder weiteren Auflage an Inhalt zu, wobei die Werke Friedrichs, die zeitgenössische Literatur und allerhand Geschichtchen herhalten mußten.

[2]) Brief an den Grafen d'Argental vom 26. Februar 1753.

[3]) Oeuvres de Voltaire, Edition de Beaumarchais, T. XCII, S. 123.

[4]) Ravaisson, Les Archives de la Bastille, XII, 121, 122.

[5]) Im königlichen Archiv befinden sich drei Manuskripte der „Matinées“, eins mit Bemerkung von Catt, dem Vorleser des Königs; das zweite mit der Aufschrift: Envoi de M. Grimm de Paris pour en rendre compte au Roi; das dritte trägt die Aufschrift: Envoi de M. Grimm pour montrer au Roi ou lui en faire part. Oeuvres de Frédéric le Grand Ed. Preuß, Tome XXX, Anhang.

brauch abschießt, zu entfliehen, so dreht er sich um. Daher ist es ganz nutzlos ihm zu trotzen, er trifft doch. Er hat mir keineswegs übel mitgespielt, da mir niemals die Rolle des Dulders zugefallen ist, dennoch rate ich Ihnen[6]) ab, meinem Beispiele zu folgen; es könnte schlimme Folgen haben. Allmählich würden die Befehlshaber und Offiziere mehr auf das Vergnügen, als auf Ihren Ruhm bedacht sein, und Ihr Heer wäre schließlich wie das Regiment Ihres Onkels Heinrich eine Ansammlung von Päderasten. Nach meiner persönlichen Erfahrung kann ich Sie versichern, daß jenes griechische Vergnügen wenig Reiz hat . . . .“

In der sechsten Morgenplauderei, wo von den Sitten und der Ritterlichkeit die Rede ist, weist Friedrich den Vorwurf zurück, daß Berlin und Potsdam ein Sodom und Gomorrha geworden sei. Er meint, die berühmten Griechen, die einigen Großen der Zeit zum Vorbild gedient hätten, seien Verächter jener rohen Sinnlichkeit gewesen, die wahllos über den ersten besten herfalle. Nur Körperschönheit, gepaart mit Vorzügen des Geistes und des Charakters, hätten ihre Sinne beeinflußt. Ein Mensch, der wahllos dem Laster fröhne, finde keine Gnade vor dem Richterstuhl der Vernunft. Friedrich fährt dann fort: „Unsere Familie, lieber Neffe, hat leider dem verhängnisvollen sodomitischen Laster Eingang verschafft. Nachahmer hat sie gefunden, die sich etwas darauf einbildeten, dem Laster zu huldigen. Die öffentliche Verachtung wendet sich nicht genügend gegen jenen verderbten Geschmack. Ein moderner Martial oder Terenz sollte in Epigrammen, in beißenden Spottdichtungen, die Geißel schwingen über die blöden und eklen Schirmherren jener scheußlichen Geschmacksrichtung. Eine Geschmacksrichtung, die die Veredlung der Seele, die Schärfung des Verstandes verhindert, den Gemeinsinn zerstört und uns zurückführt in die Wälder zu den Satyrn und Panen.“

„Man wird mir kaum glauben, daß es einst eine Zeit gab, wo ich Frauen sehr zugetan war. Nichts langweilt mich mehr, als wenn ein Schmeichler voller Unterwürfigkeit von meinen leichtsinnigen Streichen faselt. Wenn ich in der Liebe ein lockerer Vogel war, so tragen die Frauen die Schuld daran, nicht ich. Ich suchte nach einer, die mehr tugendhaft als klug berechnend gewesen wäre. Alle, mit denen ich bisher zusammentraf, haben mich ein halbes Jahr lang wegen eines Liebesbriefes gequält, während sie für alles andere schon nach drei Tagen zu haben waren. Ich würde mich auch dann nicht ändern, wenn sich eine nach drei Tagen mit einem Briefchen begnügte und damit für den Rest ihres Lebens zufrieden wäre. Die Natur hat mich gewiß nicht weniger stiefmütterlich behandelt als tausend andere. Aber Augendiener und vielleicht noch das Soldatenleben haben das Beste zerstört. Lange liegt die erste glückliche Zeit meiner Ehe hinter mir, wo ich bei der Königin zu schlafen pflegte. Als ich aber merkte, daß sie mir keine Kinder gab, ekelte sie mich an. Auch nötigte mich ein gewisser Schwächezustand — offenbar die Folge von Ausschweifungen in der Jugend — dem Verkehr mit Frauen zu entsagen. Dies führte zu

[6]) d. h. seinem Neffen.

allerhand Vermutungen, die boshafte Menschen zu meinem Nachteil verbreiteten.

Ich muß jedoch offen eingestehen, daß ich mich schadlos halten ließ unter der Bedingung, daß diese Freiheiten nicht lebendige Zeugen erstehen ließen. Ich hätte sonst Lärm schlagen müssen. Dazu kamen noch schlimme Krankheitserscheinungen in meiner Jugend, die schwere Operationen veranlaßten. Niemals wagte ich es, einer Frau meine unfreiwillige Schande zu enthüllen. Ich zog es vor, für einen Verächter des weiblichen Geschlechtes gehalten zu werden, wie sich's einem Helden geziemt — und es gelang mir."

Die „Mémoires pour servir à la vie de Voltaire" (1784) befassen sich weit mehr mit der Person Friedrichs, als mit der des Franzosen. Die „Erinnerungen" wissen (S. 14/15) folgendes zu berichten: „Der Prinz, seitdem Friedrich II., hatte in Potsdam so etwas wie eine Mätresse (une espèce de maîtresse), die Tochter eines Schullehrers der Stadt Brandenburg. Das Mädchen spielte ziemlich mittelmäßig Klavier, und der Prinz begleitete sie auf der Flöte. Er glaubte in sie verliebt zu sein, aber er irrte sich, denn er hatte keine Neigung zum schönen Geschlecht. Friedrich gab sich jedoch den Anschein verliebt zu sein, und so ließ der Vater (der König) das Fräulein vor den Augen des Sohnes öffentlich auf dem Marktplatz zu Potsdam durch den Henker stäupen. Nachdem der Vater ihm dieses Schauspiel vorgeführt hatte, ließ er ihn nach der Festung Küstrin bringen, die mitten in einem Sumpfe liegt. Dort wurde er ein halbes Jahr lang ohne Bedienung eingesperrt. Nach Ablauf dieser Zeit teilte man ihm einen Soldaten als Diener zu. Es war ein junger, hübscher, gut gebauter Bursche, der Flöte spielte und auch noch in anderer Hinsicht zur Belustigung des Gefangenen diente. So schöne Fähigkeiten ebneten ihm den Weg zum Glück. Ich sah ihn als Kammerdiener und zugleich als ersten Minister; aufgeblasen und unverschämt, wie man es nur in einem dieser Ämter sein kann . . ."

An einer späteren Stelle der „Erinnerungen" (S. 44) heißt es: „Wenn Ihre Majestät angekleidet war, widmete sie sich für einige Augenblicke der Sekte des Epikur. Sie ließ zum Kaffee zwei oder drei Günstlinge kommen, Leutnants des Leibregiments, Pagen, Heiducken oder kleine Kadetten. Wem ein Taschentuch zuflog, der blieb eine Weile mit dem Könige allein. Es kam dann nicht zum Äußersten, da der Prinz zu Lebzeiten des Vaters bei seinen gelegentlichen Liebesabenteuern sehr mitgenommen und schlecht geheilt worden war. Er konnte nicht mehr die erste Geige spielen, er mußte sich mit der zweiten begnügen." Soweit der Verfasser der „Erinnerungen".

Nach Friedrichs Tode fühlte sich auch der Oberkonsistorialrat und Gymnasialdirektor A. F. Büsching bemüßigt, seine Ansicht über die angeblich gleichgeschlechtliche Neigung des Königs zu äußern. Büsching schreibt in seinem Buche „Charakter Friedrichs II." (S. 22): „Er (Friedrich) hat aber, ich weiß nicht gewiß um welcher Ursachen willen, früh angefangen, einen Widerwillen wider das Frauenzimmer zu fassen und den Umgang mit demselben zu fliehen. Erforderten es Zeit und Umstände, so wußte Er es mündlich und schriftlich auf eine artige und angenehme Weise zu unterhalten; es mußte aber

nicht lange währen, weil Seine Höflichkeit gegen dasselbige erzwungen war, und Er im Reden sich nicht lange so einschränken konnte, als die Wohlanständigkeit in Gegenwart des Frauenzimmers es erforderte. Auf solche Weise verlor Er viel sinnliches Vergnügen, Er verschaffte sich's aber durch den Umgang mit Mannspersonen wieder, und hatte aus der Geschichte der Philosophie wohl behalten, daß man dem Sokrates nachgesagt, er habe den Umgang mit dem Alcibiades geliebet."

Im vierten Gesang des Gedichtes Palladion[7]) findet sich eine Stelle, worin ein Jesuit von dem gleichgeschlechtlichen Verkehr des Sokrates mit dem Alcibiades, des Euryalus mit dem Nisus spricht und schließlich den Apostel Johannes einen Ganymedes nennt.

Friedrich nennt seine Dichtung einen Zeitvertreib in Mußestunden, einen Karnevalscherz; mit Absicht habe er komische Figuren gezeichnet. Der König beantwortet das Gesuch des französischen Gesandten in Berlin, Marquis de Valory, der um einen Abzug für Ludwig XV. bittet, abschlägig, weil er befürchtet, daß das Gedicht zu einem falschen Urteil über seine Person führe[8]). Es wäre unbegründet, wollte man aus der Dichtung des Königs auf

[7])
L'un me disait: Ne savez pas l'histoire:
Vous y verrez des héros pleins de gloire.
Tantôt actifs et tantôt patients,
A leurs amis souples et complaisants.
Tel pour Socrate était Alcibiade,
Qui, par ma foi, n'était un Grec maussade:
Et tels étaient Euryale et Nisus.
En citerais, que sais — je? tant et plus.
Jules César, que des langues obscènes,
Disaient mari de toutes les Romaines,
Quand il était la femme des maris.
Mais feuilletez un moment Suétone,
Et des Césars voyez comme il raisonne.
Sur ce registre ils étaient tous inscrits;
Ils servaient tous le beau dieu de Lampsaque.
Si le profane enfin ne vous suffit,
Par le sacré dirigeons notre attaque:
Ce bon . . . que pensez-vous qu'il fît.
Pour que . . . le couchât sur son lit?
Sentez-vous, pas qu'il fut son Ganymède?
Pour renchérir sur tout ce qu'on a dit,
J'appellerai dom Sanchez à mon aide;
Lisez-moi bien l'article vingt et neuf
De son divin Traité du mariage;
Vous y verrez que votre esprit tout neuf
Doit de ses moeurs faire l'apprentissage.

(R. Patris Thomae Sanchez Cordubensis, e societate Jesu, De sancto matrimonii sacramento disputationum tomi tres in-fol. T. I, Genuae 1602, t. II, t. III, Venet. 1606.)

[8]) Friedrich schreibt am 27. März 1750 an den Marquis de Valory: „Cette folie, vous le savez, n'a été que l'emploi de mon loisir, l'amusement d'un carnaval, et une espèce de défi que je me suis fait à moi-même; et ce poème, si c'en est un, se ressent de ma gaieté et du temps où je l'ai composé; j'ai voulu peindre des grotesques; un peu de complaisance, sans doute, vous fait croire que j'y ai réussi. Mais on juge injustement et malheureusement des auteurs par leurs ouvrages, et je craindrais que celui-là ne donnât trop mauvaise opinion de mon imagination; je craindrais que l'on ne me taxât de peu de raison, dont de tout temps on accusa les poètes, et vous m'avouerez que cette crainte n'est pas indifférente, lorsque, par aventure, le poète se trouve être un souverain." (Mémoires de Valory, t. II, p. 309.)

eine homosexuelle Veranlagung folgern. Ein solcher Schluß wäre ebenso falsch, als wenn man aus den schwülstig lüsternen Reimereien eines Hoffmanns von Hoffmannswaldau oder eines Kaspars von Lohenstein auf einen sittenlosen Lebenswandel jener Spießbürger schließen wollte.

Neuerdings wird ein Flugblatt verbreitet: Friedrich der Große dem Strafgesetz verfallen? Es wird darin ein Nachruf des Königs zum Tode des Grafen Kaiserlingk abgedruckt. Der Herausgeber des Flugblattes meint, das Gedicht sollte an allen Litfaßsäulen, an allen Wänden zu lesen sein. „Es sollte sich in Flammenschrift euren widerstrebenden Hirnen und Herzen einprägen, wohin ihr auch euren Schritt setzt.“ Solche Dichtungen als homosexuelle Dokumente zu bezeichnen, ist Sensationsmacherei. Dichtungen mit überschwenglichen Beteuerungen von Freundschaft und Mannestreue entsprachen dem Brauche der damaligen Zeit. Sie finden sich zahlreich in der Literatur des 18. Jahrhunderts; auch in Stammbüchern von Studenten, die glückliche Ehemänner wurden, habe ich sie gefunden.

Friedrich schenkte Schmähschriften nicht die von den Verfassern gewünschte Beachtung. In seinem Discours sur les Satiriques (1759) sagt er: „Gibt's etwas Leichteres, als die Großen zu verleumden? Man darf nur ihre Fehler vergrößern, ihre Schwächen übertreiben, die Verleumdungen ihrer Feinde hinzufügen. Wenn viele schöne Quellen fehlen, findet man ein Verzeichnis alter Schmähschriften, man schreibt sie ab und paßt sie der Zeit und den Personen an.“

Über die „Idée“ schrieb der König 1753 an den preußischen Gesandten in Paris: „Ich verlange weder eine Widerlegung des Buches, noch eine Bestrafung des Verfassers. Ich habe die Schmähschrift ruhigen Blutes gelesen und sie sogar einigen Freunden gezeigt. Man muß eitler sein als ich es bin, um sich über solches Gekläff zu ärgern, dem jeder Vorübergehende auf seinem Wege ausgesetzt ist, und ich müßte weniger Philosoph sein als ich es bin, um mich nicht völlig über die Kritik erhaben zu fühlen.“ [9]) In einem Briefe, der am 23. Oktober 1753 an den Pariser Gesandten abging, meinte Friedrich, er sei stolz darauf, einem armen Schriftsteller, der ohne seine Schmähungen vielleicht Hungers stürbe, zu Geld zu verhelfen [10]). Als sich im Nachlasse Voltaires die „Mémoires“ fanden, sandte Beaumarchais eine Abschrift nach Potsdam, um für die Unterdrückung des Buches Geld zu erpressen. Friedrich lehnte den Kauf dankend ab. Die Schmähschrift erschien darauf in deutscher und französischer Sprache. Kurze Zeit vor des Königs Tod vertrieben Berliner Buchhändler eine Art Fortsetzung der Voltaireschen Erinnerungen, die Anecdotes précieuses sur la vie du Roi de Prusse régnant etc. Aber auch von der Unterdrückung dieses Machwerkes wollte der Herrscher nichts wissen; er antwortete Hertzberg, der ein Verbot erwirken wollte: il faut mépriser cela — man muß so was verachten.

[9]) Politische Korrespondenz X, S. 53.
[10]) Politische Korrespondenz X, S. 135.

Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Freundschaft des jungen Fritz mit Katte auf ein homosexuelles Verhältnis der beiden schließen lasse. Aus der Freundschaft zweier junger Leute, die sich der Gewaltherrschaft eines verständnislosen Mannes — des Königs — zu entziehen suchten, ergibt sich keineswegs mit zwingender Logik eine krankhafte Veranlagung.

Daß Friedrich in jungen Jahren für die Reize der holden Weiblichkeit empfänglich war, dafür fehlt es nicht an Belegen. Mit 16 Jahren verliebte er sich am Dresdner Hof in die Gräfin Orselska. Von Küstrin aus besuchte er die Freifrau von Wreech. Als diese Dame von einem Kinde entbunden wurde, leugnete Herr von Wreech die Vaterschaft. Bekannt ist Friedrichs Liebesverhältnis mit der Potsdamer Kantorstochter. Als Friedrich Wilhelm den Sohn verheiraten wollte, hatte der Kronprinz ein Auge auf Christiane von Eisenach geworfen. „Das wäre ganz mein Fall, die möchte ich betasten." Aber der Vater wollte den Thronfolger mit Elisabeth von Braunschweig-Bevern vermählen, für die Fritz nicht das Geringste empfand. Der Gedanke, etwa mit einer Betschwester zusammenleben zu müssen, war ihm furchtbar. Er bat daher den General Grumbkow in einem Briefe vom 11. Februar 1732 dafür zu sorgen, daß man aus der Prinzessin keine Zierpuppe mache. „Ich bitte Sie dahin zu wirken, denn, wenn man, wie ich, die Romanheldinnen haßt, so hat man Angst vor den Mustern aller Tugenden. Ich ziehe die größte Hure Berlins einer Betschwester vor, der sechs Mucker auf dem Fuße folgen"[11]). Am 4. September 1732 schreibt Friedrich aus Ruppin an Grumbkow: „Ich liebe zwar das schöne Geschlecht, aber ich bin ein unbeständiger Liebhaber. Ich liebe vom Weibe nur den Genuß und nachher verachte ich die Weiber"[12]). In einem Briefe, den er am 23. Oktober 1732 an Grumbkow absendet, verwahrt sich der Kronprinz gegen die Ausschweifungen, die man ihm zur Last lege: „Man hat, unter uns gesagt, der Königin in den Kopf gesetzt, daß ich mich allen nur möglichen Ausschweifungen hingebe, und sie glaubt's auch anscheinend. Ich weiß nicht, wie die Leute dazu kommen, so etwas von mir zu sagen. Wir sind alle Menschen von Fleisch und Blut, und manchmal ist das Fleisch schwach, das leugne ich nicht. Aber die kleinste Schwäche genügt, und man wird als der größte Wüstling auf Gottes weiter Erde verschrien." Mit den Jahren, meint der Kronprinz, käme schon die Weisheit, er zweifle aber daran, daß Cato in seiner Jugend schon Cato gewesen sei[13]).

Die angeführten Briefstellen enthüllen nichts von gleichgeschlechtlichen Neigungen, vom Geiste des Uranismus, lassen vielmehr eine ganz naturgemäße Geschlechtsempfindung erkennen.

Friedrich fügte sich dem starren Willen des Vaters und vermählte sich am 12. Juni 1733 zu Salzdahlum mit der Braunschweigerin. Seine Hoffnung, nach der Heirat ein freieres, unabhängiges Leben führen zu können, verwirklichte sich zwar — er

[11]) Publikationen aus den Königl. preuß. Staatsarchiven, 72. Bd. — R. Koser, Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Grumbkow und Maupertuis 1731—1759, S. 28.
[12]) A. a. O. S. 57.
[13]) A. a. O. S. 74, 75.

konnte ungestört seinen Lieblingsneigungen nachgehen — aber seine Ehe wurde zu einem stumpfen Nebeneinanderleben: bon jour, Madame, et bon chemin. Die Gatten wurden einander immer fremder.

Über den Gesundheitszustand des Kronprinzen zur Zeit der Vermählung machte der berühmte Arzt Zimmermann in seinen Fragmenten über Friedrich den Großen Enthüllungen, die weit und breit Aufsehen erregten. „Gerade in der Zeit," schreibt Zimmermann [14], „als sein Vater ihn zur Vollziehung seiner Heirat nach Braunschweig bringen wollte, hatte Friedrich einen äußerst heftigen venerischen Samenfluß. Er offenbarte die schreckliche Verlegenheit, in die ihn dieses Unglück versetzte, dem Markgrafen Heinrich von Schwedt, den er auch in der Folge sein Lebenlang nicht ausstehen konnte, weil er glaubte, der Markgraf habe ihm den Rat, den ich sogleich erwähnen werde, aus Bosheit gegeben. Er nannte ihm einen kunsterfahrenen Mann und versprach ihm, daß dieser dem Übel sogleich abhelfen werde, denn ihn selbst habe er oft in wenig Tagen davon befreit. Dieser ungeschickte und heillose Künstler war Leibarzt des Markgrafen Ludewigs zu Malchow; man nannte ihn deswegen den Doktor von Malchow. Auf die Vorstellung des Markgrafen Heinrich ließ also Friedrich in seiner Not gleich diesen Doktor holen; und dieser vertrieb ihm seinen venerischen Samenfluß in vier Tagen. Friedrich glaubte sich nun vollkommen hergestellt, und der Quacksalber ließ ihn bei diesem Glauben. Die Reise nach Braunschweig hatte ihren Fortgang, und das Beilager ward vollzogen." Zimmermann berichtet dann, der Kronprinz habe das erste halbe Jahr seiner Ehe in trautester Gemeinschaft mit seiner Gemahlin in Rheinsberg verlebt und jede Nacht bei seiner Gemahlin geschlafen. „Und dieses hat ihre anjetzt verstorbene Hofdame, Fräulein von Kametzky, nachherige Gemahlin eines sehr verehrungswürdigen Mannes, des Herrn Hofrichters von Veltheim zu Harbke, dem Herrn Minister von der Horst oft betheuret" [15]). Nach sechs Monaten habe das Verhängnis Friedrich erreicht: „der verstopfte Samenfluß brach mit großer Wut und mancherlei bösen Symptomen wieder hervor" . . . [16]) „Es sei", sagte man nach Hofmanier, „eine bloße Unpäßlichkeit. Aber diese Unpäßlichkeit ward so arg, und der kalte Brand war so nah, daß nichts in der Welt mehr dem kranken Friedrich das Leben zu retten vermochte und wirklich gerettet hat als — ein grausamer Schnitt!"

Über die Art des chirurgischen Eingriffes macht Zimmermann so unklare Angaben, daß man aus seinen Worten keine Schlüsse ziehen kann. Er begnügt sich, seinen Lesern zu erklären: „Bei Friedrich war die Erzeugung des Samens durch jenen Schnitt nicht verhindert; er war ein klein wenig verstümmelt, aber nicht verschnitten" (S. 79). Trotzdem, meint Zimmermann, habe sich der König nach der Operation als Eunuch gefühlt. Friedrich habe daher

[14]) Fragmente, Bd. I, S. 75 ff.

[15]) Die Hofdame Fräulein Kametzky, nachherige Veltheim zu Harbke, war schon vermählt und in ihrem eigenen Hausstande tätig, als Friedrich die ersten sechs Monate seiner Ehe verlebte.

[16]) Zimmermann a. a. O. Bd. I, S. 78.

die Komödie der griechischen Liebe gespielt, um nicht als Verschnittener zu gelten.

Es fragt sich nun, was es mit jenem „grausamen Schnitt" für eine Bewandtnis habe, ob die Operation überhaupt als eine Tatsache anzusehen sei.

Zimmermann behandelte zwar den König während seiner letzten Krankheit. Er weilte in Potsdam vom 23. Juni bis zum 10. Juli 1786. Aber sah Hofrat Zimmermann die „verstümmelten" Geschlechtsteile des greisen Herrschers? Nein, sonst hätte er, der Redselige, gewiß ein Sterbenswörtchen darüber in seinem Buche gesagt. Vertraute der Verfasser der Schrift über die Einsamkeit Hofklatsch dem Papier an, oder schrieb er seine persönliche Empfindung nieder? Wir wissen es nicht. Schon kurze Zeit nach der Veröffentlichung der Zimmermannschen Fragmente regte sich in „einigen brandenburgischen Patrioten", darunter Blanckenburg und Nicolai, der Geist des Widerspruchs. Sie gaben eine geharnischte Gegenschrift heraus und erhoben in „freimütigen Anmerkungen" Einspruch gegen Zimmermanns Art der philosophischen Geschichtsschreibung. Die Verfasser erörtern auch die sogenannte Verstümmelung des Königs. Ihre Auseinandersetzung mit Zimmermann ist deshalb von Bedeutung, weil sie sich auf Umfragen bei Männern aus der Umgebung des verstorbenen Königs stützt.

Zunächst die Feststellung, daß der sog. Doktor von Malchow, der den chirurgischen Eingriff vorgenommen haben sollte, überhaupt nicht gelebt hat. Der Leibarzt des Markgrafen Christian Ludwig war Johannes Hieronymus Fisch. Unwahrscheinlich wäre es auch gewesen, daß eine Operation, die nach dem damaligen Stande der Wundarzneikunst nicht unbedenklich war, von einem Quacksalber und ohne Vorwissen des Königs Friedrich Wilhelm I. ausgeführt worden wäre.

Auf eine Anfrage der Verfasser der „freimütigen Anmerkungen", ob „ein verstopfter Tripper bei oft wiederholtem Beischlafe" nach einem halben Jahre solche schlimme Erscheinungen hervorrufen könne, wie Zimmermann behauptet hatte, äußerte sich am 7. Dezember 1790 der Generalchirurgus Theden:

„Ein gestopfter Tr. kann zwar wiederkommen, wenn in Debauche mit unreinen Weibsbildern fortgefahren wird. Wenn aber 1. derselbe gut geheilet ist, und der Patient 20 Jahr erreichet, so traue ihm Vorsichtigkeit zu, und der Tr. wird beym Beyschlaf nicht erst nach sechs Monaten wieder kommen. 2. Gesetzt aber, der Tr. sey wiedergekommen, so kann dieser niemals für sich allein, er sey so heftig als er wolle, den Brand hervorbringen; nur die chancrösen Geschwüre oder vielmehr paraphymoses erzeugen denselben."

In der Krankheitsgeschichte Friedrichs II. berichtet Professor Selle (S. 52), daß den 28. Julius der Hodensack anfing aufzuschwellen. Der Kämmerer Schöning erklärte, daß er auf Befehl des Königs verschiedenemal den Zustand der Geschwulst aufmerksam untersuchte, und dabei nicht die geringste Verstümmelung der Geburtsteile vorgefunden habe.

Der tote König lag länger als anderthalb Stunden unbedeckt, und die Leiche ist von mehr als 12 Personen gesehen worden, die keinerlei Verstümmelung oder sonstige in die Augen fallenden Veränderungen wahrnahmen.

Die Waschung der Leiche besorgten der Generalchirurgus Gottlieb Engel und die Chirurgen Ollenroth, Rosenmeyer und Liebert. Engel, der auch den König während seiner letzten Krankheit täglich verband, erklärte am 2. April 1790 auf eine Anfrage Büschings[17]): „Ich kann Denenselben auf meine Ehre versichern, daß Herrn von Zimmermanns Vorgeben grundfalsch ist; denn sämtliche männliche Teile des vorstorbenen Herrn waren so vollkommen und unverletzet, wie bey jedem andern gesunden Menschen und auch nach seinem Tode war dieses ohne Irrthum zu bemerken."

Die drei Chirurgen Ollenroth, Rosenmeyer, Liebert gaben folgende Erklärung ab:

Da uns Unterschriebenen, als damaligen Kompagnie-Chirurgen des Iten Bataillon Leibgarde, auf hohen Befehl den 17ten August 1786, nach Ableben des Hochsel. Monarchen Friedrichs II., die Leiche äußerlich zu waschen aufgetragen wurde, bot sich uns daher die Gelegenheit dar, seinen Körper entblößt genau zu untersuchen. Wir sind hierdurch in Stand gesetzt worden, vor der ganzen Welt die ungegründeten Nachrichten, so auf bloßes Hörensagen sich stützen, geradezu zu widerlegen, indem des Hochsel. Königs äußerliche Geburtstheile gesund und nicht verstümmelt, von uns vorgefunden wurden. Die beiden Hoden waren ohne den geringsten Fehler in ihrer natürlichen Lage gegenwärtig; der Samenstrang ohne die mindeste Verhärtung oder Ausdehnung deutlich bis zum Eingange des Bauchringes zu fühlen, die männliche Ruthe hatte eine natürliche Größe; in den Weichen und Schaamgegenden war nicht das geringste Merkmal einer Narbe oder Verhärtung, von einer jemals diese Theile betroffen gehabten Krankheit zu entdecken. So daß wir pflichtschuldigst dieses Zeugniß der Wahrheit jenen Unwahrheiten frey entgegenstellen können.

Berlin, den 6ten Decbr. 1790.

C. L. Ollenroth
Königl. Pensionair-Chirurgus
Rosenmeyer
Königl. Pensionair-Chirurgus
Liebert
Königl. Pensionair-Chirurgus.

Wie ein Kartenhaus bricht also der phantastisch aufgeführte Bau der Zimmermannschen Erzählung zusammen. Wir wissen nicht, ob sich Friedrich als Kronprinz eine „übel verlaufene galante Krankheit" zuzog, und ob etwa ein Tripper die Ursache seiner Kinderlosigkeit war[18]). Die Annahme Zimmermanns, der König habe länger als 50 Jahre den Weiberverächter gemimt, um seine „Verstümmelung" zu verbergen, ist ebenso haltlos wie die Vermutung, daß die Neigungen des Königs zum weiblichen Geschlecht erfunden worden seien, um die Gerüchte von gleichgeschlechtlichen

---

[17]) Büsching, Zuverlässige Beiträge usw. Hamburg 1790. Historischer Anhang, S. 21.

[18]) An anderer Stelle habe ich nachgewiesen, daß der in der Ode an Voltaire erwähnte Tripper (Brief vom 17. November 1759) ein „Sinnbild" der am 12. August jenes Jahres verlorenen Schlacht bei Kunersdorf war.

Je souffre d'un cruel supplice:
Trois grands mois passés, j'eus l'honneur
De recevoir pour mon malheur,
D'une certaine impératrice,
Une brûlante chaude p . . .

Die Ode lautet in deutscher Übersetzung:

Ach, denken Sie, in meinen Tagen,. —
Daß Leib und Geist voll Wohlbehagen,
Von Liebesflammenglut verzehrt,
An Venusspiele keck sich wagen,
Daß Rausch der Wollust wird begehrt?

Neigungen verstummen zu lassen. Friedrich sah gerne schöne Frauen in seiner Nähe; seine Schäkereien mit der Tänzerin Barberini sind bekannt [19]).

Das Geschlechtsleben Friedrichs ist als durchaus normal anzusehen. Kummer und Sorgen, anstrengende Feldzüge, die große Anforderungen an einen an und für sich schwächlichen Körper stellten, Gicht und sehr schmerzhafte Hämorrhoiden stumpften den König gegen die Liebe immer mehr ab. Lust und Kraft zum Geschlechtsverkehr schwanden allmählich immer mehr. Friedrich fühlte sich „alt, traurig und grämlich". Seine grauen Haare erinnerten ihn, daß er Abschied nehmen müsse von den Torheiten und Freuden der Welt. In der Epître à ma soeur de Brunswic (Potsdam, 15. Febr. 1765) sagt der König:

Comment a disparu le feu de ma jeunesse,
De mes sens enchantés l'impétueuse ivresse,
Je renonce à l'amour, j'embrasse l'amitié.

Frau Venus konnte ihn nicht mehr locken. Im Studium der Geschichte und der Philosophie, im Briefwechsel mit geistreichen Zeitgenossen, in der Dichtkunst und in der Musik suchte Friedrich Erholung und Ablenkung von trüben Gedanken.

Hat der König wirklich, wie Zimmermann erzählt, „schöne Jünglinge mit besonderen Gnadenbezeugungen beehrt", so braucht

Ich muß die schöne Zeit beklagen,
Sie ist dahin, ihr Glanz, die Glut
Versank, von Lethes trüber Flut
Ins Nichtgewesene getragen.
Nicht Jungfernanmut, Mädchenzagen,
Nicht Weibesüppigkeit benimmt
Dem Rücken, der zum Greis gekrümmt,
Die Last, sie zauberleicht zu tragen,
Den Rat: Sei keusch! Hat mir die Not
Zwangsmäßig ans Panier geschlagen;
Enthaltsamkeit ist mir Gebot,
— Bei fünfzig Jahren — klug zu sagen.

Enthüllen muß ich nun trotzdem
Ein Übel, höchst unangenehm,
Das weiser wäre zu verschweigen:
Ich dulde schwer an schlimmer Pein;
Drei lange Monde mag es sein,
Daß mir gewisser Kais'rin Neigen
Den heißen Tripper gab zu eigen.
Der Lorbeer den Verliebten ward.
Die, unbedacht, zu sehr vertrauen
In maßlos liebetoller Art
Der Kraft im Kampfe mit den Frauen.

In seiner derben Art vergleicht Friedrich die Niederlage, die er durch die Truppen der lasterhaften Elisabeth von Rußland erlitt, mit einer Tripperansteckung. (Vgl. Münchn. med. Wochenschr. 1911, Nr. 28.)

[19]) In einem Briefe an den Kämmerer Fredersdorf aus dem Jahre 1754 heißt es: „Petit kann den Menschen schicken; und kann er eine hübsche Hure mitkriegen, so ist es auch gut, denn die fehlet uns auch."

Eine mir vorliegende Mitteilung von des Königs Hand lautet: „Potsdam, 30. Juin 1772 An den Graf Schirotin zu Schreiben er mögte mit Die Comedianten Freitag hier komm Sonabendt zu Spilen und die Sengerin Proporino Concholino und Tassoni mit bringen und was zum ballet gehöret. Fr."

hierbei als treibende Kraft keineswegs niedrige Sinnenlust mitgewirkt zu haben. Die reine ästhetische Freude an einem edel gebauten Körper würde zur Erklärung genügen.

Nichts beweist, daß Friedrich der Große krankhaft veranlagt, ein Pedikator oder ein Cinaede gewesen wäre. Mit Recht bezeichnet Nicolai das Gerücht von den widernatürlichen Neigungen des Königs als eine der plattesten, elendesten Sagen, die der niederträchtige und undankbare Voltaire öffentlich verbreitet habe.

Thomas Carlyle, der keine Veranlassung hatte, des Königs Charakterbild sittlich rein zu waschen, schreibt über jene elende Verdächtigung in seiner Geschichte Friedrichs des Zweiten (II, Buch XVI, Kap. X): „Unter den tragischen Plattheiten der menschlichen Natur erfüllt nichts so sehr mit Schmerz und mit Verzweiflung, als diese angeborene Verdächtigungssucht des gemeinen Haufens seinen großen Menschen gegenüber, so oft oder fast so oft immer der Himmel uns in langen Zwischenräumen dergleichen als seinen alles umfassenden Segen vergönnt."

II.

Der Fall Jean-Jacques Rousseau.

Rousseau ist einer der größten Geister aller Zeiten. Seine Schöpferkraft sucht ihresgleichen. Rousseau fesselt nicht nur durch seine ungewöhnlichen Geistesgaben, sondern auch durch seine machtvolle Gabe der Darstellung. Er ist ein feiner Kenner des Menschenherzens, er entzückt durch die natürliche Frische, durch die Anmut der Schilderung. Rousseau ist jedoch eine verzwickt zusammengesetzte Persönlichkeit, die zu raten gibt, deren Beurteilung nicht leicht ist. Wie man ihn beurteilen soll, überläßt er dem Leser seiner Bekenntnisse. Er habe alles, was ihm widerfahren sei, was er getan, gedacht, empfunden, genau und in aller Aufrichtigkeit erzählt. Pflicht des Lesers sei es, alles zu sammeln und zu untersuchen. Aufgabe des Lesers sei es auch, zu einem Ergebnisse zu gelangen; irre er sich, so sei das des Lesers Schuld. Er, Rousseau, habe alles wahrheitsgetreu geschildert; es müsse aber auch alles stimmen. Ihm liege es nicht ob, die Tatsachen auf ihre Bedeutung zu prüfen. „Ich muß nur alles sagen, der Leser hat die Wahl" (Bekenntnisse, Buch 4).

Rousseaus Vater, Isaac Rousseau, starb mit 74 Jahren. Die Todesursache ist unbekannt. Die Mutter, Suzanne Bernard, starb acht Tage nach der Geburt von Jean-Jacques, wahrscheinlich am Kindbettfieber. Der Vater war ein unruhiger Geist, der in der Welt umherzog, sein Glück zu suchen, und auch nach der Rückkehr in die Heimat ein unstetes Leben führte. Rousseaus älterer Bruder Franz war ein „Lausbub", der es bei keinem Meister aushielt und schließlich auf Nimmerwiedersehen verschwand. Drei Brüder des Vaters ziehen ins Ausland, der eine nach England, der zweite nach Deutschland, der dritte nach Holland. Ein Bruder der Mutter, Gabriel Bernard, wandert mit 58 Jahren nach Südkarolina aus. Sein Sohn

Abraham Bernard geht nach Amerika und läßt nichts mehr von sich hören. Einen anderen Vetter Rousseaus treibt die innere Unruhe bis nach Persien; er wird von Verfolgungsvorstellungen gequält. Der Wandertrieb, den Jean-Jacques als manie ambulante bezeichnet, lag also in der Familie. Auch Jean-Jacques gehörte zu den Menschen, die es nirgendwo aushalten können. Mit dem Wanderleben verband sich ein steter Wechsel des Berufes. Bald ist er Schreiber, bald Kunststecher, bald Kammerdiener, Seminarzögling, Grundbuchbeamter, Musiklehrer u. a. Nirgends findet er eine Stätte, wo er sich dauernd glücklich und zufrieden fühlt. Plötzlich greift er zum Wanderstab, entweder aus unbestimmtem Freiheitsdrang, wobei eine geringfügige Ursache den Anstoß gibt, — oder im Banne des Verfolgungswahns. Seine Vaterstadt Genf verläßt er plötzlich, als er eines Sonntags bei der Heimkehr die Tore geschlossen findet. Im Sommer packt ihn oft schon nach zwei oder drei Tagen der Wandertrieb. Er muß wieder wandern in Gottes freier Natur, er muß wandern, unbekümmert darum, ob er seine Stelle verliert und zum mittellosen Landstreicher wird. „Ich machte mir keine Gedanken über meine Zukunft, ich schlief unter freiem Himmel auf dem Erdboden, oder auf einer Bank ausgestreckt, ebenso sanft wie auf einem Lager von Rosen“ (Bekenntnisse). Im Freien überkommt ihn ein Seligkeitsrausch, ein Gefühl wonnigen Behagens, das Gefühl des Ungebundenseins, der Befreiung von allen Fesseln gesellschaftlichen Zwanges. Das Wandern befruchtet seine Phantasie, liebliche Bilder umgaukeln ihn. Unstetigkeit, Neigung zum planlosen Wandern ist eine Eigenschaft, die man oft bei Psychopathen, bei Triebmenschen, beobachtet. Unvermittelt taucht der Wandertrieb bei solchen Menschen auf, der kleinste Verdruß läßt sie fliehen. Oft treibt sie auch — ohne einen äußeren Anlaß — die innere Unruhe, die eine Entladung sucht, von dannen.

Von eigentlichen Bewußtseinsstörungen ist bei Rousseau nichts nachzuweisen. Nur in einem Falle könnte man an eine Bewußtseinstrübung denken, aber auch das ist fraglich. Seinen Reisebegleiter Lemaître, der auf der Straße von einem epileptischen Anfall befallen wird, läßt Jean-Jacques plötzlich im Stich, er will nicht gewußt haben, wie er nach Annecy gekommen sei. „Ich habe die Erinnerung an jene Reise verloren, ich kann mich auf nichts mehr besinnen.“

Rousseau war mit einem krankhaften Stehltrieb behaftet. „Ich bin ein Spitzbube gewesen und mitunter stehle ich noch Kleinigkeiten, die mich locken. Ich nehme sie lieber, als daß ich darum bitte“ (Bekenntnisse, Buch 1). Rousseau „stibitzte“ offenbar in einem Zustand erregter Begehrlichkeit, von dem er meint, daß man nicht die Menschen nach ihren Handlungen beurteilen dürfe.

Wie viele Psychopathen, neigte auch Rousseau zur Selbstbeobachtung. Mißbehagen, unangenehme Gefühle verarbeitet er hypochondrisch. Sowohl das Herzklopfen, „das man sogar im Nebenzimmer hören konnte“, als auch der quälende Harndrang gibt Anlaß zu ängstlichen beunruhigenden Gedanken. Über die Herzbeschwerden sucht Jean-Jacques in einem medizinischen Werke Aufschluß. Er stellt die Diagnose Herzpolyp. Er pilgert nach

Montpellier, um Rettung bei einem Facharzte zu suchen. Unterwegs hat er ein Liebesabenteuer — mit Frau von Larnage. Er vergißt seine Beschwerden. Der Polyp fällt ihm erst wieder ein, als er in Montpellier eintrifft. Jahrelang sucht Rousseau die Ursache seines Harndranges zu ergründen. Rousseau führt seine Beschwerden auf eine, wie er meint, angeborene Mißbildung zurück (conformation dans la vessie). Schon als Kind habe die Störung seiner Tante zu schaffen gemacht. Drang zur Harn- und Stuhlentleerung sind wie plötzliche Tränenausbrüche, Erröten, Erblassen u. a. Erscheinungen der nervösen Anlage. Der Harndrang ist eine Folge der auf die Blasenentleerung gerichteten Aufmerksamkeit. Er tritt oft bei plötzlichen Sinneseindrücken auf, zuweilen mit einem Angstgefühl.

Die Furcht vor dem Harndrang verhindert Rousseau, vor dem König zu erscheinen, als dieser ihm nach der Aufführung des „Dorfpropheten" seine Anerkennung aussprechen will. „Der erste Gedanke", schreibt er, „der mir bei der Nachricht, ich solle dem König vorgestellt werden, kam, bezog sich auf das häufige Bedürfnis herauszugehen, das mich schon am Abend im Theater sehr gequält hatte und das mich noch leicht am anderen Morgen quälen konnte, während ich im Gang oder in den Gemächern des Königs inmitten hoher Standespersonen die Ankunft Seiner Majestät erwartete." . . . „Der bloße Gedanke an den Zustand, in den mich dieses Bedürfnis versetzen konnte, rief es in mir so stark hervor, daß ich hätte ohnmächtig werden können" (Bekenntnisse, Buch 8). Die Angst vor dem Harndrang, die Erinnerung daran, ließen Rousseau Gesellschaften meiden und hinderten ihn, längere Zeit mit Frauen zusammen zu sein. 1749 spricht er von einer violente néphrétique, nach der er niemals wieder die frühere Gesundheit erlangt habe. Er führt dieses Leiden auf Märsche in der Sonnenglut zurück. Ob es sich da um eine wirkliche Nierenentzündung oder — was wahrscheinlicher ist — um eine Kolik gehandelt hat, läßt sich nicht feststellen. Auf jeden Fall war Rousseau überzeugt, daß infolge der gestörten Nierentätigkeit etwas in der Blase nicht in Ordnung sei. Er glaubte, ein Stein sei aus den Nieren in die Blase gewandert, nur eine Operation könne helfen. Mit den Harnbeschwerden verband sich die Furcht, an einem Blasenstein zu leiden. Er wandert von Arzt zu Arzt. „Ich befragte nacheinander Morand, Daran, Helvétius, Malouin, Thierry, die mich als kluge Leute und Freunde, ein jeder nach seiner Art, behandelten und quälten, mir keine Erleichterung brachten, mich vielmehr bedenklich schwächten. Je mehr ich ihren Vorschriften folgte, desto bleicher, magerer und hinfälliger wurde ich. Meine Einbildungskraft, die sie verwirrten, beurteilte den Zustand nach der Wirkung der Heilmittel und ließ mich vor dem Tode eine ununterbrochene Reihe von Leiden voraussehen: Harnverhaltung, Sand und Steine. Was anderen zum Heil gereicht, Tee, Bäder, Aderlaß, verschlimmerte nur meinen Zustand" (Bekenntnisse, Buch 8).

Am meisten versprach sich Rousseau von den Sonden. Er kaufte davon für 50 Louis. Die Furcht vor einem Steinleiden ward noch vermehrt, als beim Ablassen des Harns das Stück eines Katheters abbrach. Er fürchtete, der zurückgebliebene Fremdkörper führe zur Bildung eines Blasensteines. Daß durch die häufige Einführung

nicht keimfreier Katheter Entzündungserreger in die Harnröhre verschleppt und dadurch ein dauernder Reizzustand und auch Fieber hervorgerufen wurden, bedarf wohl keiner Erörterung. Es ist auch ohne weiteres klar, daß bei einem Psychopathen eine dauernde Harnröhrenreizung seelisch verstimmend und hemmend einwirken mußte. Die Steinfurcht kann dazu geführt haben, daß bei Rousseau Harnverhaltung eintrat, eine Beobachtung, die man zuweilen bei Nervösen macht.

Um sich besser seinen Beschwerden zu widmen, legt Jean-Jacques eine Zeitlang armenische Tracht an, „da die häufige Anwendung der Katheter ihn ans Zimmer bannte und ihn alle Vorteile des langen Gewandes erkennen ließ". Durch einen armenischen Schneider, der öfters einen Verwandten in Montmorency besuchte, bot sich die günstige Gelegenheit. „Es reizte mich, sie zu benutzen und die neue Tracht anzulegen, ungeachtet des Geredes der Leute, das mich wenig kümmerte." In Motiers-Travers (1762) trug Rousseau dauernd das armenische Gewand. Als der Philosoph schon den „grausen Tod unter den Schmerzen der Steinkrankheit vor Augen sah", gelang es dem Bruder Côme, „der eine beispiellos geschickte und leichte Hand hatte", eine dünne Silbersonde einzuführen. Bruder Côme erklärte die Vorsteherdrüse für sehr vergrößert und verhärtet. Einen Stein fand er nicht. Rousseau zog daraus den Schluß: „Das Übel sitzt sicherlich entweder in der Vorsteherdrüse, oder im Blasenhals, oder in der Harnröhre, wahrscheinlich aber an allen drei Stellen" (Testament 1763). Mit zunehmendem Alter traten die Harnbeschwerden immer mehr in den Hintergrund. Rousseaus Freund, der Arzt Le Bègue de Presle, sagt: „Die Schmerzen in der Blasengegend und die Beschwerden beim Harnlassen, wovon Rousseau in der ersten Hälfte seines Lebens heimgesucht wurde, schwanden mit zunehmendem Alter in dem Maße, wie die Körperkräfte abnahmen." Bei der Leichenöffnung fanden die Chirurgen „weder in der Blase, noch in den Harnleitern und der Harnröhre, noch in den samenbereitenden und -führenden Organen irgend etwas von der Regel Abweichendes". „Die Annahme ist daher berechtigt", heißt es in dem Leichenöffnungsbericht, daß die Schmerzen in der Blase, die Beschwerden beim Wasserlassen, die Herr Rousseau bei Lebzeiten wiederholt empfunden hat, von einem Krampfe der dem Blasenhals benachbarten Teile herrührten, oder von einem krampfartigen Zustande des Blasenhalses selbst, oder von einer Vergrößerung der Vorsteherdrüse."

Mit den Harnbeschwerden Rousseaus haben sich Ärzte wiederholt beschäftigt. So viel Ärzte, so viel verschiedene Gutachten. Desruelles: Vergrößerung der Vorsteherdrüse, Mercier: Muskelklappe am Blasenhals, Amussat: Harnröhrenverengerung infolge entzündlicher Schwellung der Schleimhaut, Poncet: angeborene Harnröhrenverengerung, Lallemand: Samenfluß. Zweifellos haben wir es mit einer rein nervösen Störung bei einem Psychopathen zu tun.

In seinem Testament 1763 verwahrt sich Rousseau feierlich dagegen, daß man die Ursache seiner Krankheit in einem früheren Geschlechtsleiden suche. „Ich erkläre, niemals an einer solchen

Krankheit gelitten zu haben. Ich habe das auch den Ärzten gesagt, die mich behandelten; mehrere von ihnen schenkten mir wohl keinen Glauben, mit Unrecht . . . Ich hielt es für notwendig nochmals zu wiederholen, was ich schon gesagt habe, mag man mir glauben oder nicht, damit man nicht die Ursache meines Leidens dort suche, wo sie nicht zu suchen ist [1])."

Rousseau, der voll banger Sorge seinen Körper immer ängstlich beobachtete, litt dauernd unter der Furcht, sich mit Syphilis anzustecken. In Venedig (1743) plagte ihn nach dem Besuche der Dirne Padoana drei Wochen lang eine furchtbare Angst vor den Dingen, die da kommen könnten. „Nichts kann dem Unbehagen gleichkommen, in dem ich die nächsten drei Wochen verbrachte, ohne daß irgendeine Unpäßlichkeit, irgendein Anzeichen meine Furcht gerechtfertigt hätte. Ich konnte nicht fassen, daß man aus den Armen der Padoana ungestraft hervorgehen könne." Der Arzt weiß sich schließlich nicht anders als mit der Ausrede zu helfen, Rousseau sei so beschaffen, daß er kaum eine Ansteckung zu fürchten habe (Bekenntnisse, Buch 7). Als Jean-Jacques seine spätere Frau Therese Levasseur kennen lernte, tauchte sofort das Gespenst der Syphilis auf. Therese ist betroffen, verwirrt — die verlorene Jungfernschaft war die Ursache der Verwirrung! Rousseau wittert Gefahr. Der peinigende Verdacht vergiftet mehrere Tage sein „Glück" [2]).

Wie bei den meisten Menschen mit nervöser Anlage, so erwachte auch in Rousseau das Geschlechtsleben früh und lebhaft. Häufig sind geschlechtliche Verirrungen.

Als Knabe empfindet er jene wollüstige Erregung, die ihren Namen nach Sacher Masoch erhalten hat. Bei Züchtigung auf das Gesäß hat er Wollustgefühle und schwelgt in der Erinnerung an die Wollust. Acht Jahre alt, wird Jean-Jacques wegen einer Ungezogenheit von der Schwester des Pfarrers Lambercier gezüchtigt. „Diese Strafe steigerte sogar meine Zuneigung zu der, die sie mir hatte zuteil werden lassen . . . denn ich hatte in dem Schmerz und sogar in der Beschämung eine Mischung von sinnlichen Gefühlen verspürt, die in mir mehr den Wunsch als die Furcht zurückgelassen hatte, sie noch einmal von derselben Hand zu verspüren" (Bekenntnisse, Buch 1). „Wer hätte geglaubt, daß diese im achten Lebensjahre von der Hand eines dreißigjährigen Mädchens empfangene Strafe für den Rest meines Lebens meine Neigungen, meine Wünsche und Begierden bestimmen würde, und zwar genau im entgegengesetzten Sinne, als sie sich natürlicherweise hätten entwickeln sollen . . . Lange Zeit von etwas gequält, was ich nicht kannte, verschlang ich alle schönen Frauenzimmer mit glühenden Blicken. Meine Einbildungskraft rief sie mir unaufhörlich ins Gedächtnis zurück, einzig und allein, um sie nach meiner Art in Tätigkeit zu versetzen und ebenso viele Fräulein Lambercier aus ihnen zu machen." Die-

[1]) Voltaire nannte in einer Schmähschrift „Sentiments des Citoyens" Rousseau einen liederlichen, von Syphilis durchseuchten Gesellen.

[2]) Der schon verlorenen Jungfernschaft mißt Rousseau keinen Wert bei: „Jungfernschaft in Paris, noch dazu mit zwanzig Jahren! Glücklich bin ich, in dir ein vernünftiges, gesundes Weib zu besitzen und nicht zu finden, was ich gar nicht gesucht habe" (Bekenntnisse, Buch 7).

selbe geschlechtliche Empfindung wie bei der Züchtigung durch Fräulein Lambercier, hatte er bei dem kleinen Fräulein Goton. Sie spielte die „Schullehrerin“. Jean-Jacques mußte sich die „Liebkosungen“ kniefällig erbitten. Sie nahm sich die größten Freiheiten heraus; ihm dagegen gestattete sie nichts (Bekenntnise, Buch 1). Noch als alter Herr scheint Rousseau dem Masochismus gehuldigt zu haben. Edmond de Goncourt besaß eine Briefsammlung aus dem Jahre 1783. An einer Stelle heißt es, Rousseau habe sich in einem Hause der Rue Maubuée für einen Taler peitschen lassen[3]). Es ist ja bekannt, daß, wo natürliche Geschlechtsreize nicht mehr zur Erektion genügen, oft zu Reizmitteln Zuflucht genommen wird, und daß dabei Erlebnisse in der Jugendzeit eine große Rolle spielen.

Der geschlechtlich frühreife Jean-Jacques wird in der Katechumenenanstalt in Turin zur M a s t u r b a t i o n verführt, die sich bei ihm fest einwurzelt; auch in späteren Jahren konnte Rousseau der Selbstbefriedigung nicht entsagen. Noch nach dem fünfzigsten Lebensjahre suchte er bei ihr Trost, wenn der Liebesgott ihn bei den Frauen im Stiche gelassen hatte. Rousseau hielt die Masturbation für weniger schädlich als geschlechtlichen Umgang, von dem er glaubte, daß er sein Harnleiden wesentlich verschlimmere. Wir wissen, wie sehr die Selbstbefriedigung zu Menschenscheu und zu weltschmerzlichen Stimmungen beiträgt. Wir wissen auch, daß nervöse Unruhe und Angst oft in der Masturbation eine Entladung suchen. Tatsachen, die man bei der Beurteilung des Psychopathen Rousseau nicht vergessen darf. Die Masturbation verbindet sich fast regelmäßig mit wollüstigen Vorstellungen, die die Erregung nähren, schüren. „In meiner törichten Phantasie, in meinen Anfällen von Liebeswut und bei den unerhörten Handlungen, wozu sie mich bisweilen trieben, lieh ich mir in der Einbildung den Beistand des anderen Geschlechtes, ohne jemals daran zu denken, daß es zu einem anderen Gebrauche besser geeignet sei als zu dem, den ich von ihm zu machen brannte.“ Der mit so reger Einbildungskraft begabte Jean-Jacques sucht, „das Gehirn unaufhörlich' mit Frauen und Mädchen erfüllt“, in Turin dunkle Wege und abgelegene Orte auf, wo er sich Frauen aus der Ferne in der Stellung zeigen konnte, in der er gern in ihrer Nähe gewesen wäre. „Was sie zu sehen bekamen, war nicht der unzüchtige Gegenstand, an den dachte ich nicht einmal, der lächerliche war es. Das törichte Vergnügen ihn zu zeigen, war unbeschreiblich. Nur noch einen Schritt weiter und mir wäre die ersehnte Behandlung zuteil geworden. Zweifellos hätte mir irgendeine Beherzte im Vorübergehen das Vergnügen bereitet, wenn ich den Mut gehabt hätte, abzuwarten“ (Bekenntnisse, Buch 3). Wir sehen also, daß Rousseau auch jene Abart der Masturbation, die man E x h i b i t i o n i s m u s nennt, nicht fremd war.

Wir kommen jetzt zu der Frage: Wie stand es mit der g e s c h l e c h t l i c h e n F ä h i g k e i t des Philosophen? Seine eigenen Angaben sind widerspruchsvoll und als Aussagen eines Psychopathen mit Vorsicht zu bewerten. Im Alter von sechzig Jahren, wo die Geschlechtskraft meist schon beträchtlich nachgelassen hat, ver-

[3]) La Maison d'un Artiste II, p. 18—19.

sicherte er Bernardin de Saint-Pierre, niemals habe ein Mädchen, sei es auch noch so schön gewesen, in ihm die geringste Begierde wachgerufen. AmEnde des zehnten Buches der Bekenntnisse erklärt er: „Ich muß eingestehen, daß ich als ein Opfer meiner Schwächen geboren wurde. Die Liebe als Siegerin wurde mir zum Verderben, die Liebe als Besiegte noch mehr." Für Therese, seine Ehefrau, behauptet er keinen Funken von Liebe verspürt zu haben, ebensowenig für Frau von Warens, die nur zur Befriedigung seines Geschlechtsbedürfnisses gedient habe [4]) (Bekenntnisse, Buch 9). Wenn Rousseau in späteren Lebensjahren ohne Therese nicht leben konnte, sie nachkommen ließ, war es Liebe? Nein, es war das Bedürfnis eines leidenden, alten Mannes nach einer Helferin, die seine Eigenarten kannte.

Die „Mama" Warens verführte den Einundzwanzigjährigen nicht etwa aus Mitleid mit dem schüchternen Jüngling, sondern um sich den Alleinbesitz zu sichern. Jean-Jacques magerte ab, litt an Schwächegefühl und Schwindelanfällen, verfiel hypochondrischen Grübeleien (Herzpolyp). Wo es galt seinen Mann zu stellen, spielte sich immer dieselbe Tragikomödie ab: vielversprechende Hofmacherei eines feurigen Liebhabers, hochgespannte Erwartungen. Völliges Versagen im entscheidenden Augenblick, Zorn der enttäuschten Frau, die es für ein „unsühnbares Verbrechen" ansah, daß ein Mann, dem sie ihren Besitz gestattete, dazu nicht imstande war (Bekenntnisse, Buch 6). Rückwirkung auf den unglücklichen Liebhaber: tiefe seelische Verstimmung, zunehmende Reizbarkeit, Weltscheu.

Immer wieder brachten seelische Hemmungen den Liebhaber um den höchsten Genuß. In Venedig, bei der schönen Zulietta, „dem Meisterwerke der Natur und Liebe", erlosch plötzlich die Flamme. Rousseau glaubte zu bemerken, daß eine ihrer Brüste schief sei und grübelte über die Ursache einer solchen Mißbildung. Man kann es der enttäuschten Dirne nicht verargen, daß sie den Liebhaber mit dem Rate entließ, sich nicht mehr um Weiber zu kümmern, sondern sich besser mit Mathematik zu befassen. Bei Frau von Houdetot blieb es gleichfalls bei einer tatenlosen Schwärmerei. Voller Bitterkeit klagt Rousseau über das Gegengift, das die Natur in seinen Kopf gelegt habe, während sein Herz von dem heißesten Verlangen erfüllt sei. Nur bei Frau von Larnage will er den ersten und einzigen Wonnerausch empfunden haben. „Ich darf wohl sagen, daß ich es Frau von Larnage verdanke, wenn ich nicht sterbe, ohne die Sinnenlust gekannt zu haben" (Bekenntnise, Buch 6). Rousseau huldigte der Selbstbefriedigung. Der Selbstbefriediger verliert immer mehr den Drang nach natürlicher geschlechtlicher Befriedigung. Auch dieser Umstand ist bei der Frage der Geschlechtsleistungen Rousseaus zu berücksichtigen. Es erhebt sich

[4]) Que pensera donc le lecteur quand je lui dirai, dans toute la vérité qu'il doit maintenant me connaître, que du premier moment que je la vis jusqu'à ce jour, je n'ai jamais senti la moindre étincelle d'amour pour elle; que je n'ai pas plus désiré de la posséder que Madame de Warens, et que les besoins des sens, que j'ai satisfaits auprès d'elle, ont uniquement été pour moi ceux du sexe, sans avoir rien de propre à l'individu?

die Frage, hat ein so gearteter Mensch überhaupt Kinder gezeugt? Angeblich wurden Rousseau in den Jahren 1747—1757 fünf Kinder geboren. Die Kinder sollen dem Findelhaus übergeben worden sein. Keins dieser Kinder konnte jemals ermittelt werden, trotz aller Nachforschungen der Damen d'Epinay und de Luxembourg. Rousseau will sich der Kinder leichten Herzens und ohne Gewissensbisse entledigt haben (gaillardement, sans scrupule). Der stolze Erzeuger hat den Ruf seiner Männlichkeit öffentlich für alle Zeiten gerettet und zugleich bewiesen, daß er sich kaltblütig über alle Vorurteile einer entarteten Gesellschaft hinwegsetzt. Er fühlt sich als Bürger im Sinne Platos; er wünscht, daß seine Kinder Arbeiter und Bauern, aber keine Abenteurer und Glücksjäger werden. Er übergibt die Kinder der öffentlichen Erziehung, um ihnen das Los ihres Vaters zu ersparen. Seine mannhafte Tat erzählt er allen, die es hören wollen, Diderot, Grimm, den Damen d'Epinay, de Luxembourg u. a. Rousseau nahm die Vaterschaft vor aller Öffentlichkeit auf sich, weil es seiner Eitelkeit schmeichelte, für den Vater gehalten zu werden. So verhielt er sich in aller Öffentlichkeit. Die Erzählung von den fünf Kindern wäre demnach eine Erfindung, die eigene Unfähigkeit zu verdecken.

Bemerkenswert ist eine Stelle eines Briefes des Dr. Tronchin an Grimm (Brief v. 1. Juli 1763). „Er (Rousseau) hat sich demselben Herrn Moultou gegenüber bei allem, was ihm heilig ist, verwahrt, daß er jemals Kinder gehabt, und was man darüber gesagt habe, sei eine Verleumdung"[5]). Im engen Freundeskreise hätte der Philosoph also die Maske fallen lassen. Rousseau sagte auch: „Die Vaterliebe kann sich nicht sehr stark für Kinder regen, die man niemals gesehen hat."

Es liegt auch durchaus im Bereiche des Möglichen, daß Therese, das Mädchen mit der verlorenen Unschuld, von anderer Seite geschwängert wurde. Diese Möglichkeit entkräftet keineswegs das vorhin Gesagte. Therese Levasseur stammte aus der Hefe des Volkes. In der Nähe des kranken Mannes fühlte sie sich wohl oft unbehaglich und suchte anderweitig ihr Vergnügen. Sie gab sich mit anderen Männern ab. Im Jahre 1769 ertappte sie Rousseau mit einem Mönche auf frischer Tat. In Ermenonville ließ sich Therese mit Henry-Jean Bailly, genannt John, dem Stallknechte des Marquis de Girardin, ein. Sénebier sagt über die Levasseur: sie kannte die Schwächen des großen Mannes und verstand sie auszunützen.

* *
*

Wir sahen, wie eine angeborene Unbeständigkeit Rousseau von Ort zu Ort trieb. In seiner zweiten Lebenshälfte wechselte er den Aufenthalt nicht nur aus einem jähen unbezwingbaren Freiheitsdrang, sondern auch weil er sich verfolgt und bedroht glaubte. Seine Sicherheit ist gefährdet, die ganze Umgebung in feindlichem Sinne

[5]) Il a aussi protesté à ce même M. Moultou sur tout ce qu'il y a de plus sacré qu'il n'a jamais eu d'enfants, et que ce qu'on en a dit est une calomnie. (Annales de la Société J. J. Rousseau I, page 53/54.

verändert. Man verfolgt ihn nach einem wohlvorbereiteten Plane, selbst ein Engel könnte ihm nicht helfen, wenn er vom Himmel herunterstiege. „Die Beweise“ mehren sich von Tag zu Tag, daß das Späherauge böswilliger Feinde den Blick nicht von ihm abwendet. Er fühlt sich von Speichelleckern und Schurken umgeben. Hinter jedem Vorschlag wittert er eine List, eine Falle seiner Feinde. Die Jesuiten, die Enzyklopädisten, Holbach und seine Anhänger, verfolgen ihn. Therese und ihre Mutter stehen mit den Feinden im Bunde. Auch Hume ist ein Verräter, der ihn nach England gelockt hat, um ihn zu entehren. Sein Schicksal ist besiegelt, die Mörder warten nur noch auf die günstige Gelegenheit. In England packt ihn namenlose Angst. Nur schnell weg von jener Insel, weg um jeden Preis. Er verbrennt die neue Ausgabe des Emil, reist ohne Geld ab. Im Wirtshaus bezahlt er mit einem silbernen Löffel oder einer silbernen Gabel. Als sich im Hafen wegen widrigen Windes die Überfahrt verzögert, sieht Rousseau darin Verschwörung und höhere Befehle. Kaum hat er wieder Frankreichs Boden unter den Füßen, hört der Erregungszustand auf, die innere Spannung löst sich. Befreit atmet er auf. In der neuen Umgebung fühlt er sich zunächst vor den Verfolgern sicher, bis er auch an diesem Orte wieder Feinde entdeckt. Überall sieht er die Fäden einer gegen ihn gerichteten Verschwörung; er verknüpft diese Fäden. Seinen Namen Rousseau ändert er in Renou um. Er glaubt, daß ihm sein Gastgeber Bovier Giftbeeren anbiete.

In dem gereizten Hirn verbindet sich mit dem Gedanken verfolgt zu werden ein gesteigertes Selbstgefühl. Seine Vorzüge sind es, die ihm Haß und Neid eintragen. „Der wahre Edelmann, der den Ruhm hochschätzt und weiß, daß ich etwas davon verstehe, ehrt mich und schweigt.“ — „Die Obrigkeit haßt mich, weil sie sich ihres Unrechtes mir gegenüber bewußt ist.“ — „Die Schöngeister fühlen meine Überlegenheit, sie rächen sich dadurch, daß sie mich beschimpfen.“ — „Rechtschaffene Leute — soweit es noch solche gibt — seufzen heimlich über mein Geschick; ich will es preisen, wenn daraus einmal für die Menschheit Nutzen erwächst [6]).“

In den Bekenntnissen erklärt er sich für einen gerechten Mann voll edlen Stolzes, der die Eitelkeit verdrängt habe, dem Haß und Feindschaft fremd, und der nur auf das Gute bedacht sei, stets bereit, sein Unrecht einzugestehen (Bekenntnisse, Buch 11, 12).

Um zu einem richtigen Urteil zu gelangen, muß man berücksichtigen, daß Rousseau einer der am meisten verfolgten Schriftsteller war. Er h a t t e Feinde, das ist nicht zu leugnen. Die französische Regierung wollte ihn wegen des „gottlosen“ pädagogischen Romans „Emil“ ins Gefängnis stecken. Rousseau floh nach der Schweiz, aber weder in Yverdon, noch in Motiers, noch auf der einsamen Petersinsel läßt man ihn zur Ruhe kommen. Überall vertrieb man den Neuerer. D'Alembert, Diderot, Grimm. Tronchin waren auf ihn erbost, auch Baron von Holbach und Madame d'Epinay sehr schlecht auf ihn zu sprechen. Voltaire verfolgte den petit magot de Rousseau mit seinem Haß, verhöhnte und schmähte ihn. Man hielt

[6]) Sentiments du public sur mon compte dans les divers états qui le composent.

Rousseau für einen Heuchler, einen eingebildeten, argwöhnischen und undankbaren Menschen, oder mißgönnte ihm seine Erfolge. Daß Schmähungen, Verleumdungen, Verfolgungen und die damit verbundenen Gemütserregungen bei einem Psychopathen den Boden für den Verfolgungswahn ebneten, kann nicht wundernehmen. Aber — im Gegensatz zum Paranoiker — liegt es Rousseau fern, seine wirklichen und angeblichen Feinde zu hassen. Er bemitleidet sie, er verzeiht ihnen wie der Nazarener. „Niedere Rache ist meines Herzens unwürdig. Der Haß setzt sich niemals in ihm fest." Bei Grimm, der ihn tatsächlich in Verruf gebracht hatte, entschuldigt er sich sogar; er zeichnet einen Beitrag für das Denkmal seines Feindes Voltaire.

Rousseau jammerte zwar unaufhörlich über sein Geschick und die bösen Menschen, es fehlte ihm jedoch die Kraft, den Qualen ein Ende zu machen. Er spielte zwar mit dem Gedanken des Selbstmordes, aber er lehnte ihn ab. Am 12. August 1769 schrieb er an Therese: „Wenn irgendein Unfall meinem Leben ein Ziel setzen sollte, so habe ich, was man auch darüber reden möge, ihn in keiner Weise mit Absicht herbeigeführt!"

Mit abnehmender Körperkraft schwand immer mehr die Kampfeslust, an ihre Stelle trat eine wehmütig ergebene Stimmung. Rousseau sagt einmal: „Es ist lächerlich, einem Dasein von so kurzer Dauer wie das unsere einen solchen Wert beizumessen, ohne Ungeduld erwarte ich mein Ende. Was noch an mir vorhanden ist, schwindet von Tag zu Tag mehr. Es ist der Gnade der Natur und der Menschen ausgeliefert. Es lohnt sich nicht mit ihnen zu streiten."

Es ergibt sich folgendes psychiatrische Bild: Bei einem Manne mit nervöser Anlage entwickelte sich eine traurige Verstimmung mit paranoiden Bildern (Verfolgungswahn, verbunden mit gesteigertem Selbstgefühl), keine Sinnestäuschungen, namentlich keine Gehörstäuschungen. Der Wahn hielt sich immer in gewissen Grenzen, er wandelte die Persönlichkeit nicht um. Er trat zurück, die Beeinträchtigungsvorstellungen verblaßten.

Werfen wir einen Blick auf die letzten zehn Jahre Rousseaus.

Im Jahre 1768 erkrankte er in der sumpfigen Gegend von Bourgoin an Wechselfieber. Starke Anschwellung des Leibes. Abmagerung. Er konnte sich nicht mehr bücken, nicht mehr die Feder halten. Er führte seine Erkrankung auf die Luft, das Sumpfwasser und mit Alaun verfälschten Wein zurück. Er hielt sein Schicksal für besiegelt. Die Feinde werden nach seinem Tode auf ihm herumhacken, wie Raben, die sich auf einem Aas niederlassen.

1772 besuchte ihn Bernardin de Saint-Pierre. Saint-Pierre sagt von dem Sechzigjährigen: Seine Gesichtsfarbe war gebräunt, die Wangen gerötet, der Mund schön geschnitten, die Stirn hoch gewölbt, das Auge feurig. In seinen Zügen lag etwas schwermütig Schmerzhaftes. Wenn er lachte, verschwanden die Augenhöhlen. Er konnte fröhlich sein, sogar beißend. Alle Leidenschaften malten sich, je nach dem Gesprächsstoff, auf seinem Gesicht. Im Zustand der Ruhe lag in seinen Zügen etwas liebenswürdig Rührendes, Mit-

leid und Achtung Erweckendes. Saint-Pierre fiel es auf, daß Rousseau etwas schwerhörig war.

Der Philosoph stand im Sommer um fünf Uhr auf. Er schrieb dann bis $7^1/_2$ Uhr Noten ab, darauf frühstückte er. Während des Frühstücks ordnete er die Pflanzen, die er tags zuvor gesammelt hatte. Er nannte die Botanik eine wollüstige Faulenzerwissenschaft. Er erkannte die Pflanzen schon am Geruch. Rousseau setzte kleine Gedichte in Musik. Seine Manuskripte schrieb er oft vier- bis fünfmal ab. Immer wieder feilte und verbesserte er [7]).

Im vertrauten Gespräche öffnete er sein Herz und entwickelte seine Ansichten. Die geringste Störung, z. B. die Ankunft eines Fremden, verwirrte ihn. Im Genuß geistiger Getränke war er mäßig. Er trank mit seiner Gattin eine Flasche Wein zum Abendbrot. Bei Regen blieb Rousseau zu Hause, bei schönem Wetter ging er mit einer blonden Perücke spazieren, den Hut unter dem Arm, einen kleinen Stock in der Hand.

Am 24. Februar 1776 zwei Uhr nachmittags begab sich Jean-Jacques in die Notre-Dame-Kirche, um auf dem Altar die Handschrift seiner Dialoge Rousseau, Richter über Jean-Jacques, niederzulegen. Er wollte sie der Vorsehung in Verwahrung geben. Er kam bis zum Chor, das Gitter war geschlossen. Ein Schwindelanfall befiel ihn. Es drehte sich alles um ihn. Der Himmel, meinte er, habe sich mit den schlechten Menschen verbündet. Voll innerer Unruhe lief er wie ein gehetztes Wild hin und her, um schließlich abends totmüde, vor Schmerz fast betäubt, in seine Wohnung zurückzukehren.

Verschiedene Zeichen weisen darauf hin, daß Rousseau an einer Arteriosklerose litt, wozu eine chronische Nephritis und Urämie kamen. Die Entwicklung der Schlagaderverhärtung ist wohl durch die dauernden Gemütserregungen begünstigt worden. Rousseau klagte über Kopfschmerzen, Schwindel, Ohrensausen. Vergeßlichkeit und zunehmende Reizbarkeit fielen auf. Der infolge der Nierenerkrankung im Körper zurückgehaltene Giftstoff verursachte eine Reihe von Beschwerden: Magen- und Darmstörungen, Koliken, Parästhesien, Neuralgien. Corancez beobachtete auch Krampfanfälle, die zweifellos auf die Urämie zurückzuführen sind. „Ich sah ihn oft in einem Krampfzustand, so daß man ihn nicht wiedererkannte. Sein Gesichtsausdruck war furchtbar. Die Augen, weit geöffnet, stierten in die Ferne. Er legte den Arm über die Stuhllehne. Der Arm, so in Schwebe, machte pendelnde Bewegungen."

Rousseaus Lebenslage in Paris gestaltete sich immer mißlicher. Er fühlte immer mehr, daß er alt und gebrechlich wurde. Er sehnte sich hinaus aus der großen Stadt aufs Land, in die Wälder, in die Auen! Durch Vermittlung seines Freundes, des Arztes Le Bègue de Presle, bot ihm der Marquis von Girardin auf dem Schlosse Ermenonville eine Ruhestätte an. Am 20. Mai 1778 reiste Rousseau dorthin. Die ländliche Einsamkeit tat ihm wohl, zumal da man auf seine

[7]) Eine merkwürdige Schreibweise der Zeitangabe findet man in Briefen des alten Herrn. Er stellte Tag und Monat zwischen die Jahreszahl, z. B. $17\,\frac{26}{2}\,70$; $17\,\frac{7}{6}\,70$.

Eigenschaften Rücksicht nahm und ihn gewähren ließ. Rousseau sammelte Pflanzen, spielte mit den Kindern, beschenkte die Ortsbewohner und wurde bald ein Liebling von Groß und Klein. Rousseau hoffte, daß es ihm beschieden sei, noch einige Jahre in Frieden zu leben. Er wollte seine Oper „Daphnis und Chloë“ und den „Emil“ beenden. In den letzten Tagen des Juni klagte er über hartnäckige Kopfschmerzen und Schwindelgefühl.

Der 1. Juli 1778 war ein heißer Tag. Während des Spaziergangs, auf dem ihn der Sohn Girardins begleitete, blieb Rousseau mehrmals stehen und klagte über Leibbeschwerden. Er hatte Erdbeeren mit Milch und Zucker gegessen. Abends aß er noch ein Stück Brot und trank einen Schluck Wein. Am Morgen des zweiten Juli erhob er sich wie gewöhnlich gegen fünf Uhr. Er war guter Laune. Dem Barbier erzählte er einige Schnurren. Spaziergang im Garten. Rousseau frühstückt mit Frau und Magd. Nach dem Frühstück fröstelt ihn. Er klagt über reißende Kopfschmerzen, heftige Leibbeschwerden und Stechen in der Fußsohle. Er verlangt nach Karmelitergeist. Das Schwächegefühl nimmt zu. Seine Frau geleitet ihn zum Bett und verabreicht ihm ein Klistier. Rousseau erhebt sich, um auf dem Nachtstuhl Platz zu nehmen. Die Frau reicht ihm eine Tasse mit Fleischbrühe. Er trinkt ein paar Schluck und gibt ihr die Tasse mit den Worten zurück: „Mein Herz verträgt nichts mehr.“ Plötzlich fällt er vom Stuhl mit dem Kopf nach vorne. In einem urämischen Anfall ist er auf die Fliesen gefallen, eine Hirnerschütterung macht seinem Leben ein Ende.

Bei der Leichenöffnung am 3. Juli fand sich ein Hirnödem (acht Unzen, 250 ccm seröse Flüssigkeit). Die Stirnwunde, die man an der Totenmaske bemerkt, rührt von dem Falle auf den Boden her.

Für die Annahme eines Selbstmordes durch Gift oder durch einen Pistolenschuß liegen keine Anhaltspunkte vor. Ebenso fehlen die Beweise für die Ansicht J. Raspails, Rousseau sei durch seine Gattin Therese mit einem Hammer erschlagen worden.

Die Überreste Jean-Jacques Rousseaus wurden 1794 ins Panthéon gebracht. Die Gebeine sind nicht verstreut worden, wie die Besichtigung am 18. Dezember 1897 ergab. Man fand einen unversehrten Schädel: Le crâne était intact sans aucune trace de perforation ni de fracture.

* * *

Wie stellte sich der große Philosoph zu der Heilkunde und zu den Ärzten? Er hat von beiden eine sehr schlechte Meinung. In seinem Urteil spiegelt sich die Enttäuschung über die Ärzte wieder.

„Ein kränklicher Körper schwächt den Geist — daher die Herrschaft der Heilkunde, die der Menschheit mehr schadet als alle Übel, die sie zu heilen glaubt.“ — „Ich weiß nicht, welche Krankheit die Ärzte bei mir behandeln, aber ich weiß, daß sie viel schlimmere Krankheiten einpflanzen: Feigheit, Unbeständigkeit, Angst vor dem Tode! Wenn sie sich auch um den Körper kümmern, so morden sie

doch vor allem den Mut! Was nutzt es, daß sie den Leichen wieder auf die Beine helfen?"

Rousseau meint, die Heilkunde sei ein geeigneter Zeitvertreib für Müßiggänger. „Diese Leute müssen Ärzte haben, die ihnen drohen, um ihnen zu schmeicheln, und ihnen Tag für Tag das einzige genießbare Vergnügen verschaffen, noch nicht tot zu sein („Emil" oder „Über die Erziehung", Buch 1).

„Lebe naturgemäß, sei geduldig und meide die Ärzte! Dem Tode wirst du nicht entgehen, aber du wirst ihn nur einmal fühlen, während jene ihn täglich von neuem deiner Einbildung einpflanzen und dir mit ihrer Lügenkunst jede Lust weiterzuleben rauben. Ich werde nicht aufhören, nach dem wahren Nutzen ihrer Tätigkeit für den Menschen zu fragen. Einige, die sie heilen, sterben, aber viele Tausende, die sie morden, leben. Ein verständiger Mensch setzt nicht in dieses Glücksspiel, das nur eine geringe Aussicht auf Gewinn bietet" („Emil", Buch 2).

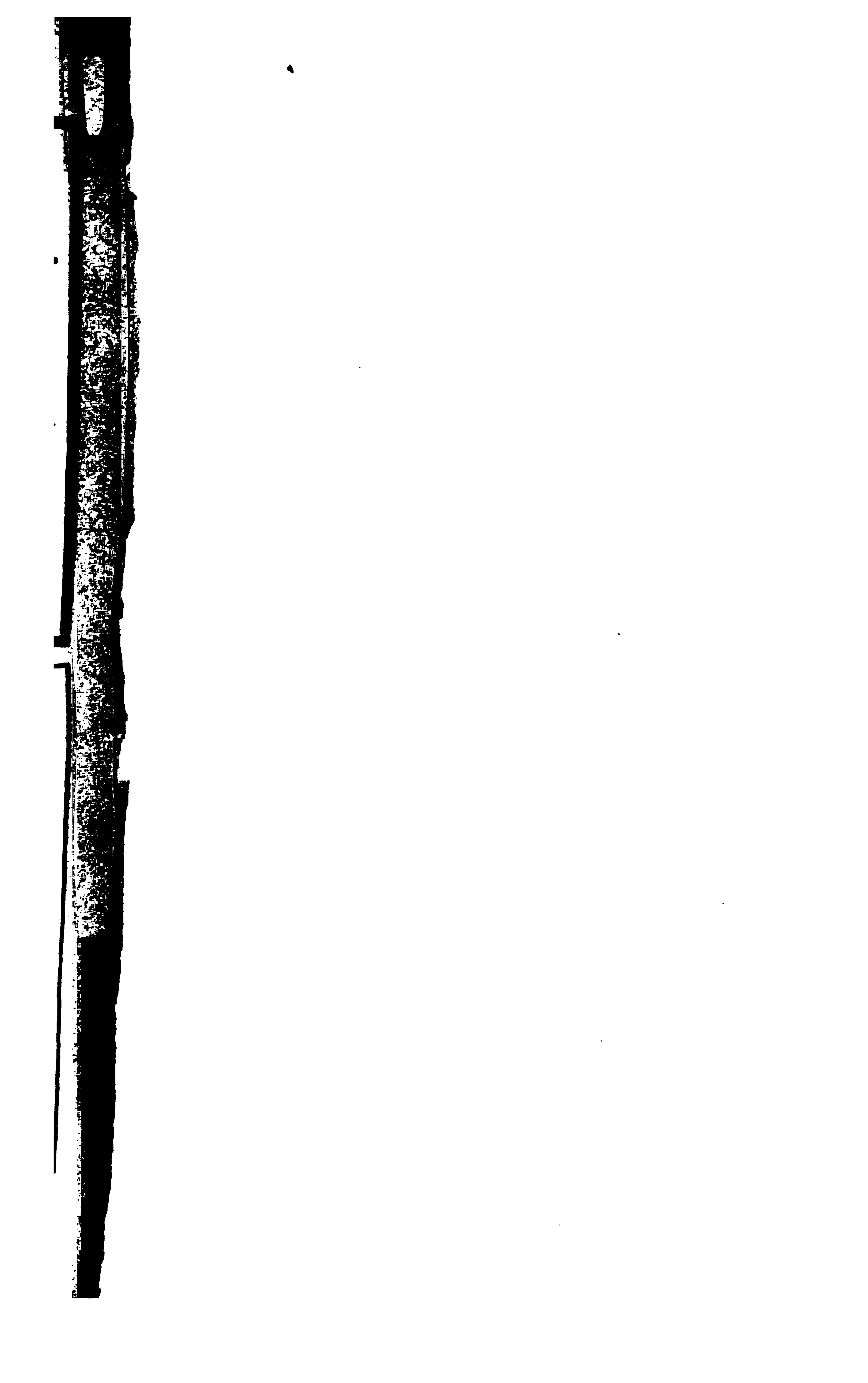
Auch in den „Bekenntnissen" macht Rousseau kein Hehl daraus, wie wenig Vertrauen er zu den Ärzten hatte. Im Alter erlosch der Groll gegen die Jünger des Äskulap. Er sagte zu Bernardin de Saint-Pierre: „Wenn ich meine Werke zu überarbeiten hätte, würde ich, was ich gegen die Ärzte gesagt habe, weglassen. Von allen Gelehrten wissen sie am meisten."

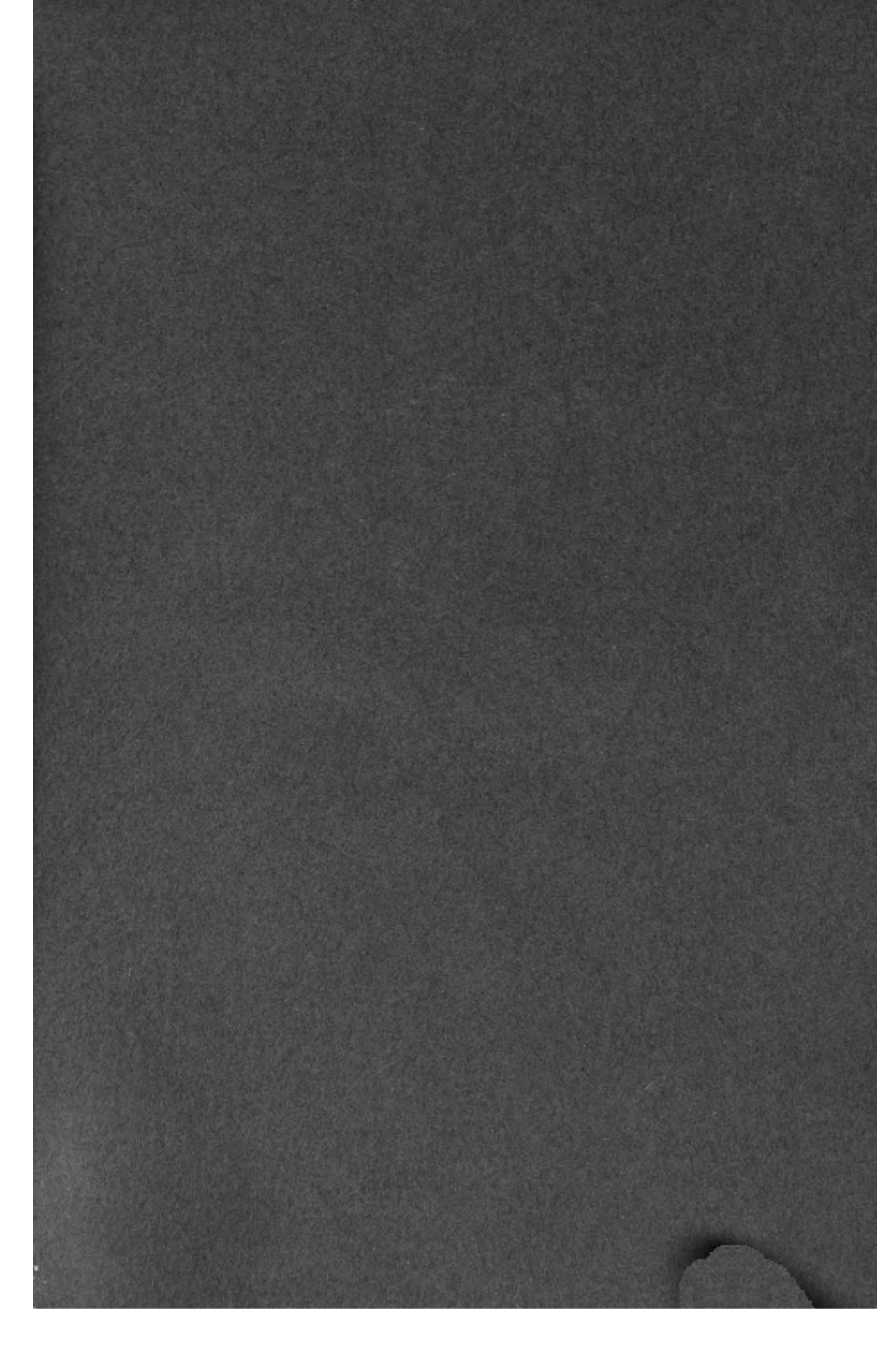
Literatur-Angaben.

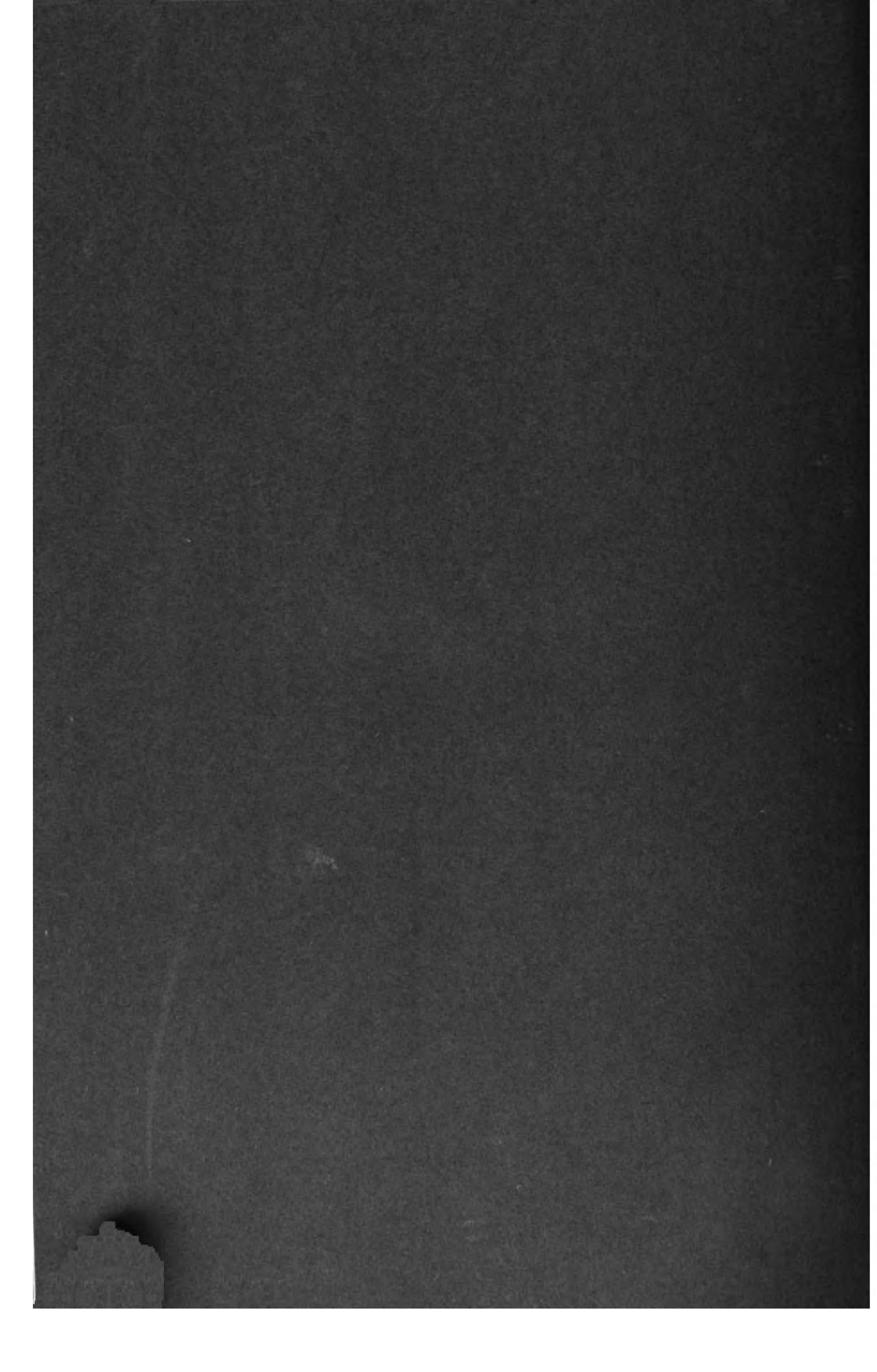
Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau, tome I, 1905.
Berthelot, Les Cercueils de Voltaire et de Rousseau. Revue Scientifique 1er janvier 1898.
Berville, S. A., Du prétendu suicide de J. J. Rousseau. Meulan 1868.
Bougeault, Alfred, Etude sur l'état mental de J. J. Rousseau et sa mort à Ermenonville. Paris 1883.
Brockerhoff, Fr., Jean-Jacques Rousseau. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1863—74.
Châtelain, Dr., La folie de J. J. Rousseau. Neuchâtel 1890.
Chéreau, Achille, La vérité sur la mort de Jean-Jacques Rousseau. Deuxième edit. (Bibliothèque J. J. Rousseau, Genève).
Dufour, Théophile, Pages inédites de Jean-Jacques Rousseau. 1re série Genève 1905, 2me série Genève 1907. Le testament de Jean-Jacques Rousseau (février 1763). Genève 1907.
Dufour-Vernes, L., Recherches sur J. J. Rousseau et sa parenté. Genève 1878.
— Les ascendants de J. J. Rousseau. Genève 1890.
Girardin, Stanislas, Lettres à M. Musset-Pathay, auteur de l'ouvrage intitulé Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau. Paris 1824.
— Lettre sur la mort de J. J. Rousseau suivie de la réponse de M. Musset-Pathay. Paris 1825.
Grand-Carteret, John, J. J. Rousseau jugé par les Français d'aujourd'hui. Paris 1890.
Grimm, Fred, Melchior Correspondance littéraire, philosophique et critique. Paris 1878—82.
Lacassagne, A., Les dernières années et la mort de Jean-Jacques Rousseau. Lyon 1913.
Le Bègue de Presle Relation ou notice des derniers jours de Mons. Jean-Jacques Rousseau; circonstances de sa mort; et quels sont les ouvrages posthumes qu'on peut attendre de lui, etc. Londres 1778.
Lemaître, Jules, Jean-Jacques Rousseau. Paris 1908.
Lenotre, G., Paris révolutionnaire. Vieilles maisons, vieux papiers, 4e série. La fin de Thérèse Levasseur. Paris 1908.
Lenz, K. G., Über Rousseaus Verbindung mit Weibern. Berlin 1906.
Macdonald, Frédérica, La légende de Jean-Jacques Rousseau, rectifiée d'après une nouvelle critique et des documents nouveaux, trad. de l'anglais par Georges Roth.
— Comment J. J. Rousseau fut persécuté. Revue des Revues 1er oct.. 1898.
— La réhabilitation de J. J. Rousseau, deux documents inédits. Revue des Revues, 15 août 1899.
— The legend of Rousseau's children, a reply to some of my critics. London 1909.
Martin-Decaen, André, Le dernier ami de J. J. Rousseau. Le marquis de Girardin 1735—1808, d'après des documents inédits, préface d'André Hallays. Paris 1912.
Möbius, P. J., J. J. Rousseau. Leipzig 1903.
Musset-Pathay, V. D., Histoire de la vie et des ouvrages de J. J. Rousseau, suivie de lettres inédites. 2 vol. Paris 1821.
— Réponse à la lettre de M. Stanislas de Girardin sur la mort de J. J. Rousseau. Paris 1824.
Poncet, A., et R. Leriche, La maladie de Jean-Jacques Rousseau d'après des documents récents. Paris 1907.
Raspail, Julien, Le Mystère de la mort de Jean-Jacques Rousseau. Grande Revue, 10 août 1912.

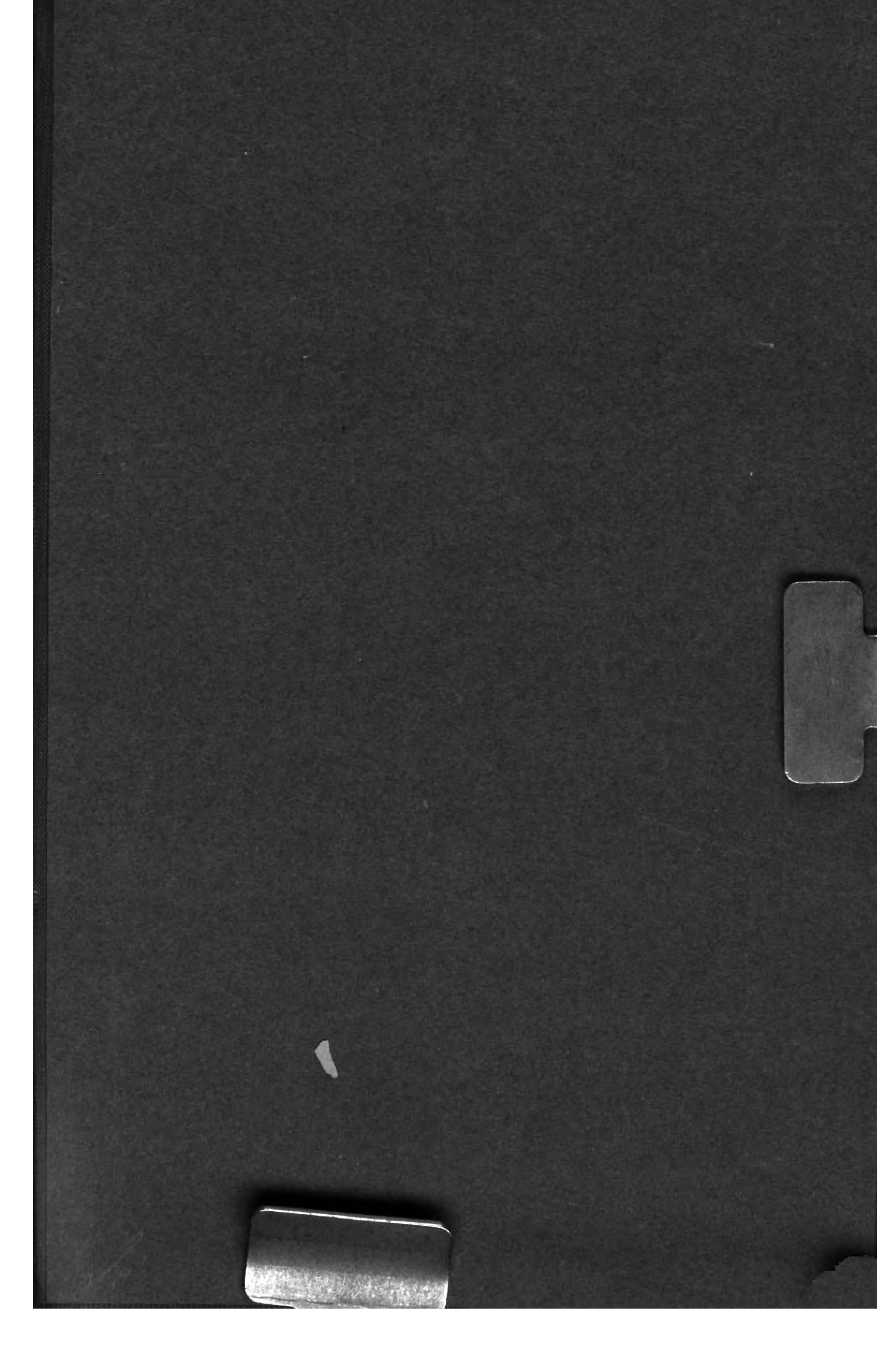
Régis, Prof. Dr., Etude médicale sur J. J. Rousseau. Chronique médicale 1900. Nos 3, 5, 6, 7, 12, 13.
Ritter, Eugène, La famille et la jeunesse de J. J. Rousseau. Paris 1896.
— La parenté de Jean-Jacques Rousseau. Annecy 1902.
Rousseau, Jean-Jacques, Les Confessions. Librairie des bibliophiles. 3 vol. Paris 1905.
— Emile, ou de l'éducation. J. Néaulme. Amsterdam 1762.
— Emil oder Über die Erziehung. Deutsch von Karl Grosse. Leipzig 1872.
— Les rêveries du Promeneur solitaire. Paris 1882.
— Rousseau juge de Jean-Jacques. Dialogue. A. Liechtfield 1780.
Saint-Marc-Girardin, Jean-Jacques Rousseau, sa vie et ses ouvrages, introduction par Ernest Bersot. 2 vol. Paris 1884.
Saint-Pierre, Bernardin de. La vie et les ouvrages de Jean-Jacques Rousseau, édition critique publiée avec de nombreux fragments inédits par Maurice Souriau. Paris 1907.
Sénebier, Jean, Histoire littéraire de Genève 1786. Tome III, p. 252—280.
Streckeisen-Moultou, G., Jean-Jacques Rousseau, ses amis et ses ennemis. 2 vol. Paris 1865.
Union Médicale, La vérité sur la mort de J. J. Rousseau, 1886, p. 17, 49, 65, 97, 209.
— Un mot sur la cause de la mort de J. J. Rousseau, lettre au Dr. Chéreau. 2 août 1866.
Voltaire, Le docteur Pansophe ou lettres de Monsieur Voltaire. Londres 1766.

Druck: Otto Wigand'sche Buchdruckerei G. m. b. H., Leipzig.










UNIVERSITY OF CHICAGO
103 533 867